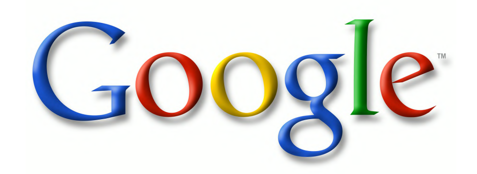
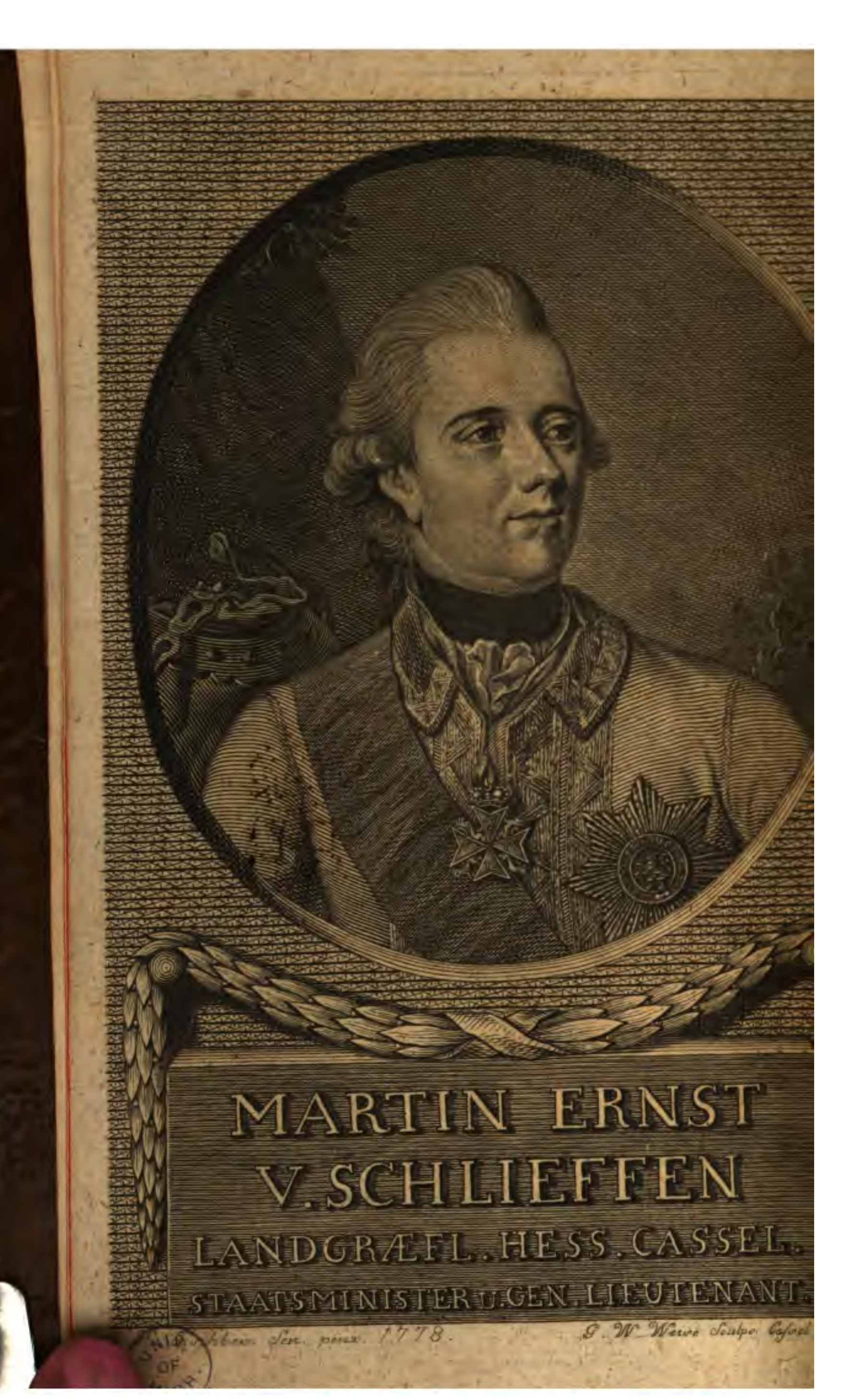



BUILDING
USE ONLY
BUILDING
USE ONLY
BUILDING
USE ONLY

[illegible]

[illegible]

[illegible]


MARTIN ERNST
V. SCHLIEFFEN
LANDGRÆFL. HESS. CASSEL.
STAATSMINISTER u. GEN. LIEUTENANT.
Sen. pinx. 1778.
G. W. Weise Sculps. Cassel

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des ein und siebenzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churfächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1787.

Faculty Research Proj
De Gruyter
2-27-31
23648

Verzeichniß

der im ersten Stücke des ein und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

Der

5. Schöne Künste.

6. Romanen.

7. Mathematik.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

9 Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Neue

10. Gelehrtengeschichte.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

12. Erziehungsschriften.

13. Wiener und andere katholische Schriften.

Ueber

14. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

15. Vermischte Nachrichten.

G. H.

Verzeichniß der recensirten Bücher.

Nachrichten.

England und Italien von J. W. von Archenholz, vormals Hauptmann in Königl. Preuß. Diensten. Leipzig, im Verlage der Dykischen Handlung, 1785. 8. Ersten Bandes erster und zweyter Theil. England, 597 Seiten ohne Vorrede und Inhalt; zweyten Bandes, erster und zweyter Theil, Italien. 372 Seiten.

Ein Werk, das seinem Urheber, so wie Deutschland wahre Ehre macht, voll Geist, voll reifer, unbefangener Beobachtungen und neuer Aufschlüsse in der Geschicht-, Länder- und Völkerkunde. Der Verf. reisete viel, forschte überall mit philosophischem Scharfsinn, und theilte dem Publicum verschiedene seiner Bemerkungen und Resultate schon Fragmentsweise mit. Weil nun diese zu gefallen schienen: so lieferte er im verwichenen Jahre das Ganze, zwey berühmte Länder betreffend, die in aller Rücksicht einander so unähnlich sind, und in deren jedwedem er sich lange aufhielt. Aus Bescheidenheit nennt er seine Arbeit zwar nur Skizze. Dennoch fand Rec. mehr Vollendung, wenigstens mehr Thatsachen, Richtiges und Belehrendes darin, als in manchen, dreyfach so voluminösen Staaten- und

Nationenbeschreibungen. Auch konnte das nicht anders seyn, da Hr. v. A. auf seinen Reisen weder blos sinnlos gaffte, noch enthusiastisch anstaunete, sondern mit kühler Ueberlegung sah, oder vielmehr, was ihm vorkam, im eigentlichsten Verstande studierte, und dabey zu seinem Hauptvorwurf nichts geringeres wählte, als den Menschen in seinen mannichfaltigen, sowohl sittlichen, als politischen Verhältnissen. Daher wir dann sein Buch, als reichhaltige, anziehende und befriedigende Lektür, auch in Betracht der Länder, die er beschreibt, als classisch, selbst Denkern, desto sicherer empfehlen können, da es neben dem Interesse des Stofs, zugleich das Verdienst einer gefälligen Einkleidung, und eines ziemlich guten, wiewohl nicht durchgehends correcten Styls, besitzt.

Der erste Band betrifft, wie schon gedacht, England, und handelt in vierzehn Abschnitten von der Denkungsart und Freyheit der Engländer, derselben Charakter und Aufklärung, dem Flor Großbritanniens, der Stadt London, dem Religionszustande des Landes, dem Nationalgeist der Britten, ihrem Handel und Betriebe, der Vollziehung der Gesetze, der Leichtigkeit, in England Schulden zu machen, der Londner Policey, der Lebensart der Engländer, dem Charakter des Englischen Frauenzimmers, und dem Adel, den öffentlichen Lustbarkeiten, dem jetzigen Zustande Englands in Rücksicht auf Finanzen, Staatsverfassung, Defensivanstalten, Wissenschaften und Künste. Alle diese Rubriken sind durchaus mit Thatsachen und Anecdoten belegt, die insonderheit über die neuesten dortigen Staatsereignisse ausnehmend viel Licht verbreiten. Und wenn gleich der Verf. eigentlich nur London zu beschreiben schein

so muß dennoch erwogen werden, daß diese Brittische Hauptstadt in der That Großbritannien im Kleinen ist. Auch übergeht er nicht, was irgend nur dienen kann, durch London die Nation und England überhaupt kennen zu lernen. Um die Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, zeichnen wir eines und das andere aus.

Erster Abschnitt. Großbritannien ist in allem Betracht von den übrigen Ländern Europens sehr unterschieden, für den philosophischen Beobachter höchst interessant, aber bey weitem noch nicht genug gekannt. — Eine Besonderheit der Denkungsart des Engländers ist, daß er keine Richtschnur seiner Handlungen kennt, als die Gesetze und seinen eigenen Willen. Um das Urtheil anderer bekümmert er sich wenig, und übertritt er die Gesetze nur nicht: so kann er unverwehrt alles thun, was ihm einfällt. — Die Preßfreyheit der Britten ist das große Palladium ihrer politischen Freyheit. Sie wird für die Stimme des Publikums angesehen, und der kühnste Minister wagte noch nie diese Stimme zu überhören, oder zu verachten. — Man hat in England kein Beyspiel, daß Versuche gemacht wären, Gerichtsgeschworne zu bestechen. — Nichts ist auffallender, als die menschliche, äußerst sanftmüthige Art, womit man Verbrecher vor Gericht behandelt. Mit dem 1782 in London hingerichteten französischen Spion la Mothe gieng man um, als wenn an seiner Rettung das Wohl des Staats gelegen hätte. — Eine Hauptursache der Venalität bey neuern Parlamentswahlen ist, daß alle Nabobs (so nennt man spottweise Britten, die in Ostindien reich geworden) sich bey ihrer Zurückkunft nach England sogleich ins Parla-

nicht beleidigen, und deshalb keine Kosten scheuen. — So außerordentlich bey dergleichen Wahlen schon der Tumult, so selten fallen doch blutige Auftritte vor. Noch weniger werden, wie groß oft die Verbitterung ist, Degen oder Pistolen gebraucht. — Sehr charakteristisch ist S. 28 der Vorfall zwischen dem Herzoge von Northumberland und dem Kohlenhändler Smith. — Unter der Administration Lord Chathams wurden weder Ministerialeinflüsse, noch Bestechungen angewandt. Dennoch gieng es den Engländern so nach Wunsche, und nie kannte man weniger Zwistigkeiten. — Oppositionspartheyen sind im Parlament durchaus nothwendig. Der Minister Walpole pflegte zu sagen, wenn sich keine Gegenparthey von selbst fände: so müßte man sie sich durch Geld verschaffen. — Seit der Revolution wurden nie so viele Versuche gemacht, die Königl. Gewalt auszudehnen, als unter der jetzigen Regierung. — Der jetzige König von Großbritannien hat eine besondere Abneigung gegen den Luxus, und ist dabey nichts weniger, als freygebig, ohne jedoch das Geld zu lieben. Kein Monarch in Europa speiset und wohnt so schlecht, wie er, ja man hat in den Vorzimmern zu St. James wohl eher Talglichter brennen gesehen. — Das Bewußtseyn der Freyheit und des Schutzes der Gesetze verursacht, daß der gemeine Mann gegen Vornehme, ja gegen die ersten Männer im Staat nur wenig Achtung zeigt, es sey dann, daß sie sich durch ihr Betragen Popularität erworben haben. Selbst der Königl. Würde wird oft das nehmliche bewiesen. Man sieht den König als die erste Magistratsperson an, die von der Nation bezahlt wird. — Kein Minister, so wie überhaupt kein Großer des Reichs, erwartet, daß ihm ein gemeiner

Mann

Marin auf der Straße auswiche; ja bisweilen sieht man Zweykämpfe von Personen sehr ungleichen Standes, weil man hier den Abstand der Menschen nicht nach unserm Maaßstabe mißt. — Die Begriffe der Engländer von Ehre und Schande weichen von denen sehr ab, die das übrige Europa angenommen hat. Der vorletzte Herzog von Lancaster heyrathete eines Pferdehändlers Tochter. Seine Ehre blieb dabey ungekränkt, und sie hatte den Zutritt bey Hofe, so gut, wie andere Damen. Der letzte Herzog von Bedford bekam bey einem Pferderennen tüchtige Prügel, und doch schloß er 1762 den Frieden zu Versailles. — Einer der heftigsten Parlamentsredner ist Capitain Luttrel, jüngerer Bruder der Herzogin von Cumberland. Als 1777 bey Gelegenheit eines Wortwechsels zwischen ihm und Lord Germaine darauf angetragen ward, jenen nach dem Tower zu schicken, und kein Parlamentsglied den Antrag unterstützte, rief Luttrel selbst: „I second the motion!"

Zweyter Abschnitt. Der Nationalstolz der Engländer ist eine natürliche Folge ihrer Staatsverfassung, da ein jeder blos von den Gesetzen abhängt. — Wenn nicht blos Worte, sondern Thaten die wahre Höflichkeit bestimmen: so ist kein höflicher Volk auf Erden, als die Engländer. Ein Beyspiel davon wird S. 51 angeführt. — Die Scene der deutschen Emigranten in London, S. 53 ff., ist rührend, und zeigt den großmüthigen Charakter der Engländer im schönsten Lichte. — Man bemerkt bey dem gemeinen Volk in Großbritannien mehr Aufklärung und Beurtheilungskraft, als in irgend einem andern Lande. Dies ist eine Wirkung der Preßfreyheit und öffentlichen Blätter, welcher letztern 1780

in London allein wöchentlich drey und sechzig gedruckt wurden, und aus denen die Regierung jährlich über 100000 Pf. Sterling zieht. — Burke soll Urheber der berühmten Junius-Briefe seyn. Der Buchdrucker Woodfall hatte wegen derselben 1770 einen harten Kampf vor Gerichte; aber er bekannte doch den Verfasser nicht. — Die Leidenschaft der Engländer, täglich viele Zeitungen zu lesen, und darüber zu sprechen, ist vielleicht mehr, als sonst etwas, Ursache ihrer ernsthaften Gemüthsart und Ungeselligkeit. — Der bekannte Wilkesische Handel wird S. 71 ff. ausführlich, und zwar sehr zum Ruhme dieses Mannes, erzählt. Um ins Gefängniß zu kommen, mußte er sich verkleiden, weil ihn das Volk durchaus dazu nicht gelangen lassen wollte. — Die Pilory ist eine Strafe, die wegen der üblen Behandlung des Pöbels oft schrecklich, bisweilen aber ganz ohne Schande ist, ja sogar zur Ehre gereicht, wie dann auch der Tower keine fürchterliche Bastille, sondern vielmehr einer kleinen Stadt ähnlich sieht, wo allerley Gewerbe ꝛc. getrieben wird. — Der Vorgang mit dem Lordmajor Crosby, S. 79 ff., wobey Wilkes vormals eine große Rolle spielte, beweiset, wie nachdrücklich man sich oft in England der Landesconstitution selbst gegen die gesetzgebende Macht annimmt.

Dritter Abschnitt. Das südliche Großbritannien ist größtentheils flach, und, das Fürstenthum Wallis, nebst einigen andern Provinzen ausgenommen, beynahe einem Garten ähnlich. — Die geringe Sterblichkeit in den Provinzen, die große Anzahl alter Leute, welche in England leben, so wie die schöne Gesichtsfarbe des Englischen Frauenzimmers,

wor-

worin dasselbe bekanntlich alle Europäerinnen übertrifft, beweisen, daß die Ungesundheit des Clima und die Schädlichkeit des Steinkohlendampfes Chimären sind. — Man weiß in England von keinen Ueberschwemmungen, starken Gewittern, Erdbeben oder Hungersnoth. — Das Gras hat daselbst eine ganz eigene Farbe, ein so schönes Grün, wie man nirgends trifft. Auch ist es viel feiner. — Industrie, Ackerbau, Manufacturen und Fabriken befördert im ganzen Reich kein Collegium, ja aus Pflicht nicht einmal ein einzelner Mensch. Alles geht seinen Gang von selbst. Der Board of trade war ein Ministereinfall, der dem Handel mehr schadete als nützte, daher er auch 1782 wiederum aufgehoben ward. — Zwischen Gravesand und London (also auf höchstens 5 deutschen Meilen) leben einige 100000 Menschen bloß von Beschäftigungen im Hafen. — Die Kohlenbergwerke bey Newcastle wurden allererst im funfzehnten Jahrhundert entdeckt, und sind jetzt wahre Goldminen. — Der Wachsthum der Englischen Städte ist fast allgemein. Stockton, das vor 100 Jahren noch ein Dorf war, schickte 1744 schon 45 Schiffe nach London, und jetzt kommen deren weit über 100 dahin. — Der Krieg und der Verlust von Amerika setzten doch keine einzige Manufakturstadt zurück. Dorchester hatte 1778. 660000 Schaafe. Exeter verkaufte 1779 für eine Million Pfund Sterling Manufakturwaaren. Eben diesen steigenden Flor wird man in Schottland gewahr. Die Stadt Inverneß beschäftigt mit dem Heringsfange 500 Böte und 3000 Menschen. Glasgow allein führt jährlich 30000 Tonnen Hering aus. — Die zahlreichste patriotische Gesellschaft in Europa ist die brittische Societät der Künste, welche William Shipley,

ley, ein Privatmann, 1753 stiftete, und die 1784 aus 8700 Gliedern bestand, unter denen sich fast alle Englische Großen befanden. Ihr Hauptzweck ist die Vervollkommnung des Ackerbaues. Jedes Mitglied giebt 2 Guineen zur Casse, und davon werden oft große Prämien ausgetheilt. — — Den Ueberrest dieses Abschnitts nehmen der berühmte Canal des Herzogs von Bridgewater, Wedgwoods Manufactur in antiken Formen, der Mechanicus Cox, D. Grahams Gesundheitstempel, die Modeköniginn Mrß. Adington, Charlatans und Betrüger aller Art, Bettler, welche die Mildthätigkeit der Engländer auf den londoner Gassen in ungeheurer Zahl erzeugt, worunter jedoch selten ein Britte ist, der nicht zum Pöbel gehörte, Diebesclubben u. dergl. ein.

Vierter Abschnitt. Größe von London. Contrast zwischen der City und dem westlichen Theil der Stadt. Das Eigenthümliche oder vielmehr Vorzügliche der Häuser und öffentlichen Plätze. Steinpflaster. Feuerassecuranz. Nützliche Erleuchtung. Paulskirche und Westminster-Abtey. Anecdote vom leichnam Königs Carl I. — Er ward, als Carl II. den Thron bestieg, entweder aus Irrthum oder aus Bosheit ausgegraben, geschleift, und an den Galgen gehenkt. — Adelphi-Gebäude von Adams, der nebst Chambers vielleicht der größte Baumeister in Europa ist. Pallast des Lordmajors. — Er verräth in allen seinen Theilen das Gewerbe seines Baumeisters, der ein Schiffszimmermann war. — Brücken, Börse und Bankgebäude. Prächtige Kaufmannsladen. Magistrat der City. Des Lordmajors, William Beckford, Patriotismus und Freymüthigkeit, die ihm ein Denkmal zu Guildhall erwarben.

Fünf-

Fünfter Abschnitt. Der Religionszustand Englands. Toleranz der Katholiken, deren es 1778 in London allein auf 40000 Seelen gab, und deren Anzahl zunimmt. Clerisey. Puritaner. Methodisten, eine überaus zahlreiche Secte, deren Stifter Whitfield, vor wenig Jahren starb. Strassenprediger. Sonntagsfeyer, die in England äusserst strenge ist. Märtyrertag Carls I., eine wahre Farce. — Wilkes behauptete im Parlament, daß dieser Tag der glorreichste in den Englischen Annalen sey. Auch fand er sich nicht in der Kirche ein, als sein Amt ihn einmal zu dieser Rolle verband. — Quacker und Herrnhuter. — Beyde Secten verringern sich beständig. — Deismus und Williams deistischer Gottesdienst. Selbstmord nebst einigen Beyspielen davon. — Die Englischen Gesetze betrachten diese Selbstvernichtung (uns deucht, nicht unbillig,) als eine Krankheit des Geistes, die anstatt sie zu bestrafen, Mitleid erregen muß. — Auch Lord Clive nahm sich aus Melancholie das Leben. Juden. — Die Deutschen sind dem Volke sehr verhaßt. — Doctor Falk, ein sogenannter Cabbalist, oder, wahrscheinlicher, starker Chymiker. Goldmacher. — Sie sind gewöhnlich Deutsche. — Linguet. — Er kam nach London, um den Nationalcharakter der Engländer abzuändern. Allein niemand las seine Annalen, und er blieb der Nation völlig unbekannt.

Sechster Abschnitt. Public Spirit, ein Hauptcharakterzug der Britten, und eine in andern Ländern so unbekannte Tugend, daß man in keiner bekannten Sprache einen Namen dafür hat. Eigentlich ist es der Wille, oder das eifrige Bestreben einzelner Menschen, das allgemeine Beste zu bewirken. Selbst

Leute, die zum Pöbel gehören, besitzen diese Tugend in einem nicht gemeinen Grade. — Hospitäler und Stiftungen. — Die große Menge derselben giebt von dem Nationalgeist der Engländer den sichersten Beweis. — Außerordentliche Theilnehmung an öffentlichen Vorfällen, Nationaldenkmäler und patriotische Belohnungen. General Wolfe, vielleicht ein größerer Feldherr, als Marlborough. — Er war nur 36 Jahre alt, als ihn sein Vaterland verlor, das ihn wahrscheinlich nie gekannt haben würde, hätte nicht Pitt seine Verdienste entdeckt, und ihm das Commando übertragen. — Der Herzog von Nivernois bey seinem ersten Nachtlager in England von einem Gastwirth überfallen, und von einer ganzen Stadt gerächt. Großmüthiger Entschluß der Englischen Damen, der Königin Maria Theresia 1742 mit ihren Juwelen beyzustehen, dessen sich die Kaiserin 1771 noch dankbar erinnerte. Züge vom Patriotismus, S. 217 bis 220. Seltenheit der Patrioten unter den Englischen Staatsministern. Lord Chathams, des größten Patrioten, den die Englische Geschichte unter Ministern aufzuweisen hat, Charakter, öffentliches und Privatleben, Beredsamkeit, Tod und Begräbniß. — Er starb in Lord Camdens Armen mit dem Ausruf: „dear Camden, save my country!“

Siebenter Abschnitt. Obgleich die Hauptprodukte, die England ausführt, nur Zinn und Steinkohlen sind; so ist die brittische doch gewiß jetzt die vornehmste Handelsnation. Vorfall zwischen den Herzogen von Bedford und Choiseul bey den Frieden von 1762, die Ostindischen Angelegenheiten betreffend. Englische Kaufleute. — Man macht einen

en sehr wesentlichen Unterschied zwischen einem
aufmanne, der im Ganzen handelt, (Merchant)
d einem Handelsmann, der einen offenen Laden
lt, oder im Kleinen verkauft (Tradesman). Ein
ufmann Sheriff, Parlamentsglied, kurz, alles wer-
n, wozu er Talente hat. Der Name Tradesman
agegen kommt auch Handwerkern zu, von denen
doch viele große Reichthümer und ungeheure Wa-
nlager besitzen. — Haushofmeister der Großen.
Meistersporteln. — Der verstorbene Herzog von
Newcastle verbrauchte in sechs Monathen für 1100
L. St. Fleisch, worunter weder Wildpret noch Fe-
ervieh war. Ohne Ministerialkünste hätte er bey
llen seinen Reichthümern einen solchen Aufwand nicht
nachen können. Inzwischen verstand doch diese Kün-
ste niemand besser, als Lord North, der aber seine
Erpressungen nicht so sehr verschwendete, als zu Be-
stechungen wandte. — Englische Betriebsamkeit
und Leichtigkeit, alles was man braucht, in einem
Augenblick zu haben. — Dies Rafinement geht
ins Unendliche. Die Cabinetmakers halten bestän-
dig einen Vorrath von allen möglichen neuen Mobi-
lien. Die Stationers verkaufen nicht nur Schreibe-
materialien, sondern auch alles, was im weitesten
Umfange irgend zur Schreiberey gehört. Ja die
Undertaker erleichtern den Lebendigen sogar das Be-
graben ihrer Todten. — Banquiers. — Fast je-
dermann übergiebt an solche seine Gelder, nicht auf
Zinsen, sondern blos in Verwahrung, um darüber
stündlich disponiren zu können, und sicher vor Dieb-
stahl und Feuersgefahr zu seyn. — Bank von En-
gland, deren Einrichtung und Choiseuls Entwurf,
sie zu ruiniren. Andere Merkwürdigkeiten, dieselbe

be-

betreffend. Deeds, eine die Menschheit entehrende, Begebenheit.

Weitere Auszüge verbietet der Raum; nur kann Ref. nicht unbemerkt lassen, daß einer seiner Bekannten, der mit dem Ritter d'Eon zugleich in Petersburg lebte, diese problematische Person verschiedentlich unter Umständen gesehen zu haben, versichert, die dessen Mannheit völlig außer Zweifel setzen. —

Der zweyte Band begreift Italien in zwölf Abschnitten, von denen aber, (da wir dem Verf. nicht möglich länger Schritt für Schritt folgen können,) hier nur die Hauptrubriken sind.

Erster Abschnitt. Allgemeine Bemerkungen über Italien und die Italiener.

Zweyter und dritter Abschnitt. Republik Venedig.

Vierter Abschnitt. Mailand, Sardinien, Parma und Piacenza, Ferrara, Bologna, Ancona, Loretto.

Fünfter Abschnitt. Toscana.

Sechster Abschnitt. Genua und Lucca.

Siebenter bis eilfter Abschnitt. Rom und der Kirchenstaat.

Zwölfter Abschnitt. Neapel.

Den größten Theil dieser herrlichen Staaten, insonderheit aber die Päbstlichen, Genuesischen, und Venetianischen, schildert der Hr. v. A. als in jeder Rücksicht äußerst unglücklich, und vielleicht, ob er im Grunde gleich recht hat, mit etwas zu grellen Farben.

ni: Nach dem Verfasser liegen Ackerbau, Industrie, Handlung, Geistescultur, Kriegswesen, Finanzen, Justizpflege, Regimentsverfassung, Denkungsart, Sitten, Wissenschaften, Geschmack, ja die schönen Künste selbst, danieder. Ueberall, außer in Piemont, Mailand, Lucca und Toscana, herrscht der größte Verfall, und nichts ist mehr, wie es zu den Zeiten der Mediceer, Farnesen oder Philipp Doria, geschweige denn der Römer, war. Und wenn man vollends Italien mit dem von unserm Verf. so blühend dargestellten England vergleicht, — — Jedoch wir greifen Niemandem vor, da dies vorzüglich wohlgerathene Werk, allem Anscheine nach, von wenigen nur ungelesen bleiben wird. Uebrigens heißt der Mönch, der zu Portici die Manuscripte entwickelt, nicht Raggio, sondern nach Björnstähl (1 B. 19 Br.) Piaggio, und gegen die Anecdote S. 374 müssen wir erinnern, daß sich im Jahr 1718 zu Neapel ganz und gar kein König, sondern blos ein Spanischer Vicekönig befand.

Nb.

II.

Mémoires pour servir à l'Histoire des Réfugiés François dans les Etats du Roi, par Messieurs *Erman* et *Reclam*. *Tom. I.* A Berlin, chez Jean Jasperd, 1782. 376 Seiten, gr. 8. *Tom. II.* 1783. 382 Seiten. *Tom. III.* 1784. 380 Seiten. *Tom. IV.* 1785. 364 Seiten, mit Chodowieckischen Titel-

Titelkupfern, und einer Dedication an den König.

Die Auswanderung der Reformirten aus Frankreich und ihre Aufnahme in den preußischen Staaten hat für das Reich, welches sie mit einer auf das höchste getriebenen Intoleranz ausstieß, so schädliche Folgen gehabt; und die Vortheile, welche dagegen noch vor dem Verfluß eines Jahrhunderts demjenigen Staate zuwuchsen, der diesen Flüchtigen Schutz und Unterstützung anbot, sind so ausgebreitet, daß die Geschichte davon die Aufmerksamkeit und Bewunderung von ganz Europa verdient. Die größte Wichtigkeit hat sie aber freylich für die glücklichen Nachkömmlinge jener unglücklichen Opfer des eben so unklugen als unmenschlichen Verfolgungsgeistes, und für die zahlreichen französischen Gemeinden, welche in den preußischen Staaten blühen, und nicht nur eine ungestörte Gewissensfreyheit, sondern auch wohlthätige Aufmunterungen und Belohnungen genießen. Eben dieses, nebst dem Umstand der Zeit, da eben hundert Jahre nach der Auswanderung verflossen sind, hat vermuthlich in den beyden französischen Predigern zu Berlin, Hrn. Oberkonsistorialrath Erman, und Hrn. Reclam, den Gedanken rege gemacht, die Geschichte dieser auch für die spätste Nachwelt höchstwichtigen Begebenheit zu beschreiben; und ihre Schrift beweist, daß diese Arbeit in sehr gute Hände gekommen sey. Der Plan ist, so viel man davon aus diesen vier Bänden übersehen kann, geschickt angelegt, und mit Kenntniß der Sache, und mit Untersuchungsgeist ausgeführt. Die Nachrichten sind nicht nur aus Büchern, sondern auch aus Archival-Urkunden, Kirchenbüchern, Briefen u. s. w.

ge-

geschöpft, sorgfältig mit einander verglichen, und das Wahrscheinliche und Gewisse genau von einander unterschieden. Zwar schreiben die würdigen Männer nicht ohne Enthusiasmus, der sie zuweilen zu Ausschweifungen auf Gemeinsätze fortreißt, die Declamationen ähnlich sehen; aber die Unpartheilichkeit des Geschichtschreibers leidet darunter wenig oder gar nichts; es müßte dann da seyn, wo deutscher Geschmack und deutsche Cultur in Vergleichung mit der französischen Nation zu weit herunter gesetzt wird. In diesen und andern Stellen merkt man, daß die Verfasser, obgleich gebohrne Deutsche, ächte deutsche Unterthanen eines deutschen Fürsten, die an Treue und Zuneigung gegen ihr Vaterland Brandenburg keinem andern nachgesetzt zu werden, sich zur Ehre machen, dennoch eine sonderliche Vorliebe für Frankreich und für die französische Nation haben, als ob es noch ihre Nation wäre. So soll z. E., da Joinville schrieb, anderwärts alles so barbarisch gewesen seyn, daß man sichs zur Ehre rechnete, weder schreiben noch lesen zu können (nach T. I. S. 171). Und doch war dies die nehmliche Zeit, da Deutschland seinen Friedrich II. und seine berühmtesten Minnesänger hatte, unter welchen sogar auch ein Markgraf von Brandenburg war. So viel auch Franz I. nachher zur Wiederherstellung der Wissenschaften in Frankreich gethan hat: so nahmen doch auch Deutsche daran Antheil, besonders Melchior Volmar aus Rothweil, der den Calvin und Beza unter seine Schüler zählte. (S. Teissier Eloges T. II. S. 75 f. und T. III. S. 234 dieser Mémoires.) Daß auch Melanchthon einen Ruf dahin erhalten habe, ist bekannt genug, und selbst irgendwo von den Verf. gemeldet.

Der erste Band besteht aus acht Büchern, wovon das erste nach einer kurzen Uebersicht der Reformationsgeschichte den Ursprung und den Wuchs der reformirten Kirchen in Frankreich, die bürgerlichen Kriege und Verfolgungen, die Beschäftigung der reformirten Synoden, und die Geschichte des Edicts von Nantes beschreibt. Das zweyte erzählt die schlechte Beobachtung dieses Edicts, die Gewaltthätigkeit des Kardinals Richelieu gegen dasselbe, die Beschwerden der Reformirten darüber, die Verminderung ihrer Gemeinen, die Vorsprache des großen Kurfürsten für sie, den Anfang ihrer Auswanderung, besonders in das Brandenburgische; nebst den Ursachen; und schließt sich mit der Gründung der französischen Kirche zu Berlin. Da die Austreibung der Reformirten aus Frankreich für alle Zeiten ein bleibendes Denkmal hierarchischer Tyranney ist, auf die man desto aufmerksamer seyn muß, je verschiedener die Gestalten sind, in welche sich dieser Proteus zu verwandeln weiß: so wird ein kurzes Gemälde der abscheulichen Gestalt, welche die Tyranney damals annahm, jetzt, da sie in den Ländern, wo sie noch existirt, eine äußerliche Larve der Sanftmuth anzunehmen sucht, nicht ohne Nutzen seyn. Es mag es ja der jetztlebende Protestant, ja jeder vernünftige Katholik aufmerksam beobachten. Noch bey Lebzeiten Heinrichs IV. war das Edict der Geistlichkeit und dem Parlament unerträglich; das letztere registrirte es erst sechs Monathe nach seiner Bekanntmachung, und jedermann that ungestraft Eingriffe in die Rechte, die den Reformirten durch dasselbe bewilliget waren. Nach seinem Tode wurde durch das despotische Ministerium Ludwigs XIII. jeder Artikel desselben verletzt. Der Kardinal Richelieu verdrehte den Sinn des

Edicts,

Edicts, machte ihnen jedes ihrer Privilegien streitig, gab ihnen bey sich ereignenden Zwistigkeiten ihre Gegner zu Richtern, behandelte ihren Widerspruch als Aufruhr, nahm, wenn man ihnen ohne schreiende Ungerechtigkeit ihr Gesuch nicht abschlagen konnte, zu kleinen Ränken und geheimen Schleichwegen seine Zuflucht, machte, statt der Gerechtigkeit und Billigkeit das königliche Ansehen gültig, nahm ihnen ihre Kirchen und Prediger, unterdrückte die zu ihrer Sicherheit errichteten Gerichtshöfe, beschränkte die Freyheit ihrer Generalversammlungen und Synoden, schloß sie von Aemtern, ja gar von Zünften und Handthierungen aus, nahm ihnen ihre Akademien und Collegien, unterdrückte sogar ihre Schulen, nöthigte sie sogar sich nur katholischer Hebammen und Geburtshelfer zu bedienen, denen man erlaubte, die Kinder zu taufen; man erpreßte von Sterbenden Glaubensbekenntnisse, machte den Verstorbenen das Begräbniß streitig, und hielt nicht einmal Gräber in Ehren; kurz, man beraubte sie aller der Rechte, welche gesunde Politik und Menschlichkeit jedem Bürger, der den Gesetzen unterworfen ist, zu sprechen. Um die Unmenschlichkeit auf das höchste zu treiben, verbot man ihnen, unter Bedrohung der strengsten Strafen, die Auswanderung aus dem Königreich. Weit entfernt, gewaltsame Mittel zu brauchen, brachten die Gedrückten ihre Klagen vor den Thron des Königs; aber sie erhielten Bescheide, die sie nur noch mehr niederschlugen. Man nahm ihnen dreist Freyheiten unter dem Vorwand, daß das Edict nicht ausdrücklich davon rede; ja man gab auch den klaresten Ausdrücken einen Sinn, den nur Treulosigkeit und Schikane darin finden konnten; und wenn man den Gründen der Reformirten nicht widerstehen konnte;

so berief man sich auf das Ansehen des Königs, dem man die Gewalt zuschrieb, die Verordnung des Edicts nach Willkühr zu verändern. Vergeblich waren alle Vorbitten der mit Frankreich verbündeten Mächte, besonders auch des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Der getäuschte König versicherte den Kurfürsten in seiner Antwort, daß er dafür sorge, damit man die Reformirten bey allen ihren bewilligten Privilegien erhielte, und in einer Gleichheit der Rechte mit seinen übrigen Unterthanen leben ließe; ja er fügte hinzu: er sey hiezu durch sein Königliches Wort und durch die Erkenntlichkeit für die Proben ihrer Treue verbunden, die sie ihm bey den letzten Unruhen gegeben hätten. Dennoch dauerte die Verfolgung fort, und noch vor Aufhebung des Edicts von Nantes verliessen viele Reformirte das Königreich, und ließen sich in England, Holland und andern protestantischen Ländern nieder. Insonderheit benutzte der Brandenburgische Gesandte zu Versailles, Hr. von Schwerin, diese Verfolgungen, und bewog viele, sich auf seinen Gütern zu Landsberg niederzulassen, welche vermuthlich in der Folge nach Berlin zogen. Im J. 1685 war schon eine französische Gemeine von ungefähr 100 Personen zu Berlin, die sich, nach dem Widerruf des Edicts, beträchtlich vermehrte.

Das dritte Buch erzählt die fortgesetzten Verfolgungen der französischen Reformirten, beschreibt die für dieselben traurige Lage Europens, schildert den Ehrgeiz Ludwigs XIV. der ihn unduldsam gegen seine reformirten Unterthanen machte, den Einfluß der Maintenon, des Kanzlers Tellier und seines Sohnes, des grausamen Louvois in diese Gesinnung des Königs, die unchristlichen Dragonnaden, und erzählt

zählt die Geschichte der Aufhebung des Edicts von Nantes mit ihren Folgen. Das Wiederrufungs-Edict verbannte die Prediger der Reformirten aus dem Königreich, und bedräuete die mit der Galeerenstrafe, welche sich nach vierzehn Tagen in demselben würden betreten lassen. Da aber dennoch viele von ihnen im Königreich blieben, und es wagten, bey den gottesdienstlichen Versammlungen Amtsverrichtungen vorzunehmen: so folgte die schreckliche Erklärung vom J. 1686. welche die Galeerenstrafe der in Frankreich zurückbleibenden Prediger in die Todesstrafe verwandelte, und die Mannspersonen, die ihnen Hülfe oder Zuflucht geben würden, zur ewigen Galeerenstrafe, die Weibspersonen zur lebenslänglichen Einschliessung, mit Einziehung aller ihrer Güter verdammte. Man setzte einen Preis auf die Köpfe der Geistlichen, und versprach dem 5,500 L. der durch seine Nachricht die Gefangennehmung eines Geistlichen erleichtern würde. Menschlichkeit und Vernunft erhoben aber doch mitten unter diesen Unmenschlichkeiten des schrecklichen Despotismus ihre Stimme in den Herzen mancher erleuchteten Katholiken. Selbst Bischöfe und andere Geistliche verabscheueten die gewaltsamen Bekehrungen, die man durch Strafgesetze bewirken wollte; und manche katholische Privatpersonen öffneten ihren reformirten Mitbürgern Sicherheitsplätze für ihre Person und Vermögen, und erleichterten ihre Flucht. Dies war Trost für die Unglücklichen; aber ein grösserer kam aus der Ferne, durch die Erklärung des grossen Kurfürsten, welche 11 Tage nach Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich verbreitet wurde, und alle Reformirte zur Niederlassung in seinen Staaten einlud. Man liest sie S. 129 folg. nicht ohne Bewunderung der

von Klugheit geleiteten Menschenliebe, mit welcher sie abgefaßt ist.

Das vierte Buch unterhält den Leser mit den Beweggründen Friedrich Wilhelms bey der Aufnahme der französischen Reformirten, und dem damaligen Zustand der Brandenburgischen Länder, und entwirft eine allgemeine Schilderung von dem Charakter der Vertriebenen, damit der Leser einsehe, wie viel der Staat, der sie aufnahm, durch eben diese Aufnahme gewonnen habe. Das Bild ist nach der Wahrheit entworfen; aber das Colorit scheint dem Recensenten manchmal übertrieben. Nach S. 174 soll der gute Geschmack in der Geschichte, der sich seit den Alten verloren hatte, in Frankreich zuerst wieder aufgelebt seyn, und schon unter Ludwig XIII. soll Thuanus das Verdienst des Thucydides, Livius und Tacitus in sich vereinigt haben. Also hatte Deutschland noch vorher keinen Sleidan, Italien keinen Guicciardini, Spanien keinen Sepulveda?

Das fünfte Buch erzählt, wie man den Reformirten die Auswanderung aus dem Königreiche verbot, die Gränzen und Küsten mit Bewaffneten verwahrte, und Frankreich in ein ungeheures Gefängniß für die Unglücklichen verwandelte, die man einmal für allemal bekehren wollte, und wie dennoch viele Tausende die Gitter durchbrachen, mit welchen die Tyranney das Königreich umgeben hatte; wie man auf der andern Seite zwar die Geistlichen von dem Verbot, aus dem Lande zu weichen, ausnahm, auf der andern aber mit einer Art von Grausamkeit bey Galeerenstrafe ihnen nur die kurze Frist von 14 Tagen zu ihrer Auswanderung einräumte, zugleich aber einigen die nöthigen Päße versagte, andern dieselben

zu spät ertheilte, mehrern aber ihre Weiber und Kinder unter den elendesten Vorwänden zurückbehielte. Der berühmte Claude mußte sogar innerhalb 24 Stunden Paris verlassen, weil er sich durch die kluge Vereitlung eines Anschlags zur scheinbaren Wiedervereinigung der Reformirten zu Paris, welcher S. 191 erzählt wird, den besondern Haß des Hofes zugezogen hatte; auch die übrigen Geistlichen zu Paris erhielten nur zwey Tage, um sich zur Auswanderung aus dem Königreiche vorzubereiten. Von weltlichen Personen erhielten einige Vornehme die Erlaubniß aus dem Reiche zu gehen, worunter auch der Marschall von Schomberg war, dem man Portugal zum Aufenthalt anwies, von wo aus er sich nach dem Brandenburgischen begab, und aller der Ehre genoß, die seine Verdienste erwarten konnten. Gegen das Ende dieses Buchs wird aus dem Benoit, der häufig gebraucht ist, die Geschichte der Auswanderungen beschrieben.

Das sechste Buch erzählt die Aufnahme der Flüchtigen an verschiedenen Orten, in der Schweiz, zu Genf, in England, Holland, Hessen, zu Bremen, in den lutherischen Staaten, in Sachsen, zu Frankfurt am Mayn, in Dänemark, zu Altona und Hamburg, in Hannover, Hameln, Zelle, Braunschweig, Bayreuth und Anspach. Bey ihrer Aufnahme in Holland ist das sehr auffallend, daß die Judenschaft zu Amsterdam 40000 Thaler zur Unterstützung der Christen zusammenschoß, welche der allerchristlichste König aus seinem Reiche vertrieb.

Mit dem siebenten Buche kommen die Herren Verfasser zur Hauptsache, und erzählen die Maasregeln, welche Friedrich Wilhelm beobachtete, um

die Flüchtigen in seine Länder zu bringen, und die Vortheile, welche Brandenburg von diesen klugen Anordnungen hatte. Unter jene Maasregeln gehören die Befehle, welche die Brandenburgischen Residenten zu Frankfurt am Mayn, in Holland, zu Hamburg, u. s. w. erhielten, die Flüchtlinge aufzunehmen, mit Geld zu unterstützen, und auf die bequemste Weise weiter zu befördern; die Empfehlungsschreiben des Kurfürsten an die Staaten, durch welche sie den Weg nehmen mußten; und die Anstellung von Commissarien, welche bey dem Eintritt der Ausgewanderten auf den Brandenburgischen Boden sie aufzunehmen, und mit allem Nothwendigen zu versorgen hatten. Die Wohlthaten, die ihnen die Gnade des Kurfürsten wiederfahren ließ, wurden dadurch noch angenehmer gemacht, daß sie zwar alle Vorrechte der Bürger erhielten, aber doch mit den alten Landeseinwohnern nicht vermischt wurden, sondern in Ansehung des Weltlichen und Geistlichen eine Verfassung bekamen, die mit der, an welche sie gewohnt waren, eine Aehnlichkeit hatte. Sie behielten ihre Gerichtshöfe und Consistorien fast eben so, wie sie solche in Frankreich gehabt hatten; und alles wurde mit ihnen französisch verhandelt. Alles dieses reizte in der Folge noch mehrere von dieser Nation auszuwandern, und sich in dem Brandenburgischen niederzulassen. Und so wurden die Brandenburger mit der französischen Sprache bekannter. Die neuen Colonisten errichteten Pensionsanstalten und Schulen, und ihre Prediger beschäftigten sich mit dem Unterricht des benachbarten Adels; und allmählich vereinigte sich die französische Feinheit und Leichtigkeit im Ausdruck mit der Gründlichkeit und dem Tiefsinn der deutschen Schriftsteller. Die Mittel, deren sich der Kurfürst be-

bediente, um die französischen Colonisten in seinen Ländern festzuhalten, werden sehr vollständig erzählt. Sein Land hatte sich noch nicht von der Erschöpfung des dreyßigjährigen Krieges erholt, und der zu machende Aufwand war groß! Die Reisekosten, die Unterhaltung der Armee, die Vorschüsse, die man Handelsleuten, Künstlern, und Feldleuten thun mußte, die Pensionen, die man einem zahlreichen Adel, und einer Menge von Officiren aussetzen mußte, welche man nicht sogleich am Hof und bey der Armee anstellen konnte, erforderten große Summen. Man schlug dem Kurfürsten vor, zu Bestreitung dieses Aufwands seine Unterthanen mit einer außerordentlichen Steuer zu belegen; allein seine Klugheit verwarf diesen Anschlag, und wählte lieber eine freywillige Collecte, zu welcher das königliche Haus 15000 Thaler beytrug, und als einige Provinzen zu kärglich steuerten, und man dem Kurfürsten abermal eine Steuer in Vorschlag brachte, so wählte er lieber väterliche Ermahnungen durch Circularschreiben, die ihre Wirkung thaten.

Das achte Buch nennt und charakterisirt die Personen, welche bey der Niederlassung der Franzosen in dem Brandenburgischen gebraucht wurden — Den Staatsminister, Joach. Ernst von Grumbkow, der zum Generalintendanten der französischen Colonien ernannt war — Den Grafen von Beauveau, der schon lange vorher Frankreich verlassen hatte, und Lieutenant-Colonel in französischen Diensten gewesen war, nun aber als Generallieutenant in Brandenburgischen Diensten stund — Den Cammerherrn, d'Ancheé, der auch schon vor dem Wiederruf des Edicts von Nantes in Berlin war, und den beyden

vor-

vorhin genannten in Besorgung der Colonistenangelegenheiten beygesellt wurde — Den Hrn. von Briquemault, Generallieutenant und Gouverneur von Lippstadt, der die Besorgung der Westphälischen Colonie hatte — Den Herrn von Berchem, der in Magdeburg das Beste der neuen Colonisten besorgte, und den Hofprediger, de Gaultier, der sich vor andern durch seinen Eifer hervorthat. Das Buch und dieser erste Band schließt sich mit einer rührenden Erzählung von der Vorstellung einiger dieser Fremdlinge vor dem Kurfürsten und seiner Gemalin. Unter den Supplementen dieses Bandes ist dasjenige auch für die allgemeine Geschichte merkwürdig, welches einige Urkunden aus den Papieren des oben genannten Hrn. Gaultier liefert, der im Jahr 1685 noch Abgesandter des Prinzen von Oranien an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm war. Aus dieser erhellet, daß damals eine geheime Verbindung der protestantischen Mächte zu ihrer Vertheidigung gegen die Unterdrückung ihrer Religion im Werke war, welche vielleicht die große Revolution in Großbritannien zur Folge hatte.

Der zweyte Band fängt mit dem neunten Buche an, in welchem die Geschichte der Auswanderungen fortgesetzt wird. Metz lieferte den Brandenburgischen Ländern eine große Anzahl von Colonisten — eine Stadt, die neben dem Edict von Nantes auch den Münsterischen Frieden, zum Schutz ihrer Religionsfreyheit zu haben glaubte. David Ancillon, das Haupt der reformirten Geistlichkeit zu Metz, der seine kostbare Bibliothek der katholischen Geistlichkeit zum Raube hinterlassen mußte, fand zu Berlin die gnädigste Aufnahme; während daß man zu Metz die

Bekehrungswuth, ohne Rücksicht auf Alter, Geburt und Verdienste auf das äußerste trieb, und von der Furie des Religionshasses aufgebracht, auch der Todten nicht schonte. Paul Chenevix, der älteste unter den Parlamentsräthen, starb in einem mehr als achtzigjährigen Alter, nachdem er, der Versprechungen und Drohungen des Bischofs, des Gouverneurs und der vornehmsten Parlamentsglieder unerachtet, sich geweigert hatte, die Sacramente der römischen Kirche zu empfangen, und sein Leichnam wurde, wie der Leichnam eines Missethäters, auf Befehl des Hofes auf einer Hurde geschleift. Wenige Jahre nach dem Wiederruf des Edicts von Nantes zählte man zu Berlin allein zwey bis drey Tausend Flüchtlinge aus Metz, und unter ihnen Personen vom ersten Rang und von ansehnlichem Vermögen, so daß man die Summen, die sie ins Land brachten, auf zwey Millionen Thaler schätzt. Viele andere brachten ihren Kunstfleiß mit, welcher noch mehr als Geld ist; insonderheit verdankt man ihnen die Verbesserung der Baumzucht und Gärtnerey. Die Untersuchungen, welche die Verf. dieser Geschichte über die Zahl der reformirten Franzosen, die sich im Brandenburgischen niederließen, angestellt haben, bestätigen die Summe von 20,000 Seelen, die in den Mem. de Brandenbourg angegeben wird. Hierzu kommen noch im Jahr 1699. 14,844 Personen solcher Flüchtigen, die sich zuerst nach der Schweiz gewendet hatten, aber wegen der großen Bevölkerung jenes Landes mit Bewilligung des Kurfürsten in seine Länder zogen, und den übrigen ihrer Nation gleich gehalten wurden; und in den zwey ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts ungefähr 2000 aus dem Fürstenthum Orange. Das Ende des Buchs beantwortet

tet die Frage: Ob die französischen Colonien in dem Brandenburgischen seit dieser Zeit zu- oder abgenommen haben? so, daß das erste aus Gründen wahrscheinlich gemacht wird, in deren Anführung wir uns nicht einlassen können.

Das zehnte Buch handelt von den vornehmsten französischen Kriegsbedienten in den Heeren Friedrich Wilhelms. Unter denselben finden wir Heinrich d'Hallard, genannt Elliot, aus der nämlichen Schottischen Familie, welche England den tapfern Vertheidiger von Gibralter gegeben hat, wovon aber schon vorlängst ein Zweig nach Frankreich verpflanzt worden war. Er trat aus holländischen Diensten in Brandenburgische, war geheimer Kriegsrath, Generalmajor der Infanterie, und erster Commendant aller Festungen an der Peene, und vertheidigte im Jahr 1676 Wolgast gegen die Schweden. — Pierre de la Cave, Generalmajor des Kurfürsten, geheimer Kriegsrath und Gouverneur von Pillau — Den schon oben genannten Grafen Beauveau, der mit Friedrich Wilhelm mehrere Feldzüge gegen den Turenne machte — Den General von Briquemault — Du Plessis-Gourt, Commendant von Magdeburg (Da derselbe mit dem Orden de la Generosité geehrt war: so wird hier im Vorbeygehen gemeldet, daß dieser Orden nicht, wie die gemeine Meynung ist, erst im Jahr 1685 gestiftet sey, weil aus Protocollen und Diplomen erhelle, daß der Orden schon im Jahr 1667 vorhanden gewesen.) — Heinrich von Montgommery, Jeremias de Chauvet, Dole Belgard, verschiedene aus der Familie du Chesnoi — besonders viele Kenner der Kriegsbaukunst, welche damals in Deutschland noch wenig

ge-

gekannt war, und unter diesen Philipp de la Chiese, der die Direction bey der Führung des Canals von Mühlrose hatte, und durch den bequemen Reisewagen, den er nach Paris brachte, Anlaß gab, daß man die nach diesem Muster gemachten Wägen Berlines nannte. Alle diese waren schon vor dem Widerruf des Edicts von Nantes im Brandenburgischen.

Das eilfte Buch handelt von denjenigen Franzosen, welche nach diesem Zeitpunct unter den Truppen des Kurfürsten als Officiers dienten. Man setzt die Zahl dieser neuen Ankömmlinge insgemein auf 500, sie scheint aber nach den angestellten Untersuchungen wenigstens um 100 zu klein zu seyn. Um gegen alle diese Leute, von welchen die meisten in erhabenen Posten und zu einer Zeit gedient hatten, da die Franzosen in der Kriegswissenschaft alle andere Nationen übertrafen, seine Versprechungen zu erfüllen, vermehrte der Kurfürst seine Armee. Unter die namhaftesten gehören Jacob Laumonier, Marquis von Verennes, Lieutenant-Colonel und Commandeur eines Bataillon vom Regiment du Maine, davon die meisten Officiers Protestanten waren, von welchen ihm einige nach Neuholland folgten. Der Kurfürst erhob ihn zum Obristen, und ließ ihm ein Regiment anwerben, welches lauter französische Officiers hatte; auch viele Gemeine waren von eben dieser Nation. Joel von Cornouaud, auch Commendant eines Bataillon du Maine, wurde gleichfalls Obrister — Unter der folgenden Regierung wurde auch ein neues Regiment errichtet, deren meiste Officiers und Soldaten aus Frankreich sich geflüchtet hatten. Officiers, die Alters halber nicht mehr dienen, oder wegen ihres hohen Ranges keinem Regi-

ment einverleibt werden konnten, bekamen verhältnißmäßige Gnadengehalte, und einen höhern Rang, als sie in ihrem Vaterlande gehabt hatten, nebst der Erlaubniß in französischen Colonien zu wohnen. Für die jungen Edelleute, die noch nicht dienen konnten, wurden Cadetenschulen errichtet, welche eine Pflanzschule guter Officierer waren. Mit dem Marschall von Schomberg kam auch eine Menge von französischen Officieren und Edelleuten nach Berlin; und dieser flößte dem Kurfürsten den Gedanken ein, nach dem Beyspiel der französischen Musketaires zu Pferde ein Corps blos aus Edelleuten oder aus Personen von ausnehmender Geburt zu errichten, wovon zwey Compagnien aus lauter französischen Flüchtlingen, und eine aus Deutschen bestund. Der Marquis von Montbrun war erster Capitain dieses Corps, welches man die großen Musketairs nannte; der andere Jacob de Pellet, Herr von Rocoulle. — Um noch mehr von diesen Unglücklichen zu versorgen, die wegen der guten Familien, aus denen sie entsprungen waren, weder als Gemeine noch als Sergeanten dienen konnten, errichtete der Kurfürst aus ihnen ein neues Corps der Grenadiers zu Pferde, welches an der Spitze der großen Musketairs marschiren sollte. Unter dieses wurde niemand aufgenommen, der nicht entweder als Sergeant oder Unterofficier in Frankreich gedient hatte, oder von guter Geburt war. Unter den Ingenieurs genoß Johann Cayart, ein Tochtermann des David Ancillon, und Schüler Roubens, die besondere Gnade des Kurfürsten, der ihn bey Erbauung der großen Brücke zu Berlin, diesem Meisterstück der Baukunst, brauchte. Zu der nämlichen Zeit erhielt sein Land eine neue Colonie der Waldenser, die man theils als Landbauer zu Stendal, theils

u den Manufakturen zu Spandau, theils zu einem Freycorps brauchte, welches wahrscheinlich die Pflanzschule der zwey Piemontesischen Compagnien wurde, die sich in Italien so hervorthaten. Die übrigen französischen Officiers wurden unter verschiedene Regimenter der Armee vertheilet, einige unter die Garde aufgenommen, und die jungen Edelleute, welche die Waffen noch nicht führen konnten, zu Pagen gemacht. In dem Türkenkrieg des J. 1686 zogen viele französische Officiers und Soldaten aus den Brandenburgischen Regimentern als Freywillige nach Ungarn; hingegen verwarf der Kurfürst den Vorschlag, ganze Regimenter von ihnen gegen die Ungläubigen zu schicken.

Von protestantischen Seeleuten haben sich zwar die meisten nach England und Holland geflüchtet; aber der Sturm verschlug auch viele nach dem Brandenburgischen. Auch für diese wußte der weise Kurfürst Rath zu schaffen. Er hatte eine afrikanische Handlungsgesellschaft errichtet, und die dazu bestimmte kleine Seemacht hatte ihren Sitz zu Embden, wobey man alle französische Seeleute nach ihrer Fähigkeit und nach dem Rang, den sie in Frankreich gehabt hatten, gebrauchte. Er hatte sich auch wegen des Negerhandels mit der Dänischen Westindischen Compagnie verbunden, welche ihm die Hälfte der Insel St. Thomas abtrat, woselbst sich auch unter dem Schutz des Kurfürsten viele von diesen Vertriebenen niederließen.

Das zwölfte Buch handelt von den Personen von Adel, die sich aus Frankreich nach dem Brandenburgischen flüchteten, und von ihrer Aufnahme zu Berlin. Nach einer Einleitung von der Menge

des französischen Adels und den verschiedenen Classen desselben, wie auch von den Verfolgungen, welchen unter Ludwig XIV. besonders der zahlreiche protestantische Adel ausgesetzt war, werden die Ursachen erzählt, welche demselben die Aufnahme an dem Hofe zu Berlin erleichterten, und ihm den Aufenthalt daselbst angenehm machten. Die Hauptursache von dem letztern wird in dem guten und geschmackvollen Ton gesucht, der an diesem Hofe schon damals herrschte. Wer von ihnen weder bey der Armee, noch in bürgerlichen Aemtern, noch bey dem Handlungswesen gebraucht werden konnte, der bekam Hofdienste, oder wurde bey Gesandschaften gebraucht, oder doch mit Gnadengehalten unterstützt; wovon verschiedene Beyspiele beygebracht werden.

Der dritte Band liefert im dreyzehnten Buche eine nähere Nachricht von den Bedienungen, mit welchen der Kurfürst den französischen Adel bekleidete. Aus ihm nahm man die Erzieher und Erzieherinnen der Prinzen und Prinzessinnen des regierenden Hauses, Gesandte und Legationsräthe an den vornehmsten europäischen Höfen, deren Namen und Genealogien mit mühsamen Fleiß angeführt sind.

Das vierzehnte Buch beschäftigt sich mit vornehmen Personen vom andern Geschlecht, mit den Gnadengehalten, die ihnen ausgeworfen wurden, mit andern Quellen ihrer Unterhaltung und mit ihren ehelichen Verbindungen, die sie mit angesehenen deutschen Familien trafen. Manche wurden in die protestantischen Stifter aufgenommen, deren eine große Anzahl in den Brandenburgischen Ländern ist, wovon S. 172 folgg. ein Verzeichniß steht. Andere wurden Gouvernantinnen in vornehmen Häusern, denen sie in

An-

sehung ihrer Geburt wenig oder nichts nachgaben, d von welchen sie auf eine ihrer Geburt und ihren igenden gemäße Weise behandelt wurden. Von sen Gouvernantinnen werden die Bekanntesten . 190 f. angeführt. Noch andere wurden berufen, Erziehung deutscher Prinzen und Prinzessinnen Ansehung der Kenntniß der französischen Sprache llkommner zu machen. Bey dieser Gelegenheit wird n Institut zur Bildung guter Gouvernantinnen gewünscht, welches mit dem Potsdamer Institut für me Officierstöchter verbunden werden könnte. Die eiblichen Pensionsanstalten sind auch eine Stiftung er französischen Colonien in dem Brandenburgischen, on welchen man vor diesen Zeiten keine Spur daelbst findet. Die namhaftesten Vorsteherinnen dieser Pensionen werden hierauf genannt, und die französischen Pensionen gegen die Angriffe des Romans Julchen Grünthal in einer Beantwortung vertheidiget. Den Schluß des Buchs macht ein Verzeichniß des französischen Adels, welcher im Jahr 1687 dem Leichenbegängniß des Markgrafen Ludwig, und 1688 Friedrich Wilhelms beywohnte.

Das funfzehnte Buch schildert den Zustand der Gelehrsamkeit in Frankreich unter den Reformirten, den Einfluß, den sie in die Fortschritte des menschlichen Geistes in ihrem Vaterlande und in den Ländern gehabt haben, in welche sie sich flüchteten, nebst dem Zustand der Gelehrsamkeit in dem Brandenburgischen vor und nach dem Widerruf des Edicts von Nantes unter Friedrich Wilhelm. Unter den vielen wahren und scharfsinnigen Bemerkungen, die in diesem Buche vorkommen, wollen wir nur einige auszeichnen. Einem Reformirten, Valentin Conrart, hat Frank-

reich seine Académie Françoise zu verdanken. Er war es, der durch seine Privatgesellschaft den Kardinal Richelieu auf den Gedanken brachte, diese Akademie zu errichten, der die Stiftungsbriefe derselben und ihre ersten Gesetze entwarf, und der, ungeachtet des Hasses des Kardinals gegen die Reformirten, dennoch bis an sein Ende Secretaire der Akademie blieb. — Die nachmalige Madame Dacier hatte dem K. Ludwig XIV. ein Buch dedicirt, und wollte es ihm selbst überreichen; aber niemand wollte es wagen, sie, als eine Protestantin einzuführen. Der Herzog von Montausier, ehedem auch ein Reformirter, wagte es; aber der König wurde durch den Anblick dieser gelehrten Ketzerin beleidigt, bezeugte dem Herzog sein Mißvergnügen, und erklärte, daß er die Erscheinung seines Namens vor hugonottischen Büchern verbieten, und alle Exemplarien derselben Schrift wegnehmen lassen würde. Der Herzog von Montausier, der mit dem Könige dreister redete, als die Könige sonst zu hören gewohnt sind, sagte: Est-ce ainsi, Sire, que vous favorisez les belles-lettres? Je vous le dis hardiment, un Roi ne doit pas être bigot. Er setzte hinzu, er würde der Verfasserin im Namen des Königes danken, und ihr 100 Pistolen schenken; und es würde auf den König ankommen, ob er sie ihm zurücke geben wolle, oder nicht.

Das sechzehnte Buch handelt von den Geistlichen der reformirten französischen Flüchtlinge in dem Brandenburgischen. Diese waren die ersten unter den Gelehrten, welche sich aus Frankreich nach Berlin flüchteten, und größtentheils aus vornehmen Familien, folglich von guter Erziehung und feinen Sitten. Bey dieser Gelegenheit breiten sich die Verf.

f die Geschichte der französischen Kanzelberedsam-
it aus, und beweisen gründlich, daß man ihre Ver-
sserung den Reformirten zu verdanken habe. Zu
m Ende werden die vornehmsten reformirten Kan-
lredner aufgeführt, und ihnen die berühmtesten
tholischen vor dem Bourdaloue und Flechier ent-
gengestellt. Ein lächerliches Gegenbild von jenen
der Capuciner Honoré, und der Augustiner An-
é. Jener brachte einen Todtenkopf auf die Kan-
l, und änderte dessen Kopfputz nach den Personen,
e er vorstellen wollte; bald war es der Hut eines
dvocaten, bald die Krone eines Herzogs oder Gra-
n, bald der Federbusch eines Soldaten, und am
nifigsten der Putz einer Coquette. Dieser sagte,
s die Königin Anna von Oesterreich erst nach ange-
ngener Predigt in die Kirche kam! Soyez la bien ve-
ie, Madame, nous n'en mettrons pas plus grand
)t au feu, und fieng nicht, wie sonst gewöhnlich,
ieder von vorne an. Er verglich auch in einer sei-
r Predigten die vier Kirchenväter, Augustinus,
mbrosius, Hieronymus und den H. Gregorius,
it den vier Königen im Kartenspiel.

Das siebzehnte Buch, mit welchem der vierte
Band anfängt, beschreibt den blühenden Zustand
r Brandenburgischen französischen Kirchen, beson-
rs der zu Berlin, bis an den Tod Friedrich Wil-
elms. Außer den politischen Ursachen trug hiezu
el bey, daß der Hof reformirt, die französische
ßprache und Nation an demselben beliebt war, und
Männer die ersten Aemter des Staats bekleideten, die
re Erziehung durch den Aufenthalt in Frankreich
rvollkommnet hatten, und daß außerdem die fran-
ösischen Geistlichen und die deutschen reformirten

Hofprediger in einer engen Freundschaft stunden. Indessen war doch die französische Kirche zu Berlin noch mit der Hauptkirche verbunden, und von dem deutschen Oberconsistorium in Ansehung ihrer Regierung abhängig. Doch änderte sich dieses Verhältniß unter der folgenden Regierung, wo den französischen Kirchen die Ausübung der französischen Kirchenzucht verwilliget, und für sie ein Oberconsistorium mit eben den Rechten, welche das deutsche Oberconsistorium hat, errichtet wurde.

Das achtzehnte Buch macht uns mit den französischen Rechtsgelehrten bekannt, welche sich unter Friedrich Wilhelm in dem Brandenburgischen niederließen. Nach einigen wichtigen Betrachtungen über die Toleranz der Regierungen, wo gezeigt wird, daß weder in der katholischen Kirche, noch sonst in einem Staat, wo eine Religion die herrschende heißt, eigentliche Toleranz seyn könne, werden die französischen Rechtsgelehrten angeführt, deren Religion der herrschenden Parthey theils verdächtig, theils öffentlich entgegen war. Die Reformirten besassen zur Zeit des Wiederrufs des Edicts von Nantes viele Civilämter; manche hatten auch ihre Dienste gekauft; und alle wurden derselben durch grausame Befehle des Hofes beraubt. Einige begiengen die Schwachheit, die Religion zu verändern, um ihre Aemter zu behalten. Viele aber wanderten nach Holl. und England; einige auch noch dem Brandenburgischen. Für diese war die Unwissenheit der deutschen Sprache ein Hinderniß, daß sie bey Justizcollegien nicht angestellt werden konnten. Dagegen aber brauchte man sie zu Legationsräthen; man gab sie den Staatsministern zu, welche für die Einrichtung der Colonien zu sorgen hatten,

n, und machte sie zu Mitgliedern des sogenannten
ommissariats, zu Richtern der Colonien; und die
ngern unter ihnen zu Sekretairen des Kurfürsten,
n aus ihnen die Richter der Colonien nachzuziehen.
ie vornehmsten derselben sind am Ende genannt.

Das neunzehnte Buch handelt von Aerzten, Bundärzten, Apothekern und Hebammen dieser Naon. Die Verf. gehen von dem Unsinn der Intolenz aus, mit welchem man den reformirten Aerzten ie Praxis verbot, da man doch in den finstersten eiten die jüdischen Aerzte duldete, und selbst die Muhamedaner, Juden und Christen die Arzneykunst nter sich ausüben lassen. Sie zeigen uns, die kaholische Geistlichkeit habe durch dieses Verbot eine elegenheit zu einer Verfolgung gesucht, die den Zein der Barbarey würdiger, als des Jahrhunderts udwigs XIV. war. Fanatische Geistliche hätten ämlich die Krankenbetten der Sterbenden belagert, nd diese Augenblicke, in welchen die Seele nicht mehr rey denken kann, benutzt, um sogenannte Bekehrunen zu bewirken; sie hatten die Kranken durch Anhaln und Drohen genöthiget, die Sacramente zu empfangen, und sich alsdann gerühmt, sie wieder in den Schoos der Kirche zurückgebracht zu haben. Diese Künste hätten sie nicht so leicht ausüben können, wenn eformirte Aerzte da gewesen wären. Ja man habe n den letzten Stunden des Königs eine Erklärung on ihm erschlichen, welche den Aerzten befahl, bey em zweyten Besuch die Kranken zu verlassen, welche icht abschwören wollten. — Von denen Aerzten, elche auswanderten, kamen auch einige nach Berin, und in die andern Colonien. Die berühmtesten waren Jacob von Gaultier, der Stifter einer An-

stalt, die auch in Frankreich üblich ist, und Marmite heißt, wodurch Arme, Alte und Wöchnerinnen mit Brühen versorgt werden — Alexander Brazi — Isaac Roussel, erster Arzt des Hospitals für arme Kranke und dürftige Alte — Samuel du Clos, Erfinder eines Fieberpulvers, welches von ihm den Namen hat — Daniel Duncan u. s. w. Von den Wundärzten, welche nach Berlin kamen, war Franz Charpentier der berühmteste, Oberchirurgus der kurfürstlichen Hospitäler, und unter der folgenden Regierung Generalchirurgus der Armeen. — Die geflüchteten Apotheker, die sich als solche legitimirten, erhielten die Erlaubniß, ihre Kunst ohne weitere Prüfung auszuüben, und bereiteten nicht nur die verordneten Arzneyen, sondern gaben sie auch, nach der Sitte ihres Vaterlandes, den Kranken ein, und erstatteten den Aerzten über ihre Wirkung Bericht. Die Hebammen fanden in Berlin außerordentlichen Credit, und eine von ihnen wurde oft von Prinzessinnen und Damen vom ersten Range gebraucht.

In dem zwanzigsten Buche ist die Rede von Gelehrten ohne besondern Beruf, welche die Verfolgung in das Brandenburgische trieb. Hier bekommen in einer weitläuftigen Digression unsere Bücherschreiber von Profession ohne Aemter und Weltkenntniß allerley nützliche Erinnerungen. Noch vor der Auswanderung berief der Kurfürst den Joh. Baptista von Rocoles zum Geschichtschreiber, er kam aber in seiner Brandenburgischen Geschichte, die noch ungedruckt ist, nur bis auf Joachim II. und gieng nach Holland. Unter Friedrich I. wurde Anton Teissier Historiograph und Legationsrath, der Puffendorfs

Leb

den Friedrich Wilhelms ins Französische übersetzte, e auch noch im Manuscripte liegt, und einige kleine :chriften über die Geschichte des Landes herausgab. uch Carl Ancillon war Historiograph: man hat der von ihm weiter nichts, als seine Histoire de établissement des Réfugiés, und wenige Kleinigkeiten zur Landesgeschichte. Einige andere wurden Lehrer der Prinzen des Kurfürsten, oder fanden Versorung bey den französischen Akademien, welche der Kurfürst schon vor dieser Zeit zur Erziehung des jungen Adels errichtet hatte. Noch andere wurden zu Frankfurt an der Oder untergebracht. Phil. Naudé, dessen Familie noch blühet, wurde Professor der Mathematik zu Joachimsthal, und Lehrer der Edelknaben; und Larrey wurde Legationsrath mit einer Pension.

Das ein und zwanzigste Buch giebt Nachricht von den geflüchteten Künstlern. In den bildenden Künsten wurden die Reformirten in Frankreich von den Katholiken aus Ursachen übertroffen, die in Religionsgrundsätzen zu suchen waren. Indessen erhielt doch Berlin aus Frankreich ein paar gute Maler, Abraham Ramondon, und die zween Brüder, Jean Pierre und Ami Huaut. Die Zahl der Baumeister, wovon S. 247 f. einige angeführt sind, war größer.

Das zwey und zwanzigste Buch, welches den Einfluß der Vertriebenen auf Brandenburgische Handlung und Manufakturwesen schildert, ist weit reicher. In Frankreich hatte unter Colbert Handlung und Manufakturwissenschaft ihre schönste Periode; und die

stalt, die auch in Frankreich üblich ist, und Marmite heißt, wodurch Arme, Alte und Wöchnerinnen mit Brühen versorgt werden — Alexander Brazi — Isaac Roussel, erster Arzt des Hospitals für arme Kranke und dürftige Alte — Samuel du Clos, Erfinder eines Fieberpulvers, welches von ihm den Namen hat — Daniel Duncan u. s. w. Von den Wundärzten, welche nach Berlin kamen, war Franz Charpentier der berühmteste, Oberchirurgus der kurfürstlichen Hospitäler, und unter der folgenden Regierung Generalchirurgus der Armeen. — Die geflüchteten Apotheker, die sich als solche legitimirten, erhielten die Erlaubniß, ihre Kunst ohne weitere Prüfung auszuüben, und bereiteten nicht nur die verordneten Arzneyen, sondern gaben sie auch, nach der Sitte ihres Vaterlandes, den Kranken ein, und erstatteten den Aerzten über ihre Wirkung Bericht. Die Hebammen fanden in Berlin außerordentlichen Credit, und eine von ihnen wurde oft von Prinzessinnen und Damen vom ersten Range gebraucht.

In dem zwanzigsten Buche ist die Rede von Gelehrten ohne besondern Beruf, welche die Verfolgung in das Brandenburgische trieb. Hier bekommen in einer weitläuftigen Digression unsere Bücherschreiber von Profession ohne Aemter und Weltkenntniß allerley nützliche Erinnerungen. Noch vor der Auswanderung berief der Kurfürst den Joh. Baptista von Rocoles zum Geschichtschreiber, er kam aber in seiner Brandenburgischen Geschichte, die noch ungedruckt ist, nur bis auf Joachim II. und gieng nach Holland. Unter Friedrich I. wurde Anton Teissier Historiograph und Legationsrath, der Puffendorffs

Leben

leben Friedrich Wilhelms ins Französische übersetzte, die auch noch im Manuscripte liegt, und einige kleine Schriften über die Geschichte des Landes herausgab. Auch Carl Ancillon war Historiograph: man hat aber von ihm weiter nichts, als seine Histoire de l'établissement des Réfugiés, und wenige Kleinigkeiten zur Landesgeschichte. Einige andere wurden Lehrer der Prinzen des Kurfürsten, oder fanden Versorgung bey den französischen Akademien, welche der Kurfürst schon vor dieser Zeit zur Erziehung des jungen Adels errichtet hatte. Noch andere wurden zu Frankfurt an der Oder untergebracht. Phil. Naudé, dessen Familie noch blühet, wurde Professor der Mathematik zu Joachimsthal, und Lehrer der Edelknaben; und Larrey wurde Legationsrath mit einer Pension.

Das ein und zwanzigste Buch giebt Nachricht von den geflüchteten Künstlern. In den bildenden Künsten wurden die Reformirten in Frankreich von den Katholiken aus Ursachen übertroffen, die in Religionsgrundsätzen zu suchen waren. Indessen erhielt doch Berlin aus Frankreich ein paar gute Maler, Abraham Ramondon, und die zween Brüder, Jean Pierre und Ami Huault. Die Zahl der Baumeister, wovon S. 247 f. einige angeführt sind, war größer.

Das zwey und zwanzigste Buch, welches den Einfluß der Vertriebenen auf Brandenburgische Handlung und Manufakturwesen schildert, ist weit reicher. In Frankreich hatte unter Colbert Handlung und Manufakturwissenschaft ihre schönste Periode; und die

Reformirten hatten daran den größten Antheil. Mit Verachtung der Edicte und des königlichen Worts hatte man sie allmählich von bürgerlichen und Hofdiensten ausgeschlossen; man duldete sie kaum beym Kriegsdienst, und legte ihnen bey Beförderungen unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Sie wandten sich also auf die Seite der Finanzen und des Handels, und zeigten sich darin desto thätiger, verständiger und redlicher, da dieses ihre einzige Hülfsmittel waren. Die schönsten Manufakturen in den Provinzen waren in ihren Händen. Hingegen waren die Wollenmanufakturen der Mark im gänzlichen Verfall; und die Colonisten aus Languedoc und Sedanois, wo die Wollenmanufakturen am blühendsten waren, kamen eben zur rechter Zeit. Weniger kamen aus der Normandie und Picardie, welchen Provinzen England zur Flucht gelegener war. Die im Manufakturwesen geschickten Kaufleute, nebst den Fabrikanten von aller Art, die für sie gearbeitet hatten, erweckten besonders die Aufmerksamkeit des grossen Kurfürsten. Er errichtete das Handlungscollegium zu Berlin, welches theils aus Personen bestand, die sein Land mit seinen Hülfsquellen kannten; theils aus vertriebenen Franzosen, die im Handlungs- und Fabrikenwesen erfahren waren, und den Charakter der Colonisten, und den Zustand der französischen Manufakturen die den neuen Einrichtungen zum Muster dienen sollten, hinlänglich kannten. Man wählte die Städte, die für Wollenmanufakturen am bequemsten lagen. Magdeburg erhielt Manufakturen von Tüchern, Ratine, Serge de Rome, Espagnolettes und Droguets, Hut- und Strumpfmanufakturen. Jährlich wurden daselbst 18000 Duzend

wollene Strümpfe verarbeitet, und größtentheils exportirt. Die Sache wurde hernach durch die Ankunft eines geschickten Arbeiters erleichtert, der im Brandenburgischen die ersten Strumpfweberstühle verfertigte; dergleichen auch nachher zu Berlin gemacht wurden. Der Kurfürst unterstützte die Manufacturiers auf alle mögliche Weise. Er überließ den Errichtern von Fabriken verschiedene öffentliche oder Privatgebäude, über die er disponiren konnte, zum Gebrauch, um daselbst ihre Fabriken anzulegen, und eine gewisse Anzahl von Arbeitern einzuquartiren; und ließ zu Magdeburg eine Walkmühle für die Manufacturiers der Colonie erbauen. Zu Halle setzte sich Abraham Valery aus Languedoc. Dieser gewann durch seine Kenntniß des Fabrikenwesens und durch seine Rechtschaffenheit das Vertrauen des Kurfürsten dermaaßen, daß er ihm ein Haus für 2550 Thaler kaufen ließ, ihm 2000 Thaler zur Erbauung eines Fabrikhauses anwies, und beträchtliche Vorschüsse that, die er in kurzer Zeit zurückzahlen konnte. Er hatte 50 Strumpfweberstühle und 300 Spinnerinnen in Arbeit. Gaspard le Clerc errichtete eben daselbst eine große Manufaktur von Wollen, Sammet u. s. w. Zu Brandenburg ließen sich viele Manufakturiers aus der Normandie nieder, die, ungeachtet der ansehnlichen Summen, die sie aus Frankreich gerettet hatten, dennoch von dem Kurfürsten Unterstützung erhielten, um ihren Anlagen mehr Festigkeit zu geben. Dorthin brachte ein Färber aus Rouen die Kunst in Scharlach zu färben. Die Tuchmanufacturen daselbst waren lange im Flor. Zu Frankfurt an der Oder sahe man auch bald schon Wollenfabriken. Viele setzten sich in Westphalen,

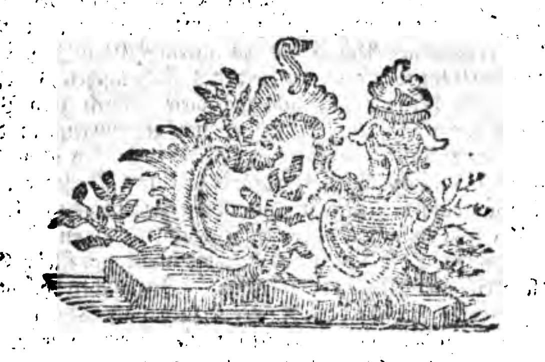
be-

besonders zu Soest. Nach Berlin kam die größte Menge von Tuchmachern, Strumpfwebern und Hutfabrikanten, die auf eigene Rechnung arbeiteten und verkauften. Der Kurfürst belohnte die freygebig, welche ihm ein Produkt ihres Kunstfleißes vorzeigten; und soll das erste Paar zu Berlin verfertigter Strümpfe von Wolle mit 100 Thalern belohnt haben. Die dort aufgenommenen Franzosen waren in den ersten Jahren fast die einzigen, die sich dort mit Verarbeitung und dem Vertrieb der Wollenwaaren beschäftigten; und wie ihre Waaren Sachen von der äußersten Nothwendigkeit waren, und von ihnen wohlfeiler gegeben werden konnten, als sie bisher Fremde geliefert hatten: so wurde der fleißige französische Arbeiter leicht ein wohlhabender Fabrikant; zumal da neben dem Fleiß strenge Oekonomie und Sparsamkeit bey den neuen Colonisten herrschend war. Die großen Handlungshäuser, welche die französischen Colonisten zu Berlin errichteten, trugen viel dazu bey, die Manufakturen auf einen blühenden Fuß zu setzen, und dabey zu erhalten. Diese Häuser schlossen Verbindungen mit ganz Deutschland und den Nordischen Reichen, und exportirten die Waaren häufig. So bekam die Handlung Brandenburgs durch die Ankunft der Colonisten ein neues Leben, und schon im ersten Jahr des gegenwärtigen Jahrhunderts zählte man zu Berlin 84 große und kleine Wollenmanufakturen, welche viele tausend Hände beschäftigten. Und so war es nach Proportion in allen Städten, wo die Regierung Colonisten angelegt hatte. (Das Lob, welches den französischen Refugirten hierin mit Recht gebühret, bleibt unverkümmert, wenn man bemerkt, das pfälzische und schweizerische Colonisten an dieser glück-

glücklichen Veränderung der Industrie in Brandenburg sehr vielen Antheil hatten, und daß schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Holländer, und gegen das Ende desselben, Sachsen, die mit den Gebrüdern Böse aus Leipzig kamen, sehr wichtige Manufakturen anlegten.)

In dem folgenden Bande sollen die weisen Maasregeln der Regierung erzählt werden, die Fortdauer dieser neuen Anlagen zu befestigen.

VI.



Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

D. *Antonii Block*, Dioeceseos in Cimbria Ripensis Episcopi ac Superintend. *Chronotaxis* scriptorum divi Pauli. Flensburgi et Lipsiae, in officina libraria Kortii. 1782.

Diese Schrift sollte gleichsam eine Danksagung des Verfassers für die an ihn ergangene Einladung der Kopenhagener Universität zu ihrem dritten Jubiläum seyn. Da dem Verfasser die Zeit des akademischen Jubelfestes zu nahe heranrückte, und doch diese Schrift zum Vertheilen fertig seyn sollte, so sah er sich gezwungen, in der Mitte seines Buchs abzubrechen. Er erbietet sich aber am Ende desselben, das noch Rückständige einem Verleger umsonst zu überlassen. Vermuthlich ist die Zeit her dies seltene Anerbieten schon mit Freuden angenommen worden.

Man kann der Arbeit des Bischofs unmöglich Fleiß, Gelehrsamkeit und Nutzen absprechen. Inzwischen möchten manche Sätze, welche der Hr. Verf. zuerst als Vermuthungen wagt, in der Folge aber in der Reihe bewiesener Sätze aufstellt, und wohl gar zur Grundlage neuer Hypothesen nützet, so wie überhaupt die große Vaterliebe desselben für seine Hypothesen — und manche dogmatische und exegetische Anmerkungen nicht nach dem Geschmacke der meisten Leser seyn. Durch einen Auszug hoffen wir den Leser in den Stand zu setzen, ein eigenes Urtheil zu fällen. In den prolegomenis §. 1 — 8 wird Paulus als Schriftsteller überhaupt, als Kirchenschriftsteller, und inspirirter Schriftsteller gewürdigt — von der Authentie und Integrität, so wie von der besten Art, die Paulinischen Schriften zu lesen, und von dem, was der

der Verfasser in seiner Schrift zu leisten gedenkt, gesprochen. Ob der Verf. Paulum nicht zu gelehrt mache, mag der Leser beurtheilen. Ecquis autem, sagt er p. 25, in scriptis Pauli *Philosophum*, *Biographum*, *Geographum*, hominem limatissimi iudicii, virum bonum, dicendi peritum, *verumque* adeo *Oratorem* aut frustra desideret, aut non agnoscat? Er behauptet auch, Paulus hätte, ehe er zu den Orientalischen und Occidentalischen Völkern gereiset sey, ihre Sitten, Gottesdienst, σοφιαν und γνωσιν, studirt und vollkommen inne gehabt, weil er es sonst nicht hatte wagen können, ihren Aberglauben zu bestreiten. (Allein, gewiß nicht auf seine menschliche Kenntniß und Ueberlegenheit in der damaligen Philosophie heidnischer Völker, sondern auf seine Beweise des Geistes und der Kraft gestützt, gieng er aus, das Ev. zu predigen. Während seines Umgangs mit den Heiden lernte er freylich auch ihre Philosophie kennen, und suchte als ein einsichtsvoller Mann alle Gelegenheiten und Veranlassungen, wie zu Athen, zu nützen, um vom Christenthum zu reden und es zu empfehlen. Und wenn P. von der γνωσει, φιλοσοφια und ανθρωπινης σοφιας λογοις gering spricht, so thut er dies, nachdem er schon Umgang mit heidnischen Völkern gehabt, und den Gehalt dieser Waare hatte kennen lernen. Das Sprichwort ist also schlechterdings bey P. unanwendbar: ars non habet osorem etc.) Die Theopnevstie Pauli gründet der Verf. unter andern auf den Ausspruch Petri 2 Pet. 3, 15. wo κατα την αυτῳ δοθεισαν σοφιαν seine göttliche Erleuchtung heißen soll. Zwar hat der Herr Verf. keinen exegetischen Grund von dieser Erklärung gegeben, aber wohl gezeigt, daß eine solche Auslegung seinem von der Inspiration zu führenden Beweis wohl zu statten käme. — Bey der Abhandlung von der Integrität der Paulinischen Schriften tritt der Verf als Gegner des Hrn. Ritter Michaelis auf, und sucht zu beweisen, daß nie eine inspirirte Schrift — auch von P. keine — verloren gegangen sey. — Michaelis gründet seine Meynung von verlaren gegangenen inspirirten Schriften auf die geübte Schreibart Pauli, und die Stellen 2 Petr. 3, 15 und 1 Cor. 5, 9. — Was er gegen den ersteren Grund vorbringt, ist von gar keinem Gewicht: — auch ist jenem dogmatischen Entwurf schon hinlänglich vom Hrn. Ritter begegnet: Quodsi πασα γραφη θεοπνευστος illo tanquam essentiali attributo, gaudeat, ut sit ωφελιμος προς — — — sequitur, ut qui tollit γραφην quandam θεοπνευσταν,

ον, tollat quoque ὠφέλειαν, qua carere nequit ὁ Θεοῦ ἄνθρωπος etc. In Ansehung 2 Petr. 3, 15. nimmt der Verf. nach der gewöhnlichen Erklärung kein wörtliches citatum an — sondern hält es für eine allgemeine Hinweisung auf P. Schriften, wo die Materie auch ausgeführt sey. Hingegen über die 1 Cor. 5, 9. verspricht der Hr. Verf. eine neue Auflösung zu geben, welche er auch S. 167 bey seiner Abhandl. über den 1 Br. an die Corinth. giebt. Sie besteht darin, daß von Paulo auf den 2 Br. an die Thessalonich. hingewiesen werde: denn in demselben kämen C. 3, 14 jene angeführten Worte vor. Mit Recht könnte Paulus sagen, er hätte in jenem Brief den Corinthiern geschrieben, weil sich der 2te Brief an die Thessalonicher damals schon in dem Kanon der Korinthier befunden habe. Dies schließt der Verf. mit Zuverläßigkeit daraus, weil P. seinen Br. an die Thessal. zu Korinth geschrieben, und folglich für eine Abschrift dieser neuen theopnevstischen Schrift für die Gemeine werde gesorgt haben. — §. 7. tröstet sich, wie dem Rec. dünkt, der Verfasser zu frühzeitig: rata proinde atque salva sit nobis haec thesis: nullum dari scriptum θεόπνευστον, quod non sit canonicum, nec canonicum, quod non sit θεόπνευστον. Ueber einige seichte und gar zu weit hergeholte Gründe dieses §, womit der Bischof die studiosam juventutem zur fleißigen Lectüre der Paulinischen Schriften ermuntert, gehet der Recens. hinweg. §. 8. handelt der Verf. von der nützlichen Einrichtung der Lektüre der Schriften Pauli, und bestimmt, in wie fern er eine chronotaxin derselben zu liefern gedenke: nämlich nicht so, daß er das Jahr jeglichen Briefs nach der christlichen Zeitrechnung, oder nach dem Leben und Lehramt Pauli angeben wolle, sondern so, daß er aus der Apostelgeschichte und den Paulinischen Briefen solche Angaben sammlen wolle, woraus sich das verhältnißmäßige Alter seiner Briefe, wo nicht unzweifelhaft gewiß, doch höchst wahrscheinlich darthun lasse, so, daß man bey jedem Briefe zu sagen im Stande sey, der wie vielste derselbige in der Ordnung sey, welcher eher, welcher später sey geschrieben worden. Unter andern Gründen, weswegen der Verfasser die Schriften Pauli der Zeitfolge nach, will gelesen haben, war dieser dem Rec. sehr auffallend: weil sich ein Brief Pauli an den andern anschließe, einer oft die Vordersätze, der andere die Folgerungen daraus und weitere Ausführungen enthalte. Eine Idee, auf welche der Verf. öfters in seinem Buche zurückkömmt, die

aber

aber dem Augenschein geradezu widerspricht, indem die Briefe Pauli nicht den geringsten systematischen Zusammenhang, weder im einzelnen, noch im ganzen haben, und alle den Charakter zufälliger, auf besondere Veranlassungen geschriebener Briefe an sich tragen.

Mit dem 9ten §. kömmt der V. seinem Endzweck näher: Er nimmt an, daß die Ordnung, in welcher die Paulinischen Briefe in den jetzigen Ausgaben des N. Test. auf einander folgen, nicht die Zeitordnung, in welcher sie geschrieben worden, beobachte, sondern sich nach dem verhältnißmäßigen Rang und Ansehen der Gemeinden und Personen richte, an welche sie geschrieben sind. §. 10. stellt der Verf. die Schriften Pauli der Reihe nach hin, wie er sie der Zeitfolge nach auf einander ordnen zu müssen glaubt, und stellt darneben die Zeitfolge, welche Michaelis annimmt. Wir wollen nur die seinige hersetzen. 1) 1ster Brief an die Thessalonicher. 2) 2ter Brief an die Thessalonicher. 3) Br. an die Galater. 4) 1ster Brief an die Korinthier. 5) 2ter Brief an die Korinthier. 6) Brief an die Römer. 7) Brief an die Philipper. 8) An die Kolosser. 9) An Philemon. 10) An die Hebräer. 11) An den Titus. 12) 1ster Brief an den Timotheum. 13) Brief an die Epheser. 12) 2ter Brief an den Timotheum. —

§. 11. Paulus hat vor dem sogenannten Jerusalemschen Konzilium keine theopnevstische Schrift geschrieben. Recensent sagte lieber, wir haben keine Schrift von Paulo von dieser Zeit: denn daraus, daß wir von frühern Zeiten weder Brief noch Spur eines Briefes haben, zu behaupten, P. hat auch während der ganzen Zeit keinen Brief in kirchlichen Angelegenheiten geschrieben, das scheint viel zu weit geschlossen zu seyn. Denn folgendes Argument a priori ist doch gar zu hinkend, da es a posteriori beynahe widerlegt werden kann. Es wäre, sagt der Verf., sowohl unschicklich, als auch ohne Nutzen gewesen, und hätte beynahe unverschämt gelassen, wenn P., ehe er von den übrigen Aposteln, die doch von Jesu die Oberaufsicht über die Kirche übertragen bekommen hätten, feyerlich zum Mitapostel wäre erwählt und bestimmt worden, der Kirche Jesu hätte Gesetze vorschreiben wollen. Diese Macht hätte er erst durch die öffentliche Ordination zum Apostel erhalten. Stund nicht Paulus gleich nach seiner Bekehrung als mündlicher Lehrer der christlichen Gemeine

War das nicht unschicklich, unverschämt, ohne Nutzen, so kann man das auch nicht von einem schriftlichen Unterricht sagen, besonders, wenn er an Personen gerichtet war, welchen seine Bekehrung bekannt worden war, und die schon mündlichen Unterricht von ihm erhalten hatten. — Ferner, Paulus leitet sein Apostelamt gar nicht von seinen Mitaposteln ab: vielmehr widerspricht er dieser Deutung gerade zu Gal. 1, 1. und behauptet, dasselbe nicht von Menschen oder durch Menschen, sondern unmittelbar von Jesu Christo überkommen zu haben. — Aus eben dem Grunde kann Rec. die Epochen nicht gut heißen, die der Hr. Verf. in dem Leben des Apostels nach seiner Bekehrung macht. Er stellt ihn erstens als Privatmann in Arabien, Damaskus, Jerus., Tarsus auf. (Nicht doch! Er trat damals schon nach klaren Aussprüchen der Apostelgeschichte als Lehrer auf.) Zweytens, als Barnabas Mithelfer im Lehramt zu Antiochien, Jerusalem. Drittens als öffentl. bestellten Missionair nebst Barnabas. Viertens als Apostel — anerkannt und deklarirt im Konzilio zu Jerusalem. §. 12. Die Schriftstellerepoche Pauli nimmt ihren Anfang von seiner feierlichen Anerkennung und Erklärung zum Mitapostel. Dieser Zeitraum wird wieder in vier Perioden abgetheilt: 1ste Periode, vor seiner Gefangenschaft zu Rom. 2te, zwischen der ersten und zweyten Gefangenschaft. 3te, während seiner ersten Gefangenschaft. 4te, während der letzten Gefangenschaft. Jeder Periode räumt der Verf. ein Kapitel ein. Diese Schrift begreift aber nur das erste Kapitel, oder die erste Periode in sich. In diesen Zeitraum weist der Verf. folgende Paulinische Briefe: 1 u. 2) den ersten und 2ten Brief an die Thessalonicher 3) Brief an die Galater. 4 u. 5) Zwey Briefe an die Korinthier. 6) Brief an die Römer. §. 14. Entwurf der ersten Europäischen Reise nach der Apostelgschichte, wo wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, das einige bemerken wollen, daß der Verf. aus dem διελθοντες Act. XVI, 6. herauszwingen will, daß P. auch nach Kolossen und Hierapolis gekommmen sey. Col. 2, 1 soll dieser Behauptung gar nicht widersprechen, sondern sie vielmehr brgünstigen. — §. 15 beschäftigt sich mit dem ersten Brief an die Thessalonicher, welcher nach des Verf. Meynung der erste unter allen Paulinischen Briefen, und zu Korinth gleich nach Ankunft des Timotheus 1 Thess. 3, 6 geschrieben ist. Der Brief soll an die Beroenser mitgerichtet seyn. Weil Philippen, Beroe, Thessa-

salonich so nahe beysammen lagen, und erstere und letztere Gemeinde einen besondern Brief von Paulo erhalten hätte, so meint der Verf., es wäre unhöflich gewesen, wenn P. nicht auch an diese Gemeinde geschrieben hätte. Ferner, weil an andern Stellen οἱ ἐν oder ἀπο της Θεσσαλονικης steht, so soll Θεσσαλονικεων C. I. 1. eine weitere Bedeutung haben, und die Beroensische Kirche mit einschließen. Noch mehr, weil beyde Städte Thessalonich und Beroe nah beysammen lagen, viel Handel mit einander hatten, und deswegen beyde Städte alles, was wechselseitig vorgieng, genau wüsten, und auch die Thessalonicher Christen in Achtung bey den Beroensern standen, weil in Beroe noch mehr als in Thessalonich waren gläubig worden — weil alle Brüder 1 Theß. 5, 27 den Brief lesen sollten — weil beyden Städten wegen ihres Glaubens einerley Schicksale, — so wie P. in beyden einerley Begegnisse wiederfuhren, — so glaubt der Verfasser mit Gewißheit behaupten zu dürfen, der Brief gehöre beyden Städten zu, nur sey die Benennung a potiori geschehen, weil die Stadt Thessalonich etwa größer und volkreicher als Beroe, und die Synagoge daselbst die Mutter der Beroensischen gewesen sey. Endlich, der Brief an die Korinthier hätte πασι τοις ἁγιοις ἐν ὁλῃ τῃ Αχαιᾳ zugehört, und sie doch blos an die Korinther überschrieben, so wie also dort alle Achaier unter dem Namen der Korinthier begriffen worden, so auch hier alle Beroenser unter den Thessalonichern. (Es ist nur der einzige kleine Unterschied, daß im Brief an die Korinthier der Achaier gedacht wird, allein keiner Beroenser im Brief an die Thessalonicher.) Nachdem der Verf. vom Autor — Ort — Zeit — Unterschrift des Briefes gesprochen hatte, folgen noch einige philologische — exegetische — dogmatische Bemerkungen über denselben.

Zweyter Brief an die Thessalonicher. Der Brief ist nach Kap. 3, 2. um die Zeit geschrieben, da von den unruhigen Juden ein Aufstand gegen P. zu Korinth erregt wurde. — Die Meynung Michaelis und Heumanns, daß Timotheus und Silvanus die Schreiber P. bey diesem Brief gewesen, hält er denselben für schimpflich, weil ihrer Paulus als Kollegen erwähne. Er will lieber den Titus dafür gehalten wissen, welcher schon längst im Dienst P. gewesen sey; glaubt auch Röm. 16 sey unter dem Tertius Titus zu verstehen, und die jetzige Leseart sey nur durch einen Schreibfehler

entstanden. §. 17. Rückzug Pauli aus Europa nach Asien, wieder nach der Apostelgeschichte, mit Erläuterungen und Muthmaaßungen des Verf. durchflochten. In diese Zeit fällt nach des Verf. Meynung der Brief an die Galater. Weil er von Michaelis abweicht, so sucht er Gründe auf; daß die Verwirrung in der Galatischen Gemeinde, welche P. zum Schreiben veranlaßte, nach seiner 2ten Anwesenheit daselbst, vorgefallen sey. Daß Michaelis den Ort nicht angeben kann, wo P. diese Briefe geschrieben, begünstigt des V. Hypothese noch nicht. Und wie dem Rec. dünkt, läßt sich aus dem Ausdruck der Apostelgeschichte ἐπιστηρίζων der Schluß nicht machen, den der Verf. macht, daß noch keine Irrlehren in der Gemeinde vorhanden gewesen seyen, so wenig man das Daseyn derselben daraus schließen kann. Auch das Argument, von der Armenkollecte hergenommen, beweist nichts: denn Gal. 2. sagt Paulus, bey dem Konzilio sey beschlossen worden, für die Armen zu sorgen, welches er auch bisher getreulich gethan habe: folglich hat er die Besorgung dieses Auftrags nicht bis auf die 2te Reise nach Galatien verspart. Hingegen ist der Grund aus Gal. 4, 11—15 etwas bündiger. Allein völlig willkürlich ist die Erklärung Gal. 6, 17. und der auf dieselben gestützte Beweis. του λοιπου soll sich auf die widerspenstigen Juden beziehen, indem Paulus Röm. 9, 6. 1 Theß. 2, 15, 16 einen Unterschied mache unter τον Ισραηλ του Θεου und των λοιπων: folglich soll P. die κοπους του λοιπου Ισραηλ, das nicht zum Ισραηλ του Θεου gehöre, von sich weisen. Nun folgert der Bischof, Pauli Lossagung von der jüdischen Synagoge Act. XVIII. müsse schon vor sich gegangen gewesen seyn, und das βασταζειν τα στιγματα του κυριου εν σωματι deute nichts, als die Trennung von der jüdischen Synagoge an. — Hierauf will der Verf. den Ort bestimmen, wo dieser Brief geschrieben worden, und der ist seiner Angabe nach Laodicäa. Nach Act. XVIII. hat P. nach seiner Abreise aus Galatien Phrygien καθεξης durchwandert, folglich, schließt der Verf., doch wohl auch die drey Phrygischen Städte, Laodicäa, Kolossen, Hierapolis. — Da P. bald nach seiner Abreise von Galatien seinen Brief geschrieben, so muß er ihn wohl in Phrygien und in einer der drey genannten Städte geschrieben haben. Wo nun? Nirgends anders, als zu Laodicäa. Denn Colosser 4, 16 wird eines Briefs εκ Λαοδικειας gedacht — Das ist, schließt der Verf., der Br. an die Galater. Nun kömmt eine weitläuftige Exegese über

die Stelle Col. 4, 16 bey der der Hr. D. alle die Sätze hinein und herausdemonstrirt, die ihm für seine Hypothese und den locus seiner Dogmatik de scriptura sacra tauglich dünken. Vielleicht ist dem Leser ein Auszug als Probe von des Verf. exegetischen Manier nicht unangenehm.

Das ἐκ bedeutet einen von Laodicäa abgeschickten Brief. Der Brief muß P. seinem Inhalt nach völlig bekannt gewesen seyn, sonst hätte er ihn nicht jedem Christen zur Privatlektüre, und den Lehrern zum öffentlichen Vorlesen, Erklären, Einschärfen anempfehlen können und dürfen. Weil er nun zum öffentlichen Vorlesen in den Zusammenkünften anempfohlen wird, so mußte er göttlich und kanonisch seyn. Noch mehr, Paulus setze diesen Brief sowohl wegen seiner Autorität als seines unfehlbaren Nutzens dem Brief an die Kolosser an die Seite, und behaupte, er sey zum Verstand und zur völligen Ueberzeugung von dem Inhalt des Briefs an die Kolosser unentbehrlich, — P. spreche auch von einem von ihm selbst noch vor seiner Röm. Gefangenschaft verfertigten Brief, dessen Inhalt mit dem Inhalt des Briefs an die Kolosser übereinstimme, und beschreibe ihn auf eine solche Art, daß er von dem Brief an die Galater kaum eine deutlichere Beschreibung hätte geben können. Auch den Phrygischen Gemeinden hätte dieser Laodicäische nicht unbekannt seyn dürfen, sonst wäre der Ausdruck την ἐκ Λαοδικειας ihnen ganz räthselhaft gewesen. — Die Vermuthung, die der Verf. gewagt hatte, Paulus möchte wohl eine Kopie von dem Brief an die Thessalonicher den Korinthiern gemacht haben, nimmt er itzt als einen bewiesenen Satz an, und schließt daraus, Paulus hätte von dem Brief, den er zu Laodicäa an die Galater geschrieben, nach seiner Gewohnheit eine Abschrift den Laodicäensern verfertigt, und bey der genauen Verbindung der drey Phyrgischen Städte hätte sie in kurzen auch zu Kolossen und Hierapolis bekannt werden müssen. Daher sey der Ausdruck την ἐκ Λαοδικειας den Kolossern sehr verständlich gewesen. Das ἀναγνωτε, erinnert der Verf., setze einen Brief voraus, der weder erdichtet und untergeschoben, noch auch verloren gegangen gewesen sey, und fasse einen Befehl an jeden Christenmenschen in sich, die ganze Schrift überhaupt und jedes kanonische Buch A. u. N. Test. insbesondere zu seiner Privaterbauung nicht flüchtig und obenhin, sondern mit aufmerksamen und heilsbegierigen Nachden-

fen zu lesen. Ferner befehle dies ἀναγνῶτε jedem Kirchenlehrer und Kandidaten in Ansehung der ganzen Schrift und jedes kanonischen Buchs und jedes Kapitels und jeglichen Verses, assiduam pie meditantem ac ruminantem, ast privatam tamen lectionem cursorio analytico exegetico porismaticam. Endlich schließe dies ἀναγνῶτε, daß Paulus als Apostel im Namen und Autorität des höchsten Befehlshabers spreche, auch die öffentliche feyerliche Vorlesung in der Gemeine in sich. Denn so wie in der Kirche A. Test., so seien auch in der Neutestamentl. gewisse Stücke aus Mose und den Propheten an den Sabbathen vorgelesen und erklärt worden. Sobald nun Gott auch im N. Test. kanonische Schriften hätte verfertigen lassen, so sey es nothwendig gewesen, diese Schriften in den Gemeinen als göttlich zu publiciren, damit sie in den Kanon ihrer heiligen Schriften wären aufgenommen, und auch bey jeder Versammlung öffentlich vorgelesen worden. Proinde, quum Apostolus de epistola e Laodicaea iubet ac imperat suum ἀναγνῶτε, eo ipso *solennem* eiusdem *in Canonem receptionem*, ut et *praelectionem* eiusdem *publicam* aeque ac *lectitationem* eiusdem *privatam* in omne aevum ecclesiis Iesu Christi indicit.

Καὶ ὑμεῖς. Mit diesen Worten lehrt Paulus zweyerley. Das Eine betrifft die Historie des Kanons. Denn man sieht daraus, daß nicht auf einmal die apostolischen Schriften dem Kanon jeder Kirche einverleibt wurden, sondern nur nach und nach, so wies der Apostel ihren Umständen gemäß fand. — Hier giebt der Apostel zu erkennen, die Galatischen Gemeinen hätten diesen Paulinischen Brief schon lange in ihrem Kanon gehabt, und nun sollten ihn auch die Phrygischen darein aufnehmen, welche dies aus eigener Macht zu thun bisher nicht gewagt hätten. (Ist doch wirklich befremdend, die Phrygischen Gemeinen sollen diesen Brief nach des Verf. Hypothese seinem göttlichen Ursprung nach gekannt, und doch nicht als göttlich benutzet, — Paulus soll ihnen selbst eine Kopie davon gemacht, aber sein ἀναγνῶτε zurückbehalten haben! Zu was eine Kopie, wenn man sie nicht lesen soll?) Zweytens lehrt auch das καὶ ὑμεῖς, daß jede kanonische Schrift allgemein in jeder Kirche, nicht nur in der, an welche sie zunächst gerichtet ist, sondern in allen Kirchen aller Orte und aller Zeiten soll gelesen werden. Was einer Gemeine gesagt ist, ist allen gesagt! So erkläre selbst Paulus sein καὶ ὑμεῖς,

Röm.

Röm. 15, 4. wo es höchst ungerecht wäre, das so viel in sich fassende [illegible] blos auf die Schriften A. T. einzuschränken, und nicht auch auf die damals schon vorhandenen Begriffe an die Thessalonicher, Galater, Korinthier und Römer auszudehnen. — [illegible], [illegible]. — Von menschlicher Willkühr habe es nie abgehangen, irgend eine Schrift in den Kanon aufzunehmen, und wenn gleich eine ganze Gemeine ein solches Vorhaben begünstigt hätte. Nur einem Monarchen und seinen Ministern komme es zu, Gesetze zu verfertigen und bekannt zu machen, und nur ein aufrührischer Unterthan wage es, sich dieses Majestätsrechts anzumassen! Daher hätte auch hier der Gesandte Jesu seine Schrift selbst, als eine göttliche promulgiren müssen, — und gesagt, [illegible]; und die Phrygischen Gemeinen hätten sich nicht unterstanden, einen Brief Pauli, den sie schon seit einigen Jahren gekannt hätten, für kanonisch zu erkennen, bis er sie selbst dazu bevollmächtigt hätte. — Der Befehl der Promulgation hätte die Laien und den Klerus zugleich angegangen. Denn die erstern würden Col. 1, 1. unter den ἁγίοις, und die letztern unter den ἀδελφοῖς verstanden: jedoch sey in Ansehung beyderseitiger Rechte und Pflichten ein Unterschied gemacht worden. Denn die Diener der Kirche, welche er unter den Namen ἀδελφοῖς anrede, hätten bey dieser Verrichtung einen doppelten Auftrag erhalten: einmal, die feyerliche Bekanntmachung der neuen kanonischen Schrift ἐν Λαοδικείᾳ, und eben dadurch auch die Besorgung des Formale bey der Einverleibung derselben in den Kanon. Hiebey wird nun der Leser erinnert, zu überlegen, mit welchem vereinigten Fleiß und Sorgfalt, mit wie vielen Kosten, Reisen, Nachtwachen die Phrygischen Vorsteher das Paulinische autographum würden aufgesucht, die Aechtheit derselben nach dem Gal. 6, 11, 28 angegebenen Karakter geprüft, wie sorgfältig und genau sie es nachgehends würden kopirt; und mit dem Original kollationirt haben!!! Hernach hätten sie auch den Befehl bekommen, die Anordnung zu machen, daß dieser Brief stückweise bey jeder gottesdienstlichen Versammlung, nebst beygefügter Homilie zum bessern Verständniß desselben, vorgelesen, und bey der vorgeschriebenen Ordnung genau gehalten würde. Denn die Kirchendiener hätten eben die Rechte in Ansehung der Promulgation und Vorlesung der kanonischen Bücher nach Pauli Absicht haben sollen, welche noch heutiges Tages in jedem monarchischen Staate den Vorstehern der Provinz in

Ansehung der königlichen Edikte zukämen; denen wurden sie versiegelt zur Promulgation zugeschickt, um auch durch ihre Person den Unterthanen Glauben, Ehrfurcht und Gehorsam gegen denselben einzuprägen. — Hingegen seyen der Laien Rechte und Verrichtungen bey der Publikation und Vorlesung kanonischer Schriften darin bestanden, πιστους αδελφας, oder, Kirchendiener zu erwählen, täglich nach Act. XVII. 11. in der Schrift zu forschen, — bey der Promulgation die nöthigen Hülfsmittel herzuschaffen, der Vorlesung fleißig beyzuwohnen, und die Ermahnung des Apostels mit bereitwilligen und folgsamen Herzen aufzunehmen. — Die Unterschrift ist falsch. Denn der Brief ist vor der Römischen Gefangenschaft geschrieben, und daher nach der schon vorgetragenen Hypothese statt απο Ρωμης, εκ Λαοδικειας zu setzen. Der Verf. führt noch eine Vermuthung an, woher das απο Ρωμης in den griechischen Text gekommen seyn möge. Beym Nachschlagen des Strabo und Plinius hätte er gefunden, daß Laodicäa ehemals auch den Namen Ροαν oder Ροαδα geführt habe, und zwar, wie Salmasius sehr wahrscheinlich vermuthe, wegen häufiger Erderschütterungen. Da nun nach Tacitus Annal. L. XIV. unter dem Nero, Cornelio Casso Coss., folglich vor dem Tod P. Laodicäa eine Erderschütterung erlitten habe, so sey es höchstwahrscheinlich, daß damals Laodicäa eine Zeitlang Ροα sey genannt worden. Dieser Name sey daher auch unter den Brief gesetzt, und nachher von unwissenden Abschreibern in Ρωμη verwandelt worden. Er bittet deswegen, man möchte doch die alten Codd. nachsehen, ob man nicht απο Ροας fände; welches dann seiner Hypothese ein neues Gewicht geben würde. Das mögen sich also die Variantensammler merken! — Endlich kommen noch einige Observationen über den Brief an die Galater.

§. 19 handelt vom 1sten Brief an die Korinthier. §. 20. Andere Europäische Reisen aus Act. XX. 1—6, wo die τα μερη weitläuftig aufgezählt werden. Er läßt P. unter andern auch nach Philippen kommen, wohin nach langer Sehnsucht endlich auch Titus kommt, und den Apostel durch seine mitgebrachten tröstenden Nachrichten von Korinth sehr erfreuet, und ihn eben dadurch zu seinem 2ten Brief an die Korinth. veranlasset. Er schreibt aber nur die 1sten 7 Capitel zu Philippen, liest dieselben nach seiner Gewohnheit der dasigen Gemeine vor, reist darauf ab, und schreibt den Rest

des

des Briefs zu Beroa. Die Unterschrift will der Verfasser folgendermaaßen eingerichtet wissen: προς Κορινθιους δευτερα εγραφη απο Φιλιππων και απεσταλη απο Βεροιας δια Τιτου και Σιλουανου και Τιμοθεου. Wir sind schon zu weitläuftig gewesen, als daß wir die Gründe, welche der Verf. für diese Muthmaaßungen anführt, hersetzen dürften. — Noch handelt er vom Brief an die Römer, bey welchem wir doch diese Bemerkung desselben nicht vorbeygehen können. Die Grüße, die Paulus von andern in seine Briefe aufnähme, dienten zu einem Beweis, daß er dieselben allemal erst den Gemeinen vorgelesen, und ihnen eine Kopie davon gemacht habe.

Diese Darstellung des Ganzen wird die Leser in Stand setzen, dem Verfasser selbst den Platz zu bestimmen, den er unter Auslegern und Kritikern ungefähr verdient.

Fw.

Leipziger Wochenblätter. Erstes Quartal. 104 Seiten. Zweytes Quartal. 88 Seiten, gr. 8. Leipzig, bey Crusius, 1785.

Der Verfasser hat die Absicht, mit diesen Blättern den Neologen und Aufklärern, namentlich der allgemeinen deutschen Bibliothek entgegen zu arbeiten, und die orthodoxe Lehre zu vertheidigen. So löblich das nun auch ist, seinen vermeintlich irrenden Brüdern bessere Ueberzeugungen beybringen zu wollen; so gewiß bey solchen Untersuchungen die Wahrheit immer gewonnen hat: so gewiß kann doch unser Verfasser der Mann nicht seyn, der diesen Nutzen erreicht. Seine Zudringlichkeit, seine indiskrete Beurtheilung so vieler ehrwürdigen Männer, die in ihren Erklärungen von eben solcher Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit belebt werden, wie Er; seine unbedingte Entscheidungen empören jedes billigen Lesers Gefühl. Wenn Bescheidenheit der charakteristische Zug eines großen Gelehrten ist: dann — doch, ich enthalte mich des Urtheils, da ohnehin jeder theologische Arbeiter an unserer Bibliothek ihm schon verdächtig ist. Mir ist Neologe und Orthodoxe gleich ehrwürdig, wenn Wahrheits- und Menschenliebe ihre Feder führt. Offen und em-

pfänglich gegen jedes Gute, aus wessen Munde es auch fließt, will ich des Verfassers Grundsätze prüfen, und die gegründeten gern behalten. Nur stimme er den entscheidenden Ton ex tripode ganz herab, der ihm nicht ziemet, da er weder Gelehrsamkeit noch Einsichten in dem Uebermaaße zeigt, daß er so decisiv zu sprechen berechtigt seyn könnte.

Er spottet in der Vorrede sehr über die Untrüglichkeit des unheiligen neologischen Stuhls. Welcher Vernünftige hat ihn untrüglich gehalten? und, warum sollte er unheilig seyn? weil er menschlichen Zusatz sich nicht als Gottes Wort aufdringen lassen will? Jesus, behauptet er, werde von den Neologen zum Zweyzüngler gemacht, da sie doch nur den schlichten Menschenverstand lehren, Jesus habe sich in seinen Reden, nach Zeit und Umstände bequemt. Müßte der Verf. selbst nicht in eben dem Verstande, ein Tausendzüngler seyn, da er sich gewiß gegen Kinder anders, als gegen Erwachsene, gegen Hausgenossen anders als gegen Fremde, gegen Kluge wieder anders als gegen Einfältige, gegen Freunde anders als gegen Feinde erklären und benehmen wird? Warum macht er Aufsehen davon, daß der Neologe von wesentlicher Einschränkung der Natur redet, wo Er Erbsünde sieht, da die Folge von beyden genau wieder zusammen trifft? Daß Blasphemie und Seelengift in unsern Zeiten in den Druck kömmt, ist freylich nicht gut. Daß es aber publica auctoritate geschehen dürfe, ist nicht allgemein wahr; auch hält mancher Etwas für Seelengift, was so gar gefährlich nicht ist. — Der Brief aus Petersburg, der aber sehr alt, vom 1sten März 1750 ist, und der Auszug aus der alten Leipziger Chronik, wie auch die Vorschläge wider die Hypochondrie enthalten viele unbedeutende Recensionen über Mosers patriotisches Archiv, Meiners Briefe von der Schweiz, Herders Ideen ꝛc. auch die Anmerkungen über einige Stellen aus Lavaters Manuscript für Freunde sind ganz gut. Im 5ten Stück ist der Beweis der Gottheit Christi, welchen der Verf. mit der Aeußerung beschließt, das sey so wahr, wie die Sonne am Himmel steht. Im 6ten Stück: Anmerkungen über Aufklärung, von der der Verf. nichts hält, weil er kein Freund des Fortschritts menschlicher Erkenntnisse ist; und Dispüt mit Herrn Doktor Semler, der hoffentlich, bey so großer Verschiedenheit in Grundsätzen, nicht wieder antworten wird. Siebentes Stück enthält

Ver-

Vertheidigungen der, in vieler Absicht unnöthigen und verdächtigen Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre. Bey Beurtheilung der Eberhardschen Abhandlung von der bürgerlichen Freyheit, in seinen vermischten Schriften, äußert der Verf. den Satz, die Geschichte habe noch kein aufgeklärtes gutes Volk aufzuweisen. — Nach seinem Sinne also muß ein Volk im Aberglauben, Vorurtheil und blinder Religion fest erhalten werden, wenn es gut seyn soll. Daß er sehr seichte Kenntnisse in der Geschichte habe, erhellt aus dem ganzen Stücke. Das neunte Stück lehrt, wie Pferde rechts und links, auch kreuzweise geschärft werden müssen, welches also Grobschmieden, Kutschern und Kärnern heilsam zu lesen ist; für die aber lieber der Verf. ein eigenes Wochenblatt schreiben möchte, da sie diese ihnen nützlichen Vorschriften, wohl mitten unter der Vertheidigung der Gesellschaft der reinen Lehre und der Herabwürdigung Semlers und Eberhards nicht auffinden möchten. Das zehnte Stück macht von den Pferden einen Seitensprung auf das pädagogisch-neologische System, worin aber nicht die Gründlichkeit, wie in jenem herrscht. Den Vorschlag, den Kindern das Latein spielend, ohne Grammatik beyzubringen, verwirft der Verf. ganz. Sauer soll es ihnen gemacht werden, damit der junge Mensch lerne, wie er Kopf und Gedächtniß anstrengen soll. Als wenn nicht mehrere Sachen in der Welt wären, an denen er Kopf und Gedächtniß üben muß, und als ob vernünftige Pädagogen das ganz unterließen! Die Lebensumstände eines reformirten Predigers sind in einem unerträglichen Styl erzählt. Unter den litterarischen Nachrichten ist auch die wichtige Bekanntmachung, daß gegen Herrn D. Rau Typologie, Hrn. D. Hufnagels neuesten Schriften, und die Berliner Monatsschrift durch ansehnliche Gegner der Tod bereitet wird. (Ey nun, wie Manchem wird der Tod gedroht, der deshalb doch im Frieden lebt! Wenigstens ist nun Jahr und Tag verstrichen, und die genannten Schriften werden noch von dem aufgeklärten Theile der deutschen Nation geschätzt.) Im eilften Stück ist unter den litterarischen Nachrichten 1) eine Herabwürdigung der Berichte der Buchhandlung der Gelehrten, die durch Anführung der sehr unrichtigen Lebensbeschreibung des Grafen von Zinzendorf einigermaaßen bewiesen wird. 2) Ein Prognostikon für die allgem. Litterar-Zeitung, daß ihre Dauer nicht lang seyn werde; auch ein wohlweiser Wink, daß man die

thro-

theologischen Artikel in derselben verdächtig halten möge, weil Döderlein in Jena, Griesbach, Eichhorn und Wieland in Weimar die Verfasser sind. (Da die Herausgeber dieser Zeitung vermuthlich zu dergleichen Bekanntmachungen niemanden autorisirt haben: so finden wir sie unschicklich, auch ist sie zum Theil wirklich unrichtig. Uebrigens ist diese Zeitung durch ihren innern Werth, in so allgemeinen guten Ruf gekommen, und erhält sich täglich mehr darin, daß unsers V. unbedeutender Widerwillen gewiß nicht hindern wird, daß sie nicht von sehr langer Dauer seyn könnte. Wenigstens wollten wir voraussagen, daß diese Zeitung noch im Ansehen seyn wird, wenn unser Verf. längst wird vergessen seyn.) Zwölftes Stück soll eine Widerlegung der jetzigen Lieblingslehre seyn, daß Tugend durch Aufklärung und Uebung erhalten wird. (Die Neologen beweisen freylich dergleichen nicht, weil sichs dem Menschenverstande aufdringt, daß, wer Gottes Willen ausüben will, zuvörderst wissen müsse, was Gott von ihm verlangt, und warum er es verlangt, und daß nach diesen Ueberzeugungen theils die Erfüllung von selbst folge, theils durch letztere jene Ueberzeugung immer vollkommener werde. Das wünscht auch Paulus, wenn seine Christen in der Erkenntniß und Gnade Gottes zunehmen sollen. Denn Gnade heißt doch hier nichts anders als Gelegenheit und Trieb zur Ausübung.) Dennoch hält der Verf. obige Lehre für einen mit Erfahrung, Menschenkenntniß, und der Lehre Jesu streitenden Satz. (Nach den Regeln des Gegensatzes wird also Dummheit und Faulheit eine Beförderung der Tugend seyn müssen.) Die Beweise dieser saubern Moral legt er in Beyspielen vor. Weil nämlich der Faulfieberpatiente in seinen letzten Stunden verzweifeln müßte, wenn es auf Aufklärung ankommen sollte, indem ihm Zeit und Uebung der Tugend fehlt. (Wenn der Faulfieberpatiente in seinem ganzen Leben ein Bösewicht gewesen ist: so muß er das erkennen und bereuen, das heißt: er muß über seinen Zustand aufgeklärt werden; er muß auch die übrige Lebenszeit mit guten Gedanken, Vorsätzen und Handlungen ausfüllen, das heißt: er muß sich im Guten üben. Ja, sagt der Verf., dergleichen Aufklärung und Uebung ist nicht viel werth. Ganz recht. Die Bekehrung eines Bösewichts im Faulfieberparoxysm ist auch nicht viel werth.) Er fragt ferner: Wie lange hat sich der Schächer am Kreuz in der Tugend geübt? Durch wie viel Duzend Uebungen ist der mor-

mordende Saulus zum tugendhaften Paulus geworden? Antwort: die Tugendübungen anderer Leute auszurechnen, ist kein Geschäft für uns. Wer kann wissen, wie lange in des Schächers Seele schon guter Gedanke und Rührung war? Daß aber der fleißige Paulus den Unfug des mordenden Saulus wirklich zu ersetzen gesucht, davon liegt der Beweis in seinen Schriften klar. Wenn Tugend, sagt der Verfasser, der Aufklärung folgt: so muß Voltaire tugendhafter als die Maintenon gewesen seyn. Obs so ist, weiß allein der allmächtige Gott, der der Menschen Herzen kennt. Uebrigens ist die Instanz eben so, als ob man sagen wollte: Wenn Tugend nicht der Aufklärung folgt, so muß der Grönländer tugendhafter als ein erleuchteter Orthodoxe seyn. Recipe, sagt er, eine gute Dosin Aufklärung, unterrichte deine Schüler Montags in Freygebigkeit; Dienstages laß sie fasten; (gehört Fasten zur Aufklärung?) Mittewochs laß sie lieb haben; (wie machen sie das?) Donnerstages laß sie vergeben; Freytages geduldig seyn; Sonnabends mögen sie sich in Freundlichkeit üben, dann sind sie, wenn du im Januar anfängst, im December tugendhaft. Ganz wohl! also dagegen: Recipe eine Dose Scholastik und Mystik. Lehre Montags deine Schüler was homousios sey; Dienstags homiusios, Mittewochs character hypostaticus; Donnerstags laß sie anathema schreyen über alle, die nicht gleicher Meynung sind; Freytags laß sie Scheiterhausen bauen, so sind sie am Sonnabend schon zu tugendhaften Menschen gemacht. — Am Schlusse wird der würdige Abt Resewitz angezapft, weil er seinen Zöglingen edelmüthige Selbstschätzung empfohlen, der Verf. meint, junge Leute hätten ohnehin Geschmack genug an sich selbst, und die Petites Maitresses in Paris würden auf diese Weise wohl im graden Wege der Tugend seyn. (Solche Instanzen sind doch elend, unter aller Kritik. Gewiß hat kein einziger der Zöglinge, sey er auch der Einfältigste, den Sinn seines Lehrers verkannt. Gutes Gewissen vom christlichen Lebenswandel, giebt Selbstschätzung. Der lüderliche Bube wirft sich weg.)

Zweytes Quartal. Vierzehntes Stück. Ein gottloser Schandbube, eine Pest des menschlichen Geschlechts, der heute von der Gnade ergriffen wird, wird morgen so selig seyn, wie der größte Tugendheld. (Scheußliche Lehre, die ein Spott der Gerechtigkeit Gottes ist! Spott des Jesu,

der

der ein reines Herz empfahl! Spott der Erfahrung und Vernunft, die da bestätigen, dem Menschen folgen seine Werke nach.) Paulus und Johannes haben gelehrt, man soll den Ketzer nicht grüßen, ihm kein Dach und Fach gönnen, noch weniger ein Gericht mit ihm essen. (Wieder scheußlich. O der orthodoxen Inquisition! Paulus sagt: Seyd friedsam, so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch seyn. Seyd freundlich, herzlich, Einer trage den Andern.)

Nach dem zweyten Theile des 15ten Stücks ist jeder Deist zugleich ein Atheist. (Wenns einmal aufs Verdammen ankömmt, ists freylich nicht der Mühe werth, so genau zu unterscheiden.) 19tes Stück. Die Moral ist viel unbegreiflicher als alle Dogmatik. Von einem Menschen, der Steinschmerzen leidet, zu verlangen, er solle sie als Mittel zu seiner Wohlfahrt ansehen, solle Gott dafür danken, das ist Unbegreiflichkeit. (Sollte der dümmste Mensch nicht begreifen, daß ein Zusammenhang in der Natur seyn muß, daß kein größer Uebel zu denken ist, als wenn Gott diesen Zusammenhang stören wollte; daß Trübsal demüthig und geduldig machen könne?) 22tes Stück. Quedlinburger Bibliothek. Der Geist neologisch. das Wollen stark, das Vollbringen schwach, partheiisch, bitter, spöttisch. Bey Sintenis Predigten: Ist Saul auch unter den Propheten? Bey Hermes, Fischers, Salzmanns Vorschlägen zur Verbesserung der Liturgie: Vor unzeitigen Projekten, behüt uns lieber Herr Gott. Bey der Lektüre Hufnagelscher Schriften: Graus und Ekel, und bey alle dem über Pasquillantenunfug der Recensenten geklagt!! Nosce te ipsum! Herr Wochenblättler! 23stes Stück. Durch moralische Predigten wird niemand besser, weil der, der Andere tugendhaft machen will, erst Behaglichkeit und inniges Wohlseyn verschaffen muß. Das kann der Moralist nicht, drum bessert er nicht. Dogmatik macht Behaglichkeit. Durch sie wird die verhurte Negersclavin so keusch wie eine Nonne. Als Spener in der Nicolaigemeinde zu Berlin dogmatisch, obgleich sehr langweilig, predigte, waren die Leute frömmer, als da ihnen Spalding Moral prediget. (Davon möchte wohl ein Beweis zu fodern seyn. Aber so weit bemühet sich unser Verf. wohl nicht. Er kennt wohl die Sitten der damaligen Einwohner Berlins so wenig, als der jetzigen.) Letztern

then noch gerathen, die Gründe zur Besserung aus der Liebe Gottes in Christo abzuleiten. (Wer die Predigten dieses großen Mannes kennt, der weiß, daß er dies längst that, und dazu nicht erst den Rath eines so unbedeutenden Schriftstellers bedurfte.) Wenn der Neolog 50 verhurte Mörder in 50 seelige Menschen verwandeln kann, welches das Evangelium in Westindien unter den Mohren gethan, dann will der Verf. glauben. (Die Bergpredigt und Briefe der Apostel gehören also wohl nicht zum Evangelium?) Valeat res ludicra!

Bm.

Beytrag zur gemeinnützlichen Lesung der heiligen Schrift. Leipzig, bey Jacobäer, 1784. gr. 8. 7 Bogen.

Der Verf. meinet, daß die gewöhnlichen Predigten nicht so nützlich seyn, als wenn ein Buch der heiligen Schrift im Zusammenhange vorgelesen, das Dunkle kürzlich erläutert, und dann sogleich bey jedem Satz die Anwendung an das Herz der Zuhörer gemacht werde. Es ist diese Art des Vortrags schon wirklich im Gebrauch: da die Prediger in den Wochenpredigten ganze Bücher der heiligen Schrift auf diese Art durchgehen. Es ist aber hierbey eine besondere Vorsicht nöthig. Man muß Bücher wählen, die sich für unsere Christen am besten schicken, und auch aus solchen zuweilen ganze Kapitel weglassen. Ich hörte vor vielen Jahren einen Prediger in Berlin, er las das 18te Kapitel des dritten Buchs Moses vor. Es war viel Frauenzimmer in der Kirche. Bey den vielen gar zu natürlichen Ausdrücken, deren wir nicht gewohnt sind, durften sie die Augen nicht aufschlagen. Der Verf. giebt zur Probe seines gewünschten Vortrages eine Erklärung des Briefes an die Philipper. Die Uebersetzung ist vortrefflich, die Erklärungen sind gründlich, und die Anwendungen recht aus dem Geist des Christenthums geschrieben. Solche Bearbeitungen der Paulinischen Briefe wären mehr zu wünschen.

Rf.

Prin-

Principia catholica introductionis in universam theologiam Christianam, methodo demonstrativa, academicis praelectionibus accommodata, a *Io. Adamo Brandmeyer*, insignis ecclesiae collegiatae Marchio-Badensis-Canonico, Custode, eiusdemque civitatis parocho, Athenaei principalis Directore et Theol. Prof. publ. Praevia censura et approb. Celsissimi Ordinarii Spirensis. Prostant ap. auctorem. Rastadii, literis Dornerianis, 1785. 482 S. 8.

Die Vorerkenntnisse zur christlichen Theologie werden vom Verf. unter zwey Theile gebracht. Der erste: Prottheoria theologiae Christiano catholicae, besteht wieder aus zwey Kapiteln; das erste de religione, das andere de ecclesia. Von der Religion wird erstlich überhaupt geredet. Sie ist dem Verf. complexus *actionum*, quarum motivum sunt *perfectiones* divinae (nicht auch opera, decreta, mandata Dei? also Deus überhaupt.) Actiones versteht er von innerlichen sowohl, als äußerlichen. Der erste und letzte Zweck der Religion ist ihm Gott, oder Gottes Ehre; ein subordinirter Zweck, die menschliche Glückseligkeit. (Hier herrscht die alte Verworrenheit der Begriffe. Menschliche Glückseligkeit ist der einzige Zweck der Religion. Will man Gottes Ehre dazu machen, so kommen die abscheulichsten Verfolgungen. Jeder Jesuit glaubt, daß was ad maiorem gloriam ordines geschieht, ad maiorem Dei gloriam geschehe.) Zweytens von der natürlichen Religion. Ihre Wahrheiten wären cuique a natura iam insitae; (ein, ohne die nöthige Erläuterung, falscher Satz). Ueber ihre Unzulänglichkeit, das gewöhnliche. Drittens, von der geoffenbarten Religion, und zwar wieder 1) überhaupt, 2) von der Mosaischen, ihrem Inhalt, göttlichen Ursprung und Aufhören; 3) von der christlichen, ihrem Ursprung und Hauptinhalt, ihrer Wahrheit und Göttlichkeit, ihrer Integrität, und ihrer Forpflanzung durch Schrift, Lehrer und Tradition. Von diesen drey Mitteln der Fortpflanzung wird nun ausführlicher gehandelt. Zuerst von der heil. Schrift überhaupt, ihrem

ihrem Ursprung und Endzweck, ihren Affectionen, Ansehen, Vollkommenheit, Klarheit, und richterlicher Gewalt; dann von den Lehrern der christlichen Offenbarung, den Aposteln und ihren Nachfolgern, den Bischöfen, von ihrer Einsetzung, von ihren Rechten, nemlich zuerst von den gemeinschaftlichen Rechten aller, die darin bestehen, daß die sämmtlichen Nachfolger der Apostel, in corpore, oder als universitas, eben so infallibel sind, als jeder Apostel einzeln und für sich schon war. (Ist das nicht ganz ungereimt! Paulus war so ganz andrer Meynung als Petrus.) Alsdann von denjenigen, die dem Apostel Petrus allein eigen waren, und auf seinen Successor fortgeerbt sind, dem Recht der generalis superintendentiae etc. und von den Charakteren rechtmäßiger Lehrer der Offenbahrung, die darinn bestehen, daß sie es mit Petri Nachfolgern halten. Von der Tradition, ihrer vermeintlichen Wirklichkeit, Aechtheit und Auctorität, ihren Charakteren, und daß sie das geschickteste Mittel der allgemeinen Belehrung der Christen sey. (Das beste Mittel, den Layen weiß zu machen, was die katholische Kirche will.) Das zweyte Capitel von der Kirche hat zwey Abschnitte. Im ersten von der Kirche überhaupt, und zwar von der Natur und Beschaffenheit einer Kirche, vom Ursprung und Untergang der Kirche, von ihren Gliedern überhaupt, wie sie es werden, und wie sie es aufhören zu seyn, von kirchlicher Gewalt und Regierung. Der zweyte Abschnitt von der Kirche insbesondere, ihrem ursprünglichen Zustande an sich selbst und nach seinen Gesetzen, von der Kirchengewalt insbesondere, von Concilien und Zusammenkünften, nach Beschaffenheit und Ansehen, von Uebereinstimmung der Kirchen, vom Charakter der vermeintlichen wahren Kirche Christi.

Der zweyte Theil, Praecognita theologiae revelatae generalia, hat drey Capitel. Das erste, von Beschaffenheit der geoffenbarten Theologie, besteht wieder aus zwey Abschnitten. Der erste von den Wahrheiten, welche die geoffenbarte Theologie ausmachen, ihrer Natur, Verschiedenheit, Gegentheil, Ansehen, von den Quellen und Hülfsmitteln ihrer Erklärung, von ihrer Erlernung selbst. Der zweyte Abschnitt vom Begriff und Endzweck der geoffenbarten Theologie und von dem Subject derselben, oder dem Theologen. Das zweyte Cap. Theile der geoffenbarten Theologie, in Ab-

sicht des Objekts, und in Absicht der Methode. Das dritte Cap. Methode, die geoffenbarte Theologie zu lehren und zu lernen.

Wir haben diese Grundzüge des ganzen Buchs angegeben, weil der Verf. dasselbe weder mit einer Vorrede noch Inhaltsanzeige versehen hat, und man also seine Absicht und seinen Plan aus dem Buche selbst einsehen muß. Zugleich sehen die Leser nun in etwas, wie genau der Verf. seinen Stoff zergliedert hat. Die strengste systematische Anordnung des Ganzen und der Theile, ist auch das größte Lob, das der Schrift gegeben werden kann. Denn wenn der Verf. die Regeln der guten Methode auch so weit ausdehnt, daß er von allen Sätzen der Theologie mathematische Demonstrationen fordert, so ist der Grund davon wohl sehr seicht; weil nehmlich die Grundsätze der Theologie eben so gewiß wären, als mathematische Axiomen, und weil alles, was daraus abgeleitet würde, eben so demonstrabel sey, als mathematische Theoremen. Eine Behauptung, die der Verf. gleich dadurch selbst aufhebt, daß er lauter historische Sätze in seiner eigentlich geoffenbarten Theologie obenan stellt. Uebrigens können wir versichern, daß, ohngeachtet der neuen, oder doch seltenen Methode, der Verf. keinen Daumen breit von der hergebrachten Lehre seiner Kirche abgewichen sey, wie man auch schon aus der auf dem Titel erwähnten Speyerschen Censur erwarten darf. Dieses Buch kann daher, nebst den Vorlesungen darüber, den Studenten in Baden statt eines kräftigen Präservativs oder Antidotons wider alle Wiehrlische Ketzereyen dienen. Geschichte und Kritik können wohl nicht mit zu den Vorerkenntnissen der Dogmatik des Verf. gehören; sonst würde er weder (S. 61.) schreiben, daß die Christen unter dem Apostaten Julian (er will sagen unter Diocletian) lieber den Tod erduldet, als die heil. Bücher zum Verbrennen ausgeliefert haben, noch auch in aller Unschuld seiner Unwissenheit (S. 99.) sich auf die (untergeschobenen) lateinischen Homilien des Emisenischen Eusebius berufen, um aus ihnen des h. Petrus Präeminenz zu beweisen. Um sich an dem Stil des Herrn Brandmeyers nicht zu eckeln, muß man nicht sehr verwöhnt seyn. Er scheint es als einen wesentlichen Charakter der demonstrativen Methode angesehen zu haben, daß die Spra-

che

che recht barbarisch seyn müsse. So kommen freylich Sachen und Vortrag vortrefflich überein.

Dm.

2. Rechtsgelahrheit.

Privatgedanken über das kaiserliche Ratificationsrecht, die Vergleiche der Fränkischen und Westphälischen Grafensache betreffend. Frankfurt und Leipzig, bey Brönner. 1785. 4 Bog. in 8.

Besser hätte der Verf. gethan, seine Privatgedanken für sich zu behalten, da das Publikum sehr wenig damit zufrieden seyn wird. Was darin wahr und gut ist, gehört nicht ihm, sondern denen, welchen er nachschreibt, und was von dem Seinigen hinzugefügt ist, ist entweder ganz falsch, oder so schief und schwankend vorgetragen, oder Wahres und Falsches so durch einander geworfen, daß es dem Leser, wo nicht Unwillen gegen den Verf. doch Mitleiden über den schwachen Kopf erregt, der dem unternommenen Geschäffte nicht gewachsen ist. Dieses Urtheil bezieht sich nicht sowohl auf die von dem Verf. behauptete Meynung, daß das kaiserliche Ratificationsrecht in dem auf dem Titel angegebenen Falle eintrete, als welche wir, zumal in Betracht dieses schwachen Vertheidigers derselben, ganz an ihren Ort gestellt seyn lassen, sondern auf die Art der Ausführung und auf die vom Verf. gebrauchten Gründe, welche theils in falschen, theils in übel angewendeten Sätzen bestehen. Gelegentlich giebt der Verf. sogar zu verstehen, daß die Stände, um in Theile zu gehen, der kaiserlichen Bewilligung darzu nöthig hätten. Das ganze Schriftchen scheint aber überhaupt seine ganze Existenz dem Unwillen über einen sehr verdienten Mann, den Königl. Preuß. Legationssekretair am Reichstage, Hrn. Ganzen, zu verdanken zu haben, dessen geschriebene Comitialnebenstunden unserm Verf. ein für den katholischen Reichstheil höchst gefährliches Institut zu seyn dünkt, so lange nicht ein Mann unter den katholischen Gesandschaftsangehörigen aufstehet, die Sache der Katholischen mit gleichem Muth und Stärke zu

vertheidigen. Daß es unser Verf. nicht seyn werde, der mit der gehörigen Stärke seine Glaubensgenossen vertheidigen werde, sieht man nun wohl aus diesem Probestücke, ob wir ihm gleich, wo nicht Muth doch Dreistigkeit dazu so wenig absprechen mögen, als die Kunst, sich mancherley Kunstgriffe zu bedienen, wo Gründe nicht helfen. Wir haben schon fast zu viel über dieses elende Product geredet. Uebrigens ist denen, welche mit den deutschen Reichstagsangelegenheiten bekannt sind, schon bekannt, wie bey dieser ganzen Grafensache vom Anfange an zu Werke gegangen, und wie sie beendiget worden sey.

Dr.

Die Rechte der Menschheit, oder der einzige wahre Grund aller Gesetze, Ordnungen und Verfassungen von Johann August Schlettwein. Gießen, bey Krieger. 1784. ohne Register 520 Seiten in kl. 8.

Der Verfasser dieses neuen Lehrbuchs des Naturrechts fordert in der Vorrede diejenigen, von deren Ideen und Meynungen er abgeht, auf eine sehr angelegentliche Weise auf, sein Werk streng zu prüfen, und ihm freymüthig in brüderlicher Liebe zu sagen, was sie einer Verbesserung nöthig finden, und durch welche Zweifel sie zurückgehalten werden, seinen Sätzen beyzupflichten. Dieser Aufforderung zufolge haben wir sein Werk mit aller Unpartheylichkeit geprüft, und wollen nun das Resultat dieser Prüfung mit eben so vieler Freymüthigkeit, und, wie wir hoffen, auch ohne Beeinträchtigung der brüderlichen Liebe darlegen.

Wir müssen demnach offenherzig gestehen, daß wir in dem Lehrbuche des Hrn. S. nichts mehr noch weniger, als das Darjesische System mit etwas Physiocratie versetzt; im Ganzen angetroffen; in den einzelnen Grundsätzen aber weit weniger Folgsamkeit als in jenem Systeme gefunden haben.

Nachdem nämlich die Begriffe von der menschlichen Natur und vom Guten und Bösen gegeben worden sind, wird (§. 15.) die Verbindlichkeit durch die Nothwendigkeit eine Handlung zu unternehmen oder zu unterlassen, die aus der durch die Vernunft erkannten Verknüpfung der guten und bösen Folgen

mit

mit der Handlung entspringt, erklärt; darauf der Begriff des Gesetzes, nach welchem es in einem die Verbindlichkeit ausdrückenden Satze besteht, (§. 15.) gebauet, und endlich daraus der Begriff des Rechtes (§. 29.) hergeleitet, „daß nämlich jemand ein Recht habe, der etwas moralisch thun kann, ohne einem Gesetze zuwider zu handeln."

Weil nun diesem Begriffe zufolge das natürlich recht ist, was den natürlichen Gesetzen gemäß ist; dies aber nur dasjenige seyn kann, was mit der natürlichen Verbindlichkeit übereinstimmt, und diese es mit sich bringt, daß der Mensch seinen wesentlichen positiven Bestimmungen gemäß willkührlich handle (§. 13 und 15.); so wird nur ein doppeltes Principium der natürlichen Verbindlichkeit und also auch des natürlichen Rechts, nämlich „die Strebung den positiven Bestimmungen eines Menschen nichts zu entziehen" d. i. die wesentliche Gerechtigkeit; und „die Strebung die positiven Bestimmungen des Menschen zu erhöhen und zu vervielfältigen" d. i. die Menschenliebe (§. 39.) angenommen, deren Wirkungen §. 41—56 weiter beschrieben werden.

Wer sieht nicht, daß diese Grundlage so ganz der Auszug jenes bekannten Systems sey? wer erkennt aber auch nicht zugleich, daß bey einer solchen Bildung und Zusammensetzung der Grundbegriffe des Naturrechts nichts mehr für diese Wissenschaft habe geleistet werden können, als bereits dafür gethan worden ist? Und doch wollten wir zufrieden seyn, wenn Hr. S. in der Ausführung seiner Anlage glücklicher als sein Vorgänger gewesen wäre. Allein auch das können wir nicht sagen; und dies wollen wir etwas ausführlicher durch folgende Bemerkungen zu zeigen suchen.

Durch jede Handlung, sagt Hr. S. (§. 10.) wird in der handelnden Kraft des Menschen eine Bestimmung oder Prädicat gesetzt. Wir dachten, daß Bestimmung und Prädicat verschieden wären, und dann dürfte doch wohl die handelnde Kraft, wenn anders eine Kraft handeln kann, nicht an sich selbst, sondern nur nach ihrer Thätigkeit bestimmt werden. Diese Bestimmung, behauptet Hr. S. muß nothwendig Vermehrung oder Verminderung der Kraft seyn. Wie aber das Letzte nach seinen Begriffen seyn könne, sehen wir nicht; da nach solchen die Kraft allemal eine Bestimmung erhält und also vermehrt werden muß. Weil Hr. S. indessen nur diese beyden Fälle annimmt; so nennt er die Handlung im ersten Falle gut, und im andern böse. Und da nun §. 11. die

Mittheilsamkeit, oder die Leichtigkeit der Kraft, die Bestimmungen, die sie hat, in andern Wesen wirklich zu machen, als das sicherste Zeichen ihrer Intension angenommen wird; so wird auch eine Handlung darnach, daß durch sie die Menschenkraft mehr mittheilbare Eigenschaften erhält, oder nicht, für gut oder böse erklärt.

Allein ist denn die Mittheilung jeder Bestimmung, als Bestimmung gut; und theilt dann z. B. auch der lasterhafte Verführer andern nicht seine Bestimmungen mit?

Diesem Einwurfe scheint der Verf. dadurch entkommen zu wollen, daß er zwischen positiven und negativen Bestimmungen einen Unterschied macht und behauptet, daß nur die erstern, nicht aber die letztern mitgetheilet werden können; indem es durch negative Bestimmungen nicht möglich sey, auf andere Wesen zu wirken und ihnen dadurch etwas mitzutheilen. Daraus schließt er dann weiter, daß eine Handlung, die den Menschen fähiger macht, die positiven Bestimmungen, als: **Seyn, Leben, denken, wahrdenken, den wahren Gedanken gemäße Neigungen und Abneigungen haben**, u. s. f. andern mitzutheilen, gut; jede Handlung aber, die es dem Menschen schwerer macht, dieß zu thun, offenbar böse sey. Da nun ferner der Mensch durch jene ein Principium von der Ausbreitung der Menschenthätigkeit; durch diese aber ein Principium von Begränzung und Einengung derselben werde; der herrschende Sinn des Menschen endlich das erstere zu seyn, Menschenliebe oder Liebe zur Menschheit sey: so nennt Hr. S. zuletzt jede Handlung, die einen Grund von Erhöhung und Ausbildung der Menschenliebe in sich faßt, gut; jede Handlung hingegen, die gar keinen Grund hiezu enthält, oder gar nichts wirklich macht, böse, aus welchen Begriffen dann die bereits gedachten Regeln der Menschenliebe und wesentlichen Gerechtigkeit §. 19. entwickelt werden.

Es bedarf eben nicht viel Scharfsinn, das Unfolgsame in dieser Entwickelung auf mehr als eine Weise wahrzunehmen.

Denn erstlich, wenn die negativen Bestimmungen nicht mitgetheilt werden können: so werden die Handlungen zwar nach Hrn. S. Begriffen in Ansehung des Handelnden gut oder böse; aber in Betracht andrer nicht anders, als gut seyn können, da es nun positive Bestimmungen andern mitzutheilen, möglich ist. Zweytens folgt nicht, daß die negativen

Be-

Bestimmungen nicht mittheilbar wären. Denn freylich kann der Mensch nicht durch solche auf andre wirken; allein, da sie die positiven einschränken, so müssen auch durch diese bey andern, auf welche wir mit solchen eingeschränkten positiven Bestimmungen wirken, ähnliche Einschränkungen oder negative Bestimmungen entstehen. Und daraus ergiebt sich dann auch drittens, daß nicht die Mittheilung jeder positiven Bestimmung gut sey, sondern es darauf ankomme, ob solche Realität oder Verneinung nach sich ziehe; folglich das Gute und Böse der Handlungen nicht von der Mittheilung der Bestimmungen, sondern der Beschaffenheit ihrer Folgen abhange; diese aber nach einem eignen Maaße beurtheilet werden müsse.

Dieß Maaß ist nun im Allgemeinen Realität und Verneinung; da solches aber zu entfernt von der Anwendung auf den Menschen ist, zunächst die wesentliche Bestimmung desselben, die Hr. S. ohne sie deutlich auseinander zu setzen, auch im Sinne gehabt zu haben scheint, wenn er immer von Menschennatur und Menschenthätigkeit spricht, so daß man, um ihn zu verstehen, auf das Wort Mensch stets den Ton legen muß.

§. 18. ist der Satz: alles Böse kann auf einmal unterlassen werden, nur so ferne wahr, als das Böse durch Unternehmung geschieht; nicht aber so ferne es in Unterlassung des Guten besteht; welches doch fast am mehresten der Fall ist.

§. 26. nimmt Hr. S. den Grundsatz der Vervollkommnung als den höchsten Grundsatz des Naturrechts an; nur daß er ihn nach seinem höchsten Principium des Naturrechts, der Menschenliebe, erklärt, und dabey bemerkt, daß man beyde wohl unterscheiden müsse, ein Unterschied, den er zwar nicht erklärt hat, der aber auf den Unterschied zwischen Sachgrund und Erkenntnißgrund, und am Ende auf den bekannten Unterschied zwischen dem materiellen und formellen höchsten Grundsatz des natürlichen Rechts hinausläuft.

§. 30. behauptet Hr. S., keine Verbindlichkeit könne statt finden, ohne daß ihre Erfüllung von jemanden dem Gesetze gemäß, folglich vermöge eines Rechtes, gefordert werden könne; weil man das, was den Gesetzen gemäß ist, zu fordern berechtiget sey.

Dies sey evident, meynt Hr. S.; allein wir glauben, daß es eben der streitige Punkt sey, worauf es in Hinsicht auf das Zwangsrecht vorzüglich ankömmt. Denn die Verbindlich-

lichkeit entspringt entweder aus dem Gesetze; oder nicht. Das Erste ist, nach Hrn. S. Begriffen, nach welchen das Gesetz die Verbindlichkeit nur ausdrückt, nicht einmal möglich; wenn es aber auch so wäre, so müßten wir dem andern, wenn er die Erfüllung unsrer Verbindlichkeit von uns sollte fordern können, zur Beobachtung des Gesetzes verbunden seyn, und also in rechtlicher Abhängigkeit von seinem Willen stehen, welches doch nicht immer, am wenigsten im natürlichen Stande, der Fall ist. Wäre aber das Letztere, so käme es noch immer darauf an, ob es der sonstige Grund der Verbindlichkeit mit sich brächte, daß ein andrer ihre Erfüllung von uns zu fordern berechtiget wäre.

Von demjenigen, was Hr. S. gegen Hrn. Höpfners Erklärung des Unterschiedes zwischen dem vollkommnen und unvollkommnen Rechte erinnert, können wir nur den Grund, „daß die Gleichheit keine Rechte gebe, sondern voraussetze“ gewissermaaßen für zutreffend halten; obgleich Hr. H. noch immer erwidern kann, daß bey ihm nicht die Rede von Gleichheit der Rechte, sondern von Menschengleichheit sey, und ihn also auch die Folgen aus jener nicht treffen könnten.

Wir wollen indessen sehen, ob Hr. S. diesen Unterschied deutlicher, als Hr. H. gemacht habe.

Er behauptet nämlich §. 34. **daß man von Natur ein Recht habe, seinen Nebenmenschen zu zwingen, daß er Böses zu thun unterlasse, und das bereits begangene Böse wieder gut mache;** und unterstützt diese Behauptung mit folgendem Schlusse.

„Wer durch seine Handlung das wirkt, was eine Pflicht der Menschheit erfordert, und weder bey ihm, noch bey einem seiner Nebenmenschen die Pflicht der Menschheit verhindert, der thut nach der Natur völlig recht.“ Nun ist es eine allgemeine Pflicht der Menschheit, das Böse zu unterlassen. „Wer also einen andern das Böse zu thun hindert und ihm alle nöthige Gewalt entgegensetzt, auch wenn er das Böse gethan hat, ihn zur Wiederherstellung des Guten zwingt, „der wirkt durch diese Handlung, was eine Pflicht der Menschheit erfordert, und handelt also nach der Natur völlig recht. Dieser Schluß beweiset indessen nicht mehr, als daß die Wirkung einer solchen Handlung an sich selbst nach der Natur völlig recht sey; aber noch nicht, daß das Mittel, wodurch diese Wirkung hervorgebracht werden soll, nämlich der Zwang nach der Natur völlig recht ist; folglich gerade dasjenige nicht,

was erwiesen werden sollte, woferne man nicht behaupten will, daß man eines jeden guten Zweckes wegen zu jedem Mittel ein Recht habe.

Von einer andern Seite betrachtet, beweißt der Schluß zu viel; weil man so auch würde beweisen können, daß man jeden Menschen zur Unternehmung des Guten zu zwingen berechtiget sey, und wenn Hr. S. dagegen einwenden würde, daß zur Unternehmung des Guten die Freyheit der Ueberlegung gehöre, man dagegen erwiedern könnte, daß diese nicht weniger zur Unterlassung des Bösen erfordert werde; indem uns sonst jeder von der Unternehmung des Guten abhalten könnte, sobald es ihm einfiel, solches für Böse zu halten. Ja, man würde nach Hrn. S. Grundsatze jeden zur Unternehmung des Guten zwingen können; weil dazu nichts weiter erfordert würde, als die Unterlassung oder das Gegentheil desselben für Böses zu erklären. Zwar möchte Hr. S. sagen, daß bey seinem Grundsatze nur die Rede von dem evident Bösen sey; allein wer soll hier über die Evidenz, mit der Hr. S. in seinem Lehrbuche nur gar zu verschwenderisch umgeht, entscheiden?

§ 35. sucht Hr. S. jenen Grundsatz noch auf eine andre Weise zu bestätigen. Er schließt nämlich: weil das Böse gegen alle Menschen zugleich, an jedem Orte und in jedem Augenblicke unterlassen werden kann, und ich daher auch zu dieser allgemeinen Unterlassung desselben verbunden bin; so haben auch alle Menschen ein Recht, von mir diese Unterlassung gegen sie an jedem Orte und in jedem Augenblicke zu fordern. Allein wer sieht nicht, daß es diesem Schlusse an Folge fehlt, und daß diese Folge, die Hr. S. unerwiesen voraussetzt, gerade dasjenige sey, worauf es bey dem Unterschiede zwischen vollkommnen und unvollkommnen Recht ankömmt, und was also eigentlich hätte erwiesen werden müssen.

Der Behauptung (§. 36.) „daß der Zwang um des Besten willen nicht recht sey,“ unterschreiben wir gerne; wundern uns aber, daß die Gründe, die Hr. S. dafür angiebt, ihn nicht weiter geführet haben.

Die Pflichten, die Hr. S. zum sogenannten Stande der Alleinheit rechnet, sind nur sogenannte moralische Pflichten, und geben daher auch nur unvollkommne Rechte. Hr. S. beweiset dabey immer nur, was der Menschennatur recht oder gemäß ist; nicht aber, wie er sollte, was jeder Mensch vermö-

ge seiner Natur für Recht in Ansehung andrer Menschen habe, die eben diese Menschennatur besitzen.

§. 77. folgt daraus, daß eine äußere Materie, mit dem Verf. zu reden, so mit den Bestimmungen des Menschen-Ichs verbunden ist, daß der Mensch darüber sobald seine Wirksamkeit äußern kann, als er nur will, nur einzig dieß, daß er in dem Besitze derselben ist, und sie würklich hat; aber noch ganz und gar nicht, daß sie sein sey, welches in der That weit mehr sagen will, und den Begriff des Eigenthumsrechtes einschließt, der auf diese Weise vom Hrn. S. noch nicht entwickelt worden ist. Daher fallen auch alle die Folgen weg, die auf diesem Grunde beruhen; und wenn Hr. S. an eben diesem Orte sogar behauptet, daß der Mensch berechtiget, ja sogar verpflichtet sey, die äußern Dinge, so lange sie niemanden gehören, in Besitz und Gebrauch zu nehmen; so setzt dieß sichere Kennzeichen des Eigenthumsrechts voraus, und läßt zugleich noch immer die Frage unentschieden, wie dies, unbeschadet des gleichen Erwerbrechtes andrer geschehen könne? Und diese ist gewiß noch dadurch nicht entschieden, daß sich sonst andre, die uns an dem Erwerbe solcher Sachen hindern wollten, wie §. 95. behauptet werden will, für mehr berechtiget halten würden; da sie eben dieß von ihrer Seite sagen könnten.

Die Frage ferner, ob es Zwangspflicht sey, die Wahrheit zu sagen? bejahet Hr. S. §. 104. so ferne, als mich der andre dadurch, daß er die Wahrheit nicht sagte, in unvermeidlichen Schaden setzen würde; da doch eben darüber die Frage ist, wie ferne mich der andre durch Irrthum in rechtlichen Schaden setzen könne. Da man nun dieß nur so ferne behaupten kann, als der andre vollkommen verbunden war, mich nicht in Irrthum zu führen oder kommen zu lassen; weil er so ferne nur die Ursache des rechtlichen Schadens seyn kann, so wird bey dieser Beantwortung das zu Beweisende offenbar vorausgesetzt.

Eben so wenig ist es §. 105. hinlänglich erwiesen, daß man, um nicht die Ursache von der Existenz eines Uebels zu werden, dem andern alles, was man weiß, sagen müsse, so bald als man sieht, daß unserm Nächsten dadurch ein Uebel werde ersparet werden; weil dabey noch immer die Frage unerlediget bleibt, wie weit ich zwangsweise verbunden sey, dem Mitmenschen ein Uebel abzuwenden, und er dieß vermöge eines vollkommnen Rechtes von mir fordern könne?

Der Frage: ob man die Wahrheit allenthalben sagen dürfe? müßte wohl erst die Entscheidung einer andern Frage; nämlich der: was ist Wahrheit? vorausgehen, ehe sie entschieden werden kann. Denn aus dem von Hrn. S. gebrauchten Grunde, „daß man sonst nicht das Recht haben könne, durch die positiven Bestimmungen seiner Menschenkraft auf andre zu wirken, läßt sich solche wohl nicht entscheiden; und also ist auch dadurch die §. 115. vorkommende neue Frage: ob ein Mensch das Recht habe, das Böse, wenn es Wahrheit ist, von seinem Nächsten zu sagen? noch nicht abgethan; zumal es noch immer zwischen dem, da man Wahrheit oder Falschheit sagt, ein Mittel, nämlich Schweigen und leidsames Verhalten giebt, worauf aber Hr. S. gar keine Rücksicht genommen hat.

Wenn Hr. S. das aus einem Vertrage entstehende Recht daher erklären will, daß man dem andern das Recht über unsre Kräfte zu seinen Absichten zu disponiren gebe; so scheint uns dies eben so unrichtig als gefährlich zu seyn. Denn wenn ich, wie Hr. S. will, durch den Vertrag meine Kräfte dem Willen des andern so weit unterwürfe, daß er darüber ohne Zwischenkunft meines Willens disponiren könnte; so würde ich meine Persönlichkeit, die sich nicht ohne Willen denken läßt, eben so weit verliehren, aufhören ein moralisches Principium, folglich der Verbindlichkeit fähig zu seyn, und in eine bloße Sache (rem) verwandelt werden, wodurch er dann ein wirklich dingliches Recht auf mich erhalten würde, welches gegen alle Rechtsgrundsätze, und an sich unmöglich ist; da weder der Mensch selbst, noch ein andrer seine moralische Persönlichkeit ganz oder zum Theil vernichten kann, wie denn auch schon bloß deswegen Sclaverey, und ihre Halbgattung — Leibeigenschaft — moralische Undinge sind.

§. 186. nimmt Hr. S. den Grundsatz an, daß nicht nur der Beleidigte, sondern sogar jeder andre Mensch berechtiget sey, den ungerechten Angreifer und Beleidiger zu strafen; weil jeder fordern könne, daß der wahren, unwillkührlichen Gerechtigkeit Genüge geschehe; da solche ein Gemeingut aller Menschen ist. Dies ist nun in der That sehr unfolgsam; weil, wenn diese Gerechtigkeit ein ungetheiltes Gemeingut seyn sollte, sie nicht ohne Einstimmung aller Menschen gehandhabt werden könnte; wenn sie es aber nur in getheilter Bedeutung wäre, wie sie dies wirklich nur ist; auch nur jeder

der Mensch fordern kann, daß sie in Ansehung seiner beobachtet werde.

Nicht weniger unfolgsam ist das, was Hr. S. §. 194. über die Friedensverträge sagt, daß solche nämlich nur alsdann verbindlich seyn sollen, wenn der Besiegte kein Recht gehabt habe, mit dem Sieger Krieg anzufangen; da dieß niemand zwischen rechtlich Gleichen entscheiden kann, und eben daher der Krieg auf beyden Seiten für gerecht gehalten werden muß.

§. 200. wird die Gesellschaft durch eine Vereinigung mehrerer Menschen erklärt; allein, was ist dann Vereinigung? Auch hat nicht eine jede Gesellschaft ein gemeinschaftliches Interesse als z. B. die Dienstgesellschaft; noch ist der Zweck gerade die gemeine Wohlfahrt, als welche vielmehr in dem Genusse desselben besteht.

Unmöglich kann eine Gesellschaft in dem Verstande durch Zwang entstehen, daß dieser, so rechtlich er sonst auch seyn mag, den Grund derselben ausmachte; sondern dazu gehört Einwilligung von beyden Seiten; folglich Vertrag. Denn unmöglich kann ein persönliches Recht, dergleichen das gesellschaftliche mit ist, ohne Einwilligung entstehen. Selbst das Recht zur Schadloshaltung und das Recht des Krieges kann sich nicht so weit erstrecken, daß dadurch eine gesellschaftliche Verbindung bewirkt würde. Denn jede gesellschaftliche Verbindlichkeit ist ursprünglich positiv und geht auf Unternehmung; die Verbindlichkeit hingegen, die dem Rechte der Schadloshaltung, so wie dem Rechte des Krieges entspricht, ist ursprünglich negativ und auf Unterlassung gerichtet. Veranlassung zur gesellschaftlichen Verbindlichkeit können beyde werden, wenn der Beleidiger und der Besiegte solche als Mittel ihre Verbindlichkeit zu erfüllen wählen; aber dann gründet sich die Verbindung, worin sie deshalb treten, doch auf einen Vertrag, den sie so gut, wie jeden andern zu halten schuldig sind. Wir wundern uns daher, daß Hr. S. jenen Grundsatz, den andre, da er bloß zur Begünstigung der Sclaverey dient, längst ausgestoßen haben, in seinem Lehrbuche noch hauset und heget. Doch söhnt uns der Grundsatz, daß das gemeine Beßte dem Privatbeßten nach dem §. 205. nie widersprechen darf, mit demselben einigermaaßen wiederum aus.

§. 209 und 210. verwechselt Hr. S. die Grundgewalt der Gesellschaft mit der höchsten Gewalt derselben. Die erstere

erstere ist und bleibt die Grundquelle der rechtlichen Thätigkeit des Gesellschaftskörpers, woraus selbst die höchste Macht entspringt, und sie kann daher so wenig übertragen oder wohl gar weggegeben werden, als ein Mensch das eine oder andre in Ansehung seines Lebens thun kann. Und womit wollte dann die Gesellschaft ihre Grundgewalt wieder zu sich nehmen, wenn sie solche einmal weggegeben, und dadurch ihre eigne Persönlichkeit vernichtet hätte?

Immerhin kann es eine natürliche Ordnung in jeder Gesellschaft geben, wie §. 211. gelehrt wird; allein es kömmt immer darauf an, welche Ordnung und Verfassung eine gewisse Gesellschaft für die natürlichste, und ihr zuträglichste hält; und nur in dem Falle, wo sie hierüber nichts bestimmt hat, kann zur Noth die natürliche Ordnung in Anwendung kommen, und allenfalls zur Regel bey der nähern Bestimmung oder Verbesserung ihrer Einrichtung dienen, ohne daß sie gerade daran gebunden seyn müßte, wie hier sowohl als weiterhin behauptet werden will.

§. 213. ist der Beweiß, „daß die Mehrheit der Stimme der Natur einer jeden Gesellschaft nach gelten müsse,“ nicht hinreichend da die mehresten Stimmen nur eben so ein collectiver Theil des allgemeinen gesellschaftlichen Willens, als die wenigern ausmachen, folglich dem Ganzen dieses Willens nicht gleich sind, der ursprünglich nur entscheiden kann.

Ueber das, was Hr. S. über die ehlige (eheliche) Gesellschaft lehret, müssen wir die allgemeine Anmerkung machen, daß dabey dasjenige, was der Naturmoral, oder den Absichten und der Ordnung der Natur gemäß, also sittlicherweise natürlich recht oder regelmäßig ist, nicht von demjenigen, was natürlichen Zwangsrechtens ist, nicht gehörig unterschieden worden; obgleich Hr. S. §. 231. bey den verbotenen Graden diesen Unterschied gemerkt zu haben scheint.

Die rechtlichen Wirkungen des Beyschlafes setzt Hr. S. §. 227. darin, „daß der Mann dadurch die Geschlechtstheile „der Weibsperson, aber nicht das Weib die Geschlechtstheile „des Mannes, in seine Gewalt nimmt, ein Realrecht über „dieselbige ausübt, und sich eigen macht.“ Daher behauptet er, (§. 240.) daß die Mutter mit allen ihren körperlichen Theilen, wovon das Kind in ihrem Leibe genähret und erhalten wird, im Eigenthume des Mannes sey, und der Vater

des-

deswegen, so lange er lebe, das Eigenthumsrecht über die Kinder ihrem animalischen Leben nach habe.

Allein ohne uns bey dem wirklich sehr Sonderbaren dieser Vorstellungsart aufzuhalten, scheint uns gerade das Gegentheil aus dem Acte des Beyschlafs auf Seiten der Frau zu folgen; überhaupt aber lassen sich die Erwerbmittel, wodurch Rechte auf Sachen erlangt werden, nicht auf Personen anwenden; weil es unmöglich ist, Eigenthum über Personen zu haben, und hätte man von einem Schriftsteller, der die Rechte der Menschheit vertheidigen will, wohl etwas mehr Rücksicht auf die Würde der menschlichen Natur erwarten mögen.

Wenn indessen die Kinder, wie Hr. S. will, selbst das Eigenthum des Vaters sind, so können sie auch unmöglich sogleich durch die Geburt ein Miteigenthumsrecht über alle Güter ihrer Aeltern erlangen, wie dies Hr. S. §. 242. ausdrücklich zum Grundsatze macht, und darauf weiterhin das Erbrecht der Kinder und die Verbindlichkeit der Aeltern sie zu ernähren zu gründen sucht. Denn wenn auch diese alles ihr Eigenthumsrecht nur zum Vortheile ihrer ganzen Persönlichkeit, wie Hr. S sich ausdrückt, hätten; so gehören doch die Kinder nicht als Theile dazu, und können höchstens nur als Producte und Folgen derselben betrachtet werden; überhaupt aber kann niemand Eigenthum haben, der selbst im Eigenthume eines andern ist.

§. 233. glaubt Hr. S. daß die Vielweiberey der Ordnung der Natur nicht allein nicht zuwider, sondern vollkommen gemäß sey; und zwar das erstere daher, daß ein Mann mit mehrern Weibern den Zweck des Geschlechtstriebes bewirken könne; das letztere aber deswegen, daß nach allen Bemerkungen die Zahl der zum Beyschlaf tüchtigen Weiber die Zahl der dazu geschickten Männer beträchtlich übersteige, wie er sich deshalb auf Süßmilch und Büsching bezieht, da er das, was der jüngere Hr. Forster über die Polygamie gesagt hat, nicht zu kennen scheint.

Das erste läßt sich zwar nicht leugnen, allein es ist auch eben so unleugbar, daß Ein Mann mit Einem Weibe mehr Kinder als Ein Mann mit mehrern zeugen könne. Das Letzte aber gründet sich nur auf Mißverstand der angeführten Schriftsteller; denn so hat, wenn wir uns recht erinnern, Herr Büsching selbst bemerkt, daß jener Ueberschuß des weiblichen Geschlechts unter andern dazu dient, daß Ein Mann

nach

und nach mehrere Weiber und sogar mehrere Jungfrauen nach einander heyrathen könne.

Ueberdem scheint es uns mit der Berechnung dieses Ueberschusses noch nicht so völlig richtig zu seyn. Wir nehmen nämlich insgemein eine gewisse Zahl von Jahren zusammen, ohne zu bedenken, ob die Natur nicht bey der Fortpflanzung des Menschengeschlechts gewisse Abschnitte und Perioden beobachte, und ohne also wissen zu können, wie viel von dem Ueberschusse des einen oder des andern Geschlechtes zu der vorhergehenden oder folgenden Vermehrungsperiode gehöre, deren Ordnung und Gesetze wir noch gar nicht zu kennen scheinen.

Was Hr. S. über die älterliche Gesellschaft lehret, beruhet meistentheils auf dem vorhin gerügten falschen Grundsatz vom Eigenthumsrechte der Aeltern über die Kinder; und hat auch darum nicht gerathen können, daß er die verschiedenen Verhältnisse, worin die Aeltern zu den Kindern als Zeuger, Erzieher und Hausherren stehen, gehörig unterschieden hat.

Aus der Lehre von der dienstherrlichen Gesellschaft heben wir nur den Satz (§. 252.) aus, daß die Sclaverey der Natur widerspreche, weil ein Mensch nicht aller seiner Menschenrechte beraubet werden könne; ein Grund, der allen Beyfall verdient, aber auch den Wunsch erregt, daß Hr. S. darauf in dem Vorhergehenden mehr Rücksicht genommen haben möchte.

Was §. 256. gegen die Berechnung der Grade der Verwandtschaft nach dem Römischen und Canonischen Rechte erinnert, scheint uns auf Mißverständnissen zu beruhen, und wir übergehen es um so mehr, als der Austrag ihrer Auseinandersetzung von keiner Bedeutung seyn dürfte.

Das Lehrstück vom Staate ist Hrn. S. noch am mehresten gerathen, und würde ihm noch besser gelungen seyn, wenn der Grundbegriff vom Staate etwas genauer bestimmt, die Grundgewalt von der höchsten Macht und diese wieder von der Oberherrschaft gehörig unterschieden, auch der rechtliche, politische und bürgerliche Charakter des Staatskörpers nicht mit einander vermengt worden wären.

Wenn daher Hr. S. §. 261. den Zweck des Staates in der vollkommensten Versicherung des ganzen Personal- und Realeigenthums eines jeden Gliedes, und zugleich des beglückendsten Genusses desselben setzt, so glauben wir, daß das Erstere nur nothwendig sey und zum Wesentli-

chen; das Letztere aber nur zur größern Vollkommenheit, oder, welches gleich viel ist, nur zum entferntern Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft gehöre. Denn es ist nothwendig, jede gesellschaftliche Verbindung allemal nur auf den nächsten Zweck einzuschränken, weil sie sonst schrankenlos werden muß und es daher nicht fehlen kann, den Zweck einer jeden Gesellschaft auf den Begriff der Glückseligkeit hinauszuführen; wie dieß leider fast immer der Fall in der Staatslehre gewesen ist, so wie Hr. S. durch den vorbemerkten Zusatz, wenn er gleich den Ausdruck von Glückseligkeit nicht gebraucht, in eben diesen Fehler hat gerathen müssen.

Daher geht dann auch der §. 263. angegebene Begriff von der natürlichen, offenbar mit der vollkommensten Staatseinrichtung verwechselten Staatsordnung zu weit, welches sich besonders bey der gesetzgebenden Macht und dem Rechte des Staates über die Kirche zeigt; indem Hr. S. §. 271. den Gesetzgeber blos zum ersten Volkslehrer in seinem Staate macht und §. 281. bey seinen sonst duldsamen Grundsätzen dem Regenten das nach seinem Ausdrucke unstreitige Recht zuspricht, „die verschiednen Kirchen in seinem „Staate durch weisen Unterricht (dessen Weisheit er also wohl allein zu bestimmen haben müßte) „dergestalt zu ver„einigen, daß sie unter seiner höchsten Leitung nach „einerley Grundsätzen die Uebungen der wahren „Religion anstellen.“ Unmöglich kann Hr. S. die schrecklichen Folgen dieses ungeheuren Grundsatzes überdacht haben, der gerades Weges zum politischen Pabstthume führen würde, das doch auf allen Fall unendlich schlimmer als das geistliche ist, so schlimm und unterdrückend dieses auch seyn mag.

Bey diesen Bemerkungen lassen wir es bewenden, und setzen nur noch hinzu, daß dies Buch der vorhergehenden Erinnerungen ungeachtet manche gute Stellen habe, die zum weitern Nachdenken Gelegenheit geben, und es daher allerdings verdiene gelesen zu werden.

Zm.

Kurzer Begriff von den Forderungen, welche dem Gräflichen Haus Reichs Erbtruchseß Waldburg gegen das Landgräfliche und Fürstliche Haus Fürstenberg züstehen. Im Jahr 1784. Folio, ohne Druckort.

Das Object dieser Deduction ist sehr wichtig, indem sie eine Forderung, so in Millionen läuft, betrifft, und besteht eigentlich darin. Graf Friedrich von Fürstenberg, der gemeinschaftliche Stammvater des nach ihm in 2 Hauptlinien von Blomberg und Heiligenberg getheilten Hauses Fürstenberg, war der alleinige Besitzer aller damaligen Fürstenbergischen Herrschaften und Güter, und hinterließ bey seinem Tode 1559 drey Söhne, Christoff, Heinrich und Joachim. Der erste starb noch im selbigen Jahre, und sein Sohn Albert ward der Stammvater der Blombergischen Linie. Heinrich, der zweyte Sohn des gedachten Friedrichs, hatte keine männliche Erben, wohl aber eine einzige Tochter mit Namen Anna Maria, die damals eine bestimmte Braut des Reichs Erbtruchsessen Freyherrn Christoffs zu Waldburg von Friedberg Scheer war.

Aus der väterlichen Theilung hatte Graf Heinrich, der Braut Vater, ansehnliche Herrschaften erhalten, nämlich die Grafschaft Baar, die Grafschaft Fürstenberg, und die Herrschaften Wartenberg und Ueberwald, von welchen, nach Anzeige der Lehnbriefe, der geringste Theil Mannlehn, das mehreste Eigenthum und Kunkellehn ist. Sein Bruder Joachim und Bruders Sohn Albert bewogen gar bald den Grafen Heinrich, sich mit ihnen in eine Erbeinigung einzulassen, die endlich im Jahr 1576 völlig zu Stande kam, zum Nachtheil seiner Tochter, und sie war die erste, die jemals in diesem Hause gemacht ist. Im selbigen Jahre geschahe die Verlobung seiner Tochter mit vorgedachtem Freyherrn Christoff, und der förmliche Heyrathsbrief, so von dem Bruder Joachim, als dem Neffen Albert, mit unterschrieben ist, enthält außer 19000 Fl. baar Geld, an Aussteuer ic. ihres Vaters Mobilien, Silbergeschirr, Pferde, Vieh, Wein ic. sogleich als ein übergebenes Eigenthum (nur die Nutznießung blieb ihrem Vater so lange er lebte), ferner was er aus dem jährlichen Ertrage der Güter ihr geben würde,

de, und drittens die ganze Erbschaft des mütterlichen Vermögens ꝛc. außerdem hatte ihr Vater verschiedene kleine Güter nach und nach gekauft, die er ihr ebenfalls geschenkt hatte, wovon er überall die Nutznießung sich vorbehalten hatte.

Bey der 1576 gemachten Erbeinigung hatte man dem Grafen Heinrich nur den geringen Vorheil zugestanden, daß er als Aeltester des Hauses die Reichslehne in ihrer aller Namen empfangen, und er die Laudemialgefälle von dem gesammten Fürstenbergischen Lehnhofe allein genießen, auch die Verleihungen allein verrichten solle, damit er seine Tochter mit etlichen heimgefallenen Lehen versorgen könne. Auch für seine Tochter und Braut war einiges zum Vortheil besonders, daß sie nicht eher Verzicht thun solle, als wenn ihr das Heyrathsguth ꝛc. gänzlich bezahlt sey. Diese 2 Umstände geben der Sache viel Gewicht S. 45.

Sobald sein Bruder Joachim und Neffe Albert die kaiserliche Bestätigung über den Erbverein 1576 erhalten, ließen sie sich auf dem Todesfall K. Maximilians mit den Reichslehnen beleihen, und entrissen sogleich ihrem Bruder Heinrich die Fürstenbergischen Lehnshofnutzungen und Laudemialgefälle, und zogen die heimgefallenen Wallsteinischen Lehne für sich ein, alles schnurstraks gegen die Verein. Graf Heinrich erklärte also durch ein feyerlich Instrument vom April 1576, daß er nunmehr an die Erbverein nicht gebunden, da der andere Theil solchen nicht erfüllet, und machte seine Tochter von der Verbindlichkeit Verzicht zu thun frey, und erklärte sie zu seiner Erbtochter aller seiner väterlichen Allodial- und Kunkelgüter, wie sie es vor der Erbverein war, welches er 1591 noch mal feyerlich wiederholet hat §. 14.

Mittlerweil starb die Gemalin des Grafen Heinrichs, eine geb. Gräfin von Solms im Jahr 1593, mit Hinterlassung eines feyerlichen Testaments, worin sie ihre Tochter Anna Maria, die oftgedachte Gemalin des Freyherrn Christoff von Truchseß Waldburg zur Universalerbin eingesetzt, doch daß ihr Gemal der Graf Heinrich die Nutznießung bey seinem Leben haben sollte, wovon jedoch zwey Mühlen ꝛc. zu Donau-Eschingen ausgenommen, so sie gleich in Besitz genommen haben §. 16.

End-

Endlich starb auch Graf Heinrich am 6. Octobr. 1596 in dem Kloster Annenhausen, nachdem bey der Krankheit sein Bruder und Neffe ihn so stark bewahret, daß seine Tochter nicht allein bey ihm seyn durfte, ihr Gemal aber ihn gar nicht sprechen mochte. Aber ohne einmal den Tod abzuwarten, hatten sich diese schon in Besitz der Allodial- und Kunkellehnlande gesetzt, und die Unterthanen in Pflicht genommen, auch die mütterliche Verlassenschaft so gar occupiret §. 18. 19. 20.

Man bewachte die Gemalin des Freyherrn von Truchseß zu Wendingen so lange durch einen Officier, bis sie auch aller Kleinodien, Gold, Silber, Meublen, Wein, Früchte, Vieh u. w. sich bemächtiget hatten §. 21.

Der Freyherr und seine Gemalin protestirten zwar gegen alle die widerrechtlichen Handlungen, und hielten unter dem 6ten October um eine kaiserl. Commission an, die Allodialerbschaft von dem Lehen zu separiren. Allein sowohl hier als überall sonst hatten die Grafen schon durch verschiedene Insinuationen präveniret, indem sie vorgegeben, daß die Erbvereinigung die Tochter von der Erbfolge ausschließe, und Graf Heinrich auch ein Testament hinterlassen, so sie produciren wollten. Der kaiserl. Hof erkannte am 6. November eine Commission auf Konstanz und Würtenberg, nebst einem Manutenenzdecret in summarissimo für Fürstenberg §. 22.

Endlich nahm im Monat Julius 1597 die Kaiserl. Kommission in Tübingen ihren Anfang. Das angebliche Testament ward hier vorgeleat, so vom 20 Sept. 1596 datiret, und von 2 Zeugen unterschrieben war. Wenn man hier die Beschaffenheit seiner Krankheit, und daß er in dem Kloster von seinem Bruder und Neffen so scharf bewachet war, daß seine Tochter nicht einmal allein mit ihm sprechen durfte, wenn man dieses alles zusammen nimmt, so ist leicht zu erachten, auf welche Art der Erblasser zu diesem Testament gebracht ist. Es enthielte, daß er die Erbeinigung vom Jahr 1576 anerkenne, jedoch lasse er seiner Tochter und ihrem Gemal frey solche anzufechten, verordnet aber dabey, daß, wenn sie rechtlich entkräftet werden sollte, alsdann seine Tochter sich mit der Legitima begnügen, zumal er diese ihr Heyrathgut, und was der Heyrathsbrief enthalte, eingeräumet, ab-

Noch im selbigen Jahre übergaben die Grafen [illegible] Truchseß Leopold August, und der Bischof von Chiemsee Graf von Trauchberg an die von Fürstenberg ein Pro Memoria mit einer völligen Liquidation ihrer Forderungen. Nach selbiger betrug damals

a) das Hauptguth — — —	172,679 Fl.
b) die Zinsen zusammen — —	1,378,190 Fl.
Beydes zusammen — — —	1,550,869 Fl.

Dieses bewog Fürstenberg abermal Hoffnung zum Vergleich zu geben, so aber bis 1760 in einem vergeblichen Briefwechsel bestand, und jene Klägere bewog, sich an die Kayserin zu wenden, und um ihre gütliche Mediation zu bitten. Diese war dazu willfährig, und nunmehro erklärte sich Fürstenberg wieder zum Vergleich, mit der Versicherung, daß die Conferenzen nicht fruchtlos ausfallen sollten. Man bot den Klägern jetzt 60,000 Fl. anstatt daß man ihnen 1620 schon 150,000 Fl. geboten hatte. Endlich sahen die Klägere wohl, wie sie von den Fürstenbergern nur geäffet würden, und kamen bey dem Reichshofrathe 1763 mit einer Vorstellung ein, klagten über erlittene Spolien ꝛc. Aber 1764 starb Graf Leopold August von Friedberg Scheer, und nach ihm der Bischof ohne Erben, mit welchen die ganze Linie erloschen, und also ihre Güter und Forderungen an die Grafen von Zeil Wurzag, Wolfeck und Waldsee der andern Linie fielen, wodurch die Verfolgung des Processes sich bis jetzo verzogen hat §. 39. 40.

Dieses ist der Hergang der Sache mit allem Fleiß ausgezogen. Nun sind in selbiger Deduktion *sub Lit. B.* ganz kurz in 15 §. die Quellen und Grundursachen der Truchsessischen Forderungen angeführt, die aus der vorgelegten Geschichte sich von selbst ergeben. Zuletzt sind *sub Lit. C.* noch etliche Rechtsgründe über die Forderungen, auch über deren Liquidation vorgelegt, die sehr überzeugend sind. Z. B. Eine Mühle zu Donau-Eschingen aus der mütterlichen Verlassenschaft ertrug jährlich 100 Malter Vesen (so viel gab der Vater Graf Heinrich seiner Tochter für den Bestand, wie aus Acten erweislich ist), nach diesem Ertrag genoß Fürstenberg von selbiger in 187 Jahren 18,800 Malter, jedes zu 5 Fl. thut 94,000 Fl. hiervon, das ist von dem jährlichen Ertrage jedes Jahr zu Kapital angelegt, betragen allein die

Zin-

Zinsen — 459,400 Fl. Das ganze mütterliche Vermögen nach einem mäßigen Anschlage beträgt 40,000 Fl. ohne das Hauptguth selbst, dieses würde allein nur eine Restitutionssumme von — 2,133,776 Fl. ausmachen. Wenn nun hierzu die zwey väterlichen Mühlen, das Hofguth zu Haubertshofen, die väterliche Mobiliarverlassenschaft ꝛc. ein blos spolirtes väterliches Guth hinzu berechnet würde, welche entsetzliche Summe würde alsdann nicht von allen herauskommen.

Der Verfasser dieses kurzen Begriffs, so vermuthlich die erste Schrift bey dem neuerlich reassumirten Proceß ist, hat die Speciem facti zwar kurz, aber sehr deutlich und überzeugend aufgesetzet, wenn dabey die Dokumente und Beweisstellen angehängt wären, so scheint sie uns wegen ihrer Kürze und Deutlichkeit überzeugender geschrieben zu seyn, wie die nachher herausgekommene — ausführliche Vorlegung der höchstwichtigen Ansprüche und Forderungen ꝛc. die in eben dem Jahre auch gedruckt ist. Hier ist alles weitläuftiger ausgeführt, aber, unserer Meynung nach, zu weitschweifig. Hier in dieser übersieht man alles gleich, und durch die kurze Erzählung wird man am ersten von der Gerechtigkeit der Sache überzeugt. In der ausführlichen Vorlegung ꝛc. hat man 85 Seiten zu der Specie facti gebraucht, und nichts erhebliches mehr darin gesagt, als was in dem kurzen Begriff ꝛc. auf 21 Seiten gesagt ist. Im zweyten Theile der ausführlichen Vorlegung ꝛc. sind die Sätze, worauf die Gräflichen Truchsessischen Forderungen sich gründen, rechtlich, und darunter manche Beweise sehr gut ausgeführt, wie z. B. das Erbfolgsrecht der Erbtöchter in Ermangelung des männlichen Stammes vor den Agnaten, welches hier sehr gründlich bey vielen andern gräflichen Familien dieser Gegend z. B. den Grafen von Pappenheim S. 120, bey den Grafen von Montfort, S. 124, von Hohenlohe, Limburg ꝛc. bewiesen, und auch sonst bekannten Rechtens ist. Auch andere Sätze sind gründlich erörtert, und zeigen des Hrn. Verf. rechtliche Kenntnisse. Nur hätten wir gewünschet, daß manche überflüßige Beweise, wie die von der Erbfolge der Töchter aus dem *Tacito de moribus Germ.* aus den Salischen Gesetzen, aus den Gesetzen der Westgothen; Ripuarier ꝛc. weggeblieben wären, die so viele Seiten wegnehmen, die vorhir bemerkten Beweise von den

angeführten gräflichen Familien in Absicht der Erbtöchter waren allein schon hinreichend, wie der Hr. Verf. auch selbst S. 114 in der Nota 45. anerkannt hat. Das Uebrige ist nur ein gelehrter Plunder, und die vielen Citationen und Meynungen der Rechtsgelehrten, wie S. 114 ꝛc. beweisen auch nichts. Rec. ist der Meynung, je kürzer und deutlicher eine Deduction gefaßt werden kann, je eher fällt sie in die Augen, und überzeugt; die Weitläuftigkeit ermüdet nur.

Hierauf hat man Fürstenbergischer Seits 2 Tübingische Responsa in der Sache bekannt gemacht, und bey dem Kraisconvent zu Ulm distribuiren lassen. Der gegenseitige Truchsessische Schriftsteller hat darauf 1785 abermal in einer weitläuftigen Deduktion unter dem Titel: Prüfung der unpartheiischen Vorlegung der Forderungen, welches das Reichsgräfliche Haus Truchses an das Fürstliche Haus Fürstenberg macht ꝛc. Fol. Donau-Eschingen, 1785. geantwortet, und gesucht, die Sätze der Facultät in ihren Responsis mit Nachdruck zu widerlegen. Besonders glaubt er gleich Anfangs, daß man der Facultät nur etliche Aktenstücke, und nicht vollständige Akten vorgelegt habe. Wir können uns auf die einzelnen Sätze beyderseitiger Schriften, und auf deren Beurtheilung nicht einlassen, weil es der Raum nicht verstattet, und auch die Fürstenbergischen Deductionen in extenso nicht vor uns liegen. So viel aber sehen wir wohl, daß der Truchsessische Schriftsteller in den mehresten Puncten Recht hat, und selbst die Gerechtigkeit der Sache für die Truchsessischen Forderungen streitet. Die Zinsberechnung aber, weil sie ins unendliche geht, möchte doch wohl einer starken Milderung fähig seyn, wozu man sich Truchsessischer Seits auch wohl geneigt finden lassen würde, wenn der Gegentheil billige Vorschläge zum Vergleich thun würde.

Wahrscheinlich ist der Verfasser dieser Prüfung ꝛc. derselbige, so die ausführliche Vorlegung ꝛc. geschrieben hat. Man sieht es an dem weitläuftigen Styl so wohl, als an der gekünstelten Schreibart. Diese ist zuweilen übertrieben. Z. B. lesen wir in dieser Prüfung ꝛc. S. XII. in der Vorerinnerung — An der Stirne dieser unpartheiischen Vorlegung zeichnet sich demnach schon der altäbererbte Fürstenbergische Kunstgriff aus, womit das fürstliche Haus stets zur Absicht genommen, mit der seines Orts immer eine unmögliche

den Versetzung der Mannsstammesfolge in die Graf Heinrichische Allodial- und Kunkellehnverlassenschaft; auch die Flüssigwerdung der andern liquidesten Forderungen, auf eine höchst unregelmäßige und rechtswidrigste Art abzulehnen. — Aus der im December 1785 erschienenen Truchsessischen Beantwortung, auf die Fürstenbergische Berichtigung einiger Stellen in der 1784 im Druck erschienenen Gräfl. Truchsessischen ausführlichen Vorlegung etc. sehen wir gleichfalls, daß auch der Fürstenbergische Schriftsteller so sonderbare Ausdrücke gebraucht hat, indem er seinen ersten Abschnitt rubricirt hat — Beschnarchung der Truchsessischen ausführlichen Vorlegung sowohl in ihrer Ordnung als dem Vortrage, welches ein solcher Mischmasch seyn soll, daß man nur mit der äußersten Mühe einigen Übergang daraus absehen kann. — Es scheint also, daß die Schwäbischen Juristen an dergleichen Geschmack finden.

H. K.

---

3. Arzneygelahrheit.

Dr. J. Ch. Stark's Abhandlung von den Schwämmchen, nebst einer Uebersetzung des Ketelaers und Slevogts von den Schwämmchen mit nöthigen Anmerkungen begleitet. Jena, bey Cunos Erben, 1784. auf 240 Seiten in 8. ohne die Vorrede.

Rec. nahm diese Schrift mit wahrer Freude in die Hand, denn alles, was die praktischen Aerzte über die Schwämmchen nachschlagen oder rathfragen konnten, waren einzelne Kapitel in den Schriften von Kinderkrankheiten, und was sie Hofmann und Swieten darüber lehrten. Ketelaer war eine Bibliothekenseltenheit, und Slevogts Dispüte war weniger bekannt, und gewiß eben so selten. Diese Schrift füllt die Lücke in den practischen Büchersammlungen einigermaßen aus; sie enthält 1) eine Verdeutschung der zwar bekannten aber so seltenen Abhandlung des Ketelaer von einem Star-

kischen

dischen Schüler mit Namen [illegible], gut und treu verdeutscht, und mit Anmerkungen des Herausgebers. 2) Eine vom Hrn. St. selbst auszugsweise verdeutschte Dissertation des sel. Prof. Johann Hadrian Slevogt, de aphthis, Jenae 1706, die der Hr. St. auch mit einigen Anmerkungen begleitet hat. Die Slevogtsche Streitschrift ist wirklich interessant, und sie verdient der Ketelaerischen Abhandlung wenigstens an die Seite gesetzt zu werden; und endlich 3) eine eigene Abhandlung des Hrn. Starke, die er nur als Nachlese aus Swieten und andern Schriftstellern, und aus seiner eigenen Erfahrung betrachtet und beurtheilt haben will. Rec. nimmt zwar alles, was Hr. St. hier dem medicinischen Publikum gegeben, mit Dank an; wünscht aber doch, daß der Herausgeber und Verfasser alles, wodurch er die beyden ersten Abhandlungen ergänzen oder berichtigen wollte, nicht in die Anmerkungen und in die eigene Abhandlung zerstreut und vertheilt, sondern zusammen als ein Ganzes aufgestellt hätte; Unordnungen, Verwirrungen, Wiederholungen, mühsames Nachblättern wären so vermieden worden, und das Ganze hätte mehr Licht und Deutlichkeit bekommen; so wie die Schrift jetzt ist, wird ihre Brauchbarkeit durch das brouillonmäßige sehr erschwert, wird gewiß auch vermindert. Auszüge aus dieser Schrift stünden jetzt und hier nicht an ihrem rechten Orte, jeder Praktiker muß sie ohnehin lesen und besitzen.

Marcus Herz — Briefe an Aerzte. Zweyte Sammlung. Berlin, 1784. bey Voß und Sohn, auf 298 Seiten in 8vo.

Der erste Brief dieser 2ten Sammlung (die erste ist im 35 B. 1 St. dieser Bibliothek angezeigt) ist an Herrn von Guarin überschrieben, und enthält: 1) Von dem Sabadillsaamen. Der Verf. heilte durch ihn ein beständiges Widerkäuen bey einem Purschen von 15 Jahren, das von Spuhlwürmern entstand. Gelegentlich erklärt der Verf. die peristaltische und antiperistaltische Bewegung des Magens aus der Structur der runden und länglichten Magenfasern, und beweist, vorzüglich gegen Swieten, daß der Grund des Erbrechens in der widernatürlichen Zusammenziehung des Magens selbst zu suchen sey, die in der unverhältnißmäßigen Thä-

Thätigkeit der länglichten und der Querfasern liege, und daß die convulsivische Bewegung, worin das Zwergfell und die Bauchmuskeln beym Erbrechen erschienen, blos Folgen der gewaltsamen Bewegung des Magens sind. Im vorliegenden Fall des Widerkäuens schien ihm die Ursache ein Reiz von Würmern am Pförtner, oder in der Gegend desselben gewesen zu seyn, wodurch die runden Fasern des Magens verhältnißmäßig ein stärkeres zusammenziehendes Vermögen erlangt haben, als die länglichten, doch nicht in dem Grade, daß eine gänzliche Zusammenziehung des Magens und ein Erbrechen darauf erfolgen könne, sondern nur so, daß die natürliche peristaltische Bewegung des Magens unterbrochen würde, und die Speisen eine Tendenz nach der entgegengesetzten Richtung erlangten. (Eine sehr instructive Erfahrung vom menschlichen Widerkäuen scheint dem Verf. nicht bekannt geworden zu seyn: sie steht in Carls medicinischen Rathschlägen XIX. S. 110.) Nur noch vier Erfahrungen von dem Nutzen des Sabadillsaamens gegen die Würmer; sogar einen langgegliederten Bandwurm trieb der Verf. damit ab. Dieser Saame sey eines der wichtigsten Spezifiken in unserer Kunst, so daß man mit Zuverläßigkeit auf die Abwesenheit der Würmer schließt, (den Bandwurm ausgenommen) wenn auf dem Gebrauch desselben keine zum Vorschein kommen. Der Verf. will den Sabadillsaamen nicht für ein Gift gehalten wissen, und vertheidigt ihn gegen die Lentinischen Erfahrungen, und gegen Gleditschens Tadel. (Rec., der sonst so furchtsam eben nicht ist, kann sich doch nicht von einer gewissen Abneigung gegen dessen Gebrauch losreißen, er wirkt bisweilen zu gewaltsam, und scheint sich so in den Falten des Magens anzuhängen, daß mir das bey dessen Gebrauch so oft entstehende Erbrechen immer bange machen würde.) 2) Vom Isländischen Moose. Der Verf. bezeugt dessen Nutzen durch Erfahrungen in eingewurzelten hartnäckigten Husten, angehenden Lungensuchten, und in dem Husten nach den Masern. Doch schränkt er dessen Gebrauch nur auf phtisis haemoptoica, chlorotica und scorbutica ein. In der Harnruhr leistete es nichts. Wirksamer und hülfreicher erwies es sich, nach gehörigen Ausleerungen, bey sehr vielen Ruhrkranken, wovon der Verf. fünf Fälle anführt. (Auch dem Rec. hat es in der Ruhr herrliche Dienste geleistet, er verband es insgemein mit einem reichlichen Zusatz von Tamarindenmark.) Der

Ver-

Verf. heilte auch ein hartnäckiges Quartanfieber durch den Sublimat. Bey gallichten Quartanfiebern half Chinarinde mit Calomel. 3) Von zwey ungeheilten herpetischen Ausschlägen. Den zweyten Kranken heilte endlich der Berliner Kuhdoctor durch eine Seife und ein Waschwasser. 4) Vom Gebrauch des Terpentinöls, des Akonits und des Guajaks im Hüft- und Lendenweh. Der Verf. ist geneigt dem Terpentinöl eine spezifische Kraft zuzuschreiben, die sich lediglich auf das Hüftweh erstrecket, denn es hob blos dieses, und lies die damit verbundenen andern Schmerzen ungeheilt; allgemein ist dessen Wirkung nicht; auch hat der V. keine auffallende Wirkungen bey dessen Gebrauch bemerkt. Die Kräfte des Akonits hat der Verf. in allen arthritischen Krankheiten weit allgemeiner und zuverlässiger gefunden, als der beyden andern Mittel. Der Verf. ist seit einiger Zeit im Gebrauch des Akonits etwas vorsichtiger geworden; er wagt nie, mehr als höchstens eine halbe Quente auf einmal, und zwar in sehr allmähliger Steigerung zu geben. 5) Von der Färberröthe und der Sabina. Die Färberröthe schien dem Verf. zwar eine Art von specifischer Wirkung auf die Muttergefässe zu äußern, aber der Grad dieser Wirksamkeit ist nie so groß, daß dadurch bey zu lange ausbleibender oder bey unterdrückter Monatszeit aus hinlänglichen Ursachen etwas auszuziehen wäre, in welchen Fällen der Verfasser ihr die Sabina weit vorzieht. Doch nützt sie bey Personen, wo die Monatszeit unterbrochen, oder in geringer Menge abgeht, und wo die Lochien nicht gehörig fließen. 6) Von einigen Nervenkrankheiten. Die fünf Erfahrungen, so der Verf. anführt, sind für die Therapie nicht sehr instructiv, man weiß nicht, welches aus dem Schwall von gegebenen Mitteln eigentlich geholfen, ob es gleich der Verf. zu wissen glaubt; das Mittel, worauf, der Zeit nach, die Hülfe erfolgte, ist nicht allemal das Mittel, das wirklich half. 7) Von Harnruhren, zwey Fälle liefen tödtlich ab, und einer ward durch den Gebrauch des spanischen Fliegenpulvers geheilt. Der zweyte Brief an Herrn Leibarzt Zimmermann soll des Verf. Hypothese von der Wirkungsart der Nerven rechtfertigen, die er in seinem Grundrisse aller medicinischen Wissenschaften gleichsam wie als Idee hingeworfen. Zur Berichtigung dieser Rechtfertigung gehört mehr Raum als Rec. hier hat.

An

An den Herrn Professor Tode. Hadersleben, gedruckt bey Luckender, 1784. auf 5 Bogen in 8.

Eine Geburt der Eigenliebe und des manchem Wundarzt eigenen Dünkels, die sich unangenehm lesen läßt, weil ihr Erzeuger ein seichter Kopf ist, der nur von blindem Hochmuth und eigennütziger Zanksucht aufschwillt. Diese Schrift ist eine Antwort auf die Todische Brochüre. An Herrn Regimentsfeldscheer Martini. Kopenhagen, 1784. Sie soll ihren Verf. gegen den Todischen Tadel vertheidigen, und die Wundarzneykunst in hohen Schutz gegen die Aerzte nehmen. Der Verf. schimpft wie ein Bootsknecht auf die Aerzte, nennt sie Kabalisten, Banditen, Renegaten, Verschworne, Spitzbuben, Spionen ꝛc. verlangt als Präliminarartikel, wenn er mit den Aerzten Frieden schließen soll: daß der Generaldirector der Chirurgie nie ein Arzt seyn soll; daß ein Arzt nie den geringsten Einfluß in die Besetzungen der chirurgischen Bedienungen haben soll; daß kein Arzt ein Amt bekleiden soll, das sonst den Wundärzten gehörte, und in welchem er als Wundarzt besoldet wird; daß jeder, wer eine chirurgische Bedienung hat, auch dabey ein Arzt wird (renegirt nennt es der V.), die Bedienung nicht behalten können soll; nie soll ein Wundarzt einem Arzt untergeordnet werden; und die Aemter, welche die Wundärzte in den neuern Zeiten zum Vortheil der Aerzte verloren haben, sollen ihnen wieder eingeräumt werden. Wirklich der Mann fordert schon als Sieger, das er noch lange nicht ist! Unsere großen Wundärzte verdienen und genießen in der That alle die Ehrenbezeugungen und den Einfluß auf die medicinische Staatswirthschaft, so die Aerzte genießen. Hätte die Wundarzneykunst die Staffel erstiegen, worauf sie jetzt steht, wenn sie die Heilkunst nicht unterstützt und bereichert hätte? Wirklich es ist undankbar, wie jetzt die Wundärzte von der Arzneykunst, und den Aerzten sprechen; wenn doch ein Arzt, der zugleich Wundarzt ist, z. E. ein Richter oder Callisen den Werth und das Verdienst beyder Künste gegen einander abwöge, gewiß die Martinianer würden dann schweigen. Ist die Chirurgie älter als die Arzneykunst, so giebt ihr dies keinen Vorrang. Letztere ist hingegen gewiß schwerer und ihr Nutzen ausgebreiteter.

Werk. Hier von den Jahrbüchern der [illegible] und [illegible]sen die meisten nicht angeführt, vermuthlich weil sie für die Einkünfte eines Praktikers zu theuer sind. Es ist unverzeihlich, daß einige dem practischen Arzt sehr nützliche Schriften, z. E. Herz Briefe, Retelär von Schwämmchen, Rose von der Gonorrhöe, Langens vermischte Wahrheiten, Alleins Synopsis u. s. w. fehlen, wenn nur nicht so manche andere sehr entbehrliche Welsch und Fuchs de vena medinensi, Bilguer von der Hypochondrie, die unverständlichen Lenschnerischen Schriften, Köpper von der Kriebelkrankheit, Rudolstädter vom hitzigen Fieber, Schwarzschmidt von venerischen Krankheiten rc. da stünden. Auch wünschte der Rec., daß die wichtigsten Abhandlungen über einzelne Krankheiten, die in Stücken von Sammlungen, Acten, Journalen rc. eingerückt sind, auch unter der Rubrik der Krankheit angegeben wären, dann würde ein solcher Entwurf den Praktikern noch vollkommener und nützlicher seyn.

Einrichtung des klinischen Instituts (zu Jena), nebst tabellarischer Uebersicht des Witterungszustandes, der Krankheiten, ihrer Ursachen, Hauptzufälle, Anzahl aller Genesenen, un Genesen, weiblichen und männlichen Geschlechts, und ihrer verschiedenen Alter, mit Berechnung der diesjährigen Einnahme und Ausgabe von D. Johann Christian Starke — Jena, gedruckt zum Besten des Instituts, bey Strankmann, 1782, auf 4½ Bogen in 4to.

In der Einleitung spricht der Verf. von dem Nutzen klinischer Uebungsanstalten auf einer Universität, und stellt dabey auch ihre kameralistische Seite etwas ins Licht; er wußte ein solches Institut allenfalls durch Beyträge gutgesinnter Privatpersonen errichten, als ihm der Landesherr zu diesem Zweck ein Geschenk von 50 Thalern machte, welches nebst den Beyträgen einiger Privatpersonen, ihn in den Stand setzte, seine landnützliche Ideen zu realisiren. Hierauf giebt der V. eine kurze Nachricht von der Weise, wie er seine Zöglinge bey

bey diesen Uebungen anführt und leitet, und nennt ihre Namen mit dem Lobe, wie es ihm jeder einzeln zu verdienen scheint. Die Tabellen sind in 16 Kolumnen getheilt, und zeigen den Monat, den Mittelstand des Barometers, Thermometers, Windes und Wetters für jeden Monat, die Krankheiten, ihre Ursachen, ihre Hauptzufälle, die wirksamsten Mittel, Leichenöffnungen, die Anzahl der Kranken, der Genesenen, im Genesen, Gestorbenen, das Geschlecht, und endlich das Alter. Die Angabe der Ursachen, Hauptzufälle und der Heilmittel in diesen Tabellen ist hie und da etwas dunkel oder unverständlich. Rec. will doch einiges merkwürdiges aus diesen Tabellen ausziehen, um auf das reifliche Verdienst des Verf. und die Nutzbarkeit dieses Instituts für die Kunst überhaupt gleichsam nur hinzuwinken. Gegen einen Leberkrampf, der sich durch Trennen und nagenden Schmerz in der Herzgegend mit einer harten Stelle auszeichnete, brauchte der Verf. mit Nutzen Schaafgarbenextrakt in Rautenwasser und flüchtigem Hirschhorngeist. Gewöhnliche aber bösartige Metastasen eines Scharlachfiebers nach den Harnwerkzeugen mit Anschwellen und Blutharnen, behandelte der Verf. mit Holunder, Wachholdersaft und vitriolisirtem Weinstein. Gegen die Krätze braucht der Verf. Lauge von Wachholderasche nebst Laxanzen. Gegen ein heftiges Kopfweh, von einem Nasenbluten, das gestopft werden mußte, wurde ein Absud der Arnika, des Fenchels und der Altheewurzel mit Weinsteinsalz gegeben; gegen Hemerelogie half ein Blatt von Nachtschatten auf die Stirne gelegt, etwas; Wurmmittel halfen völlig; gegen hämorrhoidalisches Blutharnen gab der Verf. Kampfer, Schwefelblüthen, Salpeter und dabey Dämpfe von Bilsenkraut in Essig gekocht an die Geburtstheile. Bey sehr gefährlichen Blattern wirken Weidenrindendecoct sehr gut. Bey eingeschlagenem Scheitelbein halfen kalte Umschläge, und statt des Elevatoriums, Schröpfköpfe. Das klinische Institut hat binnen Jahresfrist 296 Kranke besorgt, wovon nur 35 gestorben sind, die Arzneyen betrugen 42 Rthlr. 20 Ggr., und die Summe aller Ausgaben 81 Rthlr. 5 Gr. Wahrlich ein Institut, das seinem Stifter Ehre, und der Akademie Nutzen bringt. Jena litte Mangel am klinischen Unterricht, und litt ihn vielleicht noch, wenn Starke nicht Edelmuth und Thätigkeit genug gehabt hätte, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Der Herzog lohnt ihm jetzt diese edle Thätigkeit durch sein Zutrauen,

er hat den verdienstvollen Mann zu seinem Leibarzt ernannt.

Zg.

D. Johann Ludwig Lebrecht Löseke Materia medica, oder Abhandlung von den auserlesenen Arzneymitteln nach derselben Ursprung, Güte, Bestandtheilen, Maaße und Art zu wirken — nebst Vorschriften, wie dieselben aus der Apotheke zu verordnen sind. Fünfte Auflage, durchgängig verbessert, und mit den neuern Entdeckungen bereichert von D. Johann Friedrich Gmelin. Mit Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburgisch. allergnädigster Freyheit. Berlin und Stettin, bey Nicolai, 1785. in 8. 567 Seiten.

Diese fünfte Auflage giebt allerdings dem Originale einen entscheidenden Werth — allein einen weit größern hat dasselbe durch die Bemühungen und Bereicherungen des Herrn Prof. Gmelin erhalten, obgleich der vortreffliche Mann in der Vorrede zu dieser fünften sehr bescheiden sagt: „Die Faßlichkeit des Vortrags (vom seel. Löseke), die Auswahl der beschriebenen Arzneymittel, die Treue der Beschreibungen selbst, die ganze Einrichtung, der reiche Gehalt an eigenen wichtigen Bemerkungen, so wie an gründlichen Urtheilen über die Beobachtungen anderer, hat ihm einen so bleibenden Beyfall seiner Leser versichert, daß sich der Verleger, um diesem Genüge zu leisten, noch nach dreyßig Jahren genöthigt siehet, eine neue zu veranstalten.“ Hr. Prof. G. hat viele Dinge, welche auch die zeitherigen Herausgeber dieses Buchs noch hatten stehen lassen, als z. B. Mondmilch, Diamant, Agley, Frauenhaar, Amiant, Spießglasblumen, Spießglasklyssus, Spießglaskönig, Spießglassafran, Spießglasschwefel von der ersten Fällung, Knallgold, Beinbruch, Erde von Malta, und andere Bolus und Siegelerden, Ochsenzunge, Karneol, Koneßirinde, die Knochen aus dem Hirschherze, Bergkrystall, gegrabenes Einhorn, Manakistein, Flachsseide, Mannstreu, Feigbohne, Bezoarstein, Goastein, Blutstein, Griesholz, Steinmark, Regenwürmer, Rubin,

Sap-

Sapphir, Korallensalz, Smaragd, Topas, Elendshorn und Elendsklauen, Hechtskiefer, Schweins- und Nilpferdzähne, Elfenbein, Nashorn, Krebsaugen, Judenkirschen, Pareira brava, Ginseng; zwar genannt, aber sich nicht getrauet, auszustreichen — Recensent würde sich keinen Augenblick bedacht haben, solche auszustreichen, und zwar noch mehrere als diese auszustreichen — Denn wenn ein Gmelin und Murray, welche vermöge ihres Amts ein Recht dazu haben, die Arzneymittellehre von unnützen, unkräftigen, und solchen Mitteln, welche der Aberglaube dahinein gepflanzt hat, zu säubern, und auszustreichen, nicht unternehmen; wer soll es denn thun? — und bevor dergleichen Männer hierinnen keine Reformation vornehmen, bevor wird in alle Ewigkeit es nicht dahin kommen, daß das Wahre vom Falschen geschieden werde, daß Cornu cervi sine igne, mater perlarum, Mand. Luc. piscis, dentes apri und anderes unsinniges Zeug mehr aus den Köpfen schwacher Aerzte, und aus den Apotheken verbannt werden. Recens. getrauet sich zu behaupten, daß man sicher mit dem dritten Theil derjenigen Körper, so zur Arzneymittellehre gehören, ein guter und glücklicher Arzt seyn könne — welcher Vortheil für den jungen Arzt, wenn er seinen Kopf nicht mit dem ganzen unsinnigen Wuste der jetzt gebräuchlichen Mittel anfüllen müßte! Aehnliche Wünsche äußert Herr Prof. Gmelin über die Verbesserungen der Apotheken, über das Einsammlen der Arzneygewächse, das so oft zur Unzeit geschiehet u. s. w. Noch eine wohlgemeinte Erinnerung des Herrn G. an die Aerzte, so hier am rechten Orte stehet, können wir unmöglich übergehen: „es ist aber nicht genug, diese Arzneymittel überhaupt zu kennen, ihre Bestandtheile, und aus diesen, wo es sich thun läßt, den Grund der Wirksamkeit anzugeben zu wissen; man muß auch die ächte Waare von der untergeschobenen, die verfälschte von der unverfälschten, die gutbereitete, von der nachläßig bereiteten unterscheiden können; die wohlriechenden Oele werden freylich durch die Verfälschung mit fetten Oelen nicht schädlich, aber sie wirken viel schwächer, als es der Arzt erwartet; das Quecksilber, das mit Bley verfälscht ist, nimmt diesen giftigen Zusatz auch in manche innerliche Arzneyen mit über, und die tödtlichen Wirkungen, die man einigemal von dem Gebrauche des versüßten Quecksilbers wahrgenommen hat, kommen höchstwahrscheinlich mit daher, daß ein Theil desselbigen noch ätzenden Sub-

Klimat, noch nicht mit Quecksilber übersättigt, noch nicht versüßt war, was der Arzt, dem hinlängliche Kenntniß der Chymie beywohnt, leicht erkennen kann u. s. w.

D. Burchard Friedrich Münch praktische Abhandlung von der Belladonna und ihrer Anwendung, besonders zur Vorbauung und Heilung der Wuth nach dem Bisse von tollen Hunden. Nebst zwo ausgemahlten Kupfertafeln. Göttingen, bey Dietrich, 1785. in 8. 408 Seiten.

Den mehresten unserer Leser kann es nicht unbekannt seyn, daß der verdienstvolle und menschenfreundliche Herr Superintendent Münch in Clötze, in Richters chirurgischen Bibliothek, seine Wahrnehmungen über den Gebrauch der Belladonnawurzel beym tollen Hundsbisse, bekannt machte. Die vortrefflichen Curen, so er mit diesem Mittel bewirkte, und die gemachten großen Erfahrungen des Vaters vermochten den Sohn, gegenwärtigen Verf. dieses Buchs, eine Inauguralschrift über diesen Gegenstand 1781 zu schreiben. Diese Schrift hatte das Glück, von den Göttingischen Lehrern sowohl, als auch von andern Aerzten mit vielem Beyfalle aufgenommen zu werden. Nach einiger Zeit wurde derselbe von berühmten Aerzten, besonders von seinem Lehrer, Hrn. Hofr. D. Baldinger öffentlich und auch in Briefen aufgefodert, diese Materie vom neuen zu bearbeiten, und darüber ein Buch in deutscher Sprache herauszugeben. Das Wichtigste, was der Inauguralschrift noch fehlte, war die botanische Beschreibung der Pflanze, welches dann hier mit allem Fleiße und möglichster Genauigkeit geleistet worden. (Dieses war auch unumgänglich nothwendig, weil Rec. aus Erfahrung weiß, daß in manchen Apotheken das Extrakt von äußerst ungleicher Wirkung gewesen, und daß wahrscheinlich aus Mangel hinlänglicher botanischer Kenntniß ganz etwas anders, anstatt der Belladonna, von den Kräuterweibern geliefert worden.) Das illuminirte, musterhaft gefertigte Kupfer macht die gute Beschreibung noch deutlicher. Ueberhaupt ist die erste Abtheilung dieses Buchs, ein ganz neuer Zusatz zu der Inauguralschrift des Verfassers, weil solcher hauptsächlich von der allgemeinen Anwendung der Belladonna handelt. Seit sieb-

zehn

zehn Jahren hat der menschenfreundliche Gottesgelehrte, der wahre Vater der Verunglückten seines Kirchsprengels, mit diesem Mittel in so mannichfaltigen Krankheiten, eine große Anzahl von Versuchen unternommen — diese wurden dem Verf. auf das genaueste bekannt; — es konnte also nicht anders kommen, als, daß eine verhältnißmäßige, ebenfalls ansehnliche Anzahl eigener Versuche mit diesem Mittel, ihn in den Stand setzen müßten, die zweckmäßigste und nützbarste Anwendungs- und Gebrauchsart dadurch zu erlernen. Alles ist hier treu und offenherzig mitgetheilt. Zu der zweyten Abtheilung ist der Inhalt der ersten Schrift näher verfolgt, ohne sich ängstlich an ihre Ordnung zu binden. Gerne würde ich — sagt derselbe in der Vorrede „der Aufforderung des Hrn. Hofr. Baldingers, der Geschichte des Gebrauchs der Belladonna in der Wuth, von den ältesten bis auf unsere Zeiten, nachgespürt haben, wenn nicht der Mangel einer hierzu erforderlichen Bibliothek mich davon abgehalten hätte." Auch rühmt Hr. Münch den Hrn. Bergrath, D. Bucholtz, als einen der wichtigsten Beförderer dieses Werks, und dankt nicht allein für die mitgetheilten Nachrichten von einem Versuche mit der Belladonnawurzel bey einem, von einem tollen Hunde gebissenen Mädchen, welches schon Anfälle der Wuth erlitte, und durch dieses Mittel geheilt wurde; sondern auch für noch mehrere von demselben, diesen Gegenstand betreffenden, mitgetheilten Nachrichten, wohin vorzüglich der mitgetheilte Aufsatz, vom tollen Hundebisse, und der daraus entstehenden Hundewuth oder Wasserscheu, welchen Herr Bucholtz in den Wienerischen Landcalender auf das Jahr 1784, auf Befehl seines Landesherrn, eingerückt hat, gehöret.

Jk.

Vorlesung über den menschlichen Körper, und die Mittel sich gesund zu erhalten. Zweyter, dritter und vierter Theil. 8. 1785.

Der Hr. Verf. verdient für die Fortsetzung seines nützlichen Werks um so mehrern Dank, da bisher in dieser Art Aufklärung noch so wenig für das Allgemeine gearbeitet ist, und die Art seiner Ausführung gewiß so ist, daß sie bey einiger Zurechtweisung des Lehrers von den Schülern leicht verstan-

den werden kann. In diesem zweyten Theile wird das Physiologische besonders von dem, was die Nerven und die durch sie empfindende Seele betrifft, abgehandelt. Die Beschreibung vom Gehirn und seinen Theilen ist, so viel es sich ohne Kupfer thun läßt, verständlich und richtig. Bey der Beschreibung der Knochen des Kopfs scheint durch einen Schreibfehler (S. 8) die Kronnath und Pfeilnath verwechselt. Bey der Stelle des de Cartes in Absicht des Sitzes der Seele in der Zirbeldrüse hätte Hrn. Sömmerings Beobachtung einen Platz verdient, daß fast in allen Subjecten, die über 16 Jahr alt sind, mehr oder weniger Steinchen und Concretionen in der Zirbeldrüse gefunden worden. Sehr deutlich, so viel es die schwersten Materien der Physiologie zulassen, über Sensorium, Empfindung und Denkkraft, äußere und innere Sinnen, Erneuerungsvermögen vorhin gehabter Empfindungen, Einbildungskraft und die daraus entstehende Täuschung, wenn vorhin gehabte Empfindungen mit gegenwärtigen verwechselt werden. Täuschung der äußern und innern Sinne will der Hr. Türsang, dahingegen die Täuschung der höhern Seelenkräfte lieber Irrthum nennen. Aus der Vergleichung gegenwärtiger äußerer Empfindungen mit Einbildungen, entsteht das Vorhersehungsvermögen und sinnliche Ahndung, hiervon handelt die sechste Vorlesung. Das Vermögen Ideen zu trennen und wieder verschiedene zusammenzufügen, ist das Dichtungsvermögen, eine andere Art, einzelne Einbildungen oder Theile davon zu trennen, ist das abstracte Denken. Durch das Bewußtseyn, daß wir wirklich vorhin gehabte Ideen erneuern, unterscheidet sich das Gedächtniß, und von diesem handelt die siebende Vorlesung beynahe ganz allein. Alle diese Eigenschaften der Nerven haben nun Thiere so gut als Menschen, worin bestehen also die Vorzüge der letztern? Die Antwort des Verf. scheint uns doch nicht alles zu erschöpfen, und könnten vielleicht manchen zu einem Mißverstand verleiten, er setzt sie vorzüglich in den vortheilhaften Bau des Menschen, durch welchen er mehr in den Stand gesetzt wird, sich von den ihn umgebenden Dingen Ideen zu verschaffen, und sie nach Willkühr zu nützen, besonders in das feinere Gefühl der Fingerspitzen (das doch nicht allen Thieren in so hohem Grade mangelt), in die mehreren Bedürfnisse u. s. w., in die zahlreichere Menge und weitere Verbreitung der Menschen, (könnte wohl auf den ersten Grund seiner Vorzüge keinen Einfluß haben, sondern sie nur in der

Folge

Folge erhöhen) in die größere Geselligkeit, womit die Menschen zusammen leben (ist doch auch vielen Thieren eigen, selbst solchen, deren Fähigkeiten gering zu seyn scheinen), und endlich in die längere Lebensdauer des Menschen, von den Vorzügen der Sprachorgane und manchen andern, finden wir nichts erwähnt. Endlich geht der Verf. zu den höhern Geisteskräften, und sucht zu beweisen, daß auch sie größtentheils vom Körper abhangen, und sich auf Empfindungen zurückbringen lassen. Wenn wir z. B. urtheilen, ob ein gerechter König einem gütigen vorzuziehen sey, so stellen wir uns zuerst den gerechten König vor, wie er einen Verbrecher hinrichten läßt, im zweyten Bilde einen gütigen, wie er die Gefängnisse öffnet, und Bösewichter auf freyen Fuß setzt, in dem dritten, wie der Befreyete wieder neue Uebelthaten ausübt, wer wird nun nicht bey diesen drey Gemälden empfinden, daß bey einem Könige die Gerechtigkeit der Güte vorzuziehen sey? diese Empfindung heißt Urtheil — Wir fürchten doch sehr, daß hier etwas ausgelassen sey, wodurch leicht Mißverstand erregt werden könnte. Gegenwart des Geistes und Genie. Angeborne Ideen läugnet der Verfasser gänzlich. Endlich kehrt er wieder mehr zu dem Körper zurück, und handelt das Physiologische von Schlaf und Wachen, Träumen und Nachtwandeln u. s. w. zu unserer Befriedigung ab. Die zehnte bis dreyzehnte Vorlesung ist der Beschreibung der äußern Sinne gewidmet. Sehr gut würde der V. gethan haben, wenn er hier einige Abbildungen beygefügt hätte, ohne diese wird dieselbe schwerlich zu verstehen seyn. Die des innern Ohrs ist doch wohl überhaupt gegen die andern etwas unvollständig. Auf diese folgt Muskelkraft und Reizbarkeit, die vielleicht schicklicher und zu mehr Deutlichkeit des Uebrigen gleich anfangs würden abgehandelt worden seyn. Zuletzt etwas über Leidenschaften und ihre Wirkung auf den Körper, und gelegentlich über Physiognomik.

Der dritte und vierte Theil ist dem diätetischen gewidmet. Ueber Glückseligkeit des Menschen überhaupt, und über die Nothwendigkeit einer genauen Lebensordnung haben wir mit viel Vergnügen gelesen. Wir wollen aus dem folgenden nur noch einiges mit der Versicherung ausheben, daß das Ganze sehr zweckmäßig, und mit warmem Gefühl für Ausbreitung des Guten geschrieben ist. Bey der Luft wünschten wir doch, daß die neuern Entdeckungen, die auch

in der Diätetik so viel Aufklärung verbreitet haben, mehr genutzt wären. Hier ist Salubrität der Luft blos aus Elasticität, Schwere, Dichtigkeit, Wärme, Feuchtigkeit u. s. w. erklärt, auffallend waren uns hier einige Sätze, welche zum Theil unerwiesen, zum Theil dunkel sind. Z. B. die Lufttheilchen seyen nicht so fein als die Wassertheilchen, dickere Luft sey, wenn die Lufttheilchen selbst größere Durchmesser angenommen hätten u. s. w. Am Ende wird zwar unter dem Namen von fixer Luft etwas von mephitischen Luftarten gesagt, doch aber nicht mehr als schon Hales bekannt war. Das Kapitel von den Nahrungsmitteln ist vorzüglich deutlich und practisch abgehandelt. Bey Gelegenheit des Hungers wird die Geschichte des Inspector Drieß am Joachimsthalschen Gymnasio zu Berlin sehr ausführlich erzählt. Saure Molken möchten wir doch nicht zum beständigen Getränk anrathen. Unsern ganzen Beyfall hat der Anhang über die Fortpflanzung des Menschen, er ist mit so viel Anstand geschrieben, daß wir ihn sicher allen jungen Leuten zum Lesen anrathen können. Von den verschiedenen Theorien der Erzeugung trägt der Verf. die vorzüglichsten vor, ohne sich doch aber für irgend eine zu erklären. Beträchtlich unterscheidet sich doch die Lehre von Bildungstrieben von den Büffonschen, die der Verf. als eben und dieselben anzusehen scheint; er wirft ihr besonders vor, sie erkläre die Sache durch eine qualitatem occultam, ein Vorwurf, der ihr schon mehrmal mit Unrecht gemacht ist; sobald der Naturforscher Wirkungen auf einfache Kräfte zurückgebracht hat, muß er aufhören zu erklären, wenn er nicht die Grenzen menschlicher Kenntnisse überschreiten will. Sehr bestimmt erklärt sich der Verf. für die Einwirkung der Einbildung der Mutter auf das Kind, und führt, wie es scheint, selbst beobachtete Beyspiele an.

Am Dz.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Meine Haus-Leyer, von D. (Ohne Benennung des Druckorts.) 1785. in 8. 112 Seiten.

Der

Der Verf. hat einige Anlage zur komischen Romanze und komischen Erzählung, wiewohl kein einziges Stück in dieser Sammlung fehlerfrey ist; denn er hat die Versifikation nicht in seiner Gewalt, begeht noch manche Fehler wider die Sprache, verfällt oft ins Weitschweifige, und verstößt wider das Decorum. Recensent will von jedem einige Beweise beybringen. Er reimt: Mahnt und Hand, davon und nun, schon und thun, genommen und brummen, tummeln und drommeln (welches noch dazu trommeln heißen müßte), Schön und ihn, nennen und Städterinnen, nennen und hinnen, schonen und dienen, Gedicht und riecht, Gränzen und Provinzen; und in folgender Strophe ist kein einziger Reim richtig:

Ja! schön ist's all — nur das ist schlimm:
  Kurz dauern Pracht und Ehren;
Denk da ans neu Jerusalem;
  Das wird doch länger währen.

Der Verfasser scheint ein Schwabe zu seyn, der seiner Mundart getreulich folgt. —! S. 16. 67 und 97. Z. 7 steht immer für, wo es offenbar vor heißen müßte. S. 23 steht meine für mein, S. 46 triebe statt trieb, S. 51 welche für einige, u. S. 4. Z. 3. müßte es entweder, von meinen Tagen der erste Tag, oder: meiner Tage erster Tag, heißen. Was die Worte fernd und Risel heißen sollen, weiß Rec. nicht. Zuweilen giebt der Verf. einem Worte einen Mitlauter zu viel, zuweilen einen zu wenig, z. B. Ungestümme, begrüsen. — Will der V. neue Versuche in komischen Erzählungen machen, (wozu wir ihn allein ermuntern können) so muß er sich vor unnützen Auswüchsen hüten, und sich bemühen, gedrängter zu erzählen. Was soll z. B. folgende Stelle, S. 97:

Hier wird vielleicht mein Leser fragen:
Herr Dichter gebt uns Unterricht,
Ob ihm vielleicht der Frost die Stimme so verschlagen?
Ob er nicht mehr verstund? — Allein das weiß ich nicht!
Wer will, der mag ihn selber fragen,
Ich kan den Fürwitz (Vorwitz) nicht vertragen.

Die Erzählung wirkt dadurch um keinen Schritt weiter, und launigt ist die Stelle nun einmal nicht. — Am unzufriedensten ist Rec. mit dem Verf. bey solchen Stellen gewesen, worin er nicht nur pöbelhafte Worte gebraucht, sondern auch seine Hausleyer durch Unanständigkeiten entweihet. Z.B. S. 14. Z. 3. S. 16. Z. 11 u. 12. S. 69. Z. 10 u. f. der Nachtrag ꝛc. S. 14. Der Einfall, daß die Musen den Reimern den Nachtopf auf den Kopf gießen, kömmt in der Romanze S. 51 in einer noch viel ekelhaftern Einkleidung vor. Gesetzt auch, daß bey dieser Romanze ein wahrer Vorfall zum Grunde liege: muß man denn alles besingen, was wahr ist? Der Verf. scheint eine von den goldnen Regeln des Horaz ganz vergessen zu haben.

Unter den Epigrammen taugt kein einziges etwas, und der Verf. wird wohl thun, diese Dichtart ganz zu verlassen. Das Epigr. Leander, S. 95

„Kein Schurk soll über Nacht in diesen Mauren seyn“ —
(Schreibt er an das Portal) „dahn (denn) heilig ist die Schwelle!“ —
Ich strich' es wieder aus, wär' ich an seiner Stelle;
Schon fragt die ganze Stadt: Wie kömmt dann er hinein?

steht schon im Logau zehnmal besser:

„Hier geh nichts Böses aus noch ein.“
Der Narr! wie kömmt denn er hinein?

In den schwäbischen Volksliedern, besonders in den Gedanken eines Bauers bey der letzten Illumination, sind übrigens einige recht gute Einfälle. Auch aus dem Liede S. 22 könnte etwas werden, wenn es correcter versificirt, und das plumpe Gleichniß in der dritten Strophe weggelassen würde.

Ff.

Die Brieftasche aus den Alpen. Vierte Lieferung. St. Gallen, bey Reutiner jünger, 1785. 135 Seiten in kl. 8.

Brief-

Brieftaschen enthalten mehrentheils gutes, mittelmäßiges und schlechtes. Von der ersten Gattung hat Rec. in den Gedichten dieser Sammlung eben nichts gefunden. Sie sind voller Unbestimmtheit und Härten, voller Geschmacklosigkeit und Flickwörter.

Zu der letzten Gattung scheinen wohl folgende Strophen zu gehören.

Muß auch was zu lieben haben,
Lieben nur ist mein Begier,
Solo durch die Welt zu traben,
Ist auch nirgend für.

—

Zum Leben brauchts wenig,
Zur Freude nicht viel,
Nur tägliche Pfenig,
Und warmes Gefühl.

In dem Liede der Zufriedne wird der Reiche und Vornehme wie ein Bube ausgehunzt, blos weil er so unglücklich ist, reich zu seyn, und einen Orden zu tragen.

Dem Herrn Verfasser ekelt gewaltig dafür, weil er meint:

Denn gieng er nicht heraus zu sehen,
Wie Blumen, Kraut und Kohl entstehen,
Und grünen Wies' und Flur.
Dann hört' er nie der Freundschafts Töne,
Dann fühl' er nie des Mitleids Thräne,
Nie Liebe und Natur.

Die prosaischen Aufsätze sind bey weitem besser. Es sind einige ganz artige Geschichten darin erzählt, und Schweizer Sitten hin und wieder mit Wahrheit dargestellt.

Mg.

Wielands kleinere prosaische Schriften. Zwey Bände, neue verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1786.

Die

Dieser Band enthält wieder sehr lehrreiche und angenehme Aufsätze verschiedenen Inhalts. 1) Ein Gespräch in der Unterwelt vorzüglich zwischen Diocles und Lucian. Der Inhalt desselben ist: In der Unterwelt fallen den abgeschiedenen Seelen ihre vorigen Vorurtheile, Meynungen, Vorzüge und Tugenden so wie Schuppen ab. Von den so mannichfaltigen Täuschungen kehren sie endlich zur Wahrheit zurück, und befinden sich dabey besser. 2) Etwas über die Erzählungen von Geistererscheinungen. Ein wahres und zu seiner Zeit geredetes Wort. Es besteht aus folgenden Hauptsätzen. In jedem Menschen liegt ein gewisser Hang zum Wunderbaren. — Dieser ward von jeher genährt und gestärkt, durch Erziehung, durch Dichter, Priester, platon. Philosophen, Mönche. Romandichter erhielten die Träume des Plotinus. So lebte diese Afterphilosophie unter dem Namen eines Hermes t. m. etc. wieder auf, und Philosophen, Aerzte, Physiker und Chymisten wurden Herolde der weißen und schwarzen Magie. Selbst bey der verbesserten Philosophie erhält sich die Schwärmerey noch, weil man bey mehr Entdeckungen auch immer mehr Geheimnisse findet, und auf verborgene Kräfte rechnen muß, oder auch bey erweitertem Kreise der Kenntnisse den Kreis des Möglichen zugleich erweitert. Unser Glaube balancirt daher zwischen den Gedanken: eine Geistererscheinung ist an sich nicht ganz unmöglich, aber in einzelnen Fällen nicht wahrscheinlich. Bey Erzählungen dieser Art kann uns der Erzähler glaubwürdig, die Erzählung aber unglaublich vorkommen. Wenn ein Philosoph sie gründlich bestreitet, so fühlen wir uns gedrungen, diese Phantome in Schutz zu nehmen. Der Grund liegt theils in unserm natürlichen Triebe zum Wunderbaren, theils in der Hoffnung der Fortdauer nach diesem Leben, und in dem Verlangen etwas oder ein Wesen aus jenem Reiche der Schatten zu hören. Ueberdem hält Aberglaube mit Aufklärung, Luxus und Libertinage gleichen Schritt, welches die Schauköpfe zu ihren Absichten zu nützen wissen. Da nun dies der Fall unsers Zeitalters ist, so muß man gegen diese schwache Seite des menschlichen Herzens auf der Hut seyn. 3) Rousseaus Bandgeschichte, sehr umständlich erörtert, um zu zeigen: Rousseau war nicht Bösewicht, sondern Mensch, und würde es nicht gethan haben, wenn er nicht die großen Anlagen zu einem Rousseau in sich gehabt hätte. Besonders schön ist Rousseaus Schilderung

beym Anfange. 4) Patriotischer Beytrag zu Deutschlands höchstem Flor ꝛc. eine Widerlegung einer Schrift gleiches Namens, wo erst satyrisch, und endlich ernsthaft gezeigt wird, daß es nichts, als leere Träume sind. 5) Zwey Gespräche zwischen Walder und Diethelm für und wider das Mönchswesen. Nach einer ziemlich langen Verhandlung fällt das Resultat in einer vortrefflichen Allegorie heraus, wo in der Geschichte der Californischen Hamster gezeigt wird, daß Mönch und Klöster nicht sowohl aufgehoben, als vielmehr umgeschaffen *NB.*, die Fonds derselben bleiben, aber ihre Einkünfte zu Hospitälern, Invalidenhäusern, Philanthropinen ꝛc. verwandt werden müßten. 6) Sendschreiben an einen jungen Dichter. So wie Horaz seinen Pisonen, so zeigt der Verf. hier seinem jungen Freunde, theils, wie viel dazu gehöre, ehe jemand den wahren Dichterberuf zu haben glauben dürfe, theils auch daß bey der Dichterey nicht sonderlich viel Seegen sey. Will er indessen die Muse als eine der angenehmsten Gesellschafterin auf dem Wege des Lebens annehmen, so habe er nichts dawider. Nun folgen noch 4 Aufsätze literarisch antiquarischen Inhalts. Ueberhaupt werden die Leser auch in diesen Aufsätzen ihren klassischen Wieland wiederfinden. Wer hin und wieder nicht so viel Colorit und Laune hier zu finden vermeint, als in andern Schriften des Verf., der wird sich bey genauerer Ueberlegung leicht überzeugen, daß der Grund davon nicht in dem Verf., als vielmehr in seinem Stoff lag.

Qm.

Das Erdbeben zu Messina; dialogisirte Geschichte von Heinrich Schmieder. Halle, 1786.

Der schwache König; Szenen aus der Geschichte Heinrich IV. aus Castilien, von ebendemselben. Gotha, 1786.

Wir lassen beyde Werke beysammen stehen, da sie einen Verfasser haben, und in einerley Manier geschrieben sind.

Das erste ist schon einmal in den Szenen aus der neuesten Welt, abgedruckt, und der Verf. hat diese neue Aus-

Ausgabe davon machen lassen, weil nach dem Berichte seines Verlegers, besonders nach dem Erdbeben von Messina gefragt wurde. Wir hätten gewünscht, daß er sich dazu die Zeit genommen hätte, es ganz umzuarbeiten; denn daß er dazu Kräfte gehabt hätte, und daß er dasjenige, was darin besonders tadelhaft ist, jetzt selbst fühlen muß, beweiset das folgende Buch. Dieses ist nämlich die affectirte Kraftsprache, von welcher diese Szenen so strozen, als dem Recensenten gottlob! in den letzten beyden Jahren wenig zu Augen gekommen ist. Sogar ein Doctor spricht darin zu seiner Patientin! Und wie auffallend ist es an der andern Seite, wenn mitten unter diesen gewundenen, sententiösen, dem Gesprächstyl, auch dem, welchen der Cothurn fordert, so gar nicht angemessenen Perioden, ein Prinz auf einmal sagt: „Na wirst doch etwas wissen, — hast mir doch sonst schon manchen Auftrag nicht so hirnlos ausgeführt. Na, etwas weißt du?" Aber der Schriftsteller, der kein Gefühl für falsche Größe im Ausdruck hat, hat es auch nicht, wenn sein Prinz als ein Lakay spricht. Der Stoff, den der Verf. gewählt hatte, ist groß, und würde bey kluger Behandlung gewiß nicht unterlassen haben, zu interessiren. Jetzt aber lernen wir Gioconda nur als eine winselnde „Dulderin," Bandini als einen durch seine Leidenschaft verrückten Menschen, und den Prinzen Grimaldi als eine mißlungene Copie von Lessings italiänischem Prinzen kennen. Die Erzählungen, welche die Szenen unterbrechen, schwächen das Interesse gleichfalls. Alle Szenen, worinn der Kammerdiener auftritt, sind äußerst langweilig, besonders sein langes Gespräch mit Camillo. Uebrigens soll der Stoff dieser Szenen eine wahre Geschichte seyn.

Ganz anders müssen wir von den Szenen aus der Geschichte Heinrichs IV. urtheilen. Es erschien davon schon im vorigen Jahre eine Probe in der Olla Potrida im 4ten Stück, die des Recensenten Aufmerksamkeit ungemein an sich zog. Hr. S. gehört in diesem Buche nicht mehr zu den Kraftgenies, oder läßt es wenigstens nur selten noch blicken, daß es schwer hält, alte Sünden ganz und gar zu vermeiden. Die Behandlung des Stoffs zeigt wahres Dichtergenie. Vornehmlich war es eine richtige und nothwendige Maaßregel, daß er, um den Charakter Heinrichs IV desto mehr in den Schatten zu setzen, einen solchen thätigen und glänzenden Charakter neben

neben ihm stellete, als Alfons ist. Auch war es, um die Schwäche des Königs völlig darzustellen, nöthig, daß er ihn in verschiedenen Stellungen und Handlungen zeigte. Nun, da diese Szenen denn doch einmal, so wie sie hier sind, zur theatralischen Vorstellung nicht geschickt sind, war es wohl unnöthig, den bey den Hofscenen zu beobachtenden Prunk, bis auf die Zahl der Marschälle anzugeben. Wir sind häufig auf starke und große Gedanken gestoßen, und auf Wendungen, die fast Shakspearisch sind. Z. B. S. 191. „Der Himmel ist heute nicht ärmer am Sonnenschein als ichs an Neuigkeiten bin;" und noch schöner S. 251. „Dann werde eine Nonne Sandovah." Ob aber die Nachahmung solcher Shakspearischen Scherze, als S. 200 sich mit dem Costume der Zeiten entschuldigen lassen, wollen wir nicht beurtheilen. Zu dem Eigenthümlichen der Schreibart des Verf. gehört, daß er das Bindewort und, für eine Schwäche des Affects zu halten scheint, und sich so gewöhnt hat, die Perioden ohne dasselbe zusammen zu hängen, daß er es selbst in der Vorrede thut; daß er durch Auslassung der Fürwörter dem Ausdrucke eine besondere Stärke zu geben glaubt, z. B. S. 31. daß er sagt: bleiben wir sitzen; anstatt: laßt uns sitzen bleiben; u. dergl. Neuheiten. —. Der zweyte Theil ist noch nicht erschienen, doch stehen in der Olla Potrida einige Szenen aus demselben.

Mi.

Friedrich mit der gebissenen Wange. Erster Theil. Leipzig, 1784. 8vo. 530 Seiten.

Die Geschichte dieses kriegerischen Stifters des sächsischen Hauses gehört unter die merkwürdigsten Begebenheiten der mittlern Historie unsers Vaterlandes, und ist so voller Abwechslungen und Catastrophen, daß ihre dramatische Bearbeitung, die Herr Schlenkert hier unternommen hat, ein unterhaltendes Lesebuch ist. In so fern die gierige Lesewelt stets neue Unterhaltung fordert, und ein Buch nach dem andern verschlingt, nicht daraus zu lernen, sondern die Zeit zu tödten, haben wir auch nichts gegen diese Art der Behandlung wahrer Begebenheiten. Wenn unsere jungen Dichter es nicht zu mühsam finden, ihre vaterländische Geschichte et-

was genauer zu studieren, als daß sie etwa einmal Schmidts Geschichte der Deutschen durchblättern, so wird ihnen Stoff genug aufstossen, und derjenige, der Stärke genug hat, wichtige Auftritte herauszuheben, und sie so vorzutragen, daß sie die Theilnehmung des Lesers erregen, wird vielleicht noch lieber gelesen werden, als blosse Erdichtung. Indessen ist es keine geringe Kunst, das ganze Leben eines Fürsten oder einer langen Reihe von Begebenheiten, die oft durch unbemerkbare Zufälle verbreitet, oder an einander gekettet werden, zu dramatisiren, und wir glauben doch im Ganzen nicht, daß diese Art Arbeiten ihr Glück lange machen werden. Wir können Hr. S. das Verdienst nicht absprechen, daß er verschiedene Situationen in dem Leben seines Helden gut benutzt, und die Theilnehmung seiner Leser daran zu erregen gewußt hat. Hingegen sind andere Scenen äußerst steif, unnatürlich und langwierig. Viele stehen da als wahre Bruchstücke, und man sieht ihnen den Mangel des darauf zu verwendenden Fleisses deutlich an; sie sind da, um die Geschichte zusammen zu hängen; aber der Verf. mußte desto mehr Kunst anwenden, dies zu verstecken. Alleingespräche, besonders lange daurende Alleingespräche, sind in allen dramatischen Arbeiten nicht anders erlaubt, als wenn eine heftige Leidenschaft sich rechtfertigt. Aber Hr. S. läßt 408 dem Bischof Withigo ein Selbstgespräch über die politische Lage von den thüringischen Angelegenheiten halten, das drey Seiten lang ist. Wie leicht hätte er dieses in eine unterhaltende Berathschlagung verwandeln können! Es ist erlaubt, und selbst nothwendig, bey dieser Art einen wahren historischen Stoff zu behandeln, wenn man das Unterhaltende desselben zuweilen durch Erdichtungen aufstutzt; aber diese Erdichtungen müssen diesen Zweck erreichen. Was hingegen den Verf. bewogen hat, die Verrückung der Kunigunde, einer Person, der man durch das ganze Stück hindurch keine Gewissensschrecken ferner anmerket, beynahe ohne allen Grund zu erdichten, davon wissen wir keine andere Ursache anzugeben, als daß in jedem neuen dramatischen Stücke eine Verrückung vorkommen muß. Auch die rührenden Scenen gerathen dem Verf. nicht völlig, und aus dem Auftritte, wo Margaretha von ihren Kindern Abschied nimmt, hätte mehr werden können. Indessen hat Recensent doch das Ganze nicht ohne Vergnügen durchgelesen, und würde noch mehr darin gefunden haben, wenn er gegen den unnatürlichen Styl des Verf. seinen Widerwillen hätte

bey

beschwätzigen Kindern. Herr S. gehört auch unter die Schriftsteller, welche glauben, daß es dem Ausdrucke eine besondere Stärke gebe, wenn man das Zeitwort ganz vorne setzt. So wahr dieses zuweilen ist, und so eine gute Wirkung es alsdann hervorbringt, so fehlerhaft und ermüdend ist es, wenn es immer geschieht, auch da, wo weder Affect noch Stärke in dem Ausdrucke seyn soll. Wer in aller Welt kann folgende kauderwelsche Periode, die S. 194 stehet, schön findet: „Denn wir wollen großmüthig handeln, vergessen, daß er vor wenigen Monaten noch unser Feind war, und ihm beystehen, da er uns gebeten hat um Hülfe in seinen gerechten Unternehmungen gegen den Grafen von Falkenstein, der sich furchtbar gemacht hat, seinen Vettern Siffrid und Leonhard, und hauset itzt in ihrem Schlosse Reneu. Wenn diese Periode rund, wohllautend und schön ist, so ist es gewiß folgende auch: Wir müssen Hr. S. tadeln, daß er gewählt hat eine neue Wortfügung, in seinem Buche von Friedrich dem Gebissenen, der sich furchtbar gemacht hatte, seiner Stiefmutter Kunigunden, und wehe that ihrer Seele! Die Einmischung alter Wörter, z. B. ob, anstatt wegen, baß, u. dergl. gehört auch zu dieser Lieblingsart einiger unserer neuen Dichter. Aber die Wörter: Bezarteigen und Ungebührniß, S. 400 werden doch wohl keine Nachahmer finden. — Der Titel dieses Buchs ist in Kupfer gestochen mit einer Vignette, auf der die Köpfe der männlichen Figuren übermäßig groß und ohne Ausdruck sind. Ein beygelegtes Kupfer, das Margarethens Abschied von ihren Kindern vorstellt, bey welchem sie Friedrichen in die Wange biß, ist fein gestochen, aber weder die Anordnung noch der Ausdruck der Figuren erregt Theilnehmung. Friedrich ist zu klein gezeichnet für das Alter, das ihm in dem Stücke beygelegt wird. Als eine Kleinigkeit müssen wir noch anmerken, daß Alberts dritte Gemalin nicht Elisabeth, sondern Anna Adelheid hieß; ihre Tochter, Friedrichs nachherige Gemalin, hieß Elisabeth.

K—h.

Der Kolerische, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, aus dem Englischen des Herrn Kumberland. Auf der Mannheimer Nazionalbühne zum erstenmal aufge-

führt den 12ten Jul. 1785. Mannheim, in der Schwanischen Hofbuchhandlung. 1785. 9 Bogen, 8.

Cumberland ist schon längst durch seinen Westindier, auch unter den Deutschen, als einer der wichtigsten und geistreichsten englischen Lustspieldichter bekannt. Seine Stücke sind, wenigstens dem größten Theil nach, von den Ueberladungen frey, die man von jeher den Dichtern seiner Nation vorwarf. Die Idee zu gegenwärtigem Lustspiel, das wir unter seine besten Arbeiten rechnen, ist aus den Brüdern des Terenz entlehnt, aber auch wenig mehr, als die erste Idee. Man findet hier, wie beym Terenz, zwey Brüder, von denen der eine eben so mit Vernunft nachsichtig, als der andere übertrieben scharf und rauh ist: eben so wie dort, hat der eine Bruder den Sohn des andern adoptirt und erzogen, lebt der eine in der Stadt, der andere auf dem Lande: auch in den Hauptzügen des Charakters der Söhne ist einige Aehnlichkeit. Allein das, was Cumberland von den Seinigen hinzugethan hat, ist eben so wichtig als das Entlehnte. So sehr er dem lateinischen Dichter an Regelmäßigkeit und feinern Schönheiten des Styls nachstehen muß, so unendlich übertrifft er ihn in der originellen Zeichnung der Charaktere, in der hervorstechenden eigenthümlichen Laune eines jeden, und an ächter komischer Stärke. So vielen verdienten Beyfall Moliers Männerschule auch von jeher erhalten hat, so glauben wir doch, daß Cumberland sich in der Bearbeitung dieses Sujets von einer weit vortheilhaftern Seite zeigt, und sich überhaupt diesen Gegenstand mit ungleich mehr Genie zu eigen zu machen gewußt hat. Von der andern Seite aber läßt sich freylich auch noch manches tadeln. Daß Hanns Nachtschatt den Namen seines Bruders und Lucie, den ihrer Gebieterin annimmt, ist ein eben so verbrauchter als unnatürlicher Theaterstreich: indeß ist die ganze Intrigue darauf gebaut, und wird auch vielleicht dadurch sehr verzeihlich, daß dieses Quidproquo gerade die vortrefflichsten, und höchst komischen Situationen und Scenen herbeyführt. Der Charakter des Karl Manlov ist zu flach angelegt: desto glücklicher hingegen sind die vom Hanns Nachtschatt und seinem Vater, dem Kolerischen, gegen den der Demea des Terenz eine ziemlich kalte Rolle spielt. — Die Uebersetzung

kann-

könnte noch um vieles besser seyn, ohne deshalb zu den vorzüglichen zu gehören. Der Dialog ist äußerst holpricht, ohne Leben und Wahrheit. Wir bedauern den Schauspieler, der seine Rolle nach einer solchen Vorschrift, wörtlich herbeten muß. Sein Mienen- und Gliederspiel, sein ganzer Ausdruck und Vortrag mag noch so vortrefflich seyn: die Worte werden ihn immer als Komödianten verrathen. Eine Probe aus hundert Stellen, die dazu dienen könnten!

Stapelton. Nachher ein mehreres von der Sache. Jetzt müssen wir den alten Nachtschatt, so gut wir können, empfangen. Er ist ein ehrlicher Mann, obschon er kritlich und jähzornig ist. Viele Jahre lang war er mein fleißigster Korrespondent in Rotterdam. Wir Kaufleute dürfen unsre alten Freunde nie vorbeygehen. Mögen gleichwohl Leute von höherm Range ihre Freunde öfters, wie es jetzt Mode ist, mit keinem einzigem Seitenblick bewillkommen! —

Za.

---

5. Schöne Künste.

Lob der Musik, Kantate von Meisner. In Musik gesetzt — von Joseph Schuster. Leipzig, auf Kosten des Autors, 1784. 18 Bogen, Querfolio.

Die Feyer der Christen auf Golgatha, ein Oratorium von C. C. H. Rost. In Musik gesetzt, und als ein Auszug zum Singen beym Klavier herausgegeben von Joh. Gottfr. Schicht. Leipzig, auf Kosten des Autors, und in Commission bey Böhme, 1785. 18 Bogen Querfolio.

Wir nahmen beyde Werke als große Singstücke betrachtet, hier zusammen, und weil beyder Charakter sich durch die bloße Angabe ihrer Verschiedenheiten bezeichnen läßt. Schon im

Absicht des Aeußerlichen sind sie in so fern von einander unterschieden, daß ersteres, wie die Naumannsche Cora und Amphion, ein Mittelding zwischen Partitur und Clavierauszug, letzteres hingegen ein wahrer Clavierauszug ist. In diesem ist Kraft und Kunstvermögen herrschend, aber noch fast roh. Jenes ist mager an innerer Kraft, aber ausgebildet in allen seinen Theilen, und dem herrschenden Zeitgeschmack angemessen. Schichts Musik ist voll neuer gut ausgeführter Gedanken, denen nur eine geschmeidigere Bekleidung fehlt, und die zuweilen noch zu geile Auswüchse haben: ein Zeichen innerer Fruchtbarkeit. Schusters Musik ist voll italiänischer Reminiscenzen, die auf wälsche Manier leicht und gefällig eingekleidet sind. Nichts eigenes oder unerwartetes stößt einem darin auf, aber alles, was man sieht und hört, ist fließend und geht leicht ein; im übrigen viel Geschrey und wenig Wolle. In dem Oratorio des Hrn. Schicht kann der Künstler Nahrung finden; in der Kantate des Hrn. Schuster nur der große Haufen. Beyde Komponisten könnten von einander lernen; doch Capellmeister, die in Italien gewesen sind, lernen nicht mehr. Wenn aber Hr. Schicht, der weder das eine ist, noch in dem andern gewesen ist, sich mehrerer Ausbildung befleißigen wollte, so könnte Deutschland sich von seiner Feder ungemein viel Gutes versprechen. Er hat zu einem braven Tonsetzer alle Anlage.

In Ansehung der Texte hat die Kantate des Hrn. Meisner in aller Absicht einen merklichen Vorzug vor dem Rostschen Oratorium.

Musicalische Bibliothek. Herausgegeben von H. A. Fr. von Eschstruth, Fürstl. Heß. wirklichen Justizrath der Regierung und des Consistoriums in Marburg — — Erstes Stück. Marburg und Gießen, bey Krieger dem Jüngern, 1784. Mit einer wohlgetroffenen Silhouette des Herrn Capellmeister Bach in Hamburg, 152 Seiten in Octav.

Beyspiele, Muster und Beylagen zu der musikalischen Bibliothek von H. A. Fr. v. Eschstruth, $2\frac{1}{2}$ Bogen in gr. 8.

Musi-

Musikalische Bibliothek für Künstler und Liebhaber 2c. Zweytes Stück. In allen großen Buchhandlungen Deutschlands, 1785.

Herr von E. der sich durch verschiedene praktische und kritische Ausarbeitungen schon als einen wirklichen Kunstkenner bekannt gemacht hat, übernimmt aus Liebe und Eifer für die Kunst die Herausgabe dieses Werks, das zufolge der gutgeschriebenen Einleitung folgende Rubriken enthalten soll: 1) Recensionen. 2) Widerlegungen ungerechter oder irriger Recensionen. 3) Biographien. Umständliche Lebensläufe fremder und deutscher Tonkünstler; Benennung ihrer Lehrer und Werke, sammt Erzählung ihrer Schicksale. 4) Abhandlungen und Vorlesungen. 5) Auszüge aus größern Werken. 6) Berichtigungen und Zusätze zu musikalischen Werken. 7) Musikalische Anfragen und Aufgaben. 8) Musikalische Nachrichten und Neuigkeiten. 9) Anekdoten. 10) Musikalische Gedichte. 11 u. 12) Sehr merkwürdige oder außerordentlich meisterhafte Compositionen. Jährlich sollen 2 Stücke, die einen Band ausmachen, erscheinen, und jeder Band soll mit einer getroffenen Silhouette oder Kupferstich eines Tonkünstlers gezieret seyn. Wer zu einem oder dem andern der oberwähnten Artikel Beyträge liefern, oder seine Werke beurtheilt haben will, kann solche postfrey an den Herausgeber absenden. Hr. v. E. verspricht durch Vollständigkeit, Fleiß, Unpartheylichkeit und Wahl der Materien dieser Bibliothek einigen Werth zu geben.

Die in dem ersten Stück enthaltenen Artikel sind: Uebersicht des verflossenen Jahres 1783. Berührung der merkwürdigsten darin erschienenen Werke; Todesfälle sowohl in diesem als in dem vorhergehenden 1782sten Jahre, sammt einer kurzen biographischen Nachricht der verstorbenen Tonkünstler. Recensionen. 1) Forkels musikalischer Allmanach auf das Jahr 1784 wird nach Verdienst gelobt, und in manchen Artikeln auf eine Art ergänzt, die von der Kenntniß und großen Belesenheit des Hrn. von E. in musikalischen Werken zeugen. 2) Musikalischer Allmanach auf das Jahr 1784, gedruckt zu Freyburg. Diese Scharteke war der Ehre einer so weitläuftigen Widerlegung nicht werth. 3) Oswald's Lieder beym Clavier mit Begleitung einer Violine. Widerlegung ungerechter oder irriger Recensionen. Enthält eine

eine Antwort auf die im ersten Stück des Cramerschen Magazins enthaltene Beurtheilung des Versuchs in Singcompositionen mit Begleitung des Claviers. Der H. als Verfasser dieses Versuchs vertheidigt einige darin getadelte Stellen. **Auszüge aus grössern Werken.** Eine Beschreibung des Augenclaviers, aus Hallen's Magie. **Auszug aus einem Briefe aus St. G.** Ueber den Zustand der Musik in America, besonders in Charlestown in Southcarolina in den Jahren 1766 bis 1783. Wird fortgesetzt werden. **Ankündigungen, Beförderungen, Gnadenbezeigungen.** Diese Rubrik ist diesmal leer geblieben, so wie sie überhaupt, nach des H. dafürhalten, nicht sehr oft wird ausgefüllt werden können. **Nachrichten von Marmorsäulen, Büsten, Gipsabdrücken, Kupferstichen und Schattenrissen verschiedener Tonkünstler. Neuigkeiten, Anekdoten und Einfälle.** Die zwölfte hat uns am besten gefallen, und wir wollen sie, da sie kurz ist, hier abschreiben: „Eine reisende Schauspielergesellschaft führte in Gegenwart einer gewissen Fürstin die „Jagd auf. In der Arie, wo es heißt: **Es lebe der König, mein Mädchen und ich; der König für alle, „mein Mädchen für mich,** wollte man den Text nach den „Umständen einrichten, und sang also: **Es lebe die Fürstin, mein Mädchen und ich; die Fürstin für alle, „mein Mädchen für mich.**" Die dreyzehnte würden wir aus einer musikalischen Bibl. herausgelassen haben. **Zwey französische Gedichte an** *Mlle. Saunier*, wofür wir etwas nützlicheres zu lesen gewünscht hätten. **Sehr merkwürdige Stücke.** Melodien zum neuen katholischen Gesangbuche von dem Hrn. Capellmeister **Hemmis** zu Osnabrück, die wirklich alles übertreffen, was in dieser Art je schlechtes gedacht und geschrieben worden ist. In den **Beyspielen, Mustern und Beylagen** sind fünf dieser Melodien mit dem ganzen Text abgedruckt. Dann folgen mit der Ueberschrift: Opposita iuxta se posita magis elucescunt, zwey Bachische Melodien, nämlich zu dem Gellertschen Weihnachtsliede und einem Sturmschen Passionsliede. Am Ende steht eine Melodie von dem H. selbst zu einem Liede aus Sophiens Reisen. Wir finden an dieser Composition die Wiederholung des zweyten und vierten Verses jeder Strophe nicht zu loben. Nach dem Gange der Melodie müßte jede Strophe sechs Verse haben.

In der Vorrede zum zweyten Stücke führt Hr. von E. die Ursachen an, warum solches später erscheint, als er versprochen hatte, und warum bis jetzt beyde Stücke noch nicht so reichhaltig an Materien sind, als sie es künftig werden sollen. In seiner Schreibart will er dem Grundsatz des Horaz: ridendo dicere verum, getreu bleiben; doch will er damit niemand verachtet haben, den die Natur oder die Kunst zum Sauertopf schufen. Wir dächten, daß man doch auch non ridendo die Wahrheit sagen könne, ohne deswegen ein Sauertopf zu seyn. Er läßt es unentschieden, ob die Recensionen in seiner Bibliothek den ächten Recensententon an sich haben, oder nicht. Der Ton thut nichts zur Sache. Jeder spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und der Ton des H. ist unserm Bedünken nach ihm sehr anständig. Nur bey den Recensionen practischer Werke wollen wir ihn doch erinnern, nicht so sehr das Verdienst eines Werks nach der blossen Befolgung oder Nichtbefolgung der grammatischen Regeln des reinen Satzes zu würdigen. Der richtige Versificateur ist darum noch kein großer Dichter; Bach ist nicht darum allein groß, weil er im Satz richtig ist. Die Anwendung hievon zu machen, wird dem Hrn. von E. nach dem, was er selbst S. 199 in der Note anführt, sehr leicht seyn. Wir wollen auch die in diesem zweyten Stück enthaltenen Artikel kurz anzeigen. Recensionen. 1) Eine im Styl des Freyburger Allmanach geschriebene Recension des ersten Stücks der m. B., die dem Herausgeber vermuthlich zum Einrücken eingesandt worden ist; sie wird in kurzen Noten abgefertiget, wie sie es verdient. 2) Hiller's Adlung's musikalische Gelahrtheit. 3) Cramer's Magazin der Musik, das mit allen seinen Fehlern doch manche bedeutende Stellen und gute Artikel enthält, die eine längere Fortsetzung desselben hätten wünschen lassen. Mit Recht eifert Hr. v. E. gegen die darin befindliche partheyische Recension des Overbeckschen Versuchs in Liedern und Gesängen. Aber das Studium der Harmonie, das er dem Verf. empfiehlt, macht es allein noch nicht aus; man muß auch Anlage zum Gesange haben; und bey der Composition solcher Texte, als Hr. O. gewählt hat, kommen noch viele andere Dinge in Betrachtung, die theils von dem Studio der Harmonie ganz unabhängig sind. Wir übergehen die übrigen Recensionen, von denen manche eben so unbedeutend sind, als die meisten der recensirten Werke. Biographien einiger wenig bekannten Tonkünstler. Von

einem gewissen Hrn. Schmidt, Capellmeister in Mainz, oder vielmehr von dessen großen Manschetten eine kurze Nachricht. Ueber den G Schlüssel, eine Auffoderung an die guten Autoren. Wir sind freylich auch der Meynung, daß dieser Schlüssel viel bequemer zu Claviersachen sey, als der in Deutschland noch sehr gebräuchliche C Schlüssel. Unter der Rubrik: Auszüge aus größern Werken, ist aus den Briefen eines reisenden Engländers die Veranlassung zu der bekannten Sentenz des berühmten Malers Corregio: anch'io son' pittore; übersetzt. Diesem Auszuge ist ein trefflicher Schluß über das Daseyn des Verdienstes von dem Herausgeber angehängt. Ankündigungen, Anekdoten und Einfälle: zu viele: manche gute; aber auch manches seichte Histörchen, wie z. B. No XLIV von dem Posthorn. Die musikalischen Rapsodien sind ziemlich launicht, und haben uns gefallen. Wiederum ein französisches Gedichtchen. Zum Beschluß folgt eine Zergliederung der in den Beyspielen rc. abgedruckten zwey Lieder von C. P. E. Bach.

Wir wünschen dieser Bibliothek bey mehrerer Reichhaltigkeit bedeutender Materien allen möglichen Fortgang, ob es gleich scheint, als könnten musikalische Journale nicht lange bestehen, so nöthig sie auch wären. Der Herausgeber schreibt mit Kenntniß der Sache. Seine Schreibart ist unterhaltend, zuweilen launicht, oft auch satyrisch. Der warme Eifer für die Kunst, der auf allen Seiten seines Werks sichtbar ist, macht ihm, als einem Dilettanten, vorzügliche Ehre, und beschämt manchen gut bezahlten Künstler von Profession.

Herr von C. hat seine eigene Rechtschreibung, worüber er sich in der Einleitung zu dem ersten Stücke rechtfertigt.

Sechs kleine Klaviersonaten, — von Daniel Gottlob Türk, Universitäts-Musikdirektor in Halle. Erster Theil. Leipzig und Halle, auf Kosten des Autors, 1785. 26 Seiten in 4.

Man kennt die angenehme Manier des Verfassers. Ob diese kleinen Sonaten wirklich so sehr leicht sind, können die Liebhaber selbst am besten entscheiden. Die Erinnerung, die Einschnit-

schnitte fühlbar zu machen, ist ganz recht, und das zu diesem Zwecke von dem Verfasser eingeführte Zeichen, und dessen Erklärung, kann Anfängern nützlich seyn.

Von diesen Sonaten ist auch bereits der zweyte Theil erschienen.

Sechs Claviersonaten komponirt von F. S. Sander. Erste Sammlung. Breslau, auf Kosten des Verfassers, und in Commission in Leipzig bey Jacobäern, 1785. 11 Bogen. Querfol.

Gehören zu den besten Sonaten unserer Zeit. Sie sind voller Erfindung, Leben und Feuer, daneben in einer Schreibart geschrieben, die von des Verf. Bekanntschaft mit den Regeln der Kunst ein rühmliches Zeugniß giebt. Nur scheint es uns, als ob Hr. S. zu sehr nach dem Sonderbaren strebte, um mehr Original zu scheinen, als er es wirklich ist. Weniger gesuchte Originalität, und mehr Beharren in Verfolgung seiner melodischen Gänge würden seinen Ausarbeitungen ein gewisses Spitze, das wir nicht besser erklären können, benehmen, und uns diese Sonaten noch schmackhafter machen. Sie erfordern übrigens einen sehr geübten Spieler.

Eine Sonatine, vier affectvolle Sonaten, und ein dreyzehnmal variirtes Thema, welches sich mit einer kurzen und freyen Fantasie anfängt und endiget. Fürs Klavier komponirt von Ernst Wilhelm Wolff. Leipzig, verlegt von Breitkopf, 1785. 44 Seiten Querfolio, und 12 Seiten Vorbericht, als eine Anleitung zum guten Vortrag beym Clavierspielen.

Wolf's Claviersachen dürfen in keiner Sammlung meisterhafter Compositionen fürs Clavier fehlen. Welche Präcision sie aber im Vortrage verlangen, ist aus dem scharfsinnigen Vorberichte abzunehmen, der zugleich von dem feinen und seelenvollen Vortrage dieses großen Clavierspielers ein redendes Zeugniß giebt. Es war nöthig, daß bey dem heutigen

nüchternen Vortrage, der so viele eben so nüchterne Claviercompositionen erzeugt, die wahre Bachsche Art, das Clavier zu spielen, unsern Virtuosen wiederum einmal zu Gemüthe geführt wurde, damit sie, wo möglich, erkennen lernen, was von einem guten Clavierspieler verlangt wird. Möchte dieser Vorbericht doch den Nutzen erzielen, den der würdige Verfasser desselben sich dabey zum Zwecke gesetzt hat!

Wir zeigen von eben diesem gründlichen Tonsetzer noch an:

Concerto per il Cembalo concertato. 2 Corni, 2 Oboi, 2 Flauti, 2 Violini, 2 Viola, e Basso di *E. G. Wolff.* Breslavio, alle Spese di Leuckardt e Comp. 1785. 14 B. in Fol.

und freuen uns, daß diese blosse Anzeige hinlänglich ist, um solches allen Liebhabern guter Clavierconcerte zu empfehlen.

Atr.

Dr. Karl Burney's Nachricht von Georg Friedrich Händel's Lebensumständen und der ihm zu London im May und Juny 1784 angestellten Gedächtnißfeyer. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Joachim Eschenburg, Professor in Braunschweig. Mit Kupfern. Berlin und Stettin, bey Nicolai, 1785. 23 Bogen in gr. 4.

Die ersten Nachrichten von diesem zu London anzustellenden großen Concerte setzten wegen der ungeheuern Menge der dabey anzustellenden Ausführer ganz Europa in Erstaunen. Man war begierig, den Ausgang dieses so außerordentlichen und in seiner Art einzigen Unternehmens zu erfahren, und ob es gleich aus öffentlichen Nachrichten bekannt wurde, daß es wirklich zu Stande gekommen, daß die Vornehmsten des Reichs an der Ausführung desselben Antheil genommen, daß das Orchester aus mehr als 500 Ausführern bestanden habe, daß die Musik über alle Erwartung genau von dieser Legion ausgeführet, zu fünf verschiedenen malen wiederholet worden,

und

und von der außerordentlichsten Wirkung gewesen sey: so würde man nur noch begieriger zu erfahren, durch welche Mittel eine so ungeheure Maschine sich so regelmäßig in allen ihren Theilen habe bewegen können, wie die Vertheilung des Orchesters beschaffen gewesen, wer die Anführer und die vornehmsten Ausführer dieses erhabenen Concerts gewesen, welche Händelsche Stücke man jedesmal gewählet habe, und hauptsächlich, welcher Effect eigentlich jedes dieser Stücke, von einer solchen Anzahl Instrumentalisten und Sänger ausgeführt, auf den Zuhörer hervorgebracht habe.

Von diesem allen, und von den Lebensumständen des grossen Händel's, dem zu Ehren diese Gedächtnißfeyer angestellet worden, und den der Verf. selbst persönlich gekannt hat; von seinem sittlichen und musikalischen Charakter; von allen seinen ausgearbeiteten Werken; von dem Eigenen des Händelschen Styls; von der Vorliebe der Engländer für Händelsche Musik; von den getroffenen Anstalten, diese Vorliebe immer bey der Nation zu nähren und zu erhalten; von der Einrichtung und Verfassung der musikalischen Versorgungsanstalt in London, deren vorzüglichster Wohlthäter unser Händel selbst war, und die durch diese Gedächtnißfeyer, zu deren jährlichen Wiederholung man alle Hoffnung hatte, die auch, wie die Folge ausgewiesen, völlig gegründet gewesen ist, auf eine so eclatante als ehrenvolle Weise für Händel, und für die Englische Nation nun eine der wichtigsten Stiftungen für abgelebte Tonkünstler und ihre Wittwen und Waisen geworden ist; von der Einnahme und Ausgabe bey den fünf musikalischen Aufführungen dieser Gedächtnißfeyer (sie betrug 12736 Pf. Sterling); und noch von viel mehreren wissenswürdigen Dingen giebt der auch unter uns bekannte Dr. Burney in gegenwärtigem Werke die genauesten und interessantesten Nachrichten, die sowohl seinem Herzen als seiner Gelehrsamkeit, und seiner vorzüglichen Kunstkenntniß wahre Ehre machen.

Welcher Deutsche, dem die Kunst nur einigermaaßen am Herzen liegt, wird ein Werk ungelesen lassen, das ein so herrliches Denkmal von Dankbarkeit gegen einen der größten seiner verstorbenen Künstler enthält? und welcher Künstler wird sich nicht angefeuert fühlen, dem Manne nachzustreben, dessen Werke noch nach beynahe hundert Jahren mit solcher Begeisterung ausgeführt werden, und so großen Eindruck machen? Wer von den heutigen Componisten kann

sich eine solche Unsterblichkeit versprechen? Aber auch, wer arbeitete so, als Händel? und wie wenige werden mit seinem Geiste geboren?

Eine Freude ist es, daß dieses treffliche und jedem vaterländischen Künstler und Kunstliebhaber so interessante Werk einen solchen Uebersetzer getroffen hat. Hr. E. hat den Abriß von Händel's Leben noch mit manchen schätzbaren Anmerkungen und Berichtigungen versehen. Unter andern ist durch seine Bemühung das bisher, außer Walther, von allen Biographen irrig angegebene Geburtsjahr Händel's aus dem Taufregister der lieben Frauenkirche zu Halle berichtiget. Man weiß nun mit Gewißheit, daß Händel daselbst 1685 den 24 Februar geboren sey.

Wir schreiben aus dem Vorbericht des Uebersetzers den Schluß ab, der eine Betrachtung enthält, die uns Deutschen nicht schmeichelhaft, aber, im Ganzen genommen, leider! wahr ist. „Eine so standhafte, so fortwährende, immer „noch wachsende Bewunderung der Händelischen Verdienste (in England) „kann doch wohl nicht blosse Frucht eines auf„geloderten Enthusiasmus, muß doch wohl äußerst gerecht „und gegründet seyn! Und welch ein Ruhm für die Nation, „die aufgeklärt und standhaft genug ist, sich durch keinen Ein„fluß des Zeitgeschmacks in dieser Bewunderung irren zu las„sen! — Denn, wir Deutschen — — ungern gesteh „ich's; aber es ist leider! zu wahr, zu augenscheinlich: — „— wir Deutschen sind gegen den großen Künstler, auf den „wir so stolz seyn können, lange nicht so dankbar, in der An„erkennung seiner großen Ueberlegenheit lange nicht so ein„stimmig, so warm und so innig überzeugt, wie eine Nation, „auf die sonst Nationalvorliebe so mächtig wirkt. Soll es „nun ferner genug seyn, daß unsre musikalischen Schriftsteller „Händel's Namen und Talente, nur nicht ganz übergehen, „ihn mit einigen oft sehr allgemeinen Lobsprüchen begleiten? „Daß jeder gründlich angeführte Musiker und Componist „seine Arbeiten im Stillen verehrt, studiert und benutzt? „und wollen wir die Aufführung seiner Meisterstücke, und „allen den Genuß überschwenglicher Befriedigung, den sie „so reichlich gewähren, uns vorsetzlich versagen, und ihn ganz „einer fremden Nation überlassen? Und sollten dafür in un„sern Concerten lauter Modewerke solcher Componisten ge„hört werden, deren ephemerischer Ruhm so bald wieder da„hin

„hin ist; und soll immer Ein Musecomponist den andern, „Ein Zeitgeschmack den andern verdrängen? Oder ist die „Musik die einzige Kunst, in der es keine feststehende, un„umstößliche Grundbegriffe von Schönheit und Vollkommen„heit giebt, und deren wesentliche Vortrefflichkeit von äus„sern, zufälligen Beywerken und Umstaltungen abhängig „ist? ꝛc."

Wir setzen mit Vergnügen hinzu, daß Berlin die erste der deutschen Städte ist, die jenen Vorwurf so ehrenvoll für sie öffentlich von sich abzulehnen gewußt hat. Unter den Berlinschen Künstlern und Liebhabern wird Händel's Name mit Ehrfurcht genannt, und sie haben den Beweis ihrer Achtung für seine großen Verdienste durch die That an den Tag gelegt. Der in der Domkirche aufgeführte Händelsche Messias zur Errichtung eines Fonds zu einer musikalischen Versorgungsanstalt, wobey über 300 Ausführer angestellt gewesen sind, eine für diese Stadt ungeheure Anzahl, und ohne Beyspiel, und wovon der Herr Capellmeister Hiller eine umständliche Beschreibung hat drucken lassen, zeugt von ihrem standhaften Enthusiasmus für Händel, und für die Menschheit überhaupt. Berlin hat, nach ihrem Vermögen, eben das gethan, was London gethan hat, obgleich dieser die Ehre bleibt, durch ihre Gedächtnißfeyer dazu den ersten Anlaß gegeben zu haben.

Die Kupfer in dem vorstehenden Werke sind, 1) Händel's Denkmal in der Westmünsterabtey; 2) Plan des Orchesters und dessen Vertheilung, und 3) Abbildung der auf dieser Gedächtnißfeyer geprägten Denkmünze.

Smz.

---

6. Romane.

Die Leiden der Ortenbergischen Familie, von A. Kotzebue. Erster Theil. St. Petersburg, 1785. 323 Seiten in 8.

Billig ist des Verf. Wunsch, „daß man den Plan, nach „dem er arbeitete, nicht eher beurtheile, bis der dritte Band „die Presse verlassen haben wird.“ Damit jedoch der gegenwärtige erste, dessen Zueignungsschrift schon 1783 unterschrieben ist, für eine Anzeige in der Allg. D. Bibliothek nicht zu alt werde, so wird sich Rec. blos auf ein paar Bemerkungen vorläufig einschränken. Der Verf. (welcher jetzt Präsident bey einem Obergerichte in Reval seyn, und daselbst ein Liebhabertheater errichtet haben soll, dessen Einkünfte zu wohlthätigen Absichten verwandt werden,) zeigt viel schriftstellerische Anlage; sonderlich versteht er die Kunst, ohne großes Wortgepränge Leidenschaften zu malen, und Interesse in seine Erzählungen zu legen. Obgleich bey der ungeheuren Menge von vorhandenen Romanen, nur wenige Charaktere, Verwickelungen und Auftritte ungenutzt geblieben sind; so geht er doch zuweilen einen ganz eigenen Weg, durch welchen er seine Leser auf angenehme Art unterhält; wobey er edle Gesinnungen einzuflößen sucht: wiewohl, weil er Leiden darstellen will, alle gutgesinnte Menschen hier unter einem harten Schicksal hinsinken, und die Bösewichter ungestraft ihren Unfug ausüben. Nur verräth er hin und wieder einen Hang zum Uebertriebenen. Ohne an seinen Hauptmann Sturm zu denken, dessen Sonderheiten schon oft in Romanen und auf der Bühne sind benutzt worden; so sind wohl z. B. die S. 183 u. f. aufgestellten Mitglieder des Oberkonsistoriums zu unwahrscheinlich geschildert! Um nicht ganze Seiten abzuschreiben, mag nur eine kurze Stelle S. 201 zum Beweis dienen. Der Präsident, ein ausgezeichneter Wollüstling, wird bey seinem Frühstück von Fliegen, die sich auf eine Pastete setzen; gestört. Es fällt ihm beschwerlich, diese Insekten zu verjagen, er ruft Leute (war denn ein einziger Bedienter nicht hinreichend?) herbey. „Jetzt erscheinen folgende Hülfstruppen: „Hans, der Jäger mit einem Netze, das ursprünglich zum „Lerchenstreichen bestimmt war; Wilhelm, der Läufer, „mit einem Tischtuche an eine Hopfenstange gebunden; Ru„precht, der Koch, mit der Küchenschürze am Kochlöffel, „und Samuel, der Kutscher, mit einem Stallbesen, wor„an der Schweif eines Pferdes prangte, welches man Ta„ges zuvor zum Engländer erhoben hatte.“ Fanden sich denn im prächtigen Hause des reichen Wollüstlings keine anständigere Maschinen, als der rohe, vermuthlich noch blutige, Pfer-

Pferdeschweif an einem Stallbesen, u. dergl., um die Fliegen von der Tafel zu entfernen? — Auch scheint es etwas auffallend, daß der Oberste, welcher die Karoline durchaus entehren wollte, vom Kandidat Ortenberg, als ein Feiger, Beleidigungen erträgt S. 170 u. f., und gleichwohl bald darauf S. 315 u. f. den rechtschaffenen Eichenhorst zu einem Zweykampf zwingt. Doch werden vermuthlich die folgenden beyden Theile über manche Sachen einen nähern Aufschluß geben.

Hrm.

Komische Romane, aus den Papieren des braunen Mannes, und des Verfassers des Siegfried von Lindenberg. Erster Band, welcher den ersten und zweyten Theil der Waldheimer enthält. Göttingen, bey Dieterich, 1784.

Zweyter Band, welcher den dritten und vierten Theil der Waldheimer enthält, 1785. zusammen ungefähr 3 Alphabet.

Für einen Recensenten in dem Romanenfache, ist es jetziger Zeit wahre Entschädigung, wenn er unter dem Wust der gewöhnlichen Meßwaare, zu Zeiten noch auf ein Buch stößt, das den Ekel und Ueberdruß wieder tilgt, welchen der gemeine Schlag dieser Schriften je länger je mehr erregt. Es ist eine Palme, in den Flugsand einer afrikanischen Wüste gepflanzet, unter deren Schatten der ermüdete Wanderer wieder ausruhet. Rec., der sonst die korpulenten Romanen scheut, bekennt zu Steuer der Wahrheit, daß dieses Buch von Anfang bis zu Ende, ihn bey guter Laune erhalten hat, welches aber nicht der gewöhnliche Fall ist. Der Verf. Herr Joh. Gottwerth Müller in Itzehoe, wie er sich in der Vorrede unterschreibt, hat seine bekannten Talente für die Unterhaltung, nach Vollendung des ihm so wolgelungenen Siegfried-Büchleins nicht ins Schweißtuch vergraben, sondern ist geneigt und willig, zum Vergnügen des Publikums noch ferner damit zu wirken, und hat sich entschlossen, jenem so günstig aufgenommenen Produkt seiner Musse, nun eine Sammlung von meh-

rern

rern Romanen folgen zu lassen, an deren Spitze er gegenwärtige Geschichte stellt, die, wenn sie auch unter anonymischem Incognito erschienen wär, für den ganzen Plan ein günstiges Vorurtheil erwecken würde. Im gewissen Betracht könnte sie, wie auch der Titel zu besagen scheinet, für eine Familiengeschichte in auf- und absteigender Linie gelten. Doch da der Verf. die Vorfahren und Nachkommenschaft des Herrn Walther, Edeln von Waldheim, nur gleichsam im Vorbeygehen berühret, und das Anziehende der Geschichte sich hauptsächlich auf diesen, ganz aus der wahren Natur hergenommenen Charakter und dessen Zeitgenossen bezieht, so ist sie mehr Biographie eines einzelnen Mannes, oder vielmehr einiger einzelnen Menschen, welche der Verf. mit so lebhaften Farben ausgemalt hat, daß der Leser wähnt, sie vor Augen zu haben, wenn er sie reden und handeln läßt. Auch bleiben die Charaktere sich getreu und ähnlich, von den ersten Grundzügen an, bis sie von dem Schauplatz abtreten, welches noch ein Verdienst mehr ist. Unter der äußern Hülle eines rohen, nur für sein Metier ausgebildeten Soldaten, verbirgt der Oberste Walther so viel Biedersinn, ein so edles, wohlwollendes Herz, daß ihm nichts angelegentlicher ist, als die Unterthanen seiner Güter zu glücklichen und zufriedenen Menschen zu machen; eine künstliche Hofintrike, die ihn veranlaßt, in den besten Jahren seine Dienste zu quittiren, und sich auf seine Hufe zu setzen, giebt ihm Gelegenheit, unter dem Beystande eines gleichfalls herrlich charakterisirten Mannes, Wildmann genannt, seines ehemaligen Feldschers, nachherigen Busenfreundes und Intendanten, seinen guten Willen zu bethätigen. Die lange Abwesenheit des Gutsherrn hat einer Rotte schändlicher Subalternen freye Hand gelassen, die Unterthanen nach Gefallen zu plündern, sich mit ihres Grundherrn und seiner Bauern Vermögen zu mästen, und es zu verprassen. Er trifft auch unter Anleitung dieses getreuen Achates eine sehr glückliche Wahl, und hat die Freude, seine Descendenz noch aufwachsen zu sehen. Aber der Sohn tritt nicht in die Fußstapfen des braven Vaters, sondern schlägt ganz aus der Art, und bewährt das Sprichwort: heroum filii noxae. Wildmann, der eine nicht minder interessante Rolle hat, als sein Patron, heyrathet auch eine liebenswürdige Frau, die einzige lasterfreye Person in dem Waldheimer Schurkenkomplott, welche von ihrem Manne, dem schelmischen Justiziarius geschieden worden. Seine Liebesintrike

ist

ist gar fein und spitzig eingefädelt, und mit vieler Delikatesse behandelt. Er stirbt früher als der Oberste, und wird von diesem lebenswierig vermißt und betrauret. Dieser Gang der Geschichte hat so ganz nichts romantisches, nichts das einem Spiel der Phantasie ähnlich sieht, daß sie vielmehr einer aus dem alltäglichen Menschenleben hergenommenen Scene gleichet, und auch nichts anders seyn soll; aber darinne liegt eben das vorzügliche Talent des Verfassers, dem Gewöhnlichen ein Leben und Interesse mitzutheilen, durch Beymischung eines Grans Sonderbarkeit demselben eine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit zu ertheilen, daß es nicht nur auffallend wird, sondern auch eine lachende komische Gestalt gewinnt, welche die Ankündigung komischer Romanen, auf dem Titel, rechtfertiget. Die eigene Gabe des Verfassers, seine Personen charakteristisch redend einzuführen, welche er in dem Siegfried von Lindenberg so sehr zu seinem Vortheil zu benutzen gewußt hat, veroffenbaret sich auch hier, wie wohl in einer veränderten Manier, und mit eben so vieler Mannichfaltigkeit. In eine solche Eigenthümlichkeit der Charaktere sich zu versetzen, ist gewiß nur wenigen Skribenten verliehen. An launigen, satyrischen, Fehler und Vorurtheile rügenden Excursionen hat es der V. nicht mangeln lassen, sie sind selten außer dem Wurf, und unterhalten so gut als die Geschichte selbst. Daß ein Schriftsteller gewisse Lieblingsmaterien gelegentlich auf die Bahn bringt, ist eine ex usu bereits privilegirte Sitte. Hr. M. hat im 55sten Kapitel, welches die Aufschrift führet, der Intendant reformirt, und sonst anderwärts gleichfalls Gebrauch davon gemacht; aber die Materie selbst scheint diese Nebenideen herbeygeführt zu haben, und unter der Einkleidung, die sie erhalten haben, wird sie nicht leicht ein Leser verschmähen. So bunt und drollich die Sprache ist, die der Verfasser gewissen Charakteren in den Mund legt, so korrekt spricht und schreibt er, wo er selbst das Wort führet, auch vermeidet er alle neoterische Rechtschreibung, mit Ausnahme des einzigen Wortes Vormund, welches er Fürmund schreibt, und sich durch diese einsame Abweichung von dem Gewöhnlichen, besonders auszeichnet. Recensent möchte wohl fragen, warum Herr M. den, bey allen Gerichten in Deutschland legal bestätigten Vormund, nicht im Besitz seiner wohlhergebrachten orthographischen Gerechtsame gelassen hat? Der Vorbericht, worin der Verf. mit dem Leser das Nöthige über das Buch verab-

 han-

handelt, endiget mit einer Dedikation an Herrn Friedrich Nicolai in Berlin, als ein Merkmal der Erkenntlichkeit für das Vergnügen, welches ihm der damals erschienene erste und zweyte Band seiner Reisen gemacht hat.

Die Inkas, oder die Zerstörung Peru's, aus dem Französischen des Herrn Marmontel, von neuem verdeutschet. Frankfurt und Leipzig, bey Brönner, 1783. Erster Band, 288 Seiten. Zweyter Band, 367 Seiten, 8.

Bekanntlich sind die Inkas des Herrn Marmontels eines der beliebtesten Produkte aus der Feder dieses fruchtbaren Schriftstellers, und können den Lesern nicht fremde seyn: denn schon im Jahr 77 besorgte der nämliche Verleger, neben der Ausgabe des französischen Originals, eine deutsche Uebersetzung, die sich in wenig Jahren, da das Buch in beyden Sprachen mit Vergnügen gelesen wurde, vergriffen hat, wodurch sich derselbe bewogen fand, bey dem noch immer fortdauernden Geschmack der Leser an dieser Lektüre, eine neue Uebersetzung zu veranstalten. Diese ist diesmal glücklicher Weise in so gute Hände gefallen, daß sie gegen die ältere freylich gar merklich absticht, und, in allem Betracht, zu den wenigen guten und meisterhaften Dollmetschungen ausländischer Schriften gezählt zu werden verdienet, die sich von der gewöhnlichen Fabrikarbeit auszeichnend unterscheiden. Dem Vernehmen nach hat Hr. Hofrath Bode in Weimar die Gefälligkeit für den Verleger und zugleich fürs Publikum gehabt, dieser neuen Bearbeitung sich zu unterziehen, und er hat sich um die Inkas dadurch gewiß eben so verdient gemacht, als vormals um den launigen Tristram Shandy. So verschieden auch in beyden Büchern der Ton ist; so homogen hat der Verf. seine Schreibart dem einen wie dem andern anzupassen gewußt, und so wenig man bey dem Tristram eine Uebersetzung ahndet; so wenig merkt man sie auch hier bey der Inkas, man glaubt ein ursprünglich deutsch geschriebenes Buch zu lesen. Das Steife, Aengstliche, Platte der ältern Uebersetzung, die doch nicht unter die ganz schlechten gehöret, ist aus der neuen völlig verschwunden, und das feine Gefühl des Dollmetschers führt ihn immer auf die glücklichste

Wahl des Ausdrucks, welcher den Sinn des Gedankens nicht nur getreu zurück giebt, sondern ihn auch in einem anständigen Gewande darstellt, das sich mit dem gegenwärtigen Zeitgeschmack der Sprache, in Ansehung des Ausdrucks verträgt; doch ohne Affectation und gesuchte Modernität. Die Vergleichung einer einzigen Stelle aus der ältern und neuern Uebersetzung, wird das zur Genüge darthun. Wir nehmen hierzu ohne Wahl, gleich im ersten Kapitel, ein Fragment aus der Hymne der Peruaner, bey der Feyer des Sonnenfestes.

Alte Uebersetzung.	Neue Uebersetzung.

Chor der Inkas.

Seele der ganzen Welt, du, die du von der Höhe des Himmels herab unaufhörlich in den Schoos der Natur in einem Meere von Licht die Wärme und das Leben, und die Fruchtbarkeit ausgießest, Sonne, nimm die Gelübde deiner Kinder und eines glücklichen Volks an, welches dich anbetet.	Seele des Weltalls, du gießest, ohn Unterlaß der Mutter Natur in ihren Schooß ewige Ströme von Leben, Wärme, Licht und Fruchtbarkeit; nimm, Sonne, nimm die Gelübde deiner Kinder! deines anbetenden glücklichen Volks!

Der Oberpriester, allein.

O König, dessen erhabener Thron im unsterblichen Glanze schimmert, mit welcher Ehrfurcht erweckender Majestät herrschest du durch das weite Gebiet der Lüfte! Wenn du in deiner Herrlichkeit erscheinest, und deine funkelnde Krone auf deinem Haupte bewegst; so bist du der Stolz des Himmels und die Liebe der Erde. Wo sind sie hingekommen, jene Feuer, welche den Schleyer der Nacht besetzten? Haben sie einen	O Königin! wie glänzt dein Thron, umstralt vom ew'gen Licht! Hoch und sehr herrscht deine Majestät durchs unbegränzte Reich der Luft. Des Himmels Stolz bist du; du bist die Lust der Erde, wenn du dein leuchtend Diadem den Menschenkindern zeigest, und jedes Herz erheiterst, durch deines Urglanz Pracht! Wo sind sie hin, die blinkenden Funken gestickt auf den Schleyer dunkler Nacht? Wer nähm' sie wahr bey deiner Gegenwart!

einen Stral deiner Herrlichkeit aushalten können? Wenn du dich nicht entfernetest, um ihnen den Platz abzutreten, würden sie in dem Abgrunde deines Lichts versanken bleiben, sie würden in dem Himmel seyn, als wären sie nicht.

wart! Im Abgrund deines Lichts versenkt, sind sie verhüllt für uns; und als nicht da!

Chor der Jungfrauen.

O Wollust der Welt! glücklich sind die Bräute, aus welchen dein himmlischer Hof besteht! Wie schön ist dein Erwachen! wie herrlich, wie prächtig ist dein Aufgang! Welch Entzücken erregt deine Gegenwart! Die Gefährtinnen deines Schlafes heben allgemach die purpurnen Vorhänge des Gezeltes auf, in welchem du ruhest, und deine ersten Blicke zerstreuen die unermeßliche Dunkelheit der Himmel. O! wie groß mußte die Freude der Natur gewesen seyn, als du sie zum erstenmale beleuchtetest! Sie ist dessen eingedenk, und niemals sieht sie dich wieder ohne jenen Eifer der Freude, den eine zärtliche Tochter bey der Wiederkunft eines geliebtesten Vaters empfindet, dessen Abwesenheit ihre schmachtende Sehnsucht quälte ꝛc.

O du Entzücken der Welt! wie selig, selig die Töchter, die immerhin vor deinem Blicke wandeln! Ha, wie lieblich dein Erwachen! Wie reizend, schön und reich dein Morgenkleid! Wenn du mit deiner Gegenwart dich nahest, wallt Lust und Wonne vor dir her! Sie, deiner Nachtruh Gefährtinnen, heben mit leisem Finger den Purpurvorhang hinweg, der uns dein Schlafgemach verbarg, und o! dein erster Blick zerstreut der todten Finsterniß Gewalt! Ha, was fühlte sie da, die junge Natur, als, Holde! du zum Erstenmale mit deinem seegensvollen Lichtblick ihr lachtest! Sie fühlt es noch, wie ihr da ward; so oft sie dich wieder erblickt, durchfährt ihr Herz ein süßer Schauer, gleich einer liebenden Tochter, beym Wiedersehen der theuren Mutter, nach der, entfernt, ihr banges Sehnen floß! ꝛc.

Kürze halber dürfen wir diese Parallele nicht weiter verfolgen. Aber, wer fühlt nicht die Harmonie, die glücklich

lich getroffene Auswahl der Worte, Kraft und Stärke des Ausdrucks, und den dem Ohr schmeichelnden Wohlklang? Selbst dem Original, das laut Zeugniß der Erfahrung, sonst die beste Uebersetzung immer hinter sich läßt, hat es, wie uns dünkt, der Uebersetzer in Ansehung dieses melodischen Wohlklanges oft zuvor gethan. Wir verweisen unsere Leser, die Gelegenheit haben, den französischen Kontext mit dieser neuen Uebersetzung zu vergleichen, außer der oben angeführten Stelle, auf das 17te Kapitel des ersten, und auf das 47ste Kapitel des zweyten Theils, und für die, welche das französische Exemplar nicht bey der Hand haben, mag folgende poetische Stelle für das Gesagte bürgen. Sie ist der Anfang des Todtengesanges des alten Kaziken, der von den Spaniern bey langsamen Feuer geröstet wird, welchen Schwanengesang der Uebersetzer, unserer Empfindung nach, sehr zum Behuf der Sache, wie mehrere zu dieser Behandlung schickliche Stellen, aus der schlichten Prose des Originals, in kadenzirte Prose sehr glücklich übergetragen hat. Die Leser mögen urtheilen.

Quand je vins au monde, dit-il, la douleur se saisit de moi; et je pleurois, car j'étois enfant.	Als meine Mutter mich gebahr, ergriff mich schnell der Schmerz. Ich war ein Kind, drum weint' ich!
J'avois beau voir que tout souffroit, que tout mouroit autour de moi, j'aurois voulu, moi seul, ne pas souffrir; j'aurois voulu ne pas mourir; et comme un enfant que j'étois, je meliorois à l'impatience.	Was half's, daß alles um mich her ich weinen sah; daß alles um mich her den Tod starb, half mir Nichts. Ich wollt allein nicht leiden; ich wollt allein nicht sterben; und, weil ich kindisch war, knirscht' ich vor Ungeduld. —
Je devins homme;	Drauf ward ich auch ein Mann.
et la douleur me dit: luttons ensemble. Si tu es le plus fort, je céderai; mais si tu te laisses abattre, je te déchirerai, je planerai sur toi, et je battrai des ailes, comme le vautour sur sa proie.	Da rief der Schmerz mir zu: Komm, willst du mit mir ringen? denn, wenn du stärker bist, so kannst du mich bezwingen. Bezwing ich aber dich: so werd' ich dich zerreissen: so schweb ich um dich her, und schlage mit den Flügeln, wie, wann der Geyer

	stößt, auf eine schwache Taube!
S'il est ainsi, dis-je à mon tour, il faut lutter ensemble; et nous nous primes corps à corps.	Da sprach ich: meinst du das? heraus, heraus! ich ringe! Da packt er mich. Ich griff beherzt ihn wieder.
Il y a soixante ans que ce combat dure, et je suis debout, et je n'ai pas versé une larme.	Schon sechszig Jahre währt der Kampf. — Noch steh ich fest; nie weint' ich eine Zähre.
J'ai vu mes amis tomber sous vos coups; et dans mon coeur j'ai étouffé la plainte. J'ai vu mon fils écrasé à mes yeux; et mes yeux paternels ne se sont point mouillés.	Euren Blitz sah' ich meine Freunde treffen; Euren Donner meinen Sohn zerschmettern. Mein Herz hat niemals laut geklagt; mein Vaterauge nie geweint! —
Que me veut encore la douleur? Ne sait-elle pas qui je suis?	Jetzt willst du, Schmerz, noch ringen? Weißt du nicht, wer ich bin? ꝛc.

Wir müssen uns das Vergnügen versagen, den ganzen Todtengesang den Lesern zum Besten zu geben, um unsere Gränzen nicht zu überschreiten. Eine Uebersetzung wie diese, ist doch wohl kein Produkt der eilenden Feder, sondern die Frucht des sorgfältigen Studiums: sie kann daher geschmackvollen Lesern wohl nicht anders, als willkommen seyn.

Oz.

---

7. Mathematik.

Kleine Beyträge zur Mathematik und Physik, und deren Lehrmethode. Erster Theil, von Friedr. Gottlieb Busse, Prof. am Dessauischen Erziehungsinstitute. Dessau, 1785. Buchhandlung der Gelehrten, 159 Octavs. 1 Kupfert.

Funf-

Funfzehn einzelne Abhandlungen. 1) Einige neue Lehrsätze die höhern Gleichungen betreffend. Ueber die Amben; Ternen . . . ihre Wurzeln; wenn solcher Verbindungen Summen am größten werden. . . 2) Elementarischer Beweis des binomischen Lehrsatzes, für alle Exponenten, nicht nur für bejahte, und ohne Rechnung des Unendlichen. Durch die letztere hatte zuerst Kästner 1758 einen scharfen Beweis gegeben; nachdem sind mehrere, auch elementarische erschienen. Hr. B. sucht hier das Beste aus diesen Bemühungen in der Kürze, und gründlich vorzutragen. Zeichen, die viel mit wenigen sagen, sind dabey nicht zu entbehren, wer diese nicht fertig verstehen, und sehr abstract denken kann, wird freylich den Beweis nicht sogar deutlich finden. Aber Hr. B. darf wohl voraussetzen, daß man erst den Beweis für den leichten Fall ganzer bejahter Exponenten wohl durchgedacht hat, und so zu diesen allgemeinen Betrachtungen vorbereitet ist. 3) System der allgemeinen Differenzen. Bey endlichen Unterschieden jedes Glied jeder Differenzenreihe, durch die Glieder der Hauptreihe auszudrucken. Bekannt sind die Formeln für das erste Glied jeder Differenzenreihe. 4) Ein lateinischer Aufsatz Hr. Pr. Basedow. 5. 6) Erläuterungen dadurch veranlaßt. Hr. B. bemerkte, daß im Parallelogram von zwo zusammengesetzten Kräften, die Diagonale als die dritte Kraft, die Summe der Cosinusse der Winkel sey, welche die beyden äußern mit der letztern machen, und zugleich ein Größtes. Diese Entdeckung war ihm so wichtig, daß er sich dem Nachdenken darüber mehr überließ, als manchen seiner Freunde lieb war, die nicht begriffen, was eine Diagonale mit der Weisheit des Schöpfers gemein habe. (Das ist Hrn. B. Charakter und dem Hange seines Studiums gemäß; da er mehr selbst gedacht, und so, für sich wenigstens, erfunden, als gelesen hat. Sonst, wenn man darüber nachdenkt, warum aus ein Paar zusammengesetzten Kräften nicht ihre Summe entsteht, bringt man leicht heraus, daß jede etwas in der andern aufhebt, und daß die mittlere Kraft eben die Summe dessen in beyden Kräften ist, was sich nicht aufhebt. *Kaestner*, vectis et compositionis virium theoria, Lips. 1753. und dessen Anfangsgründe der Statik 64 §. Diese Summe nun ist begreiflich so groß, als sie aus den beyden äußern Kräften werden kann, und solchergestalt ein größtes.) In 5, 6 wird bey Gelegenheit verschie-

benes vom Satze der kleinsten Wirkung angebracht. 7) Einige Verbesserungen in Hrn Pr. Büsch Mechanik, als: daß man beym Pendel unendlich kleine Bogen nicht mit ihren Sehnen verwechseln darf (wovon Kästner Rechenschaft gegeben hatte, de cautione in neglectu quantitatum infinite parvarum observanda. Lips 1746). 8) Von den gewöhnlichen Rechnungsproben durch die Reste über das Gleichfache. (Es ist allemal gut, Theorie solcher Proben zu kennen, obgleich die bequemste und sicherste Probe seyn möchte, das Exempel noch einmal etwa nach einem andern Verfahren, zu rechnen.) 9) Gegen einen bekannten Schluß über die Stärke des Schalles. Daß sie nämlich auf Menge der bewegten Luft ankomme, weil bekanntermaaßen Geschwindigkeit eines schwachen und eines starken Schalles einerley ist. Herr B. unterscheidet Geschwindigkeit der Stöße der Lufttheilchen an einander; und die davon ganz unabhängige Geschwindigkeit der Wallungen (pulsuum), die man im angeführten Schlusse Geschw. und Sch. nennt. Er hat in Herrn Prof. Wünsch neuen Theorie des Schalles vieles Wichtige mit größerer Deutlichkeit erläutert gefunden. 10) Sollte man beständig Harmonie, nie einen einfachen Ton hören? Herr B. versicherte, einen einfachen Ton zu hören, gelinge ihm bey reinen Blaseinstrumenten, und dem Anschlagen einzelner Harfenseiten, nur daß die Saite ganz rein ist, nicht zu zeitig zurückschalle, und die übrigen gedämpft u.w. 11) Ein elektrischer Versuch, durch den Hrn. B. die Theorie von zweyen Strömen bestätiget glaubte, ehe ihm noch bekannt war, was Hr. Pr. Lichtenberg darüber lehrt. Für entscheidend erkennt er den Versuch doch nicht. Ein Dessauischer Bürger hat durch weniges Elektrisiren sein Gehör wiederum bekommen. 12) Bey einem Gewitter stieg Hr. B. auf einen Thurm, sah ein loderndes Feuer auf sich zufahren, fühlte auf seinen bloßen Händen mäßige Wärme, wie Flamme, entzündbare Luft verursachte das Feuer, nachdem es ihn umschlungen hatte, schien einem Zuschauer in eine Oeffnung des Bodens hineinzuschlüpfen; als er sich nach verschwundenem Feuer noch am Leben fühlte, und auch einen nicht sehr starken Schlag hörte, der wohl ziemlich nah, aber doch nicht ganz dicht bey ihm zu entstehen schien, dachte er: alles sey vielleicht eine optische Täuschung gewesen, unterdrückte den aufsteigenden Ausruf: Ich war im Blitze, den er auch aus Luftmangel nicht sogleich hervorbringen konnte, und war nur einige Schritte zurückgetre-

treten, mit den Worten: das war doch zu nah! wozu er ein wenig Luft schöpfte; zweene aber, die auf beyden Seiten gestanden hatten, sahen ihn aufmerksam an, und einer sagte: sie standen ja bis ans Gesicht im Feuer! 13) Ueber einige Versuche, die Attraction kleiner Körper gegen einander zu prüfen, wenn man sie in luftleeren Cylindern aufhängte. Hr. B. gesteht, daß hiebey mancherley Täuschungen vorgehen könnten. 14) Ueber die gewöhnliche Formel für die Summe einer geometrischen Reihe, bey dem Falle, da der Exponent = 1, und die Formel also einen unbestimmten Werth giebt. 15) Ueber einige Vorstellungen von unendlichen Reihen, wo selbst große Algebraisten sich unrichtig auszudrücken scheinen. (Diese Paradoxen kommen alle daher, daß an die Ergänzung nicht gedacht wird, die bey Summirung unendlicher Reihen allemal zur völligen Richtigkeit nöthig ist, oft kann beyseite gesetzt werden. *Kaestner* de lege continui in natura, Lipſ. 1750.) Alle diese Aufsätze sind vortreffliche Proben, wie tief Hr. Busse die Gegenstände durchdenkt, über die er Unterricht ertheilt, gewiß zu seiner Befriedigung, viel tiefer, als nöthig wäre, wenn er es machen wollte, wie manche Lehrer, auch wohl auf berühmten Universitäten, die froh sind, ihre zusammengeschriebenen Hefte ablesen zu können, ohne daß sie solche aus eigenem Nachdenken zu erläutern oder zu vertheidigen im Stande wären. Freylich ist dieses Unvermögen oft den ökonomischen Umständen eines solchen Mannes eher noch vortheilhaft, denn wie Boileau zum Theile sagt: Un ſot trouve toujours des plus ſots qui l'admirent.

M.

Martin Müllers Versuch den Inhalt der Fässer durch Anwendung der Muschellinien zu finden. Aus dem Holländischen. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Hilscher, 1784. $3\frac{1}{2}$ Bogen, 8.

Schon Lambert, Luloff und andere berühmte Mathematiker bemühten sich den Inhalt bauchigter Gefässe durch Anwendung höherer Theorien genauer zu bestimmen, als es mittelst des bisher gewöhnlichen Visirstabes möglich gewesen war. Ihre Bemühungen leiteten auch allerdings auf voll-

kommnere Resultate, indessen mußte man sich auch hier begnügen, der Wahrheit durch Näherung so nahe zu kommen, wie möglich. Der Verf. gründet seine Untersuchungen, auf die vom Nikomedes erfundene Muschellinie, und nach seinen darüber angestellten Versuchen ist er wirklich der Wahrheit noch näher gekommen, als seine Vorgänger. Diese kleine Abhandlung, die von jedem Kenner und Liebhaber der Mathematik gewiß mit Vergnügen wird gelesen werden, ist übrigens ein neuer Beweis, wie nutzbar die Kenntnisse der höhern Mathematik auch in den gewöhnlichen Vorfällen des gemeinen Lebens sind.

Abhandlung über wetterfeste Dächer nach Anleitung des Baron von Heins, nebst einem Anhange von wetter- und feuerfesten Dächern und Gebäuden, von J. G. Lange, Universitäts-Baumeister zu Leipzig. Daselbst, bey Schneidern, 1785. 13½ Bogen, 8.

Nach einer sehr weitschweifigen Einleitung über die Vortheile einer wetterfesten Bedachung wird S. 45—54 eine von dem Baron Heins schon vor einiger Zeit um das Jahr 1765 herausgegebene kleine Schrift über wetterfeste Ziegeldächer als Text zu den folgenden Bemerkungen eingerückt. Dieser Verfasser sucht die Ursache, warum die Dachsteine zerspringen und herunterfallen, in der Einkälkung. Er schlägt vor, fein gesiebte Schäbe (Abgang von Flachs) zwischen trocknen und durchgesiebten Lehm, 3 Theile von jener zu 2 Theilen von diesem, zu mischen, mit Wasser zu einem Teige zu kneten, und damit das Dach zu verstreichen. Die Holsteine auf den Förstern und andern Orten sollen, wie gewöhnlich, mit Kalk eingelegt werden. Herr von Heins versteht flache Ziegel, weil er von einem Doppeldache und Splissen redet. Nach einer umständlichen, aber wenig belehrenden Vorbereitung über Lederkalk und Gypskalk kömmt unser Verfasser zu seinem Commentar. Ein Grund, warum die Dachziegel zerspringen, sey die schlechte Zubereitung derselben. (Aber jener Verf. erklärt ausdrücklich, daß er nur von gut gebrannten Steinen rede.) Nun verliert er sich wieder in einem Gemengsel von allerhand Bemerkungen, von welchen die

die brauchbaren hätten kurz gefaßt werden können. Er erinnert gegen seinen Autor, daß es doch Fälle gebe, wo man die Dachsteine in Kalk einlegen müsse, wie es dieser schon selbst bemerkt hatte. Wieder allerhand über die Mittel, die Dachbedeckung dauerhaft zu machen, worunter auch das Anstreichen der Ziegel mit Theer, nach dem Beyspiel der Schweden, oder mit einem ähnlichen Ueberzuge. Endlich S. 113 kömmt er auf das von dem Baron Heins vorgeschlagene Verfahren, wo er aus der schon eingerückten Abhandlung eine Stelle von anderthalb Seiten abschreibt. Ob es zu billigen sey oder nicht, oder was die Erfahrung darüber lehre, wird nicht auf eine bestimmte Art ausgeführt, sondern es wird nur gesagt, daß man davon schon vielen Gebrauch gemacht, nicht allein bey den geringen Gebäuden der ärmern Hauswirthe, sondern auch mit vielem Vortheile bey Wirthschaftsgebäuden und bey den Ziegeldächern der größten Gebäude. Dann theilt der Verf. noch allerhand Zusätze zu dieser Verfahrungsart mit. Der ganze Aufsatz ist sehr weitschweifig, ermüdend und wenig belehrend. Die öftern spaßhaften Einfälle könnten höchstens im vertraulichen Umgange mitgehen.

Der Anhang enthält 12 Beyspiele von wetterfesten und feuersichern Gebäuden: von unverbrennlichen Lehmhäusern mit einem leichten Strohdache, das zur Bedeckung des Lehmdaches gegen die Witterung dient, und bey entstehender Feuersbrunst heruntergerissen wird, dergleichen Lehmhäuser zwey- und dreymal die Verwüstung der benachbarten Häuser durchs Feuer ausgehalten haben, und in ihrem gegenwärtigen Zustande weit fester als in ihrem anfänglichen sind; Hrn. Glasers Anstrich, das Holz in den Gebäuden unverbrennlich zu machen; Herrn Oberlandschaftsrendanten Herzbergs feuer- und wetterfeste Dächer (der Verfasser nennt ihn nicht allein geheimen Rath, sondern spricht auch von einem hohen Verfasser, und giebt seine Bemerkungen mit vielen Verbeugungen, daher hier wohl eine Verwechselung geschehen ist); von feuer- und wetterfesten Schindeldächern, die nämlich mit Strohlehm bedeckt sind, und ähnlichen Erfindungen, zuletzt auch von Maroccanischen feuerfesten terrassirten Dächern (aus Höst's Nachrichten, welchen der Verf. zu einem in Marocco wohnhaften dänischen Baumeister macht), und von ein paar ägyptischen Bedachungen.

L.

8. Na-

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Physikalische Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien, aufgesammlet von Jgn. Edlen von Born. Wien, bey Wappler. 4. Ersten Jahrgangs erstes Quartal. 1783. 14 Bogen stark. Zweytes Quartal. 1784. 12 Bogen stark. Drittes Quartal. 1785. 12 Bogen stark. Viertes Quartal. 1785. 14 Bogen stark.

Den Anfang des ersten Quartals S. 1 — 22. macht das Schreiben von Pallas über die Orographie von Sibirien, das Resultat der Beobachtungen, welche der Verf. über das uralische und altaische Gebirg angestellt, und hin und wieder zerstreut schon in der Beschreibung seiner Reise mitgetheilt hat. Das uralische Gebirg streicht von Mittag gegen Mitternacht mit einer geringen Abweichung nach Morgen; seine größte Mächtigkeit und Höhe hat es in der Baschkiri; da besteht es auch durchgängig aus Quarz und daraus zusammengesetzten Bergarten; nach Mitternacht zu über den Ursprung der Soswa soll es meistens abnehmend gehen, und streicht nämlich dem Ob fast parallel gegen das Eismeer, wo es einen Zweig von hornschieferichten Ganggebirgen in die abendliche Erdzunge schickt, welche den obischen Meerbusen einfaßt; nach Mittag nimmt es sehr geschwind ab, und wird zu einem offenen, sehr zerrissenen, waldlosen Hornschiefer- Trap- und Sandsteingebirge. Der Hauptstock des altaischen Gebirgs liegt in der Soongarei, und streicht aus Südwest von den tibetischen Gebirgen her gegen Nordwest; ganz mitten darin, und an der Grenze der soongarischen und mongolischen Wüste liegt der Bogdoola; ein Arm des Altai, Changai, macht endlich die mitternächtliche Einfassung der östlichern Gobrischen Steppe, einer ungemein hoch gelegenen ungeheuren, meistens salzhaften unfruchtbaren Scheitelfläche der mittlern Gebirge Asiens, welche sich durch die ganze Mongolei von Tibet bis an den See Tarei erstreckt, und mit Grand und vielen Kieseln, worunter auch Cacholong, Karneol und Opal sind, bedeckt ist. Tibet ist allem Ansehen nach in ganz Asien das höch-

höchste Gebirgland, und breitet nach Abend gegen Persien, nach Mittag durch Indien, nach Morgen am mitternächtlichen Theil von China hin, und durch China Gebirge, wie Stralen, von sich aus. War das flache Land von Asien ehemals mit Meer bedeckt, so waren gewiß die zwischen diesen Hauptgebirgen so hoch gelegene Flächen das erste Vaterland der Landthiere und des Menschen, und Indien und China mußten von daher zuerst bevölkert werden; wahrscheinlich hängt das große altaische Gebirg durch den Mussart und andere Bergzüge mit dem tibetischen zusammen. Fast ganz Sibirien ist als eine absinkende Thalfläche und Haltung des mitternächtlichen Fußes vom Altai, und des morgentlichen Randes vom Ural ganz Rußland, aber als die Verflächung des abendlichen Fußes vom letztern, und der südwestliche Theil desselbigen, nebst Polen als die mitternächtliche Haltung vom Karpath zu betrachten; vom Altai kennt man nur den mitternächtlichen Rand, und das äußerste Ende seiner Zweige nach Morgen. Der Ural hat an seiner Abendseite ungemein ansehnliche und erzreiche Flözgebirge, an der Morgenseite aber reicht er mit dem Ganggebirge bis ganz in das flache Land, so daß man erst in der Ebene ganz flach streichende Flöze bemerkt. Es scheint eine mächtige, von Mittag kommende Fluth über ganz Asien gegangen, und nach der sibirischen Fläche, die durch die großen Gebirge gedeckt war, nur sanft, aber an der Abendseite des Urals mit ihrer ganzen Gewalt hingeströmt zu seyn; davon leitet der Verf. die Zerrüttung in seinem Flözgebirge, seine tiefe Thäler, die auf den alten Meeresboden aufgesetzte mächtige Sandsteinflöze, und vornehmlich die so häufig auf der Oberfläche gefundene Elephanten- und andere Thiergerippe aus mittäglichen Ländern; in der höchsten Gegend hat der Ural ganze Berge von derben weißen Quarz, im sibirischen Gebirge ist Granit weit häufiger und mächtiger; gegen Mittag, so wie gegen Mitternacht bemerkt man mit vielen Abwechslungen Hornschiefer, auf der Morgenseite folgt auf den Schiefer Kalkfels, der in die mit Thon, Sand und eisenschüßigen Lagen aufgeflözte Flächen versinkt; auf dieser Seite hat der Schiefer, noch mehr der Kalkfels, wo er an diesen gränzt, reiche Kupferadern, Nester und Stockwerke, sonst aber Eisengeschütte, wohl auch ganze aus Eisenerz bestehende Berge; auf der Abendseite schließt gleich an das hohe Gebirg Sandfels, Alaun- und andere Schiefer, dann aber derber Felskalkstein an, der keine Erze hat, und in der

Baschkirei und Werchoturien am höchsten und mächtigsten ist. Vom Ural verbreiten sich, wahrscheinlich über den größten Theil Rußlands, Kalk- und Mergelflöze; über sie sind durch eine spätere über das schon trockene Land ergangene Fluth Sand- und Mergelflöze aufgeschwemmt, die vielleicht auch der Grund von der zerrissenen Beschaffenheit des ganzen finnischen und lappländischen Gebirgs, und der Entblössung des Granits ist, den man in Ingermanland und Finnland nur ganz wenig über die Meeresfläche erhöht findt. Der Verf. vermuthet, der Ausbruch eines Vulkans im indischen Meere, könne darzu Anlaß gegeben haben. Im Altai zeigt sich der Granit, auch in niedrigen zerrissenen Bergen, und das reiche koliwanische Erzgebirge legt sich gleichsam zwischen, und um diese Granitstöcke an; am Jenisei erheben sich die meisten namhaften Gebirge zu Schneekoppen; in Crasnojarsk liegt der erzreiche Schiefer ganz bis ans steil aufsteigende hohe Granitgebirg. Das Kalkgebirg ist nur sehr schmal, und dann folgen nach Mitternacht zu rothe Sandschiefer- und Margelflöze; in dem Theile Sibiriens, der am meisten nach Morgen liegt, ist zwar das Gebirg sehr wild und zerrissen, auch die Erhöhung des Bodens überhaupt sehr beträchtlich, aber das Granitgebirg scheint da abzunehmen, und man weiß von keinem ausnehmend hohen Schneekoppe; der Gebirgszug, der von Kamtschatka durch die kurilischen und japanischen Inseln geht, scheint mit dem von Tibet durch China streichenden Gebirge zusammen zu hängen. Sonst finden sich weder vom Ural noch am Altai wahre und deutliche Spuren von ausgebrannten Vulkanen. II. Abbildung und Beschreibung der Poa bohemica, von Dr. J. Mayer S. 22—26. Das Gras ist zugleich abgebildet, und die Beschreibung in deutscher und lateinischer Sprache. Das Gras hat einen rundlichten, glatten, ziemlich darniederliegenden Halm, und eine eingebogene, nach den Blumen zu rauhe Rispe, an welcher die Aehrchen abwechselnd stehen; jedes derselbigen enthält vier Blümchen, deren Hülsen auf dem Rücken einen rauhen Strich haben. III. A. Ployer Beschreibung des Bleybergwerks zu Bleyberg, unweit Villach, im Herzogthume Kärnthen S. 26—54. Die Größe der Verhauungen, und die Menge der Graben durch ganz Kärnthen zeugen von dem Alter und der weiten Ausdehnung des Bergbaus, dem mehrere Ortschaften ihr Aufkommen, und selbst ihren Ursprung zu verdanken haben, aber die unselige Unduldsamkeit seiner Beherr-

scher

scher zu Luthers Zeiten, einen noch jetzt sehr fühlbaren harten Stoß gab. Das Bleiberger Thal liegt zwischen zwey andern Thälern, die man, wenn man von Klagenfurt nach Villach reist, gegen Abend zu Gesichte bekömmt, in der Mitte, ist höher, als diese, und streicht von Morgen gegen Abend; wird aber zuletzt durch ein Querthal abgeschnitten, von welchem sich bis nach Villach eine Grube an der andern findet. Das Gebirg, das ihm zur Rechten liegt, scheidet das Traa- und Geilthal, und zeigt auf seinem ganzen Striche bis in Tyrol Bleispuren. Die Geschichte dieses Bergbaus von dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts an aus alten Protokollen, und der eigentliche dermalige Bergbau fängt sich außer dem Dorfe Bleiberg gegen Morgen an, und erstreckt sich bis in das Dorf Greit, eine kleine Meile weit; er wird jetzt hauptsächlich in der Tiefe geführt; noch jetzt sind 530 Gruben in Rechten, weil der Gang seinem Streichen nach nur 56, und der Saigerteufe nach nur 21 Klafter verhauen werden darf; im äußern Bleiberge sind 6, in den tiefern Gruben aber 7 Gänge abgequert; im innern wird nur auf einen Gang gebaut; auf diesem brechen sehr stark zinkische Erze, die bey der ehemaligen Behandlung in offenen Rostheerden wenig Bley gaben. Das Hängende und Liegende der Gänge besteht im Bleiberge aus weißem dichtem Kalksteine, dem im innern Berge auch grauer beygemengt ist; in diesem ist neben dem Bleygange noch eine besondere Galmeikluft, welche erst seit ungefähr 40 Jahren nicht mehr gebaut wird; ein Verzeichniß der jährlichen Erzeugniß an Bley von 1553—1781; im sechzehnten Jahrhunderte war sie am stärksten, obgleich bey der vormaligen Behandlungsart der Erze der dritte Theil von Bley verloren gieng. Ein Verzeichniß der Bergarten, die zwischen dem Ganggestein brechen, dann der mannichfaltigen Gestalten des Bleys und Zinks, wie sie in diesen Gruben brechen; gediegen hat das Bley hier niemals gebrochen; weißer Bleyglanz vom innern Bleyberge giebt im Durchschnitte aus dem Centner 75, grauer oder zinkischer 56, Bleyglanz vom äußern Bleyberge 80 — 82 Pfunde Bley; die zahlreiche Mannichfaltigkeit von Bleyspaten, wie sie auch Hr. von Wulfen beschrieben hat; der gelbe, der die Alte auf die Helden warfen, giebt aus dem Centner 45 — 50 Pfunde Bley. Statt der Puchwerke hat man hier Erzmühlen, die wie Getreidemühlen eingerichtet sind, aber bey reichen Erzen einen großen Abgang veranlassen, in einem Monate

nate 1500 Centner, von derben (Ganzerzen) Erzen ungleich mehr; die alte Schmelzungsart verzehrte vielmehr Holz, weil das Erz 3 Feuer, jetzt nur eines aushalten muß; diese Veränderung wurde erst vor etwa 50 Jahren getroffen. Der Bergbau beschäftigt 600 Arbeiter, und bringt durch das erzeugte Bley 162000 Gulden in Umlauf. IV. Von Ruprecht Untersuchung des röthlichten Ganggesteins oder sogenannten Feldspats von Kapnik in Siebenbürgen S. 55 — 57. Er enthält sehr vielen Braunstein mit Eisen, Alaun und Kieselerde, und ist daher auch jetzt von Wernern vom Feldspat abgerissen worden; das Nagyager blätterichte Golderz enthalte weder Schwefel noch Arsenik, aber außer Gold, Silber, Eisen, Bley, Wismuth, Kupfer und etwas weniges Spießglas. V. Von Müller über den vermeintlichen natürlichen Spießglaskönig. S. 57 — 59 es seye geschwefelter Wismuth. VI. Von Ruprecht über das Kapniker röthlichte goldhaltige Ganggestein; den siebenbürgischen gediegenen Spießglaskönig, und ein neues Nagyager Golderz S. 59 — 63. Das erstere, von welchem der Verf. schon in der Abh. Nr. IV. sprach, enthalte im Centner 25 Loth Wasser, 1 Pfund und 18 Loth Alaunerde, 7 Pfund 13½ Loth Eisenerde, 35 Pfund 5 Loth Braunsteinerde, und 55 Pfund 2½ Loth ungefärbter Kieselerde. Ein fleischrother mit Quarz vermischter Kalkspat; wider das Vorgeben des Hrn. von Müller, der Spießglaskönig seye nur geschwefelter Wismuth, einige Gründe; jenes Golderz, das ganz weiß, blätterricht und von starkem Glanze ist, halte außer Spießglas, und etwas Eisen, im Centner 741 Loth silberhaltigen Goldes, wovon 629 Gold, 112 Loth aber Silber seye. VII. Von Müller Versuche mit dem in der Grube Mariahilf in dem Gebirge Bazebai bey Zalathna vorkommenden vermeinten gediegenen Spiesglaskönige. S. 63 — 69 er seye nicht so weiß und nicht so schwer, als Spießglaskönig. VIII. Von Ruprecht über den vermeintlichen siebenbürgischen gediegenen Spießglaskönig S. 70 — 73. Der Verf. hat sich nun durch Vergleichung mit künstlichem Spießglaskönig und seinem Verhalten im Feuer, und zu Auflösungsmitteln überzeugt, daß er größtentheils Wismuth ist, und nur zufälligerweise Spiesglas enthielt. IX. Auszug aus einem Schreiben Bergman's, S. 74. Auch er bezeugt, dieser König seye vom Sahlbergischen verschieden, und enthalte Gold und Zink; es breche aber irgendwo in Deutschland gediegenes Spießglas. X. Märter Beschreibung (und Abbil-

bildung) einiger Vögel aus der Gattung der Papagoien und Kolibri (hier nur 2 Arten aus dieser letztern) von den Küsten der Südsee, S. 75—76. XI. Stütz Nachtrag zur Mineralgeschichte von Oesterreich unter der Ens, S. 77—107. Der Goldsand in der Donau enthält auch blasrothe Granaten und schwarze Eisentheilchen; vor einigen Jahren soll man bey Erbauung des Liellenfelder Hofes in Wien ein ganzes Gerippe vom Einhornfisch gefunden haben. Der Leopoldsberg, und der Berg bey Weidlingau bestehe größtentheils aus grobem Sandschiefer; daß der Schneeberg ganz Kalkgebirg seye, zweifelt der Verf. sehr; er habe wenigstens in Oesterreich und Steiermark Schiefer, Gestellstein, Granit niemals auf Kalkstein, sondern immer darunter angetroffen, zu Bruk das Menschenherz, und eine Menge anderer Schalenthiere noch unversteint im Sande, auch andere thierische Trümmern. Zu Kirchbach wurde zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts auch Bernstein gebaut. Aus dem Kohlenwerke zu Thalere waren bis zu Ende von 1778. 800000 Centner Steinkohlen gefördert worden; jetzt gebraucht man sie alle zum Versieden des Alauns aus einem Schiefer, der 1771 entdeckt wurde, und aus welchem man nun in 4 großen Pfannen wöchentlich 40—50 Centner Alaun siedet; bey Annaberg fand man 1779 wieder ein Nest von etwa 60 Mark Silber im Gehalt; die Saigerung geschieht, wie anderwärts; 1782 fand man da auch eine gelbbraune eisenschüßige Bleyocher mit eingesprengtem Kupfergrün und Kupferblau; sie gab aus dem Centner 50 Pfunde Bley, und 10 Loth Silber, das zuweilen als sprödes Glaserz eingesprengt war; das Bleywerk zu Tirnitz nimmt ab. Was der Verfasser ehemals für spatartigen Kalkstein von Brand ausgab, ist Ophit; eine Meile von Pernegg sehr zarter Schneidestein. Zu Spiz einen Kupfergang, der ziemlich hoch liegt, aber nicht sehr in die Tiefe setzt, und eine Kupfervitriolsiederey, die sehr guten Vitriol liefert.

Im zweyten Quartal steht zuerst S. 1—24 Grubers, Anhang zu den Briefen hydrographischen und physikalischen Inhalts aus Krain; dieses Land, und das ganze Littorale ist Kalkland; der Stein ist meistens aschgrau, und in übereinstimmenden Lagen; durch Versinken natürlicher Grotten entstehen die in Krain so häufigen Kessel; in den Mittelgebirgen ist das Gestein mehr thonartig, und seine Flöze auf kein-

lange Strecke gleichsinnig; meist nur in diesen finden sich Versteinerungen; wie mehr sich die Ebenen dem Meere nähern, desto mehr nimmt das grobe Gestein ab, und desto feiner wird ihre Dammerde. Alle Arten von Schichten sind durch das Absetzen eines in einer Flüßigkeit enthaltenen Stoffs, oder da der Stoff selbst noch flüßig war, entstanden; wenn Schichten auf eine weite Strecke umher eben dieselbige Richtung haben, so sind sie von ruhigem Wasser auf eine Grundlage von eben dieser Richtung abgesetzt worden; dieses Absetzen mußte nach Verhältniß der eigenthümlichen Schwere geschehen; daher sind Kalkarten über Thon- und Quarzarten abgesetzt. Sind gleichsinnige Schichten durch Thäler und Abgründe viele Meilen weit unterbrochen, oder abgebrochene Schichten in den äußersten kahlen Spitzen der Gebirge, so müssen sie durch eine zerstörende Ueberschwemmung, welche die höchsten Gebirge von neuem überstiegen hat, entstanden seyn. II. Fr. v. Kesaer über die Centralkräfte, S. 25—46. III. Märter Fortsetzung der Beschreibung (und Abbildung) einiger (2) Vögel aus der Gattung der Papagoien (hier nur aus dieser) und Kolibri von den Küsten der Südsee, S. 47. 48. IV. Von Müller Fortsetzung der Versuche mit dem vermeinten gediegenen Spießglaskönig, S. 49—53. V. Von Ruprecht über den ungarischen Pechstein S. 54—56, er findet sich schwärzlichtbraun bey Königsberg, grau bey Kremnitz, und weingelb bey Telkobanya, ist weicher, als andere Kieselarten, und schmelzt ohne Zusatz auch im stärksten Feuer nicht, da hingegen der grüne aus Sachsen leicht zu weißlichtem Glase schmelzt. VI. Von Menz über die galliciniſchen Salzkothen, nebst einer Fortsetzung, S. 56—68. Zu Nahujora zähes Bergöl auf Wasser; Salzquellen fast allenthalben an vorbey fließenden Wassern, die meisten so reich, daß das Wienermaaß 25 Loth Salz enthält; zuweilen werden sie ärmer oder versiegen; sie liegen nur im Sanhorer und Holizer Kreise; der Verfasser giebt hier ein Verzeichniß davon, von ihren Einkünften und Eigenthümern, der Art, das Wasser aus der Erde zu fördern und zu versieden; in allem werden 600000 Schuzfässer, und dafür 850000 Gulden gewonnen, wobey 63186 Klafter Holz aufgehen. VII. Von Raab von dem sogenannten Rusma der Türken, S. 68—70, es wird in den Schwizbädern bey außerordentlicher Hitze gebraucht, um die Haare von allen Theilen des Leibes hinwegzubringen; es besteht aus acht Theilen ungelösch-

löschten Kalks, der mit Wasser zu Teig gemacht wird, 2 Theilen Operment, und einem Theile Seifenerde, wird warm an den Ort gelegt, den man von Haaren entblössen will, und sobald man wahrnimmt, daß ein Haar ausgeht, mit warmem Wasser, in welchem man etwas Seifenerde zerlassen hat, abgewaschen. VIII. Abt Jaquet über eine neue Art Wanduhren, S. 70—72. IX. Stütz Beschreibung der in dem kaiserlichen Naturalienkabinete aufbewahrten Zeolithe, 72—85. Sie sind fast alle aus Eisland; 1) verwittert und mehlicht; 2) dicht, a) weiß, b) roth von Edelford in Schweden, c) blau Lasurstein aus Ostindien; 3) körnig, a) weiß, b) gelblicht, c) röthlicht; 4) fasericht, auch vom Magdberg, in der breisgauischen Grafschaft Nellenburg, a) weis, b) gelblicht, c) roth, auch von Feroe, d) bläulicht; 5) spatartig; 6) in Krystallen, fast durchaus weiß, a) in Würfeln, b) vierseitige Keilen, c) sechseckigen Blättern, d) aufstehenden Kämmen, e) vierseitigen Säulen, f) vielseitigen Gruppen. X. Von Müller Nachricht von den Golderzen aus Nagyag in Siebenbürgen, S. 85—87, sie betrifft das blätterichte und das gelbe Golderz, die schwarze und die rothe oder braune Blende; letztere giebt, wenn sie im dunkeln gerieben wird, einen röthlichten Schein; das erstere hält im Centner 183½ Loth Silber, und jede Mark von diesem 240 Denarien Gold; das zweyte giebt, wenn es zuvor mit Kies geschmolzen wird, aus dem Centner 897½ Loth Silber, und jede Mark von diesem 187 Denarien Gold, die dritte hält im Centner zwey Loth Silber, und jede Mark von diesem 24 Dr. fein Gold; die letzte im Centner 1½ Loth Silber, und in der Mark von diesem 60 Dr. Gold; beyde letztere enthalten Braunstein, die letztere auch Bley und Arsenik.

Das dritte Quartal fängt mit Gruber's Fortsetzung seines Anhangs zu den Briefen hydrographischen und physikalischen Inhalts aus Krain S. 1—34 an. Die Erdbeben leitet der Verf. von einem starken Zusammenpressen der unterirrdischen Luft durch den Druck des Wassers, oder von einer starken Ausdehnung derselbigen, sie mag nun elektrisch oder vulkanisch seyn, ab; aus Veränderungen, die sie im tiefsten Meeresboden verursachen, müsse man es erklären, warum sich Meergeschöpfe auf so hohen Bergen, z. B. nach de Luc 7844 Schuhe hoch über der Oberfläche des Meeres finden; der Bodensatz, der das Wasser, so wie es in Ruhe

 kam,

kam, fallen ließ, muß aus der Zermalmung der Stein- und Erdarten sowohl, als aus dem Vermodern der Pflanzen und Thiere entstanden seyn. Ueberhaupt muß man den Verfasser ganz lesen, wenn man sich von dem Nutzen der Anwendung seiner hydraulischen Grundsätze auf die Bildung der Erde, und Krains insbesondere überzeugen will. II. Von Müller Fortsetzung der Versuche mit dem gediegenen Spiesglaskönige S. 34—52, er halte weder Schwefel, noch seye er Wismuth, aber der Verf. wagt nicht seine Natur zu bestimmen. III. Märter über seine Reise von Europa bis nach Philadelphia S. 53—66. 67 enthält sehr wenig Neues oder Merkwürdiges; in der Gegend von Philadelphia Hügel aus Gestellstein, in welchen zuweilen Granaten eingemengt sind; 17 Meilen davon ein Kalkstein- und Marmorbruch. IV. Botanische Charaktere des Leontodon erectum (das hier auch abgebildet ist), von Jos. Mayer S. 69—71, er beruht auf dem einblumigen nach oben zu rauchen Schafte, auf den absteigend gefiederten, spitzigen und gezackten Blättern, und auf dem ganz aufrechten Blumenkelche. Der Verf. hat die Pflanze in den Salzgegenden zu Saulo bey Triest gefunden. V. Von Ployer Beschreibung des opalisirenden Muschelmarmors in Kärnthen S. 72—77. Die Entdeckung dieser schönen Eigenschaft geschah zufällig bey dem Schleifen; der Stein bricht in Mergelschiefer nur in Oswaldi Stollen, und hat sich jetzt gänzlich ausgeschnitten; die meisten Schalenthiere darinnen sind verkalkt; nur diejenigen, die noch frisch sind, opalisiren, und sind, wie andere Körper dieser Art, blättericht; von Kies kömmt das Farbenspiel nicht. VI. Schreiben eines reisenden Naturforschers aus Spanien S. 78—82. Von Vittoria bis an den Ebro, und noch vier Meilen weiter dauert die Gebirgskette vor Biscaya aus Kalk- und Sandstein; da verliert sie sich bis 30 Meilen über Burgos in Flächen, wo sich nur hin und wieder ein Gyps- oder Mergelhügel erhebt; wo diese aufhören, fängt eine kleine Gebirgskette von Gneis an. Die Guadarranca, an deren Abhang Escurial und Ildefons liegt, besteht größtentheils aus Granit, zum Theil aus Gneis. Das königliche Naturalienkabinet ist schön und reich an Gold und Silber, aber doch nichts weniger als vollkommen. Achtseitige 1—1½ Zoll lange Schwefelkrystallen; noch etwas von dem Wolfram- oder Schwermetall. VII. Märter's mineralogische Bemerkungen auf einer Reise von Philadelphia in Pensylvanien

nach

nach Charlestown in Karolina S. 82—87, bey Schwedesfort der erste Kalkstein, ein schwärzlicher Marmor, und um ihn der weicherer bläulicht grauer Kalkstein; 35 Meilen von Philadelphia gegen Nordwest ein kahler Hügel ganz mit rothbraunem Eisenmulm überdeckt, und in diesem 1—1½ Lachter tief gelbröthlichter Eisenstein auf Thon; die Apallachen sind ganz mit Bäumen besetzt, und nicht höher als das kalenbergische Gebirg bey Baden in Oesterreich; sie bestehen aus Sandstein, der oben auf feiner und in Schichten ist. Maryland hat viele niedrige Hügel von bläulichtem Kalkstein, welche die fruchtbarsten Felder zwischen sich einschließen; 4 Meilen von Friedrichsburg in Virginien Eisenfabriken, wo auch nach englischer Art Stahl gemacht wird. (Der Verf. läßt hier das Stangeneisen mit animalischem Alkali schichten; das dürfte wohl nicht den besten Stahl geben.) Zwischen diesen Werken und Richmond ein Kupferflöz, welches gebaut wird, und 12 Meilen von Richmond gegen Abend ein Kohlenflöz. Bey Williamsburg eine Muschelbank von allen Arten Schalenthieren, die sich am Strande finden; bey Yorktown eine gleichartige 100 Schuhe hoch über die Meeresfläche. VIII. K. Haidinger Beschreibung (und Abbildung) einer seltenen Versteinerung aus der Gattung der Gienmuscheln, S. 87—89. Sie findet sich in der oberösterreichischen Herrschaft Enzbrun in gelblichtweißem dichtem Kalkstein mit Enkrinitenstielen, und andern Meerkörpern, welche in Chalcedon verwandelt sind; sie nähert sich der Narrenkappe, und findet sich nur als Steinkern.

Das vierte Quartal liefert neun Aufsätze. I. K. Heidinger Verzeichniß aller in den Wielizkaer Salzwerken einbrechenden Salz- und Steinarten, S. 1—29 vollkommener, als Schobers in seinem Zeitalter es geben konnte; auch der Verf. hat die pohlnischen Benennungen beygefügt; grauer Mergel schließt hier, wie in Oberösterreich, den Salzstock ein, und ist oft noch mit Salz durchdrungen; ein Sandstein, der gerieben stark nach Schwefel riecht, und daher Schwefelstein heißt, in der Strecke Friedhuber; Gyps von aller Art; auch, wo kein Luftwechsel ist, faserichtes weißes Kochsalz in Büscheln, oder Salzblüthe, anders, faserichtes Steinsalz heißt da Salzspath. II. Märter über die natürliche Geschichte Pensylvaniens S. 20—39. Abwechslungen von Hitze und Kälte sind zuweilen außerordentlich schnell, die Witterung

 seit,

wie auch von dem Zeugungsgeschäfte der Thiere umständlich gehandelt wird, für junge Leute beyderley Geschlechts, verfertigt von Abbé Sauri. Nürnberg, in der Bauerischen Buchhandlung, in 8vo. Dritten Theils erste Abtheilung. 2 Alphabet stark, 1782.

Da der Verf. mehr Unterhaltung, als Belehrung zum Zweck hat, so wird man sich nicht wundern, daß er sich die Fesseln des Systems nicht anlegt, um so weniger, wenn man weiß, daß Büffon sein Hauptführer ist; aber daß er so ganz ohne Ordnung alles durch einander wirft, so viele unerwiesene, wohl für erwiesene, falsche Thatsachen seinen Lesern erzählt, dürfte ihm desto mehr zum Vorwurf gereichen; wenn es freylich zu weit geht, sagt der Verf. einigemal, es scheine ihm übertrieben; öfter, es soll dies und dies geschehen seyn, aber nicht selten giebt er dem Leser nicht einmal einen Wink, seine Erzählung zu bezweifeln. Hier sind von vielen einige Beyspiele: Giebt es in unserer heutigen Erdkunde und in unsern lebenden Sprachen ein Skandinavien? Ist der Magen bey allen Vögeln ein muskulöser Sack? S. 110 sagt der Verf. in der Anmerkung: „Man kann auch die frischen Eyer ordentlich sieden, so kann man sie lange Zeit aufbewahren, weil dadurch die subtile Ausdünstung durch die Schaale verhindert wird: nach der Zeit thut man sie wieder in kochendes Wasser, als wenn sie noch nicht gesotten wären, und sie werden wieder weich, wie vorher." S. 119. 120 ein schönes Beyspiel von der Freundschaft eines welschen Hahns und einer Ente. S. 135 „Viele Leute halten das Schwalbenfleisch für ein bewährtes Mittel wider die fallende Sucht, und zur Stärkung des Gesichts." S. 141 „Wenn man den Schriftstellern von der Materia medica glauben darf, so ist das Pfauenfleisch gut wider den Schwindel, und die Brühen davon sind diuretisch; der Mist von diesen Thieren wird für ein Specifikum wider die fallende Sucht gehalten." S. 272 „Man hat bemerkt, daß alle aus der alten in die neue Welt hinüber geführte Thiere daselbst aus der Art geschlagen, und kleiner geworden, und daß auch die, so schon darin waren, weit kleiner, als die in der alten Welt waren." S. 280 „Das Thier, genannt;

nannt: Michuacanens, in Amerika, ist nur ein abgearteter Hund." Wozu doch solcher Unrath?

Er.

Johann Kunkels vollständige Glasmacherkunst u. s. w. Erster und zweyter Theil. Nürnberg, in Riegelischer Buch- und Kunsthandlung, 1785. in Quart. 2 Alph. 21 Bogen mit Kupfern.

Das ist die neue Auflage eines seit Ende des vorigen Jahrhunderts beliebten Buchs, welches auch noch jetzt seinen Werth behauptet. Der Abdruck ist nach der zweyten Kunkelschen Ausgabe wörtlich gemacht, und man hat hin und wieder sowohl im Text einige Zusätze beygefügt, als auch einige Noten beygebracht, welche meistens von dem französischen Uebersetzer dieses Buchs sich herschreiben. Bey einem brauchbaren Buche übersieht man gern die Mängel der Schreibart. Aber hätte diese nicht bey einer neuen Auflage ohne Nachtheil des Inhalts können oder sollen einigermaaßen verbessert werden? Auch würde durch Beyfügung neuer Entdeckungen, welche sowohl das Glasmachen, als damit verwandte Künste betreffen, die Vollkommenheit des Buchs befördert seyn. Von Braunstein ist Henkels Urtheil in einer Note S. 36 beygebracht, das doch das Wesentliche dieses Minerals weit weniger deutlich macht, als die neuern Versuche eines Scheele, welche nicht erwähnt sind.

Ew.

Herrn Morat Entdeckungen über das Licht, aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen, von Christ. Ehrenfr. Weigel. Leipzig, bey Crusius, 1783. 10½ Bogen gr. 8.

Die Versuche sind neu, zahlreich, und verdienen nachgearbeitet zu werden. Da aber die Folgerungen aus denselben sich doch mit der schon bekannten Theorie von Licht schon ziemlich vergleichen lassen, so kann man Hrn. M. Arbeit eher

für Bestätigung als Umkehrung derselben halten, ob er gleich lieber alles neu umgeschaffen haben möchte.

Herrn Duchanoy Versuch über die Kenntniß der mineralischen Wasser, und die Kunst, sie an jedem Ort und zu jeder Zeit selbst nachzubereiten. Aus dem Französischen von D. Gallisch. Leipzig, bey Haug, 1783. 25 Bogen, 8vo.

Wer von dem wichtigen Nutzen, der mineralischen Wasser unterrichtet ist, wird sich über die großen Fortschritte der Chemie freuen, durch welche man itzt fähig ist, jene aller Orten durch künstliche Zusammensetzung eben so wirksam den Kranken zu verschaffen, als sie die Natur selbst darbietet, und der Menschheit hiedurch eine sehr wesentliche Wohlthat zu erweisen. Im gegenwärtigen wichtigen Buche lehrt der Verfasser sowohl alle Bestandtheile der natürlichen Mineralwasser ausfindig machen, als auch durch deren Verbindung gleiche Wasser zu bereiten, und macht sich dadurch um das Menschengeschlecht ungemein verdient. Und diese Schrift war darum vor vielen andern in unsern übersetzungsüchtigen Tagen vorzüglich werth, dem deutschen Publikum verständlich gemacht zu werden, wenn ihm Nutzen daraus zu schöpfen nicht vorenthalten werden sollte. — Ueberhaupt werden hier die Wasser in kalte und warme abgetheilt — Sollte aber nicht diese Abtheilung außerwesentlich seyn, da man weiß, daß ohne Rücksicht auf die Bestandtheile die Wasser warm oder kalt sind, und diese Eigenschaft nur wegen der Entfernung der Quelle von dem Herde dem Wasser, wie der Verfasser selbst sagt, zukömmt? — Die kalten Wasser sind gashaltig, laugensalzig, erdig, eisenhaltig; die warmen sind einfach, geistig, seifenhaltig, schwefelhaltig, erdharzig und salzig. Man kann leicht denken, daß der Verfasser mit der Natur der Wasser bekannt, diese Abtheilungen wieder nach den fernern Beymischungen abgetheilt, um jedem Wasser nach seiner Mischung den gehörigen Platz anzuweisen. Es ist die Absicht nicht, Auszüge aus dieser Schrift zu liefern, welche ohnehin unvollständig seyn würden. Wir verweisen jeden Naturforscher und Arzt auf dieselbe, und versichern, daß es ihn nicht gereuen wird, sie mit aller Aufmerksamkeit zu studieren, theils

wegen

wegen der schon erwiesenen Wahrheiten, theils wegen der Winke zu mehrern großen Entdeckungen.

Dw.

Plantae alpinae carniolicae, collegit et descripsit *Balth. Hacquet*, Ph. et Medic. Doct. Anat. chirurg. et art. obstetr. P. P. O. — — Vienn. 1782. Sumpt. Kraus, gr. 4. 2 Bogen. 5 Kupfertafeln.

Dieses kleine aber schöne Werk ist der botanischen Societät zu Florenz gewidmet; und der Verf. beschreibt darin ein Duzend auf den Alpen von Kärnthen und Istrien wachsender Pflanzen. Diese Gegenden sind sehr kräuterreich, welches Scopoli kärnthische und Jacquins österreichische Flora beweisen; da aber Matthiolus und Scopoli schon viel vorgearbeitet haben, so war es schwer noch etwas Neues zu entdecken; besonders da sich letzterer der Beyträge des unermüdeten Barons von Wulffen bedient hat, ob er gleich seiner nicht gedacht hat; ein Fall, der bey Gelehrten nicht selten ist, sich mit fremden Federn zu schmücken. Der Verf. richtete sich nach den linneischen Kennzeichen; neue Geschlechter fand er nicht, die neuen Arten aber benennt er nach ihrem Geburtsorte. Die erste Pflanze ist eine Carlina, welche er von dem Berge, worauf sie wächst, Vrzka benennt. Sie verdiente eher acaulis genannt zu werden, als die acaulis Linn., weil sie wirklich keinen Stengel hat. Sie kann roh und gekocht genossen werden, und ist nicht so bitter als die Artischoken. 2. Illecebrum Kapela. Es hat die meiste Aehnlichkeit mit dem Ill. Paronychia und capitatum, und muß dazwischen gestellt werden. 3. Rhamnus hydriensis. Ist ohne Stacheln, hat viermännliche Blumen, eine zweyspaltige Narbe, längliche gezähnte Blätter, die auf der untern Fläche weißlich sind. 4. Gentiana terglovensis. Zuerst glaubte der Verf., daß sie zur g. pumila oder acaulis gerechnet werden könnte, fand aber nachher, daß sie ihre eigene beständige Kennzeichen hatte. 5. Oenanthe Karsthia. 6. Clathrus hydriensis. 7. Leontodon terglovensis. Gehört wohl eher zu den Hieraciis. 8. Myosotis terglovensis. Der Verf. hielt diese Pflanze an-

anfänglich für eine Aretia, und hat sie im ersten Theil der Beschäft. der Berl. Gesellschaft Naturforschender Freunde unter diesem Namen beschrieben, nach genauerer Untersuchung aber gefunden, daß sie zum Geschlecht der myosotis gehört. 9. Scabiosa Fyenta. Sie hat die mehreste Aehnlichkeit mit der Scabiosa transsylvanica, und unterscheidet sich dadurch von ihr, daß die Kronen stralig sind, die Näthe zugespitzt mit Grannen, die untern Blätter gefiedert, die obern aber strichförmig ohne Einschnitte. 10. Athamantha Golaka. 11. Potentilla terglorensis. Nähert sich der P. nitida Linn. 12. Carlina pola. Die Beschreibungen der Pflanzen sind genau, und die beygefügten Zeichnungen gut.

Mh.

Naturgeschichte aus den besten Schriftstellern mit Merianischen und neuen Kupfern. Zehnter Abschnitt, der Vögel. Heilbronn, in der Ekebrechtischen Buchhandlung, 1782. Eilfter Abschnitt, der Vögel, 1784. Zwölfter Abschnitt, der Vögel, 1785. Folio.

Der zehnte Abschnitt hat nur 2 Folioblätter Kupfer, und enthält die Papageyarten und Kolibri von Seite 893 bis 1010. Der eilfte Abschnitt hat 3 Kupferplatten, und begreift von S. 1011 bis 1152 die Arten des Kukuk, Wiedehopf, Bienenfanger (Merops), Nachtraben (Caprimulgus) und der Schwalbe. Der zwölfte hat 13 Kupferplatten, und begreift bis Seite 1336 die Geschlechter und Arten der Spechte, Eisvögel, Störche, Kraniche, Reiher, Krabbenfresser, Schnepfen, Reutervögel und Sandläufer. Ueber die Weitläuftigkeit und Ausführlichkeit müssen wir uns wundern; in wieferne sie zu dem Plane des Herausgebers gehört, können wir jedoch nicht beurtheilen, da wir die erstern Theile nicht gesehen haben. Nur die Wasservögel in dem letzten Abschnitte haben wir ganz durchgelesen, und gefunden, daß der Sammler ein Mann von Kenntniß seyn muß, der bisweilen etwas aus eigener Erfahrung hinzusetzt. Auch bemerkt man an andern Stellen, daß er Büffon nicht ganz blindlings excerpirte, sondern dabey dachte; denn bisweilen äußert er Zweifel,

Freylich aber ist das Ganze Büffons Arbeit recht gut ausgezogen und verdeutscht. Weil auch bis jetzt die letzten Theile von Büffons Vögeln noch nicht deutsch übersetzt sind, so wird die Sammlung so lange auch noch einen Werth der Neuheit für deutsche Naturforscher haben. An den Abbildungen mag wohl der jetzige Sammler keinen Antheil haben. Diese sind herzlich grob, schlecht, und viele ganz verstellt und falsch. So finden wir z. B. auf der 56 Platte den aus Markgraf entlehnten Ibiau mit einem Horn und Feder auf dem Kopfe vorgestellt, da im Original doch ein geöffneter Schnabel ist, dessen oben hervorragende Spitze hier in ein Horn, so wie die hervorstehenden Borstenhaare am Grunde des Schnabels in eine buschigte Feder auf dem Kopfe, verwandelt worden sind. In der Beschreibung des gemeinen Reihers finden wir auch nach Büffon die ersten 5 sonderbar gebildeten Halswirbel erwähnt, vermöge welcher dieser Reiher seinen Hals umbiegen kann. Aber schon Geßner hat diesen Bau gekannt; man findet ihn an mehrern Reiherarten, und an der kleinen Rohrdommel haben auch die untersten Halswirbel einen besondern Bau, damit der Hals daselbst nach unten gebogen werden kann. Das allgemeine Kennzeichen der Reiher an der besondern Lage der Hinterzähe ist nicht ganz richtig angegeben. Sie soll ihre Vergliederung an der Seite des Fersenbeins, nahe an der innern Zähe haben. Aber die hintere Zähe liegt allemal auf der Seite des Fersenbeins; aber sie steht allemal sonst höher und über den Köpfen des Fersenbeins. Bey den Reihern aber ist sie mit der innern Zähe an dem nämlichen Kopfe des Fersenbeins, und gleichsam unter derselben vergliedert. Es ist daher auch ein Fehler, wenn es in der Beschreibung des Savakur S. 1305 heißt: die hintere Zähe habe ihre Vergliederung an der Seite der Fersen, nahe an der äußern Zähe, wie bey den Reihern. Außer Büffon sind auch Pallas und andere deutsche Naturforscher benutzt, so daß also das Werk seinem Titel vielmehr entspricht, als so manche andere jetzt gangbare Auszüge, welche nichts als mit Farben beklexte Kupfer voraushaben. Die philosophischen und kritischen Untersuchungen des Büffon hätten immer ganz wegbleiben können; denn sie sind der schlechteste Theil des französischen Werks, und bedürfen gar zu häufiger Berichtigungen.

Uf.

9. Ge=

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Handbuch der vornehmsten historischen Wissenschaften von Dr. Christoph Schmidt, genannt Phiseldeck. Mit Kupfern. Berlin, Nicolai, 1782. 568 Seiten in gr. 8.

Eben dieses Buch unter der Aufschrift: M. Benjamin Hederichs — Anleitung zu den vornehmsten historischen Wissenschaften. Erster Theil, — gänzlich umgearbeitet und vermehrt von D. C. S.

Hier ist wiederum auf die Grundlage eines nicht schlechten alten Buchs, das schon sieben Auflagen erlebt hatte, ein desto besseres ganz neues errichtet worden. Da die Umarbeitung von Hederichs Arbeit Hrn. Schmidt und Hrn. Eschenburg aufgetragen wurde: so haben sie sich dergestalt in dieselbe getheilt, daß der Letztere die Mythologie, die römischen Alterthümer, und die Nachrichten von den classischen alten Schriftstellern, in einem besondern Buche vortrug, welches im Jahr 1783 erschien, und wovon jetzt eine neue Ausgabe bevorsteht; Hr. S. aber die eigentlichen vornehmsten historischen Wissenschaften abzuhandeln übernahm.

Den Anfang macht die Chronologie (S. 1 — 82) Gatterers Abriß und Wasers historisch diplomatisches Jahrzeitbuch sind dabey zum Grunde gelegt worden. Litterarnotizen von den vornehmsten chronologischen Werken gehen (wie auch bey den übrigen historischen Wissenschaften) voran, und eine Tabelle, welche den Parallelismus der vornehmsten chronologischen Aeren darstellt, nebst einer chronologischen Folge der Kaiser und meisten Könige von Europa, der weltlichen Kurfürsten, und der Päpste, beschliessen diese Abhandlung. Alles hat zweckmäßige Vollständigkeit, Kürze und Deutlichkeit.

In der Anleitung zur Geographie (S. 83 — 246) hätten wir unter den im Eingange angeführten Werken, aus-

ser

ser d'Anvillen, besonders noch das schätzbare aber seltene Werk, *Brietii* Parallela Geographiae veteris et novae, gern genannt gesehen, von welchem man billig einmal, nebst andern guten Hülfsmitteln, zu einem Handbuche einer vergleichenden Geographie alter, mittlerer und neuerer Zeiten, Gebrauch machen sollte. Auch hier findet man gerade so viel, als man erwarten kann, bündig vorgetragen. Büsching, Gatterer und Pfennig, und in Absicht auf Amerika Leiste, haben hauptsächlich Führer des Verfassers abgegeben. Zwo sauber gestochene Weltkarten dienen zu einer guten Erläuterung. Daß die Einwohner im ganzen russischen Reiche nur etwan 20 Millionen betragen sollten, (nach S. 161) ist in den neuesten Zeiten genugsam berichtigt worden; wenn es gleich seyn könnte, daß die neuesten Angaben die Volksmenge etwas zu hoch bestimmt hätten. Auf der andern Seite aber ist hier (S. 97) die Anzahl der Reformirten in Frankreich viel zu groß (einige Millionen) gesetzt.

Die Geneklogie geht von S. 247—324. Sie fängt mit den Patriarchen an, und endigt mit den Fürsten von Nassau-Diez. Es sind aber nicht blosse Stammtafeln; sondern auch historische Anmerkungen zur Erläuterung derselben beygefügt.

Die Heraldik, welche sich von S. 325—364 erstreckt, ist durch 7 Kupfertafeln hinlänglich aufgeklärt worden.

Noch kürzer ist zwar die Numismatik gerathen; (S. 365—386) enthält aber doch das Wissenswürdigste für ein solches Buch ziemlich beysammen.

Unter den über die Diplomatik (S. 387—408) angeführten Büchern, vermissen wir Barings Clavem diplomaticam. S. 404 wird gesagt, Karl V. habe zuerst vom J. 1532 an, seinen Namen eigenhändig unterschrieben; welches auch seine Nachfolger beybehalten hätten. Allein schon Maximilian I. hat eigenhändige Unterschriften der Urkunden hinterlassen.

Endlich folgt ein Abriß der allgemeinen Geschichte. Es liegt zwar dabey Schröckhs Lehrbuch zum Grunde; allein der Verfasser hat zugleich viele andere Werke und Nachrichten genützt, manches ausführlicher, alles unterhaltend, und für den Anfänger sehr brauchbar erzählt. So aufrichtig

er

er die angewandten Hülfsmittel in der Vorrede angezeigt hat; so deutlich leuchten auch seine eigenen Einsichten überall hervor.

Geschichte der Kreuzzüge, oder Staats- und Kriegsbegebenheiten der Unternehmungen der Christen wider die Mohammedaner im eilften, zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte, zur Wiedereroberung des heiligen Landes. Erster Band, welcher die Einleitung, nebst einem historischkritischen Verzeichnisse der Quellen dieser Geschichte enthält. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich, 1782. 710 Seiten in gr. 8. Zweyter Band, welcher die Geschichte des ersten Kreuzzugs enthält. 1782. 652 Seiten.

An einer gründlichen Geschichte der Kreuzzüge, dieses so ausserordentlichen Schauspiels von den größten und mannichfaltigsten Folgen, hat es bis auf unsere Zeiten gefehlt: und sehr angenehm ist es, daß wir sogleich hinzusetzen können, dieser Mangel werde durch das gegenwärtige Buch, wenn es erst vollendet seyn wird, glücklich ersetzt werden. Wir wünschten daher auch, daß es eine Frucht unsers vaterländischen Bodens seyn möchte, damit wir recht ausführlich von demselben reden könnten. Da es aber nur auf diesen Boden, ohne eine weitere Veredlung verpflanzt worden ist: so wird es genug seyn, einen allgemeinen Begriff von demselben zu geben.

Der Verfasser Hr. Mailly, bereits vortheilhaft bekannt durch seinen Esprit de la Fronde, hat sich gleich im Eingange des Werks genugsam legitimirt. Er lebt zu Dijon, derjenigen Stadt des Reichs, wie er versichert, in welcher nach der Hauptstadt die Wissenschaften am meisten getrieben werden, die auserlesensten Bibliotheken aus jeder Gattung der Gelehrsamkeit vorhanden sind, und zum gemeinnützigen Gebrauche offen stehen, unter welchen er vorzüglich die prächtige Sammlung des berühmten Präsidenten Bouhier genutzt hat,

hat, deren jetziger Besitzer, Hr. Chartraire von Bourbonne, ehemaliger Präsident des dortigen Parlement, ihm auch mit trefflichen Rathschlägen beygestanden hat. Aber insonderheit zeigen die historischkritischen Anmerkungen, über die in diesem Werke angeführten Schriftsteller, (S. 1—139), wie wohl der Verf.. die besten Quellen und Hülfsmittel seiner Arbeit gekannt habe. Zuerst geht er alle Schriftsteller der Bongarsischen Sammlung durch, sodann die beym Du Chesne, Canisius, Mabillon, d'Achery und Martene befindlichen, viele andere aus dem Mittelalter, auch die Byzantinischen, und endigt mit den neuern, von denen er auch handschriftliche Arbeiten gebraucht hat. Er beschreibt und beurtheilt einen jeden, bringt auch bisweilen Proben aus denselben bey. Nur selten erinnert er sich zu lebhaft, daß er nicht bloß Geschichtschreiber, sondern auch Franzose sey. Daher der Witz am unrechten Orte, wie z. B. S. 120 über Voltairen: „einige sehen ihn als den Cäsar der gelehrten Republik an, und der bisweilen einerley Schicksale mit diesem habe; wir werden uns aber wohl hüten, uns unter die Aufrührer zu mischen, die ihm von Zeit zu Zeit Dolchstiche geben.“ Das wäre auch nicht einmal möglich: denn nirgends möchte wohl der große Dichter weniger Dictator heißen können, als im historischen Felde; und wie läßt sich auch nur der Gedanke des Aufruhrs gegen einen Schriftsteller, mit dem Begriff eines Geschichtschreibers vereinigen?

Die Einleitung, welche fast den ersten ganzen Theil (von S. 153 an) einnimmt, schildert sehr ausführlich und mit treffenden Farben, den ganzen Zustand der Welt beym Anfange der Kreuzzüge, so weit solcher nur bey dieser Geschichte gekannt zu werden braucht; also des griechischen Kaiserthums, der Araber und Türken; in Europa am genauesten von Frankreich, England, Italien, den Päpsten, und wiederum nicht blos von der bürgerlichen und kriegerischen Seite, sondern auch in Rücksicht auf Gesetze, Sitten, Wissenschaften, Künste und Religion. Hin und wieder hat der Verf. allerdings etwas zu weit ausgeholt, wie wenn er so viel aus Muhammeds und der Persischen Geschichte im siebenten Jahrhunderte beybringt, (S. 195—232). Auch sind sich nicht alle Abschnitte dieser Einleitung an Genauigkeit ganz gleich, wie z. B. S. 161 fg. die geographischen Bemerkungen über Asien so gar viel nicht zu bedeuten haben; der Abriß von

Deutschlands Verfassung, S. 353 fg. noch mehr Licht und Bestimmtheit nöthig hätte; u. dergl. m. Doch ist das Ganze überhaupt lehrreich und unterhaltend; selbst derjenige, der mit dem Zustande dieser Zeiten ziemlich bekannt ist, wird manche seltnere und feine Beobachtungen hier mit Vergnügen antreffen.

Mit nicht wenigerer Sorgfalt ist im zweyten Bande die Geschichte des ersten Kreuzzugs bearbeitet worden. Erstlich wird der Zustand von Palästina unter seinen verschiedenen Eroberern, bis auf die Kreuzzüge, nebst den dahin gehenden Wallfahrten, beschrieben, und sodann mit Gregor VII. und Peters des Einsiedlers Entwürfen der Uebergang zu den Kreuzzügen gemacht. Von dem letztern Abentheurer ist S. 40 fg. ausführlich genug gehandelt. Der Verf. nimmt es als bewiesen an, daß Hermite sein Familienname gewesen sey; scheint uns aber in dem Leben desselben, dem Jesuiten Oultremann zu nachgebend gefolgt zu seyn, von dessen Buche er doch selbst (B. I. S. 123) urtheilt, es sey ein blosser geistlicher Roman. Von andern Haupttheilnehmern des Kreuzzugs, wo es der Verfasser ziemlich wahrscheinlich macht, daß der K. Alexius zu Constantinopel, als der vornehmste Anstifter desselben angesehen werden müsse. Die Geschichte selbst ist, bis auf manche zu rednerische oder zu witzige Stellen, recht gut erzählt. Vollständigkeit in kleinen Umständen, allen Scharmützeln, u. dergl. m. ist nicht die Sache des Verfassers; aber Menschen, Hauptbegebenheiten, Ursachen und Folgen derselben, treulich darzustellen, desto mehr. Zwar können wir seinem Urtheil über die Gerechtigkeit der Kreuzzüge nicht beytreten; nicht über diese, meint er, (S. 128 fg.) sondern mehr über die Grausamkeit, die schlechten Maasregeln, und die elende Staatsklugheit dieser Unternehmung, könne man den Kreuzfahrern Vorwürfe machen. Sonst aber läßt er ihren Feinden, wie ihnen, alles gebührende Recht wiederfahren; entwickelt die falschen Wunder, durch welche der Eifer der Kreuzfahrer angefeuert wurde, und giebt viele andere sehr geschickte Erläuterungen.

Es ist uns wegen dieser Vorzüge des Werks leid, daß noch keine Fortsetzung desselben erschienen ist: zumal da der Verf. die wichtigen Folgen der Kreuzzüge mit besonderm Fleisse zu erörtern versprochen hat. Vielleicht ist diese Verzögerung hauptsächlich daraus entstanden, weil der Verf. begierig

auf

auf denjenigen Theil der vortrefflichen Bouquetischen Sammlung gewartet hat, worinn die Schriftsteller von den Kreuzzügen vorkommen sollten.

An den Uebersetzer könnten zwar die Leser einige von den schweren Forderungen machen, durch deren Erfüllung das Buch für Deutschland nicht wenig gewonnen haben würde; wie z. B. bisweilen eine Anmerkung zur Berichtigung oder Ergänzung einer Stelle, und vornehmlich eine genauere Bestimmung der Citaten. Allein wir sehen, daß er nicht einmal das Leichtere zu leisten, die nöthigen litterarischen und historischen Kenntnisse besitzt. Sonst würde er nicht Papebrok, Paleologus, Girovaguen, Herren von Escale, Lambert d'Aschaffenburg, und mehrere solche Namen und Ausdrücke unübersetzt gelassen, nicht B. I. S. 55. aus dem berühmten Thesauro Monumentorum vom Basnage, mit dem Franzosen einen Tresor des Monumens ecclesiastiques et historiques gemacht haben.

Charte der Weltgeschichten von F. C. Fulda, zu Mühlhausen an der Enz. Auf Kosten C. H. Stage, Buchhändlers in Augsburg. In Druck verfertigt zu Basel, bey W. Haas, 1782. Zwölf illuminirte Tafeln in Royalfolio.

Ueberblick der Weltgeschichten, zur Erläuterung der Geschichtkarte, von dem Verfasser derselben. Augsburg, Stage. 1783. 3 Bogen gr. 8.

Gern möchten wir diesem merkwürdigen Denkmal deutscher Wissenschaft, Erfindung und Kunst alle gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Allein was man oft von Kunstwerken zu sagen pflegt, man müsse sie selbst sehen, betrachten und studieren, wenn man von ihnen richtig urtheilen wolle, das gilt auch von diesem im eigentlichen Verstande. Wir werden daher, weil es gar nicht möglich ist, einen vollständigen, noch weniger einen recht anschauenden Begriff von demselben zu geben, uns an einem deutlichen begnügen, den wir auch, um mehrerer Sicherheit willen, größtentheils mit des Verf. eigenen Worten ausdrücken wollen. Denn es

[illegible]; artifici de arte sua credendum est.

Hr. J. ist der Meynung, daß eine Geschichtcharte vielleicht die beste Art sey, die Geschichte zu studieren, weil sie dieselbe sinnlich und so darstelle, daß sie das Auge mit einem ungetheilten Blicke ganz und auf einmal übersehen könne. „Diese Charte, fährt er fort, scheint für diesen Zweck „nicht zu groß, und wünschte an manchen Orten nicht zu klein „zu seyn. Alles kommt auf Zeit und Raum, und die best„möglichste Verbindung an. Die Richtung steht nach (Nor„den,) dem Ursprunge; der Blick senkt sich von da herab; „und diese absteigende Reihe ist die Zeit. Jahrhunderte „sind Zonen, durch Querstriche abgesondert. Die Ge„burt Christi ist gleichsam der Aequator; aufwärts die „nördliche, alte, abwärts die südliche, neue Breite. „Die gemeine Zeitrechnung verschlägt nichts, wenn nur „die Reduction aller andern auf sie richtig ist. Länder „mit ihrer Geschichte sind durch descendental Striche ab„gesondert, zwischen welchen, als Coluren, jedes mit sei„nen alten und neuen Namen bleibt. Sie ähnlichen den „Graden der Länge. Es sind in allem ihrer 104; eine „Zahl, die für diese skiagraphische Tabelle vollständig heiß„sen kann. Uns Europäern ist Rom in der Geschichte, „was Englischen Seefahrern London auf östliche und „westliche Länge ist: das Mittel. Es ist mit italiänischen „Staaten umschlossen; rechts stehen die orientalischen, „links die occidentalischen Reiche im Ganzen. Aber die „Ankettung der Reiche insbesondere ist nichts weniger als „geographisch; sie richtet sich allein nach der nähern und „entferntern Verbindung, welche die Ländergeschichten mit „Rom und untereinander haben. Hier waren die Farben „eine wesentliche Erforderniß. Rom streckt seine rothe Ar„me nach Ost und West: denn es unterordnet sich eine „Menge Länder. Alexanders griechische grüne Farbe „reicht von Aegypten bis in Indien. Das deutsche gelbe „verbreitet sich. Unterwerfungen bestimmen die Lagen „der Reiche, und diese Charte hofft unter unzähligen wider„einander laufenden Forderungen, die beste Verbindung zu „haben. Wir reden aber von einer solchen, welche jedesmal „die ganze Geschichte eines Landes mit der ganzen Geschichte „eines andern Landes hat. Seichte Quellen sind vermieden, „oder wo doch nicht ohne Warnung gelassen. Alle Augen-

„blicke

„Stücke vollkommende Wörter sind theils hieroglyphisch, „theils abgekürzt geschrieben, und leicht gewohnt. Uebri„gens giebt der enge Raum nur das Charakteristische mit „wenigen Worten; genug für den Lehrer, der auf Quel„len weiset, und den Kenner, der sich an Uebersichauung „weidet."

Man merkt es schon, daß sich hier eine Art von historischer Landkarte findet. Sie hat aber das Eigene, daß die Farben im Ganzen und in den wichtigsten Stücken schon eine wirkliche Geschichtkarte ausmachen, welche der Buchstabe eigentlich nur bestätigt, erklärt, und ins Weitläuftige und Kleine giebt. So ist auch das Original der Geschichtkarte entstanden. Erstlich lagen die Farben allein in ihrem ganzen System, und mit und in ihnen die ganze Geschichte im Großen, und in allen ihren Theilen da; und erst alsdann sind die in Worte verfaßte Weltbegebenheiten, oder der Buchstabe darauf gelegt, und dadurch die Geschichte gleichsam zum erstenmal gegeben worden. Der Farben sind überhaupt fünf: roth, gelb, grün, blau und Pomeranzenfarbe. Aber insbesondere sind erstlich drey rothe Farben gänzlich von einander unterschieden: die höchste ist diejenige, welche in der Mitte der Charte sitzt, und beynahe die ganze tabellarische Welt durch Rom regiert, die römische Farbe; die mittlere ist im Ost die persische, und symmetrisch im West die britische; die dritte ist im Orient die syrische und im Occident die skandinavische. Nach der römischen rothen ist die gelbe Farbe, oder die deutsche, die germanische, die ausgebreiteste über die Geschichtkarte. Darauf folgt ein dreyfaches Grün: das kleinasiatische, das slavische und scythische. Das Blaue hat zwo Klassen: das gallische und das hispanische. Endlich die Pomeranzenfarbe afrikanisch.

Aber jede dieser zehn Hauptfarben zeichnet sich nun unter sich selbst aus, und hat wiederum ihre eigene Abänderungen und Stufen der Erhöhung und Erblassung. Ein Beyspiel. Die römische Farbe füllt zwar erst ganz Italien, und streckt zur Zeit ihrer Herrschaft über die Welt, ihre mächtige Arme über alle ihre Nachbarn weit und breit; geht auch, nach ihrer erlittenen Trennung, doch noch in genugsamer Stärke fort, bis sie im Orient erlischt, und sich im Occident in ein einziges Fach einzwängt. Dieß ist aber nur die

 höch-

höchste Grad dieser rothen Farbe. Neben derselben zeichnet sich Hetrurien am westlichen Rande Italiens, zwar in eben derselben römischen Farbe, aber im blässern Gewande, aus; und in eben diesem zweyten römischrothen Farbengrade steht und geht am östlichen Rande von Italien, Neapel oder Großgriechenland. In Germanien ist hochgelb hochdeutsch, und blaßgelb niederdeutsch.

Hierauf kömmt die Ausbreitung der Farben in Betrachtung. Sie haben einen doppelten großen Zweck; sie zeigen Ueberschwemmungen über und in andere Länder, und deren eigenthümliche Farben; Ergießungen über andere, und Vergewaltigung oder Unterjochung des Nachbarn, mit Beybehaltung des eigenen Besitzes, also Vermehrung und Ausbreitung seiner Herrschaft über andere; oder [illegible]gen in fremde Länder, und Besetzung seiner Farbe ꝛc. am Platz der vorigen Eigenthümer und ihrer Farbe; wirkliche Wanderungen. So ist Rom kaum mit Italien fertig, als es bereits seine gewaltthätige Hand über Hispanien, Afrika, Griechenland und Syrien, bald auch Gallien ausbreitet. In sechs [illegible] prahlt es mit dem Besitz von acht Provinzen, wirklich germanischer, oder wenigstens zu Germanien gerechneter Länder. Die römische Ausbreitung erreicht, so kurz und leicht es auch geschiehet, ihre äußerste Länge über die Parthische Monarchie. In der Folge zieht die römische Kraft von Rom, und die Farbe im Occident verschwindet. Italiänische Provinzen erheben wiederum ihr Haupt, und erscheinen in ihrer eigenthümlichen Farbe ꝛc. u. s. w.

Da nun aber die Geschichtkarte die Länder so verbinden soll, wie die nähere und entferntere, frühere oder spätere Gelangung mit einem stärkern Volke unter Ein Haupt die vorzügliche Gemeinschaft unter ihnen macht; so entstehe daraus die sogenannte Farbenkette. Der Verf. zeigt, daß der Gesichtspunkt hier europäisch seyn, und Rom in seinem alten Besitze den Mittelpunkt bleiben müsse. Weil sich alles auf dieses Rom bezieht; so mußten solche Geschichtreihen, die Rom nicht erreichten, an die Ecken gewiesen werden, wohin auch diejenigen ohnedies gehörten, die an sich schon nicht mit concurriren konnten, wie im äussersten Oriente die Nationbegebenheiten, und im äussersten Occidente die Geschichte der Wissenschaften und der Religion. Rom

ist

ist unterdessen beynahe unter dem Brennpunkt, wie die Sonne in ihrem Systeme: das 17ste Fach unter 95, die auf dem Kampfplatze stehen, und unter 104 Fächern überhaupt, oder, wenn die zwo Reihen Aera oder Jahrhunderte zu beyden Seiten (Natur-, Gelehrten-, und Kirchengesch.) abgerechnet werden, unter 99 Reihen Länder, Völker und politischer Geschichte. In unsern Zeiten individualisirt es sich in der Päpstlichen Folgereihe, und hat die Staaten Italiens um sich herum. Nächst an Rom nach Ost, nimmt Savoyen das 56ste Fach ein, welches im Alterthum fast gar keine eigene Geschichte hat; Sardinien stößt im 55sten allernächst daran, weil diese Insel jetzt mit ihm unter Einem Haupte steht; Corsica sitzt im 54sten Fache, weil es seit Carthagos erster Ausfahrt immer von Sardinien ungetrennt gewesen ist; u. s. w. Zur rechten Seite nach Westen, kettet sich an Rom das 58ste Fach, Montferrat, das heutige Parma, um der alten Lehnsverbindlichkeit willen mit dem Röm. Stuhl und dem deutschkaiserl. Thron; Modena (59) sieht einem Oesterreich. Haupte entgegen, Florenz (60) hat wirklich einige derselben, und Mailand (61) ist diesem großen deutschen Hause wirklich einverleibt. Der Uebergang nach Germanien ist demnach bereits sehr ungezwungen gemacht. Das alte Dacien (62) verengt sich in Siebenbürgen, und wird mit Pannonien oder Ungarn, (63) seinem natürlichen Nachbar, von Oesterreich verschlungen. Das uralte ehemalige Bohemien (64) desgleichen. Noricum oder Oesterreich (65) hat also das nächste Recht, in seinen erworbenen Ländern an Italien zu gränzen; u. s. w.

Von der Farbenkette, deren sämmtliche Fächer von dem Verf. durchgegangen werden, geht er zur Farbendeutung über. Nach den bisher angegebenen Kenntnissen entsteht nun ein heller Horizont, so daß man nach Belieben alle Länder und Reihen nennen und bemerken, sich nach allen Gegenden rechts und links, nahe und ferne, auf und ab umsehen, entstehen, wachsen, ringen, unterliegen, sterben sehen kann. Bey einer mittelmäßigen Uebung und Bekanntschaft mit der römischen Geschichte, ist man im Stande, den Anblick der blossen Römischen Farbe in Worte, Namen, Männer, Regenten und Thaten zu übersetzen. Der erste römische Strich über die Welt muß an einen Flaminius und Kynoskephala, an Scipio Asiaticus und Magnesia,

 u. s. w.

u. s. w. erinnern. Man kann die erste rothe westliche Ausfahrt in die gelbe Farbe hinein, und den zweyten in den äußersten Ost fortgesetzten breitern Streif nicht ansehen, ohne an August und Julius Cäsar zu denken. Der vierte Strich, der sich bis über Persien verlängert, bringt den Trajan sogleich ins Gedächtniß, u. s. w.

So weit bringt gleichsam der bloße Anblick der Farben von Ferne; die Linien und die Schrift selbst vollenden das Uebrige. Die Ankettung der 104 Fächer, wie sie neben einander stehen, macht zusammen die Länge der Welt, oder von einem Ende der Tabelle bis zum andern. Es ist der Charte gleich viel, ob der Geschichtforscher sich das erste orientalische Fach; das äusserste Linke von Rom, zu seinem ersten Meridian macht, von dem er in ununterbrochener Reihe fortzählt, bis an 104 das äusserste Fach in Westen zu Roms rechten; oder ob er sich nach der neuesten Gewohnheit der geografischen Schiffahrt, seinen Stammort Rom, von dem seine Reise ausgeht, beybehält, und von ihm aus seine Grade zählt. Daher hat die Geschichtkarte ihre angereihte Fächer auch nicht in Zahlen bemerkt. Diese Grade der Länge, oder die Geschichtfächer, sind alle mit gehörigen graden Linien von oben herab bis unten hinaus bezeichnet. Jeder Anfang und jedes Ende eines Faches ist ein gestrichener Meridian: und der Beobachter ist versichert, daß das Land mit seiner Geschichte, die er sucht, in einem und eben demselben Fache, in welchem es angefangen, und seinen Sitz bekommen hat, auch jederzeit verbleibe; und daß es sich durch die ganze Strecke der Zeit herab, von oben an bis unten aus, ganz gewiß nicht verrücke. Aber alle diese Meridiane haben ihre verschiedene Schicksale. In manchen Fächern läuft die Geschichte still dahin, ohne sich mit dem Getümmel der großen Welt zu vermengen. Solche, (wie China, die Gelehrten- und Kirchengeschichte rc.) sind in ihre gerade ununterbrochene Perpendicularlinien eingeschlossen. Hauptvölker und Hauptfarben sondern sich von andern durch merkliche dicke Senkstriche ab: so Germaniens neun und zwanzig Fächer von Scandinavien. Der webenden Geschichten sind zusammen dreyzehn Columnen. Jede derselben hat wieder ihre Untereintheilung in zärtere Meridiane, oder feinere Senkstriche, wodurch sich jede Provinz wieder

von

von ihren Mittelprovinzen rechts und links absondert und auszeichnet. Keine von allen diesen Senklinien bleibt ganz ungehemmt; sie werden insgesammt von überhin walzenden Völkern und Geschichten aufgehoben, und viele sehr oft unterbrochen, je nachdem die Gränzen des Landes, oder ganze Länder, kurz oder lang, oft auch ganze Jahrhunderte, angefochten oder gar verwischt werden. Die Querstriche der Tabelle hingegen stellen die geographische Breite vor, allesammt von gleicher Dicke, und so satt wie die Kolumnenlinien der Länge. Sie gehen in gestreckter Länge durch die ganze Reihenfolge der Länder hindurch, bis an die andere Seitenwand, und theilen alle Weltgeschichten aller Reiche in gewisse Zeitmassen ein, wie die Grade, oder besser die Gradzehenden der Breite in den Hauptlandkarten die Länder nach Norden und Süden. Mit dem Peloponnesischen Kriege bekommen sie ihre größte Entfernung von einander, und behalten sie nun in gleicher Weite bis auf unsere jetzige Zeit. Sie gewähren vornehmlich den Vortheil, alles Gleichzeitige der Welt auf einmal darzustellen.

Der Zeichen ist gleich anfänglich gedacht worden. Die Schrift ist schön und mannigfaltig; hervorstechende Namen sind in derselben allenthalben erhoben worden. Die beyden äußersten Fächer, welche Aera heißen, zeigen nicht nur zu beyden Seiten, man stehe und lese wo man nur wolle, die Zeit, welche man sucht, oder worinne man lieset; sondern sie bemerken auch noch die Zeitrechnungsarten der Völker, wo sie beginnen. Das zweyte Fach im Orient enthält Naturbegebenheiten, wie Noahs Fluth; Aetna brennt schon zu Jakobs Zeit; man hält Peleg für eine Erdbegebenheit; Ursprung des todten Meeres, u. dergl. m. Hier steht auch sogar nach dem Plato beym Jahr 2700. der verkehrte Sonnenlauf zur Zeit des Atreus und Thyestes von Argos in Griechenland. Das zweyte Fach im Occident ist Gelehrtengeschichte, und fängt mit Thaaut, Hermes oder Merkur an. Die zwey Fächer daneben, Atlantica, zeugen, wie der Verfasser sagt, von einer ehemaligen Cultur der Aegyptier, die in der That außer unsern Sinnen steht, und von einer nachherigen Unwissenheit, die nur gar zu stark in die Sinnen fallen. Sie sind ein Denkmal verübter Unmenschlichkeiten in Amerika, und wie im prophetischen Geiste, dem Aufkeimen neuer Staaten gewid-

widmet. „Das nächste Fach dann Aethiopien, und insbesondere Abyssinien, ist theils aus gelegenheitlichen Stücken zusammengeflickt, theils eine Pfaffengeschichte." Mit der Persischen Columne geht erst die eigentliche Geschichte, und mit der Hispanischen die occidentalische an.

Endlich giebt Hr. F. auch den Gebrauch seiner Tabelle an. Der Kenner hat davon einen illuminirten Plan der Geschichte vor sich, den er mit einem Blicke übersehen kann. Wer aber, setzt er hinzu, zuerst und ohne Anführer die Geschichte daraus lernen wollte, der würde fast zu langweilige Mühe haben: er muß also vorher ein historisches Compendium lernen; auch werden geographische Anfangsgründe dabey vorausgesetzt. In diesem Falle ist bereits die Probe gemacht, daß die Charte auch bey Kindern gute und sinnlich eindrückliche Dienste thue, indem man mit ihnen von den untersten Flächen der neuesten Zeiten immer weiter empor steigt. Er meint auch, „ein Formular von nicht gar zweyhundert deutschen Hexametern, welches einsweilen dem Gedächtniß aufgetragen wird, komme dabey sehr gut zu statten."

Und nun, nachdem wir den V. selbst so lange haben reden lassen, wäre es auch Zeit, unsere Recension anzufangen. Allein was könnten wir wohl von erheblichen Nachrichten zu der seinigen hinzusetzen? oder liegt nicht auch schon beynahe der ganze Stoff zur Beurtheilung seiner Arbeit in derselben? Gewagt würde es allerdings seyn, ein Werk von so sinnreicher Kunst, dessen Entwurf und Zusammensetzung ihm so viele Zeit und Mühe gekostet haben muß, mit dessen Mechanismus bis auf die kleinsten Fugen, er so lange vertraut geworden ist, bloß nach dem kurzen Anblick und Gebrauch zu schätzen, die uns davon vergönnt waren. Man kann ihm unmöglich Bewunderung und Dank dafür versagen; gesetzt auch, daß man über die Bestandtheile und die Benutzung desselben nicht gleichstimmig mit ihm dächte. Vermuthlich wird es der Kenner oder der gelehrte Liebhaber der Geschichte allein seyn, der auf dieser Geschichte mit eben so viel Vergnügen als Einsicht herumwandern kann. Er wird nun freylich viele Fächer für sich zu voll gepfropft, oft Kleinigkeiten statt Hauptbegebenheiten, eine lange Reihe unbedeutender Namen, statt hervorragender; Hypothesen und Muthmaaßungen statt Thatsachen; manche streitige Meynungen oder Erzählungen statt sicherer Angaben; endlich auch eine etwas zu beträchtliche Anzahl von Druck-

Druckfehlern, darinne antreffen. Aber alles dieses wird Un, eben weil er Kenner ist, so wenig hindern, die Größe und Vortrefflichkeit der Anlage des ganzen Gebäudes zu erkennen, als der Reisende, der Welt und Menschen überall mit eigenen Augen sehen, und bald überschauen will, den Muth verliert, wenn er plötzlich nach einander von Rom oder Neapel aus, unter die Umsturz drohenden Ruinen von Griechenland oder Palmyra, in die Syrischen und Arabischen Wüsten, oder unter das Gewühl der Negern und Kaffern versetzt worden ist.

Ez.

Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1782. In Briefen an Herrn D. F. N. Gedike von Carl Philip Moritz. Zwente, verbesserte Auflage. Berlin, 1785. bey Maurer, 8. 260 Seiten, nebst einer Titelvignette und einem Kupferblatt.

Der Verf. beschreibt, wie wohl oft zu dichterisch, was er während seines, freylich nur kurzen, Aufenthalts in besagtem Reiche hörte und sah, und was er gerade nicht sah, daran dachte er auch nicht. Ob ein Gegenstand sonst schon bekannt ist, das hindert ihn doch nicht, ihn ausführlich zu beschreiben, genug, er sah ihn. — —

Hr. M. gieng von Hamburg über, ließ sich hinter Dietford ans Land setzen, und trat von dort mit einer Postchaise zu London ein. Die Landstraße von Greenwich bis London fand er lebhafter, als die volkreichste Gasse in Berlin. Auch hatte sie schon allenthalben Häuser und in verhältnißmäßiger Entfernung Laternenpfähle. — Der St. James-Park ist weiter nichts, als ein halber Cirkel von Alleen mit Bänken zum Ausruhen, der einen großen grünen Rasenplatz einschließt, in dessen Mitte ein Teich befindlich ist. — Das Brandtweintrinken geht bey den gemeinen Engländern äußerst weit. Bey dem Gordonschen Aufruhr traf man mehr Menschen bey ausgeleerten Brandtweinfässern todt, als von den angerückten Regimentern erschossen. (Das kam nun wohl daher, weil die Soldaten das

Blut

Blut ihrer Mitbürger schonten, und die Aufrührer nicht den Brandtewein; und doch werden auch wohl in diesem Kampfe der Todtscheinenden mehr wie der wirklich Todten gewesen seyn.) — Es giebt in England viele junge Leute, die auf öffentlicher Straße mit Brillen (sollten dies wohl nicht viel mehr jene Maschinen seyn, derer man sich auch in Deutschland bedient, um auf Reisen die Augen vor dem Staube zu schützen?) gehen und reiten. Dies kommt vom Steinkohlenfeuer in den Caminen her, welches den Augen schadet, wenn man gerade und anhaltend in solches sieht. (So müßte in Holland und Frankreich, wo man vor Caminen sitzt, auch alles blind seyn.) — Die gewöhnliche Londner Gassenerleuchtung gleicht einer feyerlichen Illumination, wofür sie auch ein gewisser Prinz, (aber kein deutscher, sondern der Fürst von Monaco, S. Archenholz Engl. 1 Th. S. 141) der nie in London gewesen war, wirklich hielt, ja gar glaubte, sie sey seinetwegen veranstaltet. — Nachricht von einer sehr nützlichen Schreibmaschine, (die aber in Deutschland nicht unbekannt ist, da man sie in Berlin sogar nachgemacht, aber im Gebrauch nicht so nützlich befunden hat.) S. 29. — Herr Leonhardi, der verschiedene Engl. Schauspiele ins Deutsche übersetzte, giebt zu London Unterricht im Deutschen und Englischen. — Vauxhall ist eigentlich ein kleines Dorf, (wie dies Hr. M. ein Dorf nennen kann, ist doch nicht einzusehen) worin der berühmte Garten eines dieses Namens befindlich ist. In einem der künstlichen Alleen der dieses Gartens trifft man die Bildsäulen der berühmtesten Englischen Dichter und Philosophen an. Händels Statue steht nicht weit vom Orchester. — Die Englischen klassischen Schriftsteller werden von dem gemeinen Volk sehr häufig gelesen. Dies veredelt die niedern Stände ungemein, und es giebt fast keinen Vorwurf der Unterredung vornehmer Leute, wovon der geringere Mann nicht auch mitsprechen konnte. (Das ist nun wohl übertrieben.) — Auch unsere deutsche Litteratur wird in England geschätzt. (Nun so! ja! Eigentlich wissen die Engländischen Gelehrten sehr wenig davon, und German ist eben kein Wort zur Empfehlung. Engländer, die in Deutschland gelernt haben, sind zuweilen billiger.) Geßners Tod Abels ward in der Englischen Uebersetzung weit öfter (achtzehnmal) aufgelegt, wie in Deutschland das Original. Klopstocks Messias fand nur schlechte Aufnahme; aber die Uebersetzung soll auch darnach seyn.

Ja

Jacob Böhms Schriften sind ebenfalls ins Englische über-
setzt. — Ranelagh ist kein Garten, wie viele glauben,
sondern ein großer, herrlicher, cirkelförmiger Saal, der eine
Gallerie mit Bogen hat, und von vielen 100 Lampen erleuch-
tet wird. (D. h. Ranelagh ist wirklich ein Garten, worin
aber der große Saal Hauptgegenstand ist.) Der Einlaß kostet
eine halbe Krone (2½ Schilling Engl.), wofür man Musik,
Erfrischung und alles frey bekömmt. — Vom Parlement
und dessen vornehmsten Rednern, Fox, Pitt, Burke, aus-
führlich S. 46 bis 58, imgl. 245 bis 248. — Parlements-
wahl für Westminster, S. 58 ff. — Die Floskel des kleinen Jacky
S. 62 ist wahrlich rührend, und beweiset, wie früh man in
England Vaterlandsliebe und Nationalgeist athmet. — Die
Verachtung des Volks gegen den König geht erstaunlich weit.
Hingegen die Königin und den König von Preußen erhebt
man bis an den Himmel. — Das Brittische Museum, S.
66. — Theater zu Heymarket, das der Verf. eben nicht
rühmt, S. 68. — Englische Sitten und Erziehungsart, S.
76 bis 86. — Die Geistlichen leben sehr frey und zügellos.
Bisweilen duelliren sie sich sogar. — St. Paulskirche S.
92 ff. — Westminster-Abtey nebst einigen ihrer bekannten
Denkmäler, S. 98. — Auf der Reise, die der Verf. über
Oxford und Stratford, Shakespeare's Geburtsort, des-
sen Haus daselbst noch für Geld gezeigt wird, nach der gros-
sen Höle und dem Berge Mamtor bey Castleton in Derby-
shire (wo ihn seine Imagination ein wenig über die Wahr-
heit wegweiset) unter allerley kleinen Abentheuern größten-
theils zu Fuß machte, hatte er Gelegenheit, so wohl manche
schöne Englische Gegend, als auch die Verachtung dee Britten
gegen Fußgänger und das Fahren on the Outside der Post-
kutschen näher kennen zu lernen. (Es scheint uns doch, Hr.
Moritz habe äußerlich wenig unaufgeräumt ausgesehen. Die
Engländer aller Stände, lieben die äußerste Reinlichkeit in
Wäsche, Glätte der Haare rc. Auch bey uns hat man von
einem Fußgänger, der unordentlich aussieht, und der durch den
schlechten Accent in der Landessprache, sich als Fremder
verräth, sehr leicht den Begriff eines Vagabonden.) — Die
Englischen Strassenräuber sind (wie bekannt) dreyfacher Art,
Pickpockets, oder Beutelschneider, Highwaymen, oder Räu-
ber zu Pferde, und Footgoadt, Räuber zu Fuße, die zu-
gleich morden. (Das letzte ist gar nicht so allgemein.) —
Du lügst, oder du bist ein Lügner, ist in England die größte

Beschimpfung. (Das ist wohl in allen Ländern, wo man man auf Ehre hält, nicht anders. Auch in Frankreich ist ein dementi die ärgste Beschimpfung.) — Die Englische Declamation, selbst im gemeinen Leben, ist etwas eintönig, dennoch aber nicht ganz ohne Nachdruck. (— Es ist ein Beweis, daß Hr. Moritz der Natur der Sprache nicht kundig genug war, um die Deklamation zu beurtheilen. Da die Nation so viel Energie hat, so muß dieß auch in ihrer Art zu sprechen merklich seyn, aber dies sind Freyheiten, die ein Ausländer an ihr nicht merkt.) Rede, Schrift, Ausdruck und Schreibart scheinen in England weit mehr fixirt zu seyn, wie bey uns. (Freylich sind wir nachläßiger als alle andere Nationen.) Der gemeinste Mensch drückt sich wenigstens richtig aus. (Hr. Moritz konnte nur die Fehler nicht merken. Man sehe, was Engl. Schriftsteller zuweilen beyläufig davon sagen. Oder man sehe nur Engl. Farcen, wo Pöbel redend eingeführt wird.) Die Prediger reden am erbärmlichsten. (Das ist doch ganz ungereimt, die Prediger sind allenthalben nicht gleich, aber wie viel treffliche Engl. Prediger sind da.) — In London soll ein Jude seyn, der den Geistlichen ihre Predigten für Geld verfertigt. (Ein Mährchen.) — Den Beschluß macht eine kurze Beschreibung der Londoner Börse, Kaufmannsgewölbe, wobey denn der Verf. freylich alles als neu anstaunet, und zuweilen in den Dingen selbst sehr neu ist.

Bey alle dem ist die Erzählung so naiv, und es leuchtet aus dem Ganzen so viele Gutherzigkeit hervor, daß man die Reisebeschreibung mit Vergnügen lieset, wenn sie gleich dem, welcher England sonst einigermaaßen kennt, wenig anders berichtet.

Die Titelvignette von Meil stellt übrigens die Höle bey Castleton, so wie das schöne Kupfer von Chodowiecky und Berger die Scene im Oxforder Bierhause S. 160 vor.

Neue Reisen eines Deutschen nach und in England im Jahr 1783. Ein Pendant zu des Hrn. Professor Moritz Reisen. Berlin, 1784. bey Maurer, 8. 254 Seiten.

Eben-

Ebenfalls in Briefen, welcher 13 sind, und so wohl in Rücksicht des Stoffs, als der Bearbeitung der Gesellschaft des Hrn. Prof. M. ungefähr gleich. Der Verf. gieng von seiner Heymath (allem Ansehen nach im Sächsischen oder Brandenburgischen) durch Sachsen, das Fuldasche und Hessen nach Frankfurt am Mayn, von dort aber den Rheingau hinauf, dessen Bewohner er höchst arm und elend schildert, nach Holland, wo es ihm, außer dem Haag, nicht sonderlich gefallen zu haben scheint. (Wer keine Kenntniß von Industrie hat, wer Reinlichkeit und Sparsamkeit nicht zu schätzen weiß, wer die Länder nur darnach schätzt, ob ihm die Einwohner freundlich entgegen kommen, dem kann es in Holland freylich nicht gefallen.) Zu Helvoetsluys bestieg er ein Englisches Packetboot, mit welchem er in 31 Stunden bey Harwich, und bald darauf über Land zu London eintraf. Von hieraus machte er ein Paar kleine Reisen theils nach umliegenden Oertern, theils nach Buckinghamshire und Bedfordshire, und kehrte sodann über Dover, Calais und Brüssel in sein Vaterland zurück.

In seinem Detail können wir dem Verf. nicht folgen, und versichern daher bloß im Allgemeinen, daß er Hrn. M. an Mannichfaltigkeit der Gegenstände übertriffe. Um indessen zu zeigen, daß wir ihn keinesweges flüchtig gelesen, merken wir einiges an, worin er entweder offenbar irrt, oder doch vielleicht nur halb Recht hat, oder aber wenigstens wir ihm nicht beystimmen können.

Der damalige Erbprinz, jetzt Landgraf von Hessencassel, den politische Verhältnisse, die der Privatmann eben nicht immer kennt, vielleicht nöthigten, wider seine Neigung Truppen nach America zu schicken, legte die Englischen Subsidien zu Wilhelmsbad dann doch wenigstens patriotisch an.

The rights of Great-Britain against the claims of America, dies so belehrende Werk, las der Verf. wohl nie; sonst hätte er sich des Declamirens wider diejenigen, welche die Americaner im letzten Kriege mit dem Namen Rebellen belegten, vielleicht enthalten.

Der deutsche Name der Flounders, den unser Reisender nicht weiß, heißt Scholle, Butte, Plateis

und

und in einigen Gegenden der Ostsee Flunder (Pleuronectes L.)

Die Kindertracht à la Hamlet ist in dem nördlichsten Deutschlande nichts weniger, als verrufen. Aber Weichlingen freylich mißfällt auch da die offene Brust.

Die Schlußfolge in Betreff der Englischen Criminalverfassung S. 62 leuchtet Rec. ganz und gar nicht ein. Jedes gesetzlich erwiesene Verbrechen wird doch bestraft. Also, wie kann England von der Seite in einer Lage seyn, die an den Naturstand gränzt? Freylich schreckt und warnt die Todesstrafe dort nicht immer. Aber in Wien und Petersburg z. E. thun dies körperliche, jener substituirte Züchtigungen auch nicht, zu geschweigen, daß sie barbarischer sind. Das sophistische Raisonnement S. 67 hört man übrigens wohl nur von wenig Britten.

Herzog, wie er hier stets genannt wird, war Chatham nie.

S. 106. „Wekhrlin, ein Mann, der weder Gedanken, Sprache, noch Feder in seiner Macht hat, der Deutsche Linguet!" Wie man will! Eben so unbestimmt wie Linguet ist er zuweilen, aber weniger partheyisch, und in fremden Sachen weniger unwissend als Linguet in deutschen und engländischen. Aber freylich an wildem Feuer, an der hinreißenden Beredsamkeit ist er mit Linguet nicht zu vergleichen. Er ist ein steifer Nachahmer, der Gallicismen für Witz hält.

Den auf Lord Clive S. 171 geworfenen häßlichen Schatten wünschten wir weg. Clive war immer ein Mann, der seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste leistete.

Eine eigene Schule in der Malerey hatten die Engländer zwar bis jetzt nicht, gleichwohl aber, wenigstens in den neuern Zeiten, Meister genug, die sie stiften konnten. Wem sind die berühmten Namen Hogarth, West, Reynolds, Wright, Wilson, Hamilton nebst so vielen andern unbekannt?

Nb.

August

August Hennings philosophische und statistische Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der Freyheit in England. Nach Hume, Blackstone und andern bewährten Quellen ausgearbeitet. Kopenhagen, 1783. bey Proft. 382 Seiten in groß 8.

„Größer und edler, sagt der V. in der Zueignungsschrift an „den Hrn. Grafen von Schimmelmann, kann wohl nichts dem „Menschen gewährt werden, als Freyheit, oder, um mich „richtiger auszudrücken, es ist wohl nichts Gutes und Grosses ohne Freyheit möglich. Dieses in der Geschichte der „Menschheit nachzuforschen, giebt den Betrachtungen des Geistes die angenehmste Unterhaltung, so wie es erhabenen Seelen das größte Vergnügen gewähren muß, und vermuthlich „unter allen Thaten die Beste ist, die Rechte der Menschheit „zu schützen, und da, wo sie verloren sind, sie wieder herzu„stellen." Dieser richtige Gedanke bewog den Verf. die Geschichte der Freyheit Englands zu schreiben, ein Unternehmen, von dem Rec. sich längst wunderte, daß es nicht einem unserer vielen Schriftsteller im historischen Fache eingefallen war. Rec. hatte schon selbst darauf gedacht, diese Lücke auszufüllen, und wirklich schon den Anfang dazu gemacht, als er durch die Erscheinung des gegenwärtigen Buchs sehr angenehm überrascht wurde. Er fand auch zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß dieser Gegenstand hier recht gut behandelt sey, und daß das Buch allen denen, welche die Geschichte des Volks, bey dem unwidersprechlich der höchste Grad der Freyheit auf der Erde herrscht, lieben, gar sehr empfohlen zu werden verdiene.

Schon bey den Galliern galt die Regel, daß das Volk nicht unterdrückt werden durfte. Ueberfall fremder Nationen, innere Zwistigkeiten, und der Despotismus der Regenten waren in der Folge zum Glück des Staats so beschaffen, daß der Uebermacht der Baronen über das Volk Gränzen gesetzt, und diesem durch seinen Einfluß in bürgerliche Kriege und durch zunehmendes Gewerbe und Fleiß Gelegenheit gegeben wurde, zu dem Wohlstande zu gelangen, der Freyheit schafft, wo sie nicht ist, und der ohne Freyheit nicht bestehen kann. Die Regierungsverfassung unter den Sachsen scheint einer mil-

[…]chen Democratie ähnlich gewesen zu seyn. Sie hatten Nationalversammlungen, (Wittena Gemote) in denen [Bl]ackstone den Grund des heutigen Parlements findet. Al[fred] machte den Einfällen der Dänen ein Ende, und stellte [R]uhe und Sicherheit wieder her. In der Verfassung, welche er seinem Reiche gab, findet sich die größte Achtung für die Freyheit, und in seinem letzten Willen sagte er, daß die Engländer immer so frey bleiben müßten, als ihre Gedanken. Freyheit entsteht aus Aufklärung, und diese aus Wissenschaften. Alfred zog Gelehrte in sein Land, legte Schulen an, und unter ihm blüheten Handlung und Schiffahrt. Nach seinem Tode erneuerten sich die Einfälle der Dänen, und bahnten Knut dem Großen den Weg zum Englischen Throne. Die Landleute waren in diesem Zeitraume so wenig, als unter den Sachsen, Sklaven, und nur unter den Hausbedienten gab es dergleichen. Unter den Normännern erhielt die Landesverfassung ein ganz anderes Ansehen, da Wilhelm das Lehnssystem völlig einführte, welches in der Folge die bürgerlichen Kriege zwischen den Königen und ihren großen Vasallen veranlaßte. Diese bewirkten endlich den großen Freyheitsbrief (magna charta), um den Lehnszwang zu vermindern, unter dem sie erlagen, und die Gemeinen erhielten ihn in der Folge aufrecht, um die allgemeine Freyheit zu beschützen. Der Hauptartikel desselben ist der 29ste, vermöge dessen kein freyer Mann des Landes verwiesen, oder sonst in seinem Eigenthume oder an seiner Person angegriffen werden kann, als durch das Urtheil seines Gleichen, und nach den Gesetzen des Landes. Auch ist es wichtig, daß man darin verordnete, die Bauern sollten keiner Geldabgabe halber ihres Ackergeräthes beraubt werden können. Dieses Gesetz beweiset zugleich, daß sie nicht so sehr ihren Herren unterwürfig waren, als man gemeiniglich glaubt. Daß dieser Freyheitsbrief nicht sogleich die bürgerliche Freyheit allgemeiner machte, war eine Folge des Lehnssystems, welches mehr den militairischen Geist der Subordination, als die Gleichheit des Genusses bürgerlicher Vorrechte beförderte. Die Freyheit gewann daher immer mehr Stärke, [illegible] als das militairische System fiel. Leicester berief [illegible] Parlament, welches er 1265 versammelte, außer [illegible] der Grafschaften, auch Deputirte der Städte, [illegible] in der Folge das Unterhaus, welches nach und nach den Nationalgeist der Freyheit hervorbrachte, [illegible] England nachher seine Verfassung erhielt. Die Könige

nige verlangten nun, statt Truppen, Geld, und warben selbst Soldaten an. Dadurch gieng natürlicher Weise das persönliche Ansehen der Baronen und ihre Lehnsgewalt zu Grunde, aber das Volk nahm dagegen an Ansehen und Wichtigkeit zu, besonders da es sich durch Vorstellungen, welche es den Geldbewilligungen beyfügte, den Weg zur gesetzgebenden Macht bahnte. Das Ansehen im Staate gieng also aus den Händen der Gutsbesitzer in die Hände der Gewerbetreibenden Classe, und hiedurch gewann das Volk Wohlstand und Freyheit. Eduard des III. Gesetze athmen alle den Geist der Volksfreyheit, und jeder Schritt dazu sicherte die Gewalt des Königs. Das Volk ward fleißig. Die Manufakturen fiengen an zu blühen. Stapelstädte wurden errichtet. Wiklefs Lehre klärte das Jahrhundert auf, und streuete Saamen, den Luther ärndte. Der König hatte Geld und Unterthanen. Das Unterhaus fieng nun an sich zu weigern, Gesetze anzunehmen, die es nicht bewilligt hatte, und itzt entstand der Unterschied zwischen einer Königl. Proclamation und einem Gesetze, welches die Einwilligung des Ober- und Unterhauses erhalten hatte. Unter der Regierung der Könige aus dem Hause Lancaster und York ist die Englische Geschichte nur eine Erzählung von Mord, Empörungen, Verschwörungen und Verbrechen. Es ist traurig zu gestehen, daß die Menschheit sich in dieser Schule bildete. Der Geist des Englischen Volks entwickelte sich in einer Folge von Grausamkeiten, so wie Deutschlands Verfassung in dem langen Zeitraume von Luthers Reformation bis zum Westphälischen Frieden. Die Freyheit des Volks bestand unter diesen despotischen Regierungen im Genusse der bürgerlichen Vorrechte, und der persönlichen Unabhängigkeit, welche den Fortgang und die Vermehrung der Gewerbe, die Ausbreitung der Nahrungswege und die Sicherheit des Eigenthums begünstigten. Wo diese Vorrechte sind, da ist Freyheit, und diese erhält sich in England, wenn gleich Bestechungen im Unterhause, die oft nothwendig sind, um den unruhigen Geist der Oppositionspartheyen zu dämpfen, den Einfluß des Volkes in Regierungsgeschäften aufzuheben scheinen. Wo solche Vorrechte nicht sind, da ist das Volk sclavisch, die Regierungsform mag democratisch oder despotisch seyn. Die Baronen strebten in diesem Zeitraume nicht nach aristocratischer Macht, sondern nur nach den Rechten oder nach der Würde der Könige, und in diesen Anmaßungen unterstützte sie das Haupt

tairischen Democratie ähnlich gewesen zu seyn. Sie hatten ihre Nationalversammlungen, (Wittena Gemote) in denen Blackstone den Grund des heutigen Parlements findet. Alfred machte den Einfällen der Dänen ein Ende, und stellte Ruhe und Sicherheit wieder her. In der Verfassung, welche er seinem Reiche gab, findet sich die größte Achtung für die Freyheit, und in seinem letzten Willen sagte er, daß die Engländer immer so frey bleiben müßten, als ihre Gedanken. Freyheit entsteht aus Aufklärung, und diese aus Wissenschaften. Alfred zog Gelehrte in sein Land, legte Schulen an, und unter ihm blüheten Handlung und Schiffahrt. Nach seinem Tode erneuerten sich die Einfälle der Dänen, und bahnten Knut dem Großen den Weg zum Englischen Throne. Die Landleute waren in diesem Zeitraume so wenig, als unter den Sachsen, Sklaven, und nur unter den Hausbedienten gab es dergleichen. Unter den Normännern erhielt die Landesverfassung ein ganz anderes Ansehen, da Wilhelm das Lehnssystem völlig einführte, welches in der Folge die bürgerlichen Kriege zwischen den Königen und ihren großen Vasallen veranlaßte. Diese bewirkten endlich den großen Freyheitsbrief (magna charta), um den Lehnszwang zu vermindern, unter dem sie erlagen, und die Gemeinen erhielten ihn in der Folge aufrecht, um die allgemeine Freyheit zu beschützen. Der Hauptartikel desselben ist der 29ste, vermöge dessen kein freyer Mann des Landes verwiesen, oder sonst in seinem Eigenthume oder an seiner Person angegriffen werden kann, als durch das Urtheil seines Gleichen, und nach den Gesetzen des Landes. Auch ist es wichtig, daß man darin verordnete, die Bauern sollten keiner Geldabgabe halber ihres Ackergeräthes beraubt werden können. Dieses Gesetz beweiset zugleich, daß sie nicht so sehr ihren Herren unterwürfig waren, als man gemeiniglich glaubt. Daß dieser Freyheitsbrief nicht sogleich die bürgerliche Freyheit allgemeiner machte, war eine Folge des Lehnssystems, welches mehr den militairischen Geist der Subordination, als die Gleichheit des Genusses bürgerlicher Vorrechte begünstigte. Die Freyheit gewann daher immer mehr Kräfte, je mehr das militairische System fiel. Leicester berief in das Parlement, welches er 1265 versammelte, außer zwey Rittern der Grafschaften, auch Deputirte der Städte. Diese bildeten in der Folge das Unterhaus, welches nach und nach im Volke den Nationalgeist der Freyheit hervorbrachte, durch den England nachher seine Verfassung erhielt. Die Könige

nige verlangten nun, statt Truppen, Geld, und warben selbst Soldaten an. Dadurch gieng natürlicher Weise das persönliche Ansehen der Baronen und ihre Lehnsgewalt zu Grunde, aber das Volk nahm dagegen an Ansehen und Wichtigkeit zu, besonders da es sich durch Vorstellungen, welche es den Geldbewilligungen beyfügte, den Weg zur gesetzgebenden Macht bahnte. Das Ansehen im Staate gieng also aus den Händen der Gutsbesitzer in die Hände der Gewerbetreibenden Classe, und hiedurch gewann das Volk Wohlstand und Freyheit. Eduard des III. Gesetze athmen alle den Geist der Volksfreyheit, und jeder Schritt dazu sicherte die Gewalt des Königs. Das Volk ward fleißig. Die Manufakturen fiengen an zu blühen. Stapelstädte wurden errichtet. Wiklefs Lehre klärte das Jahrhundert auf, und streuete Saamen, den Luther ärndte. Der König hatte Geld und Unterthanen. Das Unterhaus fieng nun an sich zu weigern, Gesetze anzunehmen, die es nicht bewilligt hatte, und itzt entstand der Unterschied zwischen einer Königl. Proclamation und einem Gesetze, welches die Einwilligung des Ober- und Unterhauses erhalten hatte. Unter der Regierung der Könige aus dem Hause Lancaster und York ist die Englische Geschichte nur eine Erzählung von Mord, Empörungen, Verschwörungen und Verbrechen. Es ist traurig zu gestehen, daß die Menschheit sich in dieser Schule bildete. Der Geist des Englischen Volks entwickelte sich in einer Folge von Grausamkeiten, so wie Deutschlands Verfassung in dem langen Zeitraume von Luthers Reformation bis zum Westphälischen Frieden. Die Freyheit des Volks bestand unter diesen despotischen Regierungen im Genusse der bürgerlichen Vorrechte, und der persönlichen Unabhängigkeit, welche den Fortgang und die Vermehrung der Gewerbe, die Ausbreitung der Nahrungswege und die Sicherheit des Eigenthums begünstigten. Wo diese Vorrechte sind, da ist Freyheit, und diese erhält sich in England, wenn gleich Bestechungen im Unterhause, die oft nothwendig sind, um den unruhigen Geist der Oppositionspartheyen zu dämpfen, den Einfluß des Volkes in Regierungsgeschäften aufzuheben scheinen. Wo solche Vorrechte nicht sind, da ist das Volk sclavisch, die Regierungsform mag democratisch oder despotisch seyn. Die Baronen strebten in diesem Zeitraume nicht nach aristocratischer Macht, sondern nur nach den Rechten oder nach der Würde der Könige, und in diesen Anmaßungen unterstützte sie das Haupt

ihrer Partey, welches gemeiniglich ein Prinz vom Geblüte war. Dabey nahm die Freyheit des Volks immer zu, und wie sehr diese anwuchs, sehen wir daraus, daß unter Heinrich VI. schon die Parlementswahlen auf den jetzigen Fuß gesetzt wurden. Unter Eduard IV. und seinen Nachfolgern, da die Uneinigkeit des Hauses York und Lancaster aufs höchste stieg, war das Parlement dem herrschenden Despoten mit der sclavischen Unterwerfung zugethan, und das Unterhaus, welches noch am längsten seine Freyheit behauptete, wich doch zuletzt der Grausamkeit. Die magna charta war vor Richard II. zwar von allen Königen übertreten, doch die Beobachtung derselben immer verlangt und versprochen worden. Aber seit Eduard III. Tode findet man ihrer gar nicht erwähnt, sondern häufige Fälle, wo sie ganz bey Seite gesetzt wurde. Das größte Unglück, Verfolgungen der Meynungen, gieng unter Heinrich VIII. an. Die Niederträchtigkeit des Parlements erreichte auch unter ihm die tiefste Stuffe. Industrie und Ackerbau kamen daher in Verfall, und die Freyheit des Volks gieng fast ganz verloren. Den stärksten Beweis davon giebt ein Gesetz unter Eduard VI, wodurch es für Verrätherey erklärt wurde, wenn zwölf Personen beysammen waren, und sich nicht sogleich nach erhaltenem Befehl einer obrigkeitlichen Person zerstreueten. Unmöglich ist es zu begreifen, wie unter solchen Regierungen die Leibeigenschaft abgeschafft seyn könne, wie die Englischen Schriftsteller gemeiniglich annehmen. Wenn daher in England je Leibeigenschaft gegolten hat (woran der Verf. mit Recht zweifelt): so muß solche schon unter Eduard III, oder wenigstens vor den unruhigen Zeiten des Hauses Lancaster abgeschafft seyn. Ueberhaupt aber kömmt seit den Zeiten Johannes ohne Land in der Englischen Geschichte nichts vor, woraus sich eine Aufhebung der Leibeigenschaft muthmaßen ließe. Wahrscheinlich ist es daher, daß unter Johannes unruhiger, und Heinrich des III. langer und schwacher Regierung das von Wilhelm dem Eroberer eingeführte Lehnssystem, welches nie mit den Sitten der Sachsen übereinstimmte, in Verfall gekommen ist; daß mit dem Verfall desselben die Freyheit aller Stände bewirket, und in der magna charta begründet worden ist; daß die in dieser enthaltenen Freyheiten nachher, durch die Entstehung des Unterhauses, einen großen Zuwachs bekommen haben, und hierdurch die Freyheit Englands constitutionsmäßig geworden ist. Dadurch wurde es dann bewirkt, daß, obgleich das

Volk

Volk sich unter Tyrannen und Despoten beugen mußte, und gar in keiner Achtung stand, sondern vielmehr die Baronen gedrückt, das Volk aber, ohne gefragt zu werden, mit Abgaben beschwert wurde, dennoch im Gewerbe, wenigstens im Landbau, Freyheit und Eigenthum galt, und in der Regierungsverfassung eine gewisse Form der Freyheit blieb, welche immer wieder in Thätigkeit gesetzt werden konnte, sobald das Volk, wie in der Folge geschah, die Uebermacht bekam.

Unter der Königin Elisabeth war das Parlement in der Verfassung, worin das Französische seit Ludwig XI. Zeiten geblieben ist, und es würde sich vielleicht nie wieder erhoben haben, wenn die verschiedenen Religionspartheyen nicht mit einander gestritten hätten. Bakon deutete 1571 dem Parlement an, daß es sich nicht in irgend eine Staatssache mischen sollte; und die Königin sagte ihm ein anderes Mal, es sollte blos für Polizey und Ordnung in den Gewerben und auf den Landstrassen sorgen. Sogar gegen das Oberhaus nahm das Unterhaus einen Ton der Unterwürfigkeit an, welcher zeigte, daß es alle seine Stärke verloren hatte. Der Despotismus, mit welchem Elisabeth herrschte, zeigte sich nicht nur beym Parlemente, sondern auch in allen Dingen bis auf die größten Kleinigkeiten. Despotische Gerichtshöfe hemmten den ordentlichen Laufe der Processe. Der Waidbau ward verboten, weil die Königin den Geruch dieser Pflanze nicht vertragen konnte. Lange Schwerdter und gewisse leinene Zierathen waren ihr zuwider. Sie verbot sie, ließ alle Degen über eine gewisse Länge zerbrechen, und das überflüßige Leinen abschneiden. Niemand durfte ohne ihre Erlaubniß reisen, und kein Edelmann ohne dieselbe heyrathen. Monopolien wurden im Ueberflusse verkauft, und die Unterthanen dadurch außerordentlich gedrückt. Unter Jakob I. fieng das Parlement wieder an, sein Haupt zu erheben. Alle Monopolien wurden aufgehoben, und in der Parlementsacte, worin dies geschah, wurde zugleich der wichtige Grundsatz festgesetzt; daß Jedermann in England völlige Freyheit hätte, über seine eigenen Handlungen zu schalten, in so fern solches nicht zum Schaden seines Mitbürgers sey; und daß keine Macht der Regierung, nichts, als die Gesetze, diese unbegränzte Freyheit einschränken könnten. Die Einrichtung, welche Jacob mit den Zöllen machte, gab zu Vorstellungen der Gemeinen Anlaß, welche freylich das Oberhaus noch verwarf,

die aber den Geist der Anarchie immer mehr beförderten, der in den folgenden Parlementern ausbrach. Hiedurch ward die Stelle eines Parlementsgliedes wichtiger, und von nun an als ein Vorrecht angesehen, da sie vorhin für eine Bürde gehalten worden war. Hätten die Gemeinen, wie ehemals, ihre Beschwerden bey Abhandlung der Subsidien, als Mittel gebraucht, durch Nachgeben auf beyden Seiten die Gemüther zu vereinigen: so würde vermuthlich das Parlement seine alten Vorrechte wieder erhalten haben. Aber nun widersetzten sie sich geradezu, und es war daher kein Wunder, daß Unruhen entstanden. Jacob behauptete in einem Briefe an das Parlement, daß alle Vorzüge desselben von dem Könige herrührten und von ihm abhiengen. Dadurch veranlaßte er die Erörterung einer Frage, welche er nie hätte auf die Bahn bringen sollen. Aus dem Parlemente gieng der Partheygeist unter das Volk aus, und griff um desto mehr um sich, da alles voll Religionseifer war. Als Carl I. den Thron bestieg, war das Recht der Könige mit ihrem Ansehen verschwunden. Durch eigenmächtiges Verfahren bey den Auflagen, und durch die Einführung fremder Truppen ins Land, vermehrte Carl das Geschrey gegen sich. Nun ward im Parlemente die männliche Sprache der Freyheit geführt, und der König schien nicht mehr ein Volk vor sich zu haben, über das er regierte, sondern ein Volk, das seine Vorrechte abwog, und die Hand ans Schwerdt legte, um sie zu behaupten. Das lange Parlement maaßte sich mit einem Despotismus, den kaum Könige gewagt hatten, der königlichen Macht an, und das Volk, welches nun das Feuer, das mehr als vierzig Jahre lang unter der Asche gelodert hatte, mit Sicherheit ausbrechen lassen konnte, zeigte seine Zügellosigkeit in dem unbezähmten Schwärmen eines thörichten Fanatismus. Die Häupter der Opposition, theils vom Fanatismus, theils vom Ehrgeize, angefeuert, bedienten sich desselben, und so näherte sich Englands Verfassung ihrer grossen Crisis. Der Fanatismus war bis auf den letzten Augenblick das Mittel, wodurch Cromwell die allgemeine Uebereinstimmung zu seinem entsetzlichen Zwecke bewirkte, und durch die er eine That, welche die Menschheit entehrte, fast als eine göttliche Eingebung, zu ihrer Reife zu bringen wußte. Englands Schicksal hatte indessen endlich den Ausgang, welchen alle Volksunruhen haben, einem Despoten unterworfen zu werden. Endlich aber, nachdem die Anarchie ausgewütet

tet hatte, und alles sich nach Ordnung und Ruhe sehnte, erfolgte die Wiederherstellung der königlichen Würde. Nun giengen alle Einrichtungen, welche das Parlement traf, mit welcher Sorgfalt dahin, das königliche Ansehen zu sichern, und bürgerlichen Unruhen zuvorzukommen. Bald aber gieng das willkührliche Verfahren des Königs wieder bis zu Thätigkeiten. Durch anscheinende Duldung fieng er an, Hierarchie und wahre Unduldung zu verhüllen. Indessen kam doch in diesen Zeiten die habeas corpus Acte zu Stande, welche, nebst der unter Carl I. gemachten petition of right das einzige Gute ist, welches aus dem überspannten Partheygeiste floß. Durch sie, und durch die Anordnungen, welche ein freyes Gewerbe ermuntern, erhob sich die Nation zu dem Mittelwege der Billigkeit, indem der König und das Parlement beyde zu weit giengen, und mit einander um das traurige Vorrecht kämpften, Despoten und Verfolger zu seyn. Auch erstreckten sich die bürgerlichen Unruhen unter Carl II. nicht bis auf das Volk; denn Handel und Wohlstand wuchsen in keinem Zeitraume so schnell, als in diesem. Sobald Jacob II. England verlassen hatte, kam es nur darauf an, das, was die ganze Nation einstimmig gewollt hatte, in die gehörige Form zu bringen; und bey dieser Gelegenheit sah man deutlich, daß bisher gar keine Form da war, nach welcher die Könige regiert hatten. Diese ward nun erst festgestellt, und die damalige Erklärung des Parlements, so wie die nachherige Thronfolgeordnung, sind vielleicht das größte Muster menschlicher Weisheit in Bestimmung einer von den Unterthanen so gut als vorgeschriebenen Regierungsform. Man findet in denselben weder aristocratischen Stolz, noch democratische Zügellosigkeit, sondern eine wahre Erwägung des allgemeinen Besten, welches allen Ständen gemein ist, und blos zur Erhaltung einer dem Staate eigenthümlichen Constitution abzielet. Nun verlor sich der Partheigeist, so wie Gedanken und Meynungen Freyheit erhielten, zu irren und sich zu äußern. Seit der Revolution ist die bürgerliche Freyheit ungekränkt erhalten worden. Sie hat England mächtig und blühend gemacht. Weise, ausführliche und gründliche Gesetze sind seitdem gemacht worden, die man nur hier findet. Diese sind nicht blos Vorschriften, welche unbefolgt bleiben, sondern Ermunterung und Anleitung zur Ausübung und Ausführung der Vorschriften. America's Unabhängigkeit wird auf das Innere des Englischen Staats erst dann wichtige Folgen haben, wenn das Gewerbe

verfallen sollte, wodurch die Nation ihren Fleiß und Reichthum erworben hat.

Freyheit liegt blos in dem freyen und folglich rechtmäßigen Gebrauche unserer Kräfte, in so weit sie zur Erhaltung der Menschheit nöthig sind, also nie auf Kosten Anderer gebraucht, aber auch nie anderer Menschen halber eingeschränkt werden. Zu unsern Kräften gehören Leibes- und Seelenkräfte. Zu jenen sind alle Nahrungswege, zu diesen ist Gewissensfreyheit zu rechnen. Mit beyden ist bürgerliche Ordnung und Wohlstand verbunden. In der Ausübung von beyden liegt wahre Größe und Tugend, folglich sind sie die besten Sittenverbesserer. Diese Freyheit ist den Britten durch Gesetze gesichert. Sorgfalt für das freye Gewerbe und Verkehr hat das Parlement wichtig gemacht, indem es die Gesetzgebung mit gründlichen Kenntnissen und Einsichten bereichert, ein aufmerksames Auge auf das ganze Land wendet, genaue Kenntnisse aus allen Ecken und Provinzen des Landes sammelt, und darnach bestimmt, was nützlich und heilsam ist. Freyheit der Presse befördert diese Kenntnisse, und wird daher mit Recht als das Palladium der Nation angesehen. Wer sie einschränkt, legt den Geist in Bande, und raubt den Menschen seinen Verstand. Büchercensur ist nicht die Wartung, Beschneidung und Erziehung einer Pflanze, sondern erstickt sie im Keime, ehe sie aufschießt.

Wir hoffen, daß dieser kurze Auszug unsere Leser ermuntern wird, das ganze Buch zu lesen. Sie werden darin noch viele nützliche und lehrreiche Bemerkungen finden, welche wir hier übergehen mußten. Hier und da hätte Rec. freylich etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht, hin und wieder möchte auch vielleicht sein Urtheil etwas anders ausgefallen seyn. Aber das sind kleine Pinselstriche, die man bey einem so schönen Gemälde gern übersieht. Hume und einige Andere sind oft sehr glücklich widerlegt worden.

Zg.

Historische Nachricht von der Stiftung der französischen Kolonien in den Preußischen Staaten, herausgegeben bey Gelegenheit des 100jährigen Jubilä-

bildums, so den 29sten October 1785 gefeyert werden soll. Berlin, 1785. 8.

Nach dem vorgesetzten kurzen Vorbericht sind die Herren Erman und Reclam, Verfasser der Memoires pour servir a l'histoire des Refugiés, auch Verf. von dieser historischen Nachricht. Sie haben solche in 4 Abschnitte nach den Regierungsjahren des letzten Churfürsten Friedrich Wilhelms, und der drey ersten Könige von Preußen abgetheilet. Eine Eintheilung, die gut geordnet, so wie die ganze Nachricht gut geschrieben ist.

Friedrich Wilhelm der Große 1685 — 1688 S. 4 rc. Schon unter der Regierung des Königs Ludewigs XIII. wurden die Reformirten in Frankreich gedrückt. Der Kardinal Richelieu suchte sie auszureiben, ohne den Schein der Gewalt zu gebrauchen, aber Ludewig XIV. stolz, eifersüchtig über sein Ansehen, und zum Despotismus geneigt, glaubte nicht so viel Umstände nöthig zu haben, sondern wollte sie blos durch einen Befehl wieder zum Schooß der katholischen Kirche führen, ohne das Edict von Nantes zu widerrufen, welches doch in keinerley Absicht mehr befolget ward. Der Churfürst nahm sich seiner Glaubensgenossen an, und schrieb 1666. dieserwegen an den König, derselbe versprach in der Antwort viel, verfolgte sie aber desto mehr, und endlich erfolgte die bekannte Widerrufung des Edicts von Nantes am 18ten October 1685.

Der Churfürst hatte bereits einzelne Familien seit der Regierung des Königs Ludewigs XIV. in seinen Landen aufgenommen, und 1672. war bereits eine Kolonie in Berlin von ihnen vorhanden; dieser große Fürst ergriff sogleich die Gelegenheit, durch die Aufnahme der unterdrückten französischen Flüchtlinge sein Land mit neuen Fabriken zu verbessern. Schon am $\frac{1}{2}\frac{9}{9}$ October ließ er ein Edict (so S. 78 rc. abgedruckt ist) ausgehen, wodurch unter sehr günstigen Bedingungen alle verfolgte Reformirten eingeladen wurden, und in welchen er ihnen allen Schutz, und ihre eigene bürgerliche und kirchliche Verfassung, nebst vielen Freyheiten versicherte. Sehr lebhaft ist hier S. 8 — 18 die große Thätigkeit des Churfürsten diese Flüchtlinge in seine Länder aufzunehmen, und gut zu versorgen, geschildert, eine Hand-

 lung,

lung, die demselben nicht allein Ehre macht, sondern die auch dem ganzen Lande durch die Grundlage von seinen noch jetzt florirenden Fabriken und Manufakturen den größten Vortheil gethan hat. Aber diese Wohlthat war auch einem Lande höchst nöthig, welches durch viele Auflagen gar sehr erschöpfet war.

Friederich I. König von Preußen S. 18 — 39. Diese Regierung war für die französischen Flüchtlinge die wohlthätigste. Ihre Anzahl nahm sehr stark zu, der neue Regent verordnete zu ihrer Gerichtspflege im Jahr 1690 ein französisches Obergericht zu Berlin, und nachher ein Oberappellationsgericht, wohin die Appellations von dem Obergerichte giengen S. 21. Es ward ferner eine besondere Proceßordnung nach Franz. Fuß und nach Maaßgabe des bekannten Code Louis eingeführet, darauf folgte ein Consistorium in geistlichen Sachen, und ein französisches Gymnasium. Um auch ihren Manufacturen recht aufzuhelfen, und den Absatz zu befördern, wurden alle fremde Waaren, die sie selbst fabricirten, mit einem Impost von 10 p. C. belegt, und ein besonderes Handlungshaus Büreau d'Addresse für die einzeln Refugies angelegt. Dieses alles geschahe in den Jahren 1690 — 1696. Hiezu kam noch, daß Friederich I. die abgelaufene 10 Freyheitsjahre im J. 1696. auf 5 Jahre verlängerte. Weil auch die französischen Verfolgungen die Reformirten in der Pfalz sehr drückten, daß auch diese häufig auswanderten, so nahm Friederich I. auch diese willig auf, und ganze Colonien entstanden dadurch gleichfalls, von welchen hauptsächlich der Tabacksbau in der Mark Brandenburg herrühret S. 28. Zu Berlin und in andern Städten hatten sie ihre eigene Kirchen, und am ersten Orte wurden noch neue für sie angebaut. Der neue König, so den Glanz und die Pracht liebte, zog viele vornehme Franzosen an seinen Hof, und die Königin, die in Frankreich sich lange aufgehalten, begünstigte sie gleichfalls. Noch vor seinem Tode gab er ihnen 1709 ein förmliches Naturalisationsedikt S. 38.

Friederich Wilhelm König S. 39 — 55. Gleich bey dem Anfange der Regierung hörte die Pracht und der glänzende Hof auf, der König schränkte allen Aufwand ein, aller bisheriger Luxus verschwand, und noch andere Umstände mehr verursachten, daß die neuen Kolonien wegen ihrer bisherigen Freyheiten einige Besorgnisse äußerten, wovon aus-

wär-

wärtige Fürsten zu profitiren suchten. Man lockte einige auswärtige Fürsten zu profitiren suchten. Man lockte einige unser Land, und es war bey ihnen wirklich eine gewisse Gährung, die aber der neue König bald erfuhr und alles wieder beruhigte. S. 42. Um den Flor der Kolonien und ihre Manufakturen zu erhalten, und noch mehr zu befördern, errichtete er im J. 1719 das Grand Directoire oder Conseil François, so unter dem Vorsitz eines Ministers das allgemeine Beste der Kolonien besorgen mußte, so ihrer Verfassung eine dauerhafte Grundlage gab. Worauf er im folgenden Jahre alle Vorrechte und Freyheiten der Kolonien erneuerte, und auf alle die erstreckte, die sich noch ferner in seinen Staaten niederlassen würden, er verbesserte den Pensionsetat der Geistlichkeit mit 15000 Rthlr. jährlich, und ließ ihnen noch mehrere Kirchen bauen, mit einem Worte, er ward gar bald ihr Wohlthäter, wie hier S. 45 rc. weitläuftig erwiesen ist, und auch diesem großen Herrn, dem Berlin so viel zu danken hat, ähnlich ist.

Friederich II. S. 55 — 78. Die Kolonien erhielten gleich anfangs die Bestätigung ihrer Freyheiten, und die Versicherung seines Schutzes und Wohlwollens, welches sie während der ganzen langen Regierung in reicher Maaße genossen haben. Der von der Kolonie zu Berlin 1747 angelegten Ecole de Charité hat der König viele Freyheiten, und auch Unterstützung gegeben, so daß sie jetzt 200 arme Kinder unterhalten kann. Auf gleiche Art hat er auch das französische Gymnasium aufgeholfen S. 65. Im Jahr 1770 ward ein theologisches Seminarium errichtet, und bald nachher eine Pflanzschule für Schulhalter. Viele Wohlthaten, so der König den Kolonien erwiesen, findet man S. 68 bis an das Ende dieser sehr wohlgeschriebenen Nachricht. Am Ende ist das weitläuftige Edict vom 29sten October 1685 abgedruckt, worin die Freyheiten und Vorrechte bestimmet sind, unter welchen der Churfürst Friederich Wilhelm die französischen Reformirten, die sich in seinen Landen niederlassen wollen, aufzunehmen declariret hat, welches so viele Vortheile enthält, daß die Flüchtlinge Bewegursachen genug hatten, sich in den churfürstlichen Ländern in großer Anzahl niederzulassen, und den Grund zu den darin blühenden Manufakturen zu legen, die dem Brandenburgischen Staat die größten Vortheile geben.

Prag-

Pragmatisches Handbuch der Mecklenburgischen Geschichte, von Fried. Aug. Rudloff, Herz. Mecklenb. Hofrath rc. Zweyten Theils erste und zweyte Abtheilung. Schwerin, Wißmar und Bützow, in Verlag der Bödnerschen Buchhandlung, 1785. 8.

Der erste Theil dieser recht gut geschriebenen Mecklenburgischen Geschichte ist bereits im Jahr 1780 herausgekommen, und ist in dem Anhang zur Allg. Deutsch. Bibliothek von 37 — 52sten Band III. Abtheilung S. 1577 recensirt, wo aber aus einem Versehen — Fragmentisches Handbuch gesetzt ist, statt, es heißen soll — Pragmatisches Handbuch. Der Plan des Herrn Verfassers ist wohl gewählet, er hat in verschiedenen Abschnitten die Landesverfassung, die Religionsgeschichte, die Sitten rc. von der allgemeinen Staatsgeschichte abgesondert, und wirklich sein Object pragmatisch behandelt, so, daß man ihn unter die besten Schriftsteller der deutschen Staatengeschichte rechnen muß.

Dieser zweyte Theil, davon zwey Perioden hier abgedruckt sind, begreift die mittlere Geschichte vom Jahr 1227 — 1503, und die zwey Perioden gehen bis zum Jahr 1359. Die erste Periode fängt mit einem allgemeinen Uebergang aus der ältern in die mittlere Geschichte an. Diese ist sehr gut gefasset. Erstlich von dem Einfluß der römischen Sprache, Religion, Gesetze rc. Sprache und Gesetze wurden gar leicht unter dem empfehlenden Schutze des Christenthums von den Ufern der Tiber bis in die nordischen Provinzen von Deutschland durch römische Geistliche gebracht, die damals allein in dem Besitz der Kunst zu schreiben und der Gelehrsamkeit waren. Der Kaiser Lothar II. beförderte das Studium des Röm. Rechts zu Bologna, und jeder Geistliche, der als Notarius oder sonst in der Kanzeley bey Hofe sein Glück machen wollte, sah sich genöthiget, dort zu dienen, wodurch sich gar bald die Röm. Gesetze in Deutschland einschlichen, besonders durch die Kaiserl. Kanzeleyen. Noch leichter war der Eingang des Kanonischen Rechts, mithin sagt der Verf S. 17 — so herrschte Rom noch immer durch 3 mächtige Zügel, Sprache, Religion und Gesetze über

über einen großen Theil der Welt, und dieses kann man auch von Mecklenburg und andern Nordischen deutschen Provinzen sagen.

Erste Periode, Regierung der Herren zu Mecklenburg, zu Werle, zu Rostock und zu Richenberg bis auf den Rostocker Frieden — 1227 — 1301.

Erster Abschnitt von 1227 — 1264. begreift die Reg. Jahre der 4 Söhne Heinrichs Bornins II. S. 24 — Hierbey sind die Grafen von Schwerin, und die Bischöfe von Schwerin und Ratzeburg von dem Zeitpuncte auch angeführt. Die vier Brüder regierten gemeinschaftlich das Land, jedoch in zwey Hauptheile abgesondert S. 25. Von den vornehmsten Gefangenen, des Grafen Heinrichs von Schwerin, dem Könige von Dänemark rc. für dessen Befreyung, oder vielmehr seiner Geißel 7000 Mk. fein Silber bezahlet sind S. 29. Die Fürsten und Grafen von Schwerin rc. baueten in dem Zeitpunkt Städte, fundirten die Klöster Rehna, Eldena und Zarrentin S. 36. Fürst Bornin III. erweitert und privilegirt die Stadt Rostock S. 40. Die übrigen Handlungen sind nicht erheblich.

Zweyter Abschnitt von 1264 — 1287. Die Mecklenburgische Linie bestand aus 5 Söhnen des Fürsten Johannes I; die Werlische Linie aus 4, und die Rostocksche Linie aus Heinrich Bornin III., seinen Sohn Waldemar, der 1282 starb, und dessen 5 Söhnen S. 49. Hierbey sind wieder die damaligen Grafen von Schwerin, und die Bischöfe von Schwerin und Ratzeburg S. 49 angeführt, und ihre Handlungen beschrieben S. 49 rc. Die Grafen von Schwerin geriethen mit den Grafen von Dannenberg, ihren Nachbaren, in einen schweren Krieg, worin die letzten alle ihre Schlösser verlieren, ohngeachtet die Markgrafen von Brandenburg ihnen Hülfe leisteten, bis endlich der Erzbischof Conrad von Magdeburg Frieden stiftete, und die Markgrafen den Schwerinischen Grafen ihre Lehne, die sie von ihnen hatten, wieder ertheileten S. 53. Pribislav, ein Herr von Wenden, verliert sich ganz aus der Geschichte, und die Stadt Parchim brachte Nicolas von Werle wieder an sein Haus. Heinrich Bornin zu Rostock führte eine gute Regierung, und stiftete die Stadt Ribnitz. Nicolas III. zu Güstrow fundirte gleichfalls die Städte Lage,

Teta

Teterow, und Goldberg. Alles dieses geschahe in dem kurzen Zeitraum von den Jahren 1267 — 1273. Bey den Fürsten zu Schwerin giengen auch 1274 rc. viele Veränderungen vor, und weil das ganze Mecklenburgische Land damals unter so vielen kleinen Herren vertheilet war, so ist auch die damalige Geschichte sehr verworren, obwohl sie der Verfasser ziemlich gut auseinander gesetzet hat. Die Markgrafen von Brandenburg drückten damals die Grafen von Schwerin sehr, sie entzogen ihnen die 1269 erhaltene Lehne nicht allein, sondern sie mußten auch alles, was sie bey der Stadt Lenzen hatten, und die Lehnbarkeit der Güter, so die Gänse von Putlitz von ihn hatten, gegen ein geringes Geld gänzlich abtreten, und zwar 1275 S. 65.

Dritter Abschnitt von 1287 — 1301. In dem Zeitpuncte waren eigentlich im ganzen Lande nur 3 Linien, nämlich 1) die Mecklenburgische; wovon Heinrich I. so nach 1301 starb, und seine Söhne Heinrich II. und Johann III. zu Wismar wohnten, und Johann II. zu Gadebusch, so 1299 starb; 2) die Werlische Linie, Heinrich zu Güstrow starb 1291, dessen Söhne Heinrich II. und Nicolas, und zu Parchim Johanns I. Söhne, Nicolas IV, Johann der II. und Günther; 3) die Rostockische Linie, Nicolas das Kind bis 1301. Hierbey wieder die Grafen von Schwerin, und die Bischöfe von Schwerin und Razeburg S. 75.

Zwey Brüder Heinrich und Nicolas von Werle, ermordeten 1291 ihren Vater auf der Jagd, so sie in große Unruhe brachte S. 84. Ueberhaupt viele Streitigkeiten und kleine Kriege unter die Herren dieser verschiedenen Linien zeichnen die Geschichte dieser Periode aus, wobey die Markgrafen von Brandenburg, und die Herzoge von Pommern gemeiniglich Theil nahmen. Die Stadt Grabow war 1293 wieder im Brandenburgischen Besitz S. 91. Der Fürst Heinrich von Mecklenburg der ältere, so vor 26 Jahren eine Wallfahrt nach Jerusalem gethan, und zu Kairo in die Gefangenschaft gerathen war, kam 1298 wieder zurück, so freylich groß Aufsehen machte S. 97. (Ein Fall, der auch bey dem Brandenburg. falschen Waldemar zutreffen konnte.) Die Stadt Wismar hatte seine Abwesenheit sehr gemißbrauchet. Der dänische Rostockische Krieg im Jahr 1301 S. 105 hatte schlimme Folgen.

Am Ende dieser Periode schildert der Verf. 1) die Landesverfassung S. 109 x. Die Herren zu Mecklenburg, Werle, Rostock x. und die Grafen von Schwerin hatten die Benennung — Herren des Landes — mit einander gemein. Der gemeinschaftliche Name der ehemaligen Obotritischen Provinzen unter so viel kleinen Herren hieß noch Wendenland (*Slavia*). Auch der Nationalhaß zwischen den alten Wendischen Einwohnern und den deutschen Kolonisten hatte sich auch noch nicht ganz verloren. 2) Die Gränzen und Eintheilung S. 110 x. Die ersten sind sehr gut nachgewiesen, auch was damals die Markgrafen von Brandenburg im Lande besassen, Neubrandenburg, Friedland, Wanzke, Nemerau, mit einem Worte, das Land Stargard S. 113. Der Antheil von der Mecklenburgischen Linie war der größte von diesem Wendenlande. Es gehörten dazu die Länder Mecklenburg, Pöel, Ilow, Gadebusch x. und die Städte Wismar, Gadebusch, Graviesmölen und Sternberg S. 117. Die Grafschaft Schwerin war ansehnlich, begriff die Städte und Schlösser Schwerin, Boizenburg und Wittenburg, das Land Jellesen mit der Stadt Krivitz, die Stadt Neustadt, das Land Brenze, das Land Dobber mit 4000 Husen, Land und Schloß Merniz. Die Grafen hatten überdem in der Mark Brandenburg, im Erzstifte Magdeburg, und im Br Lüneburgschen Lande viele Güter S. 120, Die Güter der Stifter Schwerin und Ratzeburg S. 122. 123.

3) Titel. So lange die 4 Stammväter des Fürstl. Hauses nach dem Tode Nicolas II. das ganze Land in zwey Haupttheile abgesondert regierten, nannten sie sich entweder *Domini Magnopolenses* oder auch *de Werle*, und auch *Dni de Rostock*. Seit dem Jahr 1237 aber nannten sie sich von ihren Residenz-Schlössern Mecklenburg, Werle, Rostock x. Den Titel Fürsten brauchten sie selten, sondern sie begnügten sich mit dem wahren Titel Herren S, 126.

4) Wappen. Seitdem Wappenbilder auf Siegeln vorkommen, führte Heinrich Borvin I. 1218 einen geflügelten Drachen oder Greif, so dessen Söhne und Nachkommen zu Rostock behielten. Die Mecklenburgische Linie unterschied sich auf ihren Siegeln von der Rostockschen mit einem Stierkopf, den Nicolas von Mecklenburg 1219 zuerst gebrauchet hat S. 127. Die Herren von Werle führten

ten auch den Stierkopf. Die Grafen von Schwerin führten anfänglich (1225) ein Pferd, hernach zwey geflügelte Drachen unter, oder auf einem Baume S. 129. Die Grafen von Dannenberg, zwey wachsende Hunde oder Löwen. Recensent hält sie für Löwen.

5) Familienverfassung. Ohngeachtet die Linien an Gütern und Besitzungen abgesondert waren, so blieb doch unter ihnen eine enge Verbindung auf die künftige Erbfolge, so, daß auch zu Sachen von Wichtigkeit der entfernten Agnaten Einwilligung erfordert ward S. 130. Nur allein der männliche Stamm gelangte zur Erbfolge. In Absicht der Vormundschaft behaupteten das Recht die Brüder, als nächste Agnaten. Die Großjährigkeit war vor dem 20sten Jahre. Die Landfolge war jeder Bürger und Bauer zu thun schuldig S. 132.

Adel und Ritterschaft. Diese besteht aus vielen ursprünglich Wendischen Geschlechtern, aber noch mehr von deutschem Ursprunge. Der Verf. glaubt auch, daß der größte Theil der adlichen Güter aus Vergleichungen der Landesherren herrühre, und daß gar keine Spur von aufgetragenen Lehnen vorhanden sey. Hierin sind wir nicht mit ihm einstimmig, weil bekannt ist, daß die Mecklenburgischen und Pommerschen Lehne sehr weit von der Natur der gemeinen Lehne abgehen, und *feuda anomala* sind, mithin ist es fast glaublich, daß viele davon aufgetragene Lehne sind, die deswegen so stark privilegirt sind, welches sich vorzüglich bey den Vorrechten der Töchter äußert ꝛc. Die Lehne tragen Schulden, ohne daß der Lehnsherrliche Consens dazu nöthig ist, und weil man auch eine große Anzahl Allodialgüter dort findet, so ist zu vermuthen, daß die mehresten Lehnsgüter ebenfalls freye Erbgüter waren, und aus verschiedenen Ursachen aufgetragen sind, wie auch die dasige Ritterschaft in ihren Schriften selbst behauptet. Es scheint also, daß der Herr Verfasser, so in Herzoglichen Diensten steht, hierin *pro Domo* schreibt. Merkwürdig ist die Anzeige, daß der Mecklenburgische Vasall, der mehr Lehngüter von andern Herren hatte, verbunden war, nur dem allein Lehndienste zu thun, unter dem er für seine Person wohnete, S. 128. und zwar ist dieses in dem Rostockschen Friedensschluß von 1301. festgesetzet.

Städte

Städte und Handlung. Die Städte Rostock und Wismar kamen ihrer ganzen Lage wegen durch die Handlung in die Nordischen Reiche und nach England bald empor. Der Hanseatische Bund vermehrte ihre Handlung, überhaupt ist dieser Punct S. 143 rc. gut ausgeführt. Von einheimischen Produkten war vorzüglich Korn und Salz, auch Bier, so ausgeführet ward, doch exercirte schon damals der Fürst das Recht, die Ausfuhr des Korns bey theuren Jahren zu verbieten, wovon eine Urkunde vom J. 1296 S. 149 angeführt ist. Von der Städtischen Verfassung und ihren Rechten S. 149 rc. — Von den Landgerichten S. 156 — Von Einkünften und Domainen der Fürsten S. 157 rc. Von Steuren und Beden S. 158 — Von der Münze S. 160 rc. Man hatte Wendische, Schwerinische und Rostocker Marke. Im Jahr 1269 machten 3$\frac{2}{3}$ Rostocker Marke, und 1298 5 Rostocker Marke eine Mark fein Silber. Von der Geistlichkeit und Kirchenverfassung S. 163.

Von der Brandenburgischen Lehnshoheit über die Grafen von Schwerin in Absicht der Stadt Lenzen, und über die Grafen von Dannenberg wegen Grabow (diese waren auch wegen mehrerer Lehnstücke Brandenburg. Vasallen), auch wegen der Stadt Parchim, will sich der Hr. V. nicht recht deutlich ausdrücken S. 178, ohngeachtet auch wegen der Herren von Werle und des Landes Stargard sie klar ist. Er schreibt: die Markgrafen von Brandenburg schienen sichs einmal vorgenommen zu haben, die Gränzen ihrer Hoheit bis an die Elbe zu erweitern, obgleich der Titel ihrer Berechtigung dazu noch unentwickelt ist — Auch die Herren von Werle hatten auf eben dieser Seite viele Anfechtung von den Markgrafen zu erdulden. Doch giebt er zu, daß der Herr von Werle bey einer Zusammenkunft auf der Thure die Brandenburgische Hofkleidung getragen habe, meynt aber, daß es noch zweifelhaft, ob diese eine Lehnsverbindung anzeige S. 178.

Zweyte Periode. Regierung der Herren zu Mecklenburg und Werle bis auf die Erwerbung der Grafschaft Schwerin von 1301 — 1359. Die Eintheilung nach den Linien und Häusern ist eben so eingerichtet, wie bey der ersten Periode, so auch die Grafen von Schwerin und die Bischöfe S. 190. Die zwey Häuser Mecklenburg und

Werle machten zu ihrer Erhaltung 1302 eine Erbvereinigung, und ließen ihre Unterthanen beyden huldigen. Durch einen Vergleich am 15ten Jan. 1304 traten die Markgrafen von Brandenburg, Otto, Conrad, Herrmann und Waldemar ihre Rechte und Ansprüche auf das Land Stargard, gegen Erhaltung von 5000 Mark Brand. Silbers an Heinrich von Mecklenburg ab, jedoch als ein Lehn von Brandenburg S. 194 aus einer ungedruckten Urkunde von 1304. Dieser Umstand ist bisher in der Brandenburg. Geschichte unbekannt. Die Rostocksche Fehde und Belagerung S. 209, wobey der Markgraf Waldemar stark interessirte, so hier nicht ausführlich bemerket ist. Nicolas von Rostock starb 1314, und sein Land fiel an seine Vettern Heinrich von Mecklenburg und Nicolas von Werle. Er war der letzte dieses Hauses S. 213. *Frustum* ist hier S. 217 unrecht ausgeleget, als eine Münzsorte, vielmehr verstand man darunter 1 Winspel hart Korn, 2 Winspel Hafer, oder ein Pfund Pfennige, davon jedes zu einem *Frusto* gerechnet ward, und nach *Frustis* wurden die Einkünfte angeschlagen, mithin war es keine harte Münzsorte oder ein hart Stück Geldes, so der Verf. aus der 12ten Abhandlung in des Gercken vermischt. Abhandl. erster Th. S. 226 ꝛc. hätte deutlich sehen können, welchen ersten Theil er doch sonst zuweilen angeführet hat. S. 118 ꝛc. ist ein wichtiger Krieg beschrieben, den die Mecklenburgischen Fürsten mit vielen Bundesgenossen in den Jahren 1315 und 1316 gegen den mächtigen Markgrafen Waldemar geführt haben, und der für letztern bey Gransee schlecht ausfiel.

Zweyter Abschnitt von 1316 — 1329. Damals hatte das Mecklenburgische Haus nur den einzigen Heinrich II. so 1329 starb, und das Werlische zwey Herren, nämlich zu Parchim Johann III. und zu Güstrow Johann II. Die Grafen von Schwerin waren in drey Linien zu Boizenburg, zu Wittenburg, und zu Schwerin getheilet S. 227. Zu Templin erfolgte 1317, am 25. Nov. der Friede zwischen den Markg. Waldemar, und den Fürsten Heinrich II. zu Mecklenburg, und seinen vielen Bundesgenossen, worin der Besitz des Landes Stargard aufs neue gesichert, und dem Heinrich wieder verliehen ward, wogegen er die Schlösser Eldenburg und Wredenhagen dem Markgrafen abgetreten S. 229. Der Tod des M. Waldemars gab allen

Nach-

barn, mithin auch dem Fürsten Heinrich II. Gelegenheit, Erwerbungen zu machen. Er war dabey nicht der letzte, und nahm Eldenburg, Wredenhagen, Grabou und die Ukermark weg. Doch die übrigen Nachbarn verdrängten ihn aus vielen Gegenden wieder S. 237. Durch viele Kriege aber hatte sich Heinrich II. in große Schulden gesteckt, er wollte von der Geistlichkeit Beysteuren haben, und wie die solche verweigerte, so zog er ihre Hebungen ein, worauf der Bannfluch und das Interdict 1322 erfolgte, zu einer Zeit, wo er doch wegen des Brandenburg. Erbfolgestreits Feinde genug hatte S. 240. 41. Die Mecklenburgischen Herren wurden über ihre Erwerbungen, die sie von der damals verwaiseten Mark Brandenburg ohne Widerstand machten, selbst uneinig, und gegen einander eifersüchtig, die Mark verlor in dem Zeitpuncte gar viel von allen Seiten. Heinrich II. versöhnte sich 1323 mit der Geistlichkeit S. 248. Er stiftete das Kloster Ribnitz 1324 S. 249. Er nahm die Städte Rostock, Ribnitz, Sölze, Gnoien, Kröpelin rc. von dem Könige von Dänemark zu Lehn S. 250. 51. Die Brandenburgischen Erwerbungen mußte Heinrich II. 1325 gegen Erhaltung von 5000 Mark Silbers an den Markgrafen Ludewig wieder herausgeben S. 253. Heinrich II. starb 1329, nachdem er eine große Rolle gespielt hatte S. 265, und hinterließ 2 Söhne, Albrecht II. und Johann IV. die sein Haus und Linie fortsetzten, von dem Werlischen Hause waren übrig Johann III. zu Goldberg, und Johann II. zu Güstrow, so 1337 starb, und nachher dessen Söhne Nicolaus V. und Bernhard III., die nebst den Grafen von Schwerin, und den Bischöfen von Schwerin und Ratzeburg.

Der dritte Abschnitt von 1329 — 1348 behandelt S. 267 rc. M. Ludewig von Brandenburg belehnte 1329 die minderjährigen Söhne Heinrichs II. mit dem Lande Stargard, mit Lichen, Wesenburg, Eldenburg rc. S. 269 — Auch erhielten die Herren von Werle von ihnen zu Lehn die Schlösser Meienburg und Freienstein gegen Erlegung von 1200 Mark Silbers, und an die Grafen von Schwerin verpfändete er 1336 die Schlösser und Städte Lenzen und Dömitz mit Zubehör für 6500 Mark Silbers S. 276 — Der Adel empöret sich gegen den jungen Albrecht von Mecklenburg S. 280, ward aber zur Ruhe gewiesen. Die Städ-

te Priswalk und Kyriz kamen 1359 wieder unter Brandenburgische Bothmäßigkeit S. 284.

Der falsche Waldemar ward von den Mecklenburgischen Herren gar bald für den rechten Waldemar angenommen, der Kaiser machte daher das Land Stargard, und was sie sonst von Markgrafen zu Lehn getragen, zum Reichslehn, und erhob sie zu Herzoge S. 298.

Vierter Abschnitt, Mecklenburg. Haus Albrecht I. und Johann I. Herzoge. Werlisches Haus, die Grafen von Schwerin, und die Bischöfe von 1348 — 1359. S. 300. Die neuen Herzoge erklärten sich öffentlich für den unächten Waldemar, das Haus Werle aber blieb dem Markgrafen Ludewig getreu S. 301. Endlich erfolgte 1350 ein Vergleich zwischen ihnen, worin der Markgraf aller Lehnherrschaft entsagte, und in die Reichsbelehnung willigte S. 302. Die Boizenburgische Linie der Grafen von Schwerin starb 1350 aus, und das Land fiel an das Haus Mecklenburg S. 309. Herzog Albrecht erhielte Lenzen von dem M. Ludewig dem Römer als ein Pfand für 3500 Mark Silbers, und das Lehnrecht über die Herrschaft Putliz S. 321, worüber aber bald mit dem Markgrafen Streit entstand. Der letzte Graf von Schwerin Otto I. dieser Linie starb 1357, und Herzog Albrecht wollte als Erbe sein Land in Besitz nehmen, aber des verstorbenen Bruder Nicolas von Teckenburg widersetzte sich, worüber es zum Kriege kam, bis ein Vergleich 1358 den Streit endigte S. 335, dergestalt, daß endlich 1359 die Grafen Nicolas und Otto von Teckenburg die ganze Grafschaft Schwerin mit den Städten, Schlössern und Mannschaften, nebst dem halben Lande Lenzen ꝛc. dem Herzoge Albrecht für 20,000 Mark Silbers verkauften, womit sich die Geschichte der Grafen von Schwerin endiget S. 337. 38.

S. 339 folgt die Landesverfassung dieser Periode, wo zuerst der Umfang und die Bestandtheile des Mecklenburgischen Hauses, und des Werlischen genau angegeben sind, eine schätzbare Nachricht selbst auch für die Brandenburgische Geschichte. Die Stifter Schwerin und Ratzeburg standen nicht in den besten Umständen, sondern steckten in starken Schulden S. 351. 52.

Haus-

Hausverfassung S. 353. Die wechselseitige Erbfolge unter den Häusern ist 1302 festgesetzet, und 1330 erneuert, auch die gesammte Hand allemal bey Theilungen beybehalten S. 356. Die Töchter waren von der Erbfolge ausgeschlossen. Die nächsten Agnaten waren Vormünder der minorennen Herren, und die Mütter waren gänzlich davon ausgeschlossen.

Residenz, Titel und Wappen S. 361. Die erste war bald hier bald dort. Zum Titel kamen hinzu die Länder Stargard und Rostock, und der Herzogliche seit 1348. Wappen auf Siegeln blieb der Stierkopf gekrönet, bey dem Hause Mecklenburg hatte er einen Ring durch die Nase, und bey dem Werlischen, eine aushangende Zunge. Zuweilen findet man auch Sonne, Mond, einen Lilienkranz als willkürliche Zeichen. Wie Rostock hierzu kam, so kam auch der Greif hinzu S. 365.

Hofbediente S. 367, wie bey andern fürstlichen Höfen. In der Kanzeley war schon 1328 ein Protonotarius, und bald darauf 1339 ein Kanzeler Bertold Rode, und 1353 Bertram Bere, Cancellarius. Die übrigen Kanzleybedienten waren Clerici, und meist von Adel S. 370. Von landesherrlichen Einkünften S. 372 ꝛc. ausführlich von den Beden, von den Münzen S. 385. 86 ꝛc. Von dem Lehnwesen S. 400 ꝛc. Der wirkliche Roßdienst und das Oeffnungsrecht des Fürsten bey jedem adlichen Schlosse war die Pflicht des Vasallen. Besaß er mehr wie ein Lehnguth, so leistete er von dem, wo er wohnte, den Dienst in Person, für die andern mußte er einen andern Edelmann stellen S. 402.

Kriegsverfassung S. 409. Städte und Handlung S. 413. Rostock und Wismar hatten bey dem Hanseatischen Bunde einen großen Rang und starke Seehandlung. Geistliche Verfassung S. 418 ꝛc. Gerichtsverfassung S. 424. Das Lübeckſche Recht galt in vielen Städten, auch ward nach Lübeck appelliret. Verhältniß der Herzoge gegen das Reich ꝛc. S. 427. Die Fürsten trugen dem Reiche und Kaiser ihre Lande zu Lehn auf, und der Kaiser befreyete sie von allem übrigen Lehnsnexu, auch von dem Brandenburgischen. Ob der Kaiser aber das letzte mit Bestand Rechtens thun konnte, ist eine andere Frage, die der

Verf. nicht berühret hat. In der Lage, worin 1348 der Markgraf Waldemar war, gieng alles dieses an, doch leugnet der Verf. S. 431 nicht, daß das Land Stargard seit 1304 ein unstreitig Lehn von Brandenburg, wie auch Wesenberg und Liezen, aber die Markgrafen hätten 1350 in die Kaiserl Belehnung eingewilliget. Dieses ist wahr, aber sie waren gezwungen. Die Freyherren von Putliz waren Lehnleute theils von Mecklenburg, theils vom Stifte Havelberg, theils von Brandenburg. Wegen Meienburg und Freienstein waren die Herren von Werle Vasallen von Brandenburg, im übrigen aber sind sie seit 1308 frey gewesen S. 436. Bey einer jeden Periode hat der Verfasser eine genealogische Tafel zur Uebersicht beygefüget.

In der Vorrede hat der Hr. Verf. die Quellen angezeiget, woraus er seine Beweise geschöpfet, worunter vorzüglich das Herzogl. Geh. Archiv, und die Bereitwilligkeit des Hrn. Archivar Evers gerühmet wird. Unter den gedruckten Urk. Sammlungen, die gut genutzet sind, vermissen wir des Gercken *Cod. dipl. Brandenb.* und dessen übrigen Schriften, die sehr sparsam genützet sind, und die viele Urkunden und Nachrichten zur Aufklärung der Mecklenburgischen Geschichte enthalten, die hierbey sehr brauchbar gewesen wären.

Hk.

Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischer und geographischer Nachrichten. Zweyter Theil. Leipzig, bey Schneidern, 1785. 16 Bogen in 8.

Unser, im 60sten Band S. 511 geäußerter Wunsch, daß es mit dieser zwecklosen Kompilation, die nicht viel besser als Nachdruck ist, bey dem ersten Bändchen sein Bewenden haben möge, ist leider! nicht erfüllt worden; vermuthlich weil die Liebhaber von Reisebeschreibungen von ihrer wahren Beschaffenheit noch nicht unterrichtet waren; denn unsere Anzeige des ersten Theils erschien erst, als der zweyte schon gedruckt war. (Im Vorbeygehen zeigen wir einen Druckfehler in der Recension des ersten Theils an, nämlich gegen das Ende derselben muß Battoloni gelesen werden, statt Bartolonit.)

lonit.) Bey einigen, aber bey weitem nicht bey allen Aufsätzen hat der Sammler angezeigt, woher er sie entlehnt habe. Am stärksten hat er das deutsche Museum geplündert, ohne es zu nennen. Daraus sind z. B. genommen: die Briefe eines durch Elsaß Reisenden; die Briefe des Freyherrn von Wurmb auf einer Reise durch Holland nach Indien; die Nachricht von den Eisen- und Stahlfabriken im Herzogthum Berg; Etwas vom neuesten Zustande der Finanzen in Savoyen und Piemont; neuester Handel von St. Petersburg; Nachrichten von den Finanzeneinrichtungen in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth; statistische Nachrichten von Norwegen. Die Sprengelische Geschichte der Falklandsinseln nahm der Sammler auch aus dem deutschen Museum 1776; ohne zu wissen, daß sie umgearbeitet im 1sten Theil der Forsterisch-Sprengelschen Beyträge zur Völker- und Länderkunde befindlich ist. Bey den meisten übrigen Artikeln sind die Bücher, aus denen sie gezogen worden, genannt. Neue, ungedruckte Nachrichten, die doch die Vorrede zum ersten Theil versprach, haben wir nicht gefunden.

Of.

Orientalische Bibliothek oder Universalwörterbuch, welches alles enthält, was zur Kenntniß des Orients nothwendig ist. Verfaßt von Bartholom. d'Herbelot. Erster Band. Halle, bey Gebauer, 1785. 676 Seiten, 8.

Wem zu Nutz und Frommen diese Uebersetzung eines sonst sehr wichtigen Buchs, das nun nach der neuen holländisch. Ausgabe im Original nicht mehr so selten, wie ehedem seyn kann, unternommen worden sey, können wir uns selbst nicht sagen, da doch niemand, der es je braucht, der französischen Sprache unkundig seyn kann, und schwerlich der Preiß der deutschen Ausgabe viel geringer als der des Originals werden dürfte. Freylich würden wir anders urtheilen, wenn der Uebersetzer seinen Schriftsteller, der so vieler Besserungen und Bereicherungen fähig ist, wirklich verbessert und bereichert, oder nur seinen Namen angezeigt hätte, damit man beurtheilen könnte, ob er der Mann zu so einer Arbeit sey; ob er bey mor-

genländischen Handschriften (beynahe der einzigen Quelle solcher Berichtigungen und Vermehrungen) einen Theil seines Lebens hingebracht habe, und an so ein Geschäft gehörig vorbereitet gegangen sey. Zwar verspricht das Ende des Vorberichts „weitläuftige Zusätze und Verbesserungen, die „nicht wohl dem Werke selbst hätten einverleibt werden kön„nen." Wahrscheinlich also sollen diese unter dem Uebersetzen erst zusammengelesen werden, und werden daher (ohne Gebrauch einer morgenl. Handschriftensammlung) nicht sehr ausführlich ausfallen — wofern es anders überhaupt mit ihnen so ernstlich gemeint ist.

Dem allen sey nun, wie ihm wolle, so bitten wir bey der Fortsetzung um zweyerley; zuerst um eine richtigere Orthographie bey morgenländischen nominibus propriis, die in diesem Band oft aus Schuld des Uebersetzers, zuweilen wohl auch aus Schuld des Correctors, abscheulich ist, und die orientalischen Namen noch mehr radebrecht, als schon das französische Original thut. Zweytens um mehrerer Aufmerksamkeit bey der Uebersetzung, die nicht selten recht schülermäßig ausgefallen ist. Um keinen Platz mit Beweisen zu verderben, die auf jedem Bogen zu finden sind, wollen wir keine Stellen der Art abschreiben; sind aber in Zukunft dazu erbötig.

Das übrige Verdienst des Uebersetzers besteht in folgenden Punkten; die Alphabetsordnung ist etwas genauer als im Original; die Supplemente der ersten Pariser- und der neuen Haager Ausgabe sind gehörigen Ortes eingeschaltet; am Rand ist die Seitenzahl der Haager citirt (und im letzten Band sollen die Seiten der beyden Ausgaben mit einander verglichen werden); die Jahre der Hedschra sind überall auf die christliche Zeitrechnung reducirt. Versprochen wird noch ein vollständigeres Realregister, als beyde Ausgaben haben, und ein Supplementen Band, worinn die Besserungen der von Paris aus versprochenen, aber immer noch nicht erschienenen Ausgabe, und die von Galland, welche auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbewahrt werden, und — so Gott will — auch die des Uebersetzers enthalten seyn sollen.

تاريخ فنائي, d. i. Tarich Fenai. Wien, bey Kurzbök, 1785. 9 Bogen in groß 4.

Dies

Dies ist der Titel eines in türkischer Sprache geschriebenen historischen Werks, welches die alte persische Geschichte von den ältesten Zeiten an, bis auf Jez de Dschend, d. i. bis zum Umsturz des Reichs durch den Chalifen Omar, enthält. Nezam ed-din Myri Ali Schyr, welcher bey dem Sultan Hussein Mirza aus dem Stamm Timur's die Stelle eines Vezirs mit Ruhm vertrat, und J. Heg. 906 mit Tod abgieng, hat es in Dschagataischer Sprache verfaßt, und Fenai ein Osmanischer Gelehrter ins Türkische übersetzt. Die Uebersetzung trägt wegen naher Anverwandtschaft der beyden Sprachen ganz das Gepräg des Originals, und hiermit gewinnt das für sich schon seltene Werk einen neuen Werth. Für die Liebhaber der morgenländischen Geschichte soll nächstens eine lateinische Uebersetzung nebst Anmerkungen erscheinen. Bis dahin versparen wir die Beurtheilung der kleinen historischen Schrift, die wir einstweilen, als ein neues Geschenk der orientalischen Academie zu Wien, mit Dank annehmen.

G.

Historischer und politischer Versuch über die Anglo-Amerikaner und die Staatsveränderung in Nordamerika. In zwölf Büchern. Aus dem Französischen des Herrn Hilliard d'Aubreteuil übersetzt. Hamburg und Kiel, bey Bohn, 1783. 8. Erster Theil, 148 Seiten. Zweyter Theil, 188 Seiten. Dritter Theil, 178 Seiten. Vierter Theil, 176 Seiten in 2 Bänden.

So oft auch die Partheysucht für die Anglo-Amerikaner den sonst klugen Beobachter verleitet, daß er schief sieht und falsch urtheilt: so bleibt dies Buch doch immer in mancher Rücksicht schätzbar. Er war Augenzeuge, und sagt wider Willen manches, das die deutsche Parthey der Anglo-Amerikaner eines Bessern belehren kann. Unpolitisch war es nach seinem Urtheile, daß Großbrittannien im Friedensschlusse 1763 seine Kolonisten, die ihren Hang zur Unabhängigkeit schon vor jenem Kriege bey so mancher Gelegenheit genug geoffenbart hatten, von den Fesseln, die sie an das Mutter-

land noch knüpften, befreyete, indem es ihre bisher gefürchteten Nachbaren, die Franzosen, aus Kanada entfernte, und sich statt einer oder anderer einträglichern Inseln in Westindien mit jenen Wüsteneyen des festen Landes abfinden ließ. Darin mag er vielleicht Recht haben. Waren aber nun seine Anglo-Amerikaner zum Abfalle berechtigt? War es grausam und tyrannisch, daß das Mutterland seine Rechte mit gewaffneter Hand zu behaupten suchte, als die anfänglich gelinden Mittel verachtet wurden? Doch zur Sache — Das Werk besteht aus 4 Theilen in 2 Bänden.

Der erste giebt nach einer flüchtigen Schilderung des Ursprungs und der ehemaligen Verfassung der Brittischen Kolonien die Ursachen des Kriegs an; Taxationssystem, welches Greenville erst eingeführt haben soll, das doch schon seit 1733 nach dem veränderten System des Brittischen Alleinhandels gegolten; Widersetzung gegen die Stempelakte 1765, und Aufhebung derselben 1766; Widersetzung gegen die Akte für die Kriegsleute, um dem Könige und dem Parlamente die Abhängigkeit der Domänen des Königs in Amerika desto sicherer zu stellen; die Zollakte, und die, den Schleichhandel zu verhindern: worauf 1768 ein völliger Aufruhr in Boston und Konföderation erfolgte. Solche Schritte soll die Regierung zu London nur deshalb gethan haben, um durch den gewiß zu erwartenden Widerstand der Amerikaner Gelegenheit zu ihrer völligen Unterjochung zu bekommen. Gleichwohl erzählt er, daß 3 Jahre darauf, als die Amerikaner nicht bloß damit zufrieden waren, daß man seit der Zeit keine von den ihnen gehäßigen Taxen eingehoben, sondern eine allgemeine und völlige Entsagung derselben verlangt, auch dieses ihnen bewilligt worden, bloß die auf den Thee ausgenommen. Als aber in gedachtem Jahre ein Zollbeamter sich eines Schleichhändlers bemächtigte; so fiel der Pöbel diesen an, zog ihn aus, und schleppte ihn hinter einen Karren mit Theer beschmiert und mit Federn beklebt durch die ganze Stadt. Als das Kabinet zu London, um mehr Ordnung zu erhalten, und seinen Zollbeamten Schutz zu verschaffen, die Richter unabhängig zu machen, und sie deshalb selbst besolden wollte: so war das wieder Eingriff in die Privilegien, dem sich die Kolonien widersetzten. So geht das fort, bis endlich nach dem Theeaufruhr die Krone Gewalt gebrauchte. Gage kömmt, und, was er thut, um Ruhe zu stiften, sind Fehltritte. Die

Maaß-

Maaßregeln der Amerikaner werden überall bewundert, und die des Englischen Ministerii sind das, wofür sie Pitt erklärte. Die Amerikaner demontiren endlich die Batterien, bemächtigen sich der Kanonen, und machen alle Anstalten zum Angriffe. Als es darauf 1775 zum ersten Treffen bey Lexington kam, und die königlichen Truppen auf ihrem Rückzuge zu ihrer Sicherheit dies Dorf in den Brand steckten: so schämt der Franzose, der dies Verfahren bey ganz andern Gelegenheiten von seinen Brüdern in Europa so oft gehört, und vielleicht selbst gesehen hatte, sich nicht, sie Mordbrenner zu nennen. Damit endigt sich der erste Theil des ersten Bandes.

Der zweyte Theil enthält in 3 Büchern die Parlamentsdebatten über den Amerikanischen Krieg, Washingtons Ernennung zum Oberbefehlshaber, die Ankunft der Englischen Generale Howe und Bourgoyne, den Vorfall bey Bunkershill, die Unternehmung gegen Kanada und Schilderung der Kriegsmacht von Amerika im Jahre 1776. Nach seiner Angabe belief sich ihre Miliz, die von Kanada ungerechnet, auf 428000, die sämmtlich zur Vertheidigung ihres Feuers und Heerdes die Waffen ergriffen hätten — eine erstaunliche Aufschneiderey, wobey er vergessen hatte, daß die Menschenzahl in allen Kolonien nur 3 Millionen beträgt. Bey der Beschuldigung, daß es den Amerikanern eben so sehr an Muthe als Kriegszucht gefehlt habe, sagt er: ich kenne diese Leute, habe einige Jahre hindurch mit einer großen Zahl derselben Umgang und Gelegenheit gehabt, folgende allgemeine Anmerkung über sie zu machen: Wenn sie gleich nicht so viel Leibeskräfte haben, als die meisten Europäischen Völker; so besitzen sie doch mehr Kühnheit; sie sind bey Wunden nicht so empfindlich, wie die Europäer, und werden leichter geheilet. Ob sie gleich nicht so viel Feuer, Leidenschaften und Geist, als die Kreolen auf den Antillen, haben: so besitzen sie doch in ihrer Jugend einen durchdringenden Verstand. Sie sind hitzig, geschmeidig und zum Zorne geneigt; sie drucken sich sehr leicht und ungezwungen aus, allein sie sind der Ueberlegung eben nicht fähig, sie können keine lange Betrachtungen anstellen, und sind in diesem Punkte gerade das Gegentheil der Europäischen Engländer. In ihrem 20sten Jahre sind sie schon völlig ausgebildet, sind Greise mit 50 Jahren, und reden alsdenn eben so wenig, als unsere Greise

plauderhaft sind. Ihr Charakter wird alsdenn im Grunde sehr ernsthaft; weil sie überhaupt in diesen Jahren ein schlechtes Gedächtniß, und viel mehr Willen als Gedanken, mehr Klugheit als Beurtheilungskraft, mehr Mäßigung als Kopf haben; allein eben deswegen sind sie desto besser im Stande, das Volk gut zu führen, und desto schwerer zu bezwingen. — Welcher Psychologe wird das erklären?

Den Amerikanern fehlte überhaupt nichts, als eine Flotte. Ihr Holz, so wie es jetzt ist, taugt nichts zu großen Schiffen; er meint indeß, daß sie, wenn sie es erst nach unserer Art forstmäßig behandelten, daß sie junge Bäume von hinlänglicher Stärke bekämen, Herren des Meers werden würden. Haben sie denn keine junge Bäume?

Bey der Beschreibung des Feldzuges gegen Kanada, der sich so traurig endigte, wird man zwar oft über den Lobredner etwas ungeduldig, zumal, wenn er auch der Englischen Hofzeitung Schuld giebt, daß sie absichtlich Unwahrheiten verbreitet; indeß muß man am Ende mit dem Hrn. Verf. wieder versöhnt werden, weil er doch gegen Karletons Ruhm auch gefühlvoll ist. Die Ankunft des General Bourgoyne in Kanada und Sir William Howe in Boston und dessen Schicksal daselbst, Parlamentsdebatten, Plan des Feldzugs, vergebliches Unternehmen auf Südkarolina, Räumung Bostons, welches dem Hrn. Howe als eine vorzügliche Probe seiner Tapferkeit und Kriegskunst angerechnet wird, sein Kriegszug von Hallifax nach Neuyork, und die Independenzerklärung sind der Inhalt des 2ten Theils.

Im 2ten Bande wird die Ankunft des Gen. Howe auf Staaten- und Long-Eyland beschrieben. Hätte er seine Siege auf Long-Eyland gehörig benutzt: so hätte er die Kriegsmacht des Kongresses gleich im Anfange des Feldzuges verrichten können; allein er wußte ihr den Weg nicht abzuschneiden. Washington räumte vermittelst eines geschickten Rückzugs die Insel in der Nacht, und ließ alle amerikanische Truppen in Neuyork einrücken, das bald darauf von den Brittischen Völkern besetzt, aber von den Amerikanern in Brand gesteckt wurde. Ganz enthusiastisch wird der V. über die Heldenthat der Amerikaner. Die Weiber, welche als Furien sich unter die Mordbrenner mischten, übertrafen bey weitem jene an Kühnheit und Patriotismus, welche die Trojanischen

Schif-

Schiffe ansteckten. Die Amerikaner zogen sich in die starken Verschanzungen von Kingsbridge, und den weißen Ebenen. Kingsbridge und Fort Lee ward leicht erobert, und wie sich diese so gepriesenen Helden auf den weißen Ebenen gehalten, ist auch bekannt. Die ganze Amerikanische Armee gieng auseinander; gleichwohl verzweifelte Washington nicht an der Rettung seines Vaterlandes. Man muß gestehen, daß in dieser kritischen Lage Washington und die Häupter der Revolution als Helden erscheinen, und Washingtons Ruhm wächst von diesem Zeitpunkte an fast mit jedem Schritte von Neuyork nach Trenton und Princetown. Dabey hoffte Washington noch immer die Aussöhnung der Kolonien mit dem Mutterlande. Es ist unmöglich, schreibt er den 24sten Jun. 1776, daß nicht die ruhigern Gemüther in der Muße und Ruhe der Winterquartiere der Vernunft Gehör geben sollten. Amerikas und Englands einziges und wahres Interesse ist eine Aussöhnung, und es ist schwer zu begreifen, was uns hindert, schon jetzt über gewisse billige Bedingungen übereinzukommen, ohne so lange zu warten, bis wir uns durch ausschweifende Feindseligkeiten auf beyden Seiten fast aufgerieben haben. Unterdeß kam immer mehr Unterstützung von Frankreich an (und in England selbst fehlte es nicht an Aufwieglern). Kurz, Amerika blieb von England getrennt, und einzelne Kolonien machten schon damals ihre jetzige Staatsverfassungen, die hier nach einander beschrieben werden.

Im zweyten Theile des 2ten Bandes erzählt er die Kriegsunternehmungen des Gen. Bourgoyne und Howe 1777, wobey eine gute Schilderung der Länder am Apallachischen Gebirge, durch welches ersterer ziehen mußte, mit angebracht ist. In den Monaten Junius, Julius und August verlieren sich die Flüsse, die von den Bergen herabkommen, und allein die Flüsse schiffbar machen. Die Flüsse in Amerika sind nach dem Raynal Flüsse von einem Tage, die am folgenden vertrocknet sind. (Sehr dreust im Allgemeinen behauptet, was doch nur von einzelnen Gegenden gilt —) Mit diesen und vielen andern Hindernissen hatten die Engländer in Amerika zu kämpfen. Er führt auch die übrigen Umstände an, womit er Howen rechtfertigt, warum er nicht durch die Jerseys nach Philadelphia gegangen. Er durfte sich nicht von der Flotte trennen. Howe kam nach einer langen Schiffahrt an den Ort seiner Bestimmung, siegte

am Brandewine Flusse, und hätte den Washington verfolgen, und zum zweyten male besiegen können: allein er versäumte die Gelegenheit, die amerikanische Armee auf lange Zeit zu zerstreuen. Mehr sagt er nicht von diesem Generale, dem man wirklich vieles zur Last legen kann. Noch weit schonender beurtheilt er den unglücklichen Zug des Bourgoyne, der die förmliche Allianz des französischen Hofs mit den Amerikanern, und die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit zur Folge hatte. Der Hr. Verf. berechnet am Ende die Vortheile, welche Frankreich von dieser Allianz haben müsse; bis jetzt aber sind diese Erwartungen so wenig eingetroffen, als verschiedene seiner übrigen Prophezeihungen.

Den Beschluß des Buchs macht der Seezug des Grafen d'Estaing, und die Einnahme von Dominica und Granada.

Im Anhange findet sich eine Rede des Obersten Washington an den Kongreß bey seiner Ernennung zum Oberkommando bey der Kontinentalarmee, eine Nachricht von den Ehrenbezeigungen, die man den an der Spitze der Armee gebliebenen Generalen gewidmet, und eine kurze Nachricht von der ersten Reise des Marquis de la Fayette nach Amerika.

So bekannt uns auch jetzt der größte Theil der hier vorgetragenen Materien ist, so oft auch die Partheylichkeit des Franzosen es dem Leser recht nahe legt, unwillig zu werden; so kann man es doch nicht lassen, noch weiter zu lesen. So gut versteht der Franzose die Kunst zu schreiben.

Nachrichten vom Lande Guiana, und dem Oronocofluß, und den dortigen Wilden. Aus dem Italienischen des Abt Salvator Gilii Auszugsweise übersetzt. Hamburg, bey Bohn, 1785. 1 Alphabet 11 Bogen, 8.

Hr. Prof. Sprengel, der es so gut versteht, Sachen in die Kürze zu ziehen, und doch nichts Wesentliches zu übergehen, liefert uns hier das ganze Werk des Hrn. Abts Gilii, welches zu Rom 1782 unter dem Titel:

Saggio di Storia Naturale, Civile e Sacra de Regni e delle Provincie Spagnuole di Terra Ferma nell America meridionale,

in drey Oktavbänden herauskam, in einem sehr mäßigen Oktavbande. Blos Giliis Nachricht über die Sprache der Oronoken im 3ten Theile ist ganz weggelassen, welchen Verlust wohl wenige Leser bedauern werden; denjenigen aber, welche sie etwa kennen zu lernen wünschen sollten, können wir die Reisen einiger Missionarien, welche der Hr. v. Murr herausgegeben, empfehlen, wo sie die Abhandlung des Hrn. Gilii durch Anmerkungen vom Hrn. Abt Veige bereichert noch ausführlicher lesen können, als hier ein Uebersetzer sie zu liefern im Stande gewesen wäre. Hr. Abt Gilii hat, wie die meisten seiner Ordensbrüder, die über Amerika geschrieben, freylich die eigentliche Länderkunde nur als Nebenwerk angesehen, und sein Buch ist um so viel weniger vollständig, da er nicht dort, sondern erst hier nach seiner Vertreibung aus Amerika an eine solche Beschreibung gedacht zu haben scheint. Aus eben dem Grunde ist auch seine Karte weggeblieben, welches aber doch in der That unangenehm ist. Da der Herr Prof. Sprengel den Kaulin und Thomsons neue Karte von dieser Gegend besitzt: so konnte er uns wohl Giliis Karte verbessert, oder auch die letzte liefern. Wir fordern ihn deshalb auf, um uns schadlos zu halten, den Kaulin mit Sullivans Karte und den nöthigen Verbesserungen entweder ganz oder auch nur im Auszuge ja bald zu liefern. Ueberhaupt fehlt uns noch eine gute Karte vom Oronoko und dem ganzen Königreiche Neugranada, dahin wir doch in diesem Buche so oft geführt werden; denn die beym Hartsink befindliche Karte ist noch sehr fehlerhaft.

Hr. Gilii hat sich als Heidenbekehrer 18 Jahre unter den Wilden am Oronoko aufgehalten, und ob wir gleich vom Gumilla und Andern schon Beschreibungen von dieser Gegend haben, so ist doch keiner mit den innern Gegenden des Landes so gut bekannt geworden, als er. Wäre er also mehr Naturkundiger, und überhaupt ein hellerer Beobachter gewesen: so würde er uns gewiß alles, was jetzo auch noch in seinem Buche dunkel bleibt, sehr gut aufgeklärt, und statt so vieler unrichtigen Dinge, die er mit der ermüdendsten Weitschweifigkeit erzählt, viel mehrere interessante Sachen gesagt haben. Das Weitschweifige und Ermüdende fällt nun zwar

in der deutschen Umarbeitung so ziemlich weg; aber was nicht da war, konnte auch nicht geliefert werden. Indeß bleibt dies Buch noch immer sehr schätzbar, besonders in Ansehung der Lebensart und Sitten dieser Völker, die man hier sehr gut kennen lernt, und der Inhalt verdient näher bekannt gemacht zu werden.

Zuerst giebt Hr. G. Nachrichten vom Oronokoflusse, die Rec. mit dem, was Gumilla davon hat, verglichen, und in vielen Stücken wirklich vorzüglicher gefunden hat. Die Breite des Flusses beträgt gemeiniglich 3 Meilen, davon 60 auf einen Grad des Aequators gehen, also $\frac{3}{4}$ geographische Meilen. In vielen Gegenden, wo das Land eben ist, erstreckt sie sich auf 5 solcher Meilen. Daß er an seinem Ausflusse unzählige Mündungen hat, ist bekannt. Eine bey Macavedo, nicht die breiteste, giebt er über 5 geographische Meilen an. Während der Regenzeit, wo er groß ist, überschwemmt er alles weit und breit. Von dem Berge Uruana aus schätzt er seine Breite zu der Zeit auf 25 Meilen. Alle 25 Jahre erfolgt die große Ueberschwemmung, wovon man auf den höchsten Felsen und Klippen deutliche Spuren an dem zähen Schlamme sieht, den weder die nachherige Regenfluth, noch die brennende Hitze zu vertilgen im Stande ist. Gummilla erzählt, daß ein Gouverneur die Tiefe des Flusses in seinem niedrigsten Stande habe messen lassen, und sie 80 Klafter gefunden habe. Eine andere Messung, sagt unser Hr. Verfasser, gab sie 65 Klafter, aber er setzt sehr vernünftig hinzu, daß er diese Messungen vielleicht nur zu der Zeit, wenn der Strom ausgelaufen ist, für richtig hält. So heftig auch die Regengüsse während der 5 Monate seines Steigens sind, so steigt er doch in einer Nacht nicht über einen Finger breit, welches allein schon Beweises genug von seiner ansehnlichen Größe ist. Gumilla sagt, die größte Höhe behielte er während des Septembers, und im October fällt er wieder; Gili aber: nachdem er bis ans Ende des Julius gestiegen; so bleibt er den ganzen August über unbeweglich. Die Regengüsse sind während deß viel seltener, obgleich noch immer heftig. Noch seltener im September und October, und ob er gleich am untern Oronoko noch fortdauert: so hat er doch oben beynahe aufgehört, und nun fällt das Wasser wieder. Das Ufer bekömmt dabey das Ansehen einer künstlichen und regelmäßigen Treppe, die an jeder Seite verschiedene Meilen

breit

breit ist. Der Lauf des Stroms ist so langsam und unmerklich, daß man an vielen Orten auf einem großen See zu fahren glaubt, und nur die von Meta und Apure herunterkommenden Cederbäume beweisen, daß sich das Wasser bewegt, ob sie gleich auch sehr langsam schwimmen. Von den Wasserfällen und Inseln im Oronoko findet man hier auch weit vollständigerere und richtigere Nachrichten, und unser Hr. Verfasser sagt, daß er überhaupt seine Beschreibung des Flusses nicht weiter, als von dem Wasserfalle zu Atavase bis an das Meer hätte ausdehnen müssen. Er glaubte sogar nicht einmal, daß der Oronoko mit dem Amazonenflusse eine Verbindung habe, welches doch Condamine richtig angiebt. In Ansehung der Quellen irren aber Beyde. Allen neuern Untersuchungen zufolge hat er seinen Ursprung entweder aus dem Parima See, oder doch in der Gegend desselben, wie schon d'Anville auf seiner Karte angezeigt hat.

Die ganze Gegend am Oronoko, die einen sehr ansehnlichen Theil der Spanischen Besitzungen in Amerika ausmacht, und seit 1767 unter einem besondern Gouverneur steht, der dem Vicekönig von San Fede in Neugranada untergeordnet ist, in geistlichen Sachen aber von dem Bischofe der Insel Portorico abhängt, ist unbebauet und wild. Mehr als 20 Tagereisen weit erblickt man am linken Ufer des Flusses weiter nichts, als unbewohnte Flecken und Ebenen, endlich aber kömmt man an das Dorf Cabruta, dessen Einwohner theils Guamis, theils Caveris, eine von den Karaiben gefürchtete Nation sind, die man nebst einigen Spanischen Familien dahin versetzt hat. Das Dorf ward 1740 angelegt, und ist eine der schönsten und volkreichsten Niederlassungen. Von Caracas ist es nur einige Tagereisen entfernt. Außerdem liegen noch an dieser Seite die beyden Dörfer Maipuri und Citta St. Ferdinando. Auf der andern Seite findet man von dem alten Guiana noch die Festung, und weiter hinauf den engen Paß Angostura, wo der Gouverneur mit den aus Guiana hieher gezogenen Einwohnern sich aufhält, weiter hinauf das Dorf Citta Real am Ujapiflusse, und 2 Tagereisen weiter das von Hrn. Gilii angelegte Dorf Encaramada, ferner Uruana, Caricoiana und Mapara. Ein Kanot, das hier Curiara heißt, kann man für 3 oder 4 Aexte von den Eingebohrnen kaufen; die Piroguen der Karaiben aber sind theurer, und kosten gewöhnlich an Gelde und Waaren 10

4000 beläuft, die Guaivis, Ciricois und Jaruris, die zusammen mehr als 5000 Seelen ausmachen, und sehr gute Krieger sind.

Von dem berühmten See Parima, welcher hinter dem Lande der Karaiben liegt, und vielleicht zu ihrem Gebiete gehört, ist schon vorhin bemerkt, daß er den Oronoko aus demselben herleitet. Während seines 18jährigen Aufenthalts in diesen Gegenden hat er nie einen Indianer von dem so berühmten Dorado, das hier seyn soll, sprechen gehört. Nach seiner Meynung bedeutet Dorado nicht, wie man insgemein glaubt, ein Goldland, sondern einen vergoldeten Mann, der nach des Oviedo Berichte beständig mit Goldstaube bedeckt war. Beyläufig führt er die Sage von den Amazonen an, die sich noch unter den Indianern erhält.

Berge von beträchtlicher Höhe findet man wenige im Lande. Unter den Fruchtbäumen im Innern des Landes, die er hier beschreibt, verdient außer den verschiedenen Palmarten auch der Zimmtbaum des Oronoko, der erst in den Jahren 1746 und 47 entdeckt worden, bemerkt zu werden. Ohne Zweifel ist er einerley mit dem Brasilischen Cravo. Der Kakaobaum, den man auch erst entdeckt hat, giebt nicht so wohlschmeckende Bohnen, als der am Maragnon. Einen sehr bequemen Leim, der auch zum Zusiegeln der Briefe gebraucht wird, giebt das sogenannte Zwiebelkraut, und zwar dienen dazu die von dessen Stengel abgeschabten Theile. Ihre Tabackspfeifen machen sie sich aus einem Maisblatte, darin sie den Taback wickeln. Von dem weiblichen Pappajoebaume versichert er, daß er auch ohne die Gegenwart der männlichen Früchte, aber inwendig ohne Saamen trage. Baumwolle finden die Indianer überall genug, ohne daß sie nöthig hätten, dies Gewächs mühsam zu ziehen. Wegen der Ameisen füllt man für die Küchengewächse ein Kanoe mit Erde, und stellt es auf 4 hohe Pfähle, weit von der Erde. Eine vorzügliche Plage auch dieses Landes sind die blutdürstigen Fledermäuse, gegen welche noch die Katzen die besten Dienste thun.

Unter allen hier beschriebenen Thieren wäre unstreitig der rauhe wilde Mann, dessen schon Bomare in seinem Wörterbuche gedenkt, das wichtigste, wofern er nicht wirklich ein in der Wildniß aufgewachsener Mensch, oder die ganze Sache

eine

eine Legende ist. Denn Hr. G. hat keinen einzigen Indianer gekannt, der dies Geschöpf mit eigenen Augen gesehen hatte. Daß der Danta sich leicht zahm machen lasse, weiß er aus eigener Erfahrung; sonderbar aber ist es, daß der gute Pater an seinem zahmen Danta nicht einmal bemerkt hat, ob er wiederkäue.

Unter den Insekten thut in den warmen Ländern keines den Früchten mehr Schaden, als die Ameisen; er beschreibt sie daher am ausführlichsten. Die großen nennen die Eingebohrnen Bacciaco. Diese, wenn sie sich verwandeln, werden von den Eingebohrnen mit blutigen Händen, (denn die Ameisen haben lange scharfe Zähne) aus ihren Hölen hervorgeholt, in Körben gesammelt, und nachdem ihnen der Kopf abgeschnitten ist, gebraten. Dies ist für den Indianer ein kostbares Gericht. Man hat Einige von eben der Größe, die noch heftiger beißen, wobey die Tamanacher den Muth ihrer Knaben üben, indem sie sehen, wer sich am geduldigsten von ihnen beißen läßt. Die schlimmsten aber unter allen Ameisen sind die Ivacas. Ihr Biß verursacht das Fieber. Die Eramaru sind besonders eine Plage in den Häusern. Sie fraßen dem armen Pater allen Zucker auf, er mochte ihn verwahren, wo er wollte. Daß ihm dies nicht wenig verdrossen haben müsse, kann man daraus sehen, daß er ganz aufrichtig erzählt, er habe den Bann über sie ergehen lassen. Lächerlich aber ist es, daß er hinzusetzt: viele Ameisen wären nach seinen Beschwörungen entweder gestorben, oder sie hätten sich entfernt. Alle haben sich indeß nicht daran gekehrt.

Der Hund ist das einzige zahme Hausthier des Indianers. So wild aber auch die Hunde hier sind: so hört man doch nichts von einem wüthenden Hunde. Die Indianer bezähmen aber verschiedene Thiere, auch die wilden Pferde. Von den Mineralien giebt er auch einige Nachricht. Daß Gold im Lande seyn müsse, schließt er aus dem Indischen Namen; da sie aber keinen für das Silber haben, sondern es mit dem Spanischen Namen Prata belegen: so müssen sie das nicht im Lande finden. Wegen des äußerst feuchten und ungesunden Landes erreicht hier selten Jemand ein Alter von 50 Jahren; die Indianer glauben indeß (und zwar mit Rechte), daß die innern Gegenden des Landes gesunder sind, als die Missionsdörfer an den Flüssen.

Thaler. In der regnigten Jahrszeit ist der Oronoko ruhig; in der trockenen aber pflegt er gewaltig zu toben, da sich alsdann die periodischen Winde einstellen. Alsdann segelt man.

Der Fluß ist außerordentlich fischreich. Zu gewissen Zeiten des Jahrs ziehen die Fische in so großer Menge, daß sich von ihnen ein unerträglicher Geruch auf eine große Strecke verbreitet. Man wirft sie alsdann blos mit den Rudern in die Böte. Die Eingebohrnen pflegen auch zur Nachtzeit sie in irgend einer Bucht dadurch zu fangen, daß sie mit grossen Knitteln wie Rasende rings umher ins Wasser schlagen. Die Fische springen alsdann aus Furcht in großer Menge in die Böte. Indeß giebt es nicht viele Arten. Die hier gekannten sind der Zitterfisch, der Rochen mit einem Stachel, den sie statt des Schwanzes haben (unstreitig der Pfeilschwanz Raia Pastinaca Linn.), dessen Verwundungen nur alsdann gefährlich sind, wenn man nicht frühzeitig genug die nöthigen Heilmittel gebraucht. Unter die Flußthiere gehört der Manati oder die Seekuh von der Größe und Gestalt eines jungen starken Thiers, die Iguana, eine Gattung Eidexen, die sich gewöhnlich auf den Bäumen, nahe bey den Flüssen aufhält, und bey dem geringsten Geräusche sich im Wasser verkriecht. Es ist der Kammleguan, dessen auch Hr. Leiste im Brittischen Amerika gedenkt, und dessen Fleisch als sehr wohlschmeckend angerühmt wird. Hr. G. ist aber anderer Meynung. Die Noth zwang ihn zuerst, den Ekel, den er auch gegen diese Eidexen hätte, zu überwinden. Nachher aß er sie mit verlängertem Widerwillen; sobald er aber andere Speise bekommen konnte, war er froh, sie nicht weiter genießen zu dürfen. Die Indianer essen gern die Eyer dieser Thiere, bekümmern sich aber nicht um die gelegten, sondern ziehen die vor, welche sie den getödteten Thieren aus dem Leibe nehmen. Die Kaimans oder amerikanischen Krokodile sind so häufig, daß man zuweilen 30 bis 40 auf einmal an den Ufern des Oronoko sieht. Die größten sind 12 bis 14 Fuß lang. Blos die Nation der Guamos ißt ihr Fleisch; die Eyer aber werden von den Indianern und Negern häufig gegessen, und Hr. G. selbst fand ihren Geschmack nicht unangenehm. Hr. G. nennt noch eine Art Krokodile, den vorigen sehr ähnlich, aber unendlich kleiner, ebenfalls fleischfressend, und nicht weniger wild (wahrscheinlich Lacerta Dracäna) die Einwohner

nennen es Baviglia und sind bis zur Narrheit auf das Fleisch dieses Thier erpicht. Es ist schwarz, mit dunkelgelb vermischt, und hat zwar überall Schuppen, die aber nicht so dicht und hart sind. Eine Gattung Fischottern, die man den Flußhund nennt, wird besonders in den Seen und Flüssen am Oronoko gefangen. Hayfische lassen sich selten im Flusse sehen. Das vorzüglichste Thier aber ist die Schildkröte, deren es mehrere Arten giebt. Besonders ist eine kleinere Gattung, Terecaje genannt, deren Größe hier beschrieben wird. Beyder Eyer sind ein sehr schätzbares Nahrungsmittel der Einwohner. Sie essen sie nicht nur in sehr großer Menge, sondern wissen sich auch, wie Gumilla noch ausführlicher erzählt, ihr Oel und ihre Butter daraus zuzubereiten. Es ist unglaublich, was für eine Menge Eyer auf solche Art verzehrt wird; selbst die Thiere stellen ihnen sehr nach, und doch ist nie Mangel daran, ein Beweis von der großen Anzahl dieser Thiere. Daß die großen Schildkröten nicht nur den Amerikanern, sondern auch den Europäern gut schmecken, ist bekannt. Er beschreibt auch einige Vögel, Bäume und andere Früchte; aber er ist zu wenig mit der Naturgeschichte bekannt, um nur die nöthigsten Kennzeichen derselben anzugeben, und kann folglich nicht zu dieser Absicht gebraucht werden. Von Bäumen, deren Früchte eßbar sind, giebt es überhaupt wenige in der Nähe des Oronoko. Auch findet man hier sehr wenig Kräuter und Pflanzen wegen des sandigen Bodens. Wo indeß der Fluß langsam fließt, und mehr Schlamm hat absetzen können, da ist alles grün.

Das Wichtigste in diesem Buche ist die Nachricht von den Nationen. Gumilla machte ihre Zahl noch sehr ansehnlich. Unser Hr. Verf. sagt, daß mehr als 20 verschiedene Nationen, die das an dem Oronoko gegen Süden belegene Land bewohnten, zusammen kaum 5000 Seelen ausmachten, und unter diesen sind die Maipuris, welche zusammen mit den Avaniern und Chirrupiern ungefähr 2000 ausmachen, noch die mächtigsten. Unter dieser Anzahl sind aber die Karaiben nicht mit begriffen, die allein 5000 Mann stark sind, und durch ihre unaufhörlichen Streifereyen und Kriege das Land noch immer mehr entvölkern. Am linken Ufer des Oronoko findet man einige Nationen, die zahlreicher und kriegerischer sind, und sich daher besser gegen die Karaiben haben vertheidigen können, nämlich die Ottomachier, deren Zahl sich bis auf

4000 beläuft, die Guaivis, Ciricois und Jaruris, die zusammen mehr als 5000 Seelen ausmachen, und sehr gute Krieger sind.

Von dem berühmten See Parima, welcher hinter dem Lande der Karaiben liegt, und vielleicht zu ihrem Gebiete gehört, ist schon vorhin bemerkt, daß er den Oronoko aus demselben herleitet. Während seines 18jährigen Aufenthalts in diesen Gegenden hat er nie einen Indianer von dem so berühmten Dorado, das hier seyn soll, sprechen gehört. Nach seiner Meynung bedeutet Dorado nicht, wie man insgemein glaubt, ein Goldland, sondern einen vergoldeten Mann, der nach des Oviedo Berichte beständig mit Goldstaube bedeckt war. Beyläufig führt er die Sage von den Amazonen an, die sich noch unter den Indianern erhält.

Berge von beträchtlicher Höhe findet man wenige im Lande. Unter den Fruchtbäumen im Innern des Landes, die er hier beschreibt, verdient außer den verschiedenen Palmarten auch der Zimmtbaum des Oronoko, der erst in den Jahren 1746 und 47 entdeckt worden, bemerkt zu werden. Ohne Zweifel ist er einerley mit dem Brasilischen Cravo. Der Kakaobaum, den man auch erst entdeckt hat, giebt nicht so wohlschmeckende Bohnen, als der am Maragnon. Einen sehr bequemen Leim, der auch zum Zusiegeln der Briefe gebraucht wird, giebt das sogenannte Zwiebelkraut, und zwar dienen dazu die von dessen Stengel abgeschabten Theile. Ihre Tabackspfeifen machen sie sich aus einem Maisblatte, darin sie den Taback wickeln. Von dem weiblichen Pappajoebaume versichert er, daß er auch ohne die Gegenwart der männlichen Früchte, aber inwendig ohne Saamen trage. Baumwolle finden die Indianer überall genug, ohne daß sie nöthig hätten, dies Gewächs mühsam zu ziehen. Wegen der Ameisen füllt man für die Küchengewächse ein Kanoe mit Erde, und stellt es auf 4 hohe Pfähle, weit von der Erde. Eine vorzügliche Plage auch dieses Landes sind die blutdürstigen Fledermäuse, gegen welche noch die Katzen die besten Dienste thun.

Unter allen hier beschriebenen Thieren wäre unstreitig der rauhe wilde Mann, dessen schon Bomare in seinem Wörterbuche gedenkt, das wichtigste, wofern er nicht wirklich ein in der Wildniß aufgewachsener Mensch, oder die ganze Sache eine

eine Legende ist. Denn Hr. G. hat keinen einzigen Indianer gekannt, der dies Geschöpf mit eigenen Augen gesehen hatte. Daß der Danta sich leicht zahm machen lasse, weiß er aus eigener Erfahrung; sonderbar aber ist es, daß der gute Pater an seinem zahmen Danta nicht einmal bemerkt hat, ob er wiederkäue.

Unter den Insekten thut in den warmen Ländern keines den Früchten mehr Schaden, als die Ameisen; er beschreibt sie daher am ausführlichsten. Die großen nennen die Eingebohrnen Bacciaco. Diese, wenn sie sich verwandeln, werden von den Eingebohrnen mit blutigen Händen, (denn die Ameisen haben lange scharfe Zähne) aus ihren Hölen hervorgeholt, in Körben gesammelt, und nachdem ihnen der Kopf abgeschnitten ist, gebraten. Dies ist für den Indianer ein kostbares Gericht. Man hat Einige von eben der Größe, die noch heftiger beißen, wobey die Tamanacher den Muth ihrer Knaben üben, indem sie sehen, wer sich am geduldigsten von ihnen beißen läßt. Die schlimmsten aber unter allen Ameisen sind die Ivaras. Ihr Biß verursacht das Fieber. Die Eramaru sind besonders eine Plage in den Häusern. Sie fraßen dem armen Pater allen Zucker auf, er mochte ihn verwahren, wo er wollte. Daß ihm dies nicht wenig verdrossen haben müsse, kann man daraus sehen, daß er ganz aufrichtig erzählt, er habe den Bann über sie ergehen lassen. Lächerlich aber ist es, daß er hinzusetzt: viele Ameisen wären nach seinen Beschwörungen entweder gestorben, oder sie hätten sich entfernt. Alle haben sich indeß nicht daran gekehrt.

Der Hund ist das einzige zahme Hausthier des Indianers. So wild aber auch die Hunde hier sind: so hört man doch nichts von einem wüthenden Hunde. Die Indianer bezähmen aber verschiedene Thiere, auch die wilden Pferde. Von den Mineralien giebt er auch einige Nachricht. Daß Gold im Lande seyn müsse, schließt er aus dem Indischen Namen; da sie aber keinen für das Silber haben, sondern es mit dem Spanischen Namen Prata belegen: so müssen sie das nicht im Lande finden. Wegen des äußerst feuchten und ungesunden Landes erreicht hier selten Jemand ein Alter von 50 Jahren; die Indianer glauben indeß (und zwar mit Rechte), daß die innern Gegenden des Landes gesunder sind, als die Missionsdörfer an den Flüssen.

Die Eingebohrnen betrachtet Hr. G. nach ihrem physikalischen, moralischen und politischen Zustande. Unter dem physikalischen begreift er Farbe und Beschaffenheit des Körpers, Krankheiten, und die Art zu heilen, ihren Tod, Begräbniß, und die dabey üblichen Gebräuche. Der zweyte Abschnitt handelt von ihren Tugenden und Lastern, und der dritte von ihren Oberhäuptern, Gebräuchen, häußlichen Beschäftigungen, Handel und Kriege. Sobald sie als Christen aufhören nackend zu gehen, und sich etwas reinlicher halten, sehen sie weit weißer aus. Einige Wilde lassen auch die Barthaare wachsen. Ihre Haare werden äußerst selten grau, sondern bleiben immer schwarz. Auch haben sie keine Runzeln im Gesichte, sondern an den Füßen, woran man ihr Alter erkennt. Vielleicht giebt es kein schwächeres Volk auf dem Erdboden, als diese Indianer. Doch sind sie alle gute Schwimmer, und überhaupt sehr gewandt, und wissen ihren Körper gut zu gebrauchen. Eine Stecknadel heben sie mit den Zehen ihrer Füße auf, die, weil sie nie durch Schuhe gedruckt werden, wie unsere Finger, weit auseinander stehen. Es hält schwer, sie dazu zu gewöhnen, daß sie ihren Leib bedecken; dennoch aber halten sie sehr auf Putz. Ihr Kleid ist die Farbe, womit sie sich bemalen. Fehlt ihnen dieser Anzug: so schämen sie sich so sehr vor Andern zu erscheinen, als wir ohne Kleider. Krankheiten sind hier eine unzertrennliche Folge. Das Klima, deren Kur die Piacis (Zauberer) unternehmen. Es ist falsch, wenn Einige glauben, daß diese Piacis den Götzendienst besorgen; denn die Wilden am Oronako erzeigen dem höchsten Wesen gar keinen Dienst. (Aber suchen sie nicht den bösen Geist mit sich auszusöhnen, daß er ihnen nicht schade?) Ueberhaupt kömmt hier manches vor, wo man bey andern nicht weniger glaubwürdigen Schriftstellern andere Belehrungen findet; z. B. von ihrer Mäßigkeit. Sie sind in der That sehr genügsam, sagt Hr. G. Er hätte hinzusetzen müssen: aus Faulheit; denn sonst hat er selbst Beweise ihrer großen Unmäßigkeit im Essen und Trinken gegeben. Das Lügen ist ihnen so sehr zur Gewohnheit geworden, daß sie sich dessen nicht einmal schämen. Sie sind äußerst neugierig. Kömmt ein Fremder in das Dorf: so eilt Jeder, ihn zu sehen und Anmerkungen über ihn zu machen. Der größte Gegenstand ihrer Neugierde sind die Bücher und das Papier der Europäer. Sie haben für Geschriebenes eine außerordentliche Ehrfurcht, und betrachten es

als

als etwas Uebernatürliches. Wenn man daher einen Brief ihnen zu bestellen übergiebt, wickeln sie ihn als ein Heiligthum in ein Tuch oder Blätter, und übergeben ihn getreulich. Auch verborgene Dinge können die Missionarien daraus entdecken. Einst verklagte z. B. ein betrunkener Indianer seine Frau, daß sie ihm untreu sey. Der Pat. G. nahm das Brevier und las darin mit großer Aufmerksamkeit. Sogleich hörte er auf zu lärmen, und erwartete die Entscheidung. Nach einiger Zeit wandte sich Hr. G. an den Ehemann mit den Worten: ich finde doch in diesem Buche nichts von dem, was du mir sagtest. — Ists möglich? schrie jener; wie Hr. G. abermals in das Buch hineingesehen, und versichert hatte, daß er sich geirrt habe: so bat er seine Frau um Vergebung. Nichts geht über ihren Stolz und kindische Unbeständigkeit, weßhalb sie öfters aus den angelegten christlichen Dörfern in die Wälder zurückfliehen. Jede Dorfschaft hat ihren König, dessen Ansehen aber nur im Kriege, wenn er zum Anführer gewählt wird, von einiger Bedeutung ist. In den christlichen Dörfern haben sie doch noch einige Unterscheidungszeichen; einen Kommandostab mit einem silbernen Knopfe, und eine besondere Bank in der Kirche. Von Höflichkeitsbezeigungen wissen sie überhaupt nichts. Statt die Hand zu küssen, beriechen sie dieselbe mit der Nase. Familiennamen haben sie auch nicht; sondern die Mütter geben den Kindern Namen von irgend einem Unterscheidungszeichen des Körpers, als der Schielende, der Spitznasigte u. s. w. Aeltern pflegen ihre Kinder, selbst wenn diese schon Kinder haben, zu streicheln, zu liebkosen, und sie noch immer Kindchen zu nennen. Obgleich die Nationen nie lange an einem Orte bleiben: so hat doch jeder einen gewissen Bezirk, darin sie keinen Fremden leiden. Das geht bey der geringen Zahl von Menschen sehr wohl an. Die Tamanachir, wie sie noch Heiden waren, hatten eine Strecke von mehrern hundert Meilen, und darin überall 3 Dörfer für etwa 125 Seelen. Vier bis fünf Hütten, worin gewöhnlich mehrere Familien aus Faulheit bey einander wohnen, machen schon ein Dorf aus. Manche von diesen Hütten sind kaum halb gedeckt. Fenster oder Lichtöffnungen haben sie nicht. Wollen sie hinaussehen: so heben sie ein paar Palmzweige auf. Auch die Thüröffnungen sind sehr klein. Von öffentlichen Gebäuden, als Tempeln und dergleichen wissen sie nichts. Nur die Karaiben haben öffentliche Tanzhäuser. Ihre Tageszeit bestimmen sie nach dem

Stunde am Sonne. Größere Zeitabschnitte rechnen sie nach Monden oder den Zeiten der Erndten. Durch das letztere Mittel bekommen sie richtige Sonnenjahre. Von den Europäischen Waaren glauben sie, daß sie von ihren verstorbenen Landsleuten verfertigt werden, die sich jetzt in unsern Ländern aufhalten. Sonne, Mond und Sterne halten sie für lebendige Geschöpfe; daher die Angst über Sonnen- und Mondsinsternisse. Da sie nichts besitzen, was die Stelle unserer Buchstaben und Schriften vertreten könnte; so bedienen sie sich gewisser Bänder und Knoten, um etwas mit Abwesenden zu verabreden. Wollen sie die Zeit einer Zusammenkunft verabreden; so schürzen sie so viel Knoten, als Tage bis zur gesetzten Zeit verstreichen sollen. Mit jedem Tage wird ein Knoten aufgelöset, auch von dem Boten, der ein solches Band überbringt. Die hier gewöhnliche Vielweiberey ist für die Weiber ein Hauptbewegungsgrund, daß sie ihre Familien bewegen Christen zu werden. Eine Beobachtung am Orottoko, die auch wohl in Europa sich bestätigen möchte, ist die, daß die Weiber dort glauben, ihre Schönheit zu erhalten, wenn sie früh Kinder bekommen. Auch die Bemerkung ist äußerst wichtig, daß die Weiber nur so lange äußerst leicht gebähren, als sie in der Wildniß ohne alle Pflege leben. Sobald sie Christinnen werden, sagt Hr. G., hört dies auf, und er hat nachher die gebährenden Weiber oft laut schreyen gehört. Spiele sind unter einem so müßigen Volke ein wahres Bedürfniß. Sie haben es daher in eine Kunst verwandelt, darauf Belohnungen gesetzt sind. Die Ottomacher spielen Ball um festgesetzte Preise, und was hier davon erzählt ist, erregt allerdings Bewunderung ihrer Geschicklichkeit. Jede Nation hat auch ihre besondern Tänze. Wir übergehen die Zubereitung ihres Brods aus dem Kassave Mehle, das, wie man schon aus Cudenas vom Hrn. Leiste herausgegebenen Beschreibung des Portugiesischen Amerika weiß, schon längst in diesen Gegenden bekannt ist, und von den Spaniern und Portugiesen Farinha de Pao, Holzmehl genannt wird. Die Zubereitung des Mehls ist hier auch so, wie in Brasilien. Man hat auch Brod aus Maiz. Kurz: es fehlt nicht an verschiedenen guten Brodarten, und dennoch giebt es viele Indianer, die aus Trägheit lieber Erde fressen. Die Ottomacher vermischen eine Art wohlriechenden Thon mit einer gewissen Frucht, und machen kleine Brödchen daraus, die sie mit großem Appetite verzehren. Viele essen sogar die Erde ganz

unver-

untermischt, und den Thon, woraus sie Töpfe zubereiten; doch geniessen die Ottomacher dabey Krokodillenfett, welches ein gutes Abführungsmittel ist. Spinnen und Weben ist eine bekannte Geschicklichkeit der Indischen Weiber. Statt des Weberkamms haben sie eine flache hölzerne Schaufel, die zu diesem Behufe sehr schicklich seyn soll. (Diese blosse Schaufel kann ja, wenn nicht dabey noch eine Vorrichtung gemacht ist, nicht statt des Weberkamms dienen.) Die übrigen Beschäftigungen der Männer und Weiber sind auch schon bekannt. Blos mit Blasröhren vergiftete Pfeile zu schiessen, ist hier ebenfalls auf der Jagd gebräuchlich. Ihr Fleiß im Ackerbaue verdient nicht das geringste Lob. Durch die Ermunterung der Missionarien sind sie endlich so weit gebracht, ausser den im Walde abgebrannten Stellen, die sie gewöhnlich nur einmal nutzen, die sehr fruchtbaren Inseln des Oronoko nach ihrer Ueberschwemmung noch mit Jucca, Mais, Bohnen, Gurken, Kürbissen und dergleichen zu bepflanzen. Mehr Neigung als zum Ackerbaue, der größtentheils den Weibern überlassen wird, hat der Indianer zur Jagd, Fischerey und zum Handel, welcher aber bloß in einer Umtauschung ihrer Produkte gegen Europäische Waaren besteht. Diese wandern aber auch bald aus einer Niederlassung in die andere. Ihr Handel erfordert übrigens nicht viel Rechnungen, die sie auch nicht verstehen. Indessen können sie doch mehr als 5 zählen. 5 ist eine Hand, 6 ist einer von der andern Hand, 10 sind beyde Hände ganz. Wenn sie 11 ausdrucken wollen: so strecken sie beyde Hände und einen Fuß aus, mit dem Beysatze: eins am Fuße; 16 heißt einer am andern Fuße; 20 heißt ein Mensch, welches hier beyde Hände und beyde Füße bedeuten soll. Eins an der Hand eines andern Menschen heißt 21, 40 zwey Menschen. Gewöhnlich können sie durch Worte nicht mehr als 100 oder 200 zählen; überhaupt aber pflegen sie abstracte Begriffe immer durch Bilder anzuzeigen. Wenn sie 20 sagen, pflegen sie immer beyde Hände gegen die Füße zu strecken. Was Hr. G. von ihren Waffen und Kriegen, von der Dienstbarkeit, darin sich Einige freywillig des Unterhalts wegen begeben, dem Sklavenhandel, der noch am untern Oronoko nicht abgeschafft ist, auch von ihrer Religion sagt, ist nicht weniger unterhaltend. Alle Indier glauben das Daseyn eines Wesens, von dem alle Dinge abhängen, dem Einige einen Bruder, auch eine Tochter, oder einen Sohn geben. Die Saliven erzählen

ken auch von einem Sohne des höchsten Wesens, der vom Himmel kam, um die Länder am Oronoko von einer übermäßig grossen Schlange zu befreyen. Indessen verehren sie diesen höchsten Gott nicht. Dagegen fürchten sie einen bösen Geist, den sie durch Tänze und Opfer zu besänftigen suchen. Auch die Fortdauer der Seele nach dem Tode glauben sie; aber sie lassen sie über das Meer in unsere Gegenden wandern, wo sie allerley künstliche Arbeiten für die zurückgelassenen Verwandten verfertigen. Einige machen auch einen Unterschied zwischen dem Zustande der Guten und Bösen. Von einer allgemeinen Ueberschwemmung des Erdbodens hat sich eine Tradition unter ihnen erhalten, und was die Maipurier von der Entstehung des Menschen erzählen, hat eine große Uebereinstimmung mit der Mosaischen Geschichte. Zu ihrer Bekehrung ist es nöthig, sie in Dörfer zu versammeln, welche so lange Riduziones heißen, so lange sie noch nicht im Christenthume gehörig befestigt sind, und die Missionarien bey ihnen bleiben; bekommen sie aber erst ordentliche Pfarrer mit festgesetztem Gehalte, so heißen sie Kirchspiele, und alsdann bezahlen die Mannspersonen vom 18ten bis ins 50ste Jahr einen geringen jährlichen Tribut an den König von Spanien.

Unter allem zahmen Viehe, das man aus Europa dahin gebracht hat, ist das Rindvieh das schätzbarste. Es hat sich auch am Oronoko, vorzüglich in Cabruta in 20 Jahren so vermehrt, daß eine schöne junge Kuh nicht mehr als 3 Thaler gilt, und auf den wöchentlichen Märkten von Caracas einen Thaler. Demungeachtet kann ein Missionarius seinen Appetit nach gutem Rindfleische nicht oft befriedigen; denn freylich hält es sich nur einen Tag, und eingesalzen oder an der Sonne gedörrt hält es sich auch nicht lange, denn nach wenigen Tagen ist es so trocken als Holz, und in der regnichten Jahrszeit bekömmt es auch noch die ekelhaften Ueberbleibsel der Insekten. Fische, Schildkröten, Bohnen und Reis bleiben daher nebst den Kürbissen und andern Gewächsen seine besten Speisen. Zum Gewürze nimmt man dort Kayennepfeffer, Knoblauch, Zwiebeln, Salz, das theuer und oft nicht zu haben ist. Man behilft sich alsdenn mit Kayennepfeffer. Die Eingebohrnen machen sich auch Salz aus der Kukuritopalme. Hr. G. erzählt auch, wie man sich Essig und andere Bedürfnisse dort verschafft; am ausführlichsten

aber

aber ist die Beschreibung des Amts eines Missionarius, das allerdings einen sehr hohen Grad der Verleugnung erfodert, zumal da durch alle Treue so wenig wahre Besserung und Aufklärung bey diesen rohen Völkern, die bis an ihr Ende Kinder bleiben, befördert wird. Man wird indeß auch diesen Abschnitt selbst um der Länder- und Völkerkenntniß willen mit sehr vielem Vergnügen lesen.

P.

10. Gelehrtengeschichte.

Niklaas Tulp. Dem Priesterjubiläum Sr. Hochwürden, Herrn Prediger Mörl geweihet von Dr. Phil. Ludw. Wittwer. Nürnberg, 1785. 4. 3 Bogen.

Der gelehrte Hr. Dr. Wittwer giebt uns hier in der Kürze eine Lebensbeschreibung des sowohl als beobachtender und ausübender Arzt in der Geschichte der Arzneykunde, als auch in der Staatsgeschichte seines Vaterlandes berühmten Amsterdammer Bürgermeisters Niklaas Tulp. Er führt die merkwürdigsten Fälle aus seinen medicinischen Beobachtungen an; die verschiedenen Auflagen von denselben; (die sechste Ausgabe hat auf meinem Exemplar 1739.) dann seine Verdienste um den Staat, wobey die Anekdote von seinem Jubelschmauß seines Senatoramts ein großes Licht auf seinen Charakter wirft. Auf dem Titelblatt ist der Abdruck einer Münze, die Tulp zu Ehren geschlagen wurde, welche der Hr. V. aus dem Kabinette des Hrn. Leibarzt Möhsen zu Berlin erhalten hat.

Fu.

Gedächtnißrede auf den weiland hochwürdigen Herrn Brandanus Gebhardi, Doctor der Gottesgelahrtheit und Superintendenten zu Stralsund, von Christian Heinrich Groskurd, Rector des

Gym-

Gymnasiums zu Stralsund. Stralsund, gedruckt bey Struck, 1785. 110 Seiten.

Diese Gedächtnißschrift besteht aus einer Lebensbeschreibung des sel. Mannes, welche den Herausgeber selbst zum Verfasser hat, und aus einem, dem Andenken seines Vaters gewidmeten Aufsatz vom Hrn. Prediger M. Bogislaf Heinrich Gebhardi. Aus jener lernt man den Verstorbenen als einen gelehrten, um die Wissenschaften verdienten, und den Kirchen und Schulen seines Vaterlandes sehr nützlich gewesenen Mann kennen, der den wichtigen Aemtern, die er bekleidete, mit größter Treue und unermüdeter Sorgfalt vorstand. Er war der erste, der im Jahr 1726 auf der Universität zu Greifswalde über die Mathematik, welche man dort bisher sehr vernachläßiget hatte, gründliche Vorlesungen hielt. Da er im Jahr 1730 nach Stockholm reisete, und seine mathematischen Kenntnisse daselbst bekannter wurden, ward ihm nach einiger Zeit die öffentliche Professur in dieser Wissenschaft zu Greifswalde aufgetragen. Unwissenheit und Neid kabalirten zwar aus allen Kräften wider ihn, aber der einsichtsvolle und dabey gerade, ehrliche Mann hatte doch die Freude, sich gegen alle Angriffe der Chikane zu erhalten. Als sich der sel. Gebhardi, vom Jahr 1735 an, dem Dienst der Kirche widmete, ward auch der Geist der Ketzermacherey, der nirgends, wo er Gewalt hat, ruhen kann, wider ihn rege. Gebhardi wurde in dem Jahr dem Könige von Schweden zum Prediger in Bergen vorgeschlagen. Kaum erfuhr dies ein gewisser Papke, der Professor der Mathematik in Greifswalde war, und zwar keine Mathematik verstand, aber desto mehr Eifer für die Orthodoxie in Glaubenssachen besaß, und so gern auf pietistische Sätze in anderer Leute Schriften und Predigten Jagd machte, so händigte er dem Staatssekretär, Baron Cederkreuz, eine schriftliche Beschwerde ein, worin Gebhardi, wegen eines ihm sonst schon aufgebürdeten pietistischen Lehrsatzes, und der daraus fließenden Dogmen, als unwürdig angegeben wurde, irgend ein akademisches oder kirchliches Amt in einem lutherischen Lande zu bekleiden. Sogar die theologische Fakultät zu Rostock hatte auf Papkens einseitige Vorstellungen, ein weitläuftiges und harte Aeusserungen enthaltendes Bedenken von sich gestellt, worin auch ex cathedra dahin entschieden wurde:

Geb-

Gebhardi sey eines Lehramts in der lutherischen Kirche unfähig, und als ein Uebertreter der schwedischen Religionsverordnungen anzusehen. Dies Bedenken legte Papke seiner Anklage bey, und glaubte nichts gewisser, als Gebhardin um sein künftiges Glück gebracht zu haben. Aber der schwedische Hof achtete gar nicht auf die Beschuldigungen eines solchen Menschen, und einer solchen Fakultät, sondern ernannte den geschickten Mann zum Prediger in Bergen. Das beste Benehmen jeder weisen Obrigkeit gegen dergleichen dienstfertige Ketzermacher. Schade, daß die Klageschrift und das Rostocksche Bedenken nicht in extenso eingerückt sind. Ich hätte sie wohl lesen mögen.

Hr. Prediger Gebhardi zu Stralsund, zeichnet uns in seinem angehängten Aufsatz einige Hauptzüge aus dem sittlichen menschenfreundlichen Charakter, und dem Privatleben seines würdigen Vaters, Vater und Sohn, die vertrautesten Freunde, beyde im täglichen Umgange mit einander so heiter und glücklich! In der That eine reizende Schilderung häuslicher Zufriedenheit. Der ganze Aufsatz ist aus der Fülle des Herzens, so ungekünstelt und natürlich geschrieben. Recensent hat ihn mit inniger Rührung und vielem Wohlgefallen gelesen.

Br.

Allgemeine Geschichte der morgenländischen Sprachen und Litteratur, worinnen von Sprachen und Litteratur der Armener, der Egypter und Kopten, der Araber, der Phönicier und Ebräer, der Aethiopier, Syrer, Samaritaner und Chaldäer, auch der Sineser, der ostindischen Völker, vorzüglich aber der Perser systematisch und ausführlich gehandelt wird. Nebst einem Anhang zur morgenländischen Schriftgeschichte mit eilf Tafeln in Kupfer gestochener Alphabete. Von Samuel Friederich Günther Wahl, itzt Rector zu Bückeburg. Leipzig, 1784. bey Breitkopf, 648 Seiten, 8.

Ein

Ein schönes Pensum, das schon einige Gelehrte durch seinen Reiz und Wichtigkeit angezogen hat; aber noch von niemand mit der dazu unentbehrlichen Gelehrsamkeit und hinlänglichem philosophischem Geist ausgeführt worden ist. Wer eine Geschichte der morgenländischen Sprachen schreiben wollte, müßte nothwendig Selbstkenner aller der ganz verschiedenen Sprachen seyn, die in Asien geredet worden sind, und noch geredet werden, um über ihre Verwandtschaft und Abstammung, und über den eigenen Genius einer jeden nach eigenen Einsichten urtheilen zu können; er müßte die vorhandenen Hauptdenkmäler einer jeden studirt haben, um aus ihnen jede seiner Behauptungen mit Beweisen belegen zu können, damit nicht unbestimmt und ins Gelag hinein, blos räsonnirt und declamirt würde. Bey aller solchen Strenge würden noch immer genug Vermuthungen erlaubt werden müssen, um große Lücken auszufüllen, die bey dem mannichfaltigen Mangel an Denkmälern bleiben würden. Nur müßte man bey so einer Behandlung des Gegenstandes, wie weit Gewißheit gienge, und wo Vermuthungen anfiengen. Mit derselben Genauigkeit müßte die Geschichte der Litteratur geschrieben werden. Es würde nicht genug seyn, von der einen Nation zu behaupten, sie habe sich durch treffliche Poesien um den Geschmack verdient gemacht, und der andern durch einen Machtspruch dieses Verdienst abzusprechen; man müßte nicht blos im Allgemeinen angeben, daß diese und jene der erstern Wissenschaften bey diesem Volk geblüht habe, und bey jenem vernachläßigt worden sey — solche allgemeine Behauptungen führen nur zu leerer Declamation, zu überspannten Urtheilen, bald zu allzugroßen Lobpreisungen, bald zu unbedingter Verachtung. Es müßte vielmehr jeder Theil der Litteratur, an dessen Bearbeitung ein Volk größern oder geringern Antheil genommen hätte, einzeln durchgegangen, nach den Denkmälern, deren der Verfasser einer solchen Geschichte habhaft werden konnte, jedes Verdienst genau gewürdiget und bestimmt, und, wo diese fehlen, angezeigt werden, was man nicht genau zu bestimmen im Stande sey, und wo man bey einer blos historischen Anzeige stehen bleiben, und eine Lücke lassen müsse. Ueberall müßte die politische Geschichte zu Rath gezogen werden, um die Ursachen aufzuspüren, warum ein Volk wenig oder viel, gerade in diesem Theil der Gelehrsamkeit, und in einem andern nichts geleistet habe —

Kurz,

Kurz, so ein Werk müßte die Frucht einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, einer grossen Belesenheit, eines scharfen historischen Blicks, und vieler weitläuftigen Untersuchungen seyn.

Der Verf. der gegenwärtigen Geschichte konnte als junger Gelehrter solchen Forderungen noch nicht Genüge leisten; und man würde alle Unvollkommenheiten seiner Arbeit, die er selbst nicht abzuleugnen willens ist, noch lieber übersehen, wenn ihm dieses Bewußtseyn bey seiner Arbeit immer gegenwärtig gewesen wäre, und seine Sprache geleitet hätte, die er selbst vielleicht in wenig Jahren nicht mehr billiget. Für itzt ist seine Arbeit nichts weiter als eine nützliche, bald mehr bald minder vollständige Compilation der bisher bekannten, oft mit schneidenden Urtheilen begleitet; sie würde aber noch nützlicher seyn, wenn es ihm nicht oft an Hülfsbüchern gefehlt, und er die gebrauchten Quellen überall fleißig, nach deutscher Sitte, citirt hätte. Warum er sie verschweigt, und z. B. nicht angiebt, daß beym Abschnitt von der Armenischen Sprache Schröder, bey der Persischen, Richardson, und der deutsche Zend Avesta mit seinen Anhängen u. s. w. gebraucht worden sind, läßt sich nicht wohl absehen, da es dem Kenner beym ersten Blick überall in die Augen fällt, welchen Führern er gefolgt ist. Auch fehlt es dem Werk an einem festen Plan, daher der Ausschweifungen viele vorkommen, für die wir keine Entschuldigung wissen. Womit kann er z. E. den Auswuchs einer kurzen armenischen Grammatik rechtfertigen? Doch wohl nicht damit, daß der Schröderische thesaurus selten sey; daß doch manchem, der ihn nicht besitzen möchte, die Lust ankommen könnte, den Bau der armenischen Sprache näher kennen zu lernen? Von mehreren andern Sprachen ist derselbe Fall eben so möglich, wo nicht noch möglicher, wie z. E. bey der so besondern sinesischen? Nicht selten geht er gewissen Grillen nach, die er an andern gewiß mit starker Sprache tadeln würde. Z. B. die Eintheilung der antediluvischen Sprachen in sethitische und kainitische, ist doch wohl der leerste Einfall in der Welt, und am innern Gehalt nicht im geringsten besser, als manche Etymologien Bocharts, über die der Verf. mit Recht lacht. Endlich jagt der Verf. nur allzusehr nach Sonderbarkeiten und armen Tiraden und Witzeleien, die einer kritischen Schrift gewiß zu keiner Empfehlung gereichen. Wie unsere nagelneuen Sprachschöpfer schreibt er: Ptolemäos, Dionysios Periege-

ens, [illegible], [illegible], Oedippus, [illegible] [illegible]ochsen u. s. w. Und wer kann das Pathos folgender Stelle erkennen, wo er von dem Nutzen einer vorausgeschickten Einleitung, oder einer allgemeinen morgenländischen Sprachgeschichte redet, hinter welcher die Sprachen selbst noch einzeln durchgegangen werden? „Wer den Vorhof „kennt, hat sich zum Eintritt in den Tempel genugsam vorbe„reitet; er staunt um ein Gutes weniger, ist mit einem „Wort der Mann, welcher die Pracht des Heiligthums un„gestöhrt ins Auge fasset; und so prägt sie sich seiner Seele un„vergeßlich ein. — Nicht so würde sichs mit dem verhal„ten, der ohngefähr, ohne den Vorhof zu sehen, von seinem „Genius Uriel, Usiel, oder wie er heiße, daß er nicht wüßte, „wie ihm geschähe, wundersam in einem Hui mitten in den „Tempel versetzt würde — den würde die erste, die beste „Lampe, oder sonst ein goldenes Nebending blenden, daß er „den heiligen Ort verlassen müßte, ohne doch etwas gesehen, „begriffen zu haben — Kurz war unser Aufenthalt im Vor„hof, länger wird und muß er im Tempel seyn. Dort geht „man seinen stillen Weg, und betrachtet die Geschlechter um „und um, ohne zu verweilen; hier wird wenigstens alle drey „Schritte angehalten — Dort giengen wir Parther und „Meder und Elamiter, und die da wohnen in Mesopotamia, „und in Judäa; und Kappadokia; Ponto und Asia, Araber „und Aegypter stumm vorüber; hier treten wir näher zu ih„nen und unterhalten uns, mit wem sich unterhalten läßt — „Tros Rutulusve fuat, nullo discrimine habetur. —

Ohne uns an die aus der Luft gegriffene Eintheilung in Sprachen vor und nach der Sündfluth zu kehren, nennen wir blos die Sprachen, über deren Geschichte und Litteratur einiges gesammelt ist. 1) Türkische, 2) Sinesische, 3) Bomanische, 4) Thibetanische, 5) Mandschurische, 6) Japanische, 7) Annamitische, 8) Formosanische, 9) Grusinische, 10) Armenische, 11) Persische, 12) Indische, 13) Koptische, 14) Arabische, 15) Cananitische oder Phönicische, 16) Ebräische, 17) Aethiopische, 18) Syrische, 19) Samaritanische, 20) Chaldäische.

An Berichtigungen der halb wahren und ganz falschen Behauptungen des Verf. könnte es zwar nicht fehlen, wenn es der gegenwärtige Ort erlaubte; ob Rec. gleich sich für keinen Kenner aller der hier behandelten Gegenstände ausgeben

kann

kann oder mag. Auffallend aber ist uns die Sprache gewesen, in welcher der Verf. über die griechischen Historiker in Beziehung auf ihre Nachrichten vom Persischen Reiche aburthelt, was sie erzählen, soll lauter griechischer Wind seyn: dagegen sollen die Nachrichten vom persischen Reich, welche man in arabischen und neupersischen Schriften findet, allein Glauben verdienen. Der Rec. ist weit entfernt, die Griechen in der Geschichte fremder Völker für Muster zu halten; er ist zwar überzeugt, daß sie ihre Erzählungen in der Geschichte des persischen Kriegs zu hoch gestellt haben; aber daß alle die, welche unter dem Namen Persischer Kaiser in griechischen Geschichtschreibern vorkommen, nichts weiter als Persische Statthalter gewesen, wie schon Richardson annahm, und der Verf. mit einer noch entscheidenderen Sprache wiederholt, das kann ohne bündigere Beweise, als bisher dafür geliefert sind, unmöglich angenommen werden. Die Griechen, welche uns Nachrichten vom Persischen Reiche geben, waren zum Theil gleichzeitig (die Uebrigen, ob sie gleich aus gleichzeitigen geschöpft haben können, wollen wir nicht in Anschlag bringen): die Araber und Perser, die vom Persischen Reiche ganz andere Dinge erzählen, und kaum in ein paar Punkten mit den Griechen zusammentreffen, lebten wohl 1000 Jahre später; die Quellen, aus denen sie geschöpft haben, kennt niemand: wer traut einem namenlosen — Referenten, wenn er gleichzeitigen — Zeugen ins Angesicht widerspricht? Noch mehr: die Folgen der persischen Unternehmungen gegen Griechenland lassen sich nicht ableugnen: sollte man nun die Unternehmungen selbst in Zweifel ziehen können? Da wir uns hier nicht auf eine weitläuftige Erörterung einlassen können: nur Ein Beyspiel, daß nicht blos ein persischer Statthalter Griechenland bekriegt habe, sondern ein mächtiger Monarch zeigt die dabey gemachte ungeheure Beute, die wohl bey der Ausplünderung eines Lagers, welches das reiche Gepäcke der prunkvollesten Monarchen von Asien enthält, sich denken läßt, nicht aber in dem Lager eines blossen Satrapen u.s.w. Die Disharmonie der Griechen und Asiaten verdient eine genaue Untersuchung; aber ehe sie besser und genauer angestellt ist, als bisher, wird sich kein bedächtiger Geschichtforscher erlauben, ganz zum Nachtheil der Griechen zu entscheiden. — Die Perser sind einmal die Helden des Verfassers, denen zu Lieb er nicht blos die Griechen in die Pfanne haut, sondern denen er auch alle mögliche

Ehre sonst noch erkämpfen möchte. Deshalb sollen sie auch wider Dank und Willen ein uraltes Litteraturvolk seyn. Uns aber sieht es doch, selbst nach des Verfassers Beweisen, etwas bedenklich mit ihrer uralten Litteratur aus. Die Feuerpriester hatten eine vernünftige Religion — das ist bekannt. Aber was beweißt das für die ganze Nation? Die Babylonier (sagt der Verf.) waren Lehrer der Aegyptier (womit läßt sich dies irgend beweisen?): sollten sie es nicht auch bey den Persern gewesen seyn? — Folgt dann aus der Möglichkeit schon Wirklichkeit? Oder steckt Cultur irgend wie Barbarey an? — „Wir wissen (fährt er fort) daß die frühesten Magier mit ihrer theologischen Gelehrsamkeit eine ziemliche Naturkenntniß verbanden: sonderlich Astronomie, die nach orientalischer Weise in Astrologie ausartete." Wo stehen die sichern data, daß die frühesten Magier schon im Besitz dieser Kenntnisse waren? Einzelne Kenntnisse geben noch lange keine Litteratur; von ihnen bis zur Schriftgelehrsamkeit ist noch ein gewaltiger Sprung. — Lokmann's Fabeln und Pilpai's Moralien sind noch lange keine Beweise von einer so frühen Persischen Litteratur. Nicht zu gedenken, daß Lokmanns Alter noch sehr zweifelhaft, und daß es auch ungewiß ist, ob Pilpai's Dichtungen dem Huschenk zugehören: so ist nach allen Umständen sehr wahrscheinlich, daß man ihnen, als berühmten Weisen, aus der Vorwelt, diese Dichtungen blos beygelegt habe, weil die wahren Urheber derselben unbekannt waren. Denn die Geschichte der Fabel sagt, daß gewisse Fabeln durch ganz Asien bis zu den Griechen giengen, die jede Nation sich zueignete, und irgend einem berühmten Mann aus ihrem Mittel beylegte. — Doch es ist hier der Platz nicht, mit dem Verfasser tief in seine Untersuchungen einzugehen.

Der kleinern Unrichtigkeiten und Auslassungen (die bey einem litterarischen Werk sehr verzeihlich sind, obgleich der Leser die größte Vollständigkeit wünschen möchte) kommen viele vor. Wir berühren einige, die uns beym nochmaligen Durchblättern des Buchs in die Hände fallen. Der ältere Forster in Halle ist immer Förster genannt; der noch lebende Richardson, der Verf. des persisch-arabischen Wörterbuchs, wird mit dem Verfasser der Pamela und Grandisons verwechselt; die verschiedenen Assemani sind nicht gehörig unterschieden; das alphabet. Tibet. ist mit Pater Geor-

gi's

gl's Werk, das denselben Titel führt, verwechselt. Finetti's Werk, das eine Notiz von der hebräischen und den verwandten Sprachen giebt, scheint der Verf. gar nicht zu kennen. Reviczky specimen Poeseos persicae kennt zwar der Verf.; aber er hat es vergessen an seiner Stelle zu nennen. Tuki und Didymi Taurinensis rudimenta linguae copticae fehlen; wie auch die Anzeige von den Fragmenten der coptischen Bibelversion, die im Catalog. Biblioth. Nanianae stehen. Die Ruinen von Baalbek oder Heliopolis gehören nicht zur coptischen Litteratur. Besonders haben wir bedauert, daß der Verf. nicht überall einen Catalogus der gedruckten Bücher von jeder Nation, deren Litteratur er berührt, eingerückt hat: er gehörte recht eigentlich zur Geschichte der Bearbeitung einer jeden in Europa.

Die morgenländische Schriftgeschichte im Anhang ist nur erster flüchtiger Entwurf, der eine genauere Ausführung verdient, und wahrscheinlich auch vom Verf. erhalten wird. Es würde unbillig seyn, das Mangelhafte eines Entwurfs zur Schau zu tragen. Die dazu gehörigen Kupfertafeln sind mit Fleiß und Genauigkeit entworfen.

Der Verf. schließt sein Werk mit folgenden Worten: „Halte mir, Leser, meine Fehler und schwachen Seiten zu „gut, und lobe meinen guten Willen." — Wir loben noch des Verfassers Gelehrsamkeit, von der sich bey seinen Gaben in Zukunft noch viel Gutes erwarten läßt. Der damalige Gegenstand war nur für seine Jahre etwas zu groß: aber auch so eine Kühnheit hat ihre gute, rühmliche Seite.

Fw.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

1) Virgil, von der Landwirthschaft, vier Bücher, metrisch übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert von J. C. F. Manso. Jena, bey Crökers sel. Witbe. 1783. 1 Alphb. 5¼ Bog. gr. 8.

2) Des Publius Virgilius Maro Gedicht von der Landwirthschaft, übersetzt von H. P. C. Esmarch, Rector der königlichen Domschule zu Schleswig. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung, 1783. 9 Bogen in 8.

3) Virgils Lehrgedicht von der Landwirthschaft in vier Gesängen. Aus dem Lateinischen übersetzt von J. F. Herz. Hamburg, gedruckt bey Schniebes, 1786. 6½ Bogen, in 8.

Wir haben diese drey Uebersetzungen so geordnet, wie sie, unserm Gefühl nach, einander an innerm Gehalte nachstehen. Die erste ist von demselben Hrn. Manso, der sich in der Folge durch seine Uebersetzung des Moschus und Bion und des Königs Oedipus von Sophokles, von einer noch vortheilhaftern Seite gezeigt hat. Doch findet man auch schon in diesem ältern Versuche unzählige Spuren von dem feinen Geschmacke, dem glücklichen Ausdruck und der eleganten Sprache, die Kenner an seinen neuern Arbeiten schätzen. Die Uebersetzung ist in Hexametern abgefaßt, die größtentheils sehr wohlklingend und fließend sind, und enthält nicht mehr Verse als der Text, ohne daß eine wesentliche Idee des Originals bey diesem Zwange verloren gegangen ist. Vorne steht ein kurzes Gedicht an Virgil, von dem uns vorzüglich der Schluß gefallen hat.

O, daß, Herrlicher, dir Teutoniens Tracht, und die Krone,
Die mir Phöbus für dich aus vaterländischen Blumen
Jüngst zu winden befahl, gefielen! Mit duftenden Kränzen,
Wie sie die fruchtbare Flur um Friedenstein williget, kränzt' ich
Selber mein Haar, und sänge die Pracht der Fluren und ihren
Ersten Verschönerer, Ihn, den schon zum lachenden Garten

Manch

Manch vergessenes Feld umschuf, und, trüget Apoll nicht,
Alle Fluren umher in ein Tempe zu wandeln gesandt ist.

Als eine Probe der Uebersetzung schreiben wir den Anfang des dritten Buchs ab:

Dich auch, mächtige Pales, besing' ich, dich lobgesangswerther
Hirt von Amphrysus, und euch, ihr Wälder und Flüsse Lycäums.
Längst verbreitet ist alles, was irgend noch ruhige Herzen
Im Gesange zu rühren versprach. Wer kennt nicht Euristheus
Härte; wer nicht des nimmergelobten Busiris Altäre?
Wer vergaß das Eyland Latonens, Hylas, den Knaben,
Hippodamien, und den mit der Schulter von Elfenbein, Tantals
Sohn, den Lenker der Rosse? Mich locket Gesang nur, durch den ich
Himmelan streb', ein Sieger auf aller Sterblichen Lippen
Lebe. Fristen mir Götter die Tage, so führ ich bey meiner
Rückkehr vom Pindus zuerst in meine Heimath die Musen.
Schenke, Mantua, dir zuerst idumäische Palmen,
Und errichte von Marmor im grünen Gefilde den ersten
Tempel, ohnfern des Quells, wo mächtig in langsamer Krümmung
Mincius irret, und Ufer mit zartem Schilfe bekleidet.
Prangen soll in der Mitte der Schutzgott des Heiligthums, Cäsar.
Cäsarn send ich, ein Sieger in tyrischen Purpur gekleidet,
Hundert Wagen, die Rosse zu vieren gespannt, an die Flüsse,

Und entlocke das Volk der Griechen um Kämpfe mit harter
Kolb' und Wettlauf zu wagen den Haynen Molorchs und Alpheus
Ufer, und widm' ihm selbst, das Haupt mit dem Laub des beschnittnen
Oelbaums umkränzet, Geschenk', u. s. w.

Wir glauben, daß schon diese wenigen Verse hinreichen werden, unser Urtheil zu bestätigen, ob sie gleich nicht von allen Flecken frey sind. Ruhige Herzen ist wohl schwerlich der rechte Ausdruck für vacuae mentes, so wie der nimmergelobte Busiris für illaudatus Busiris; freylich aber würde es auch sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich fallen, die ganze Kraft der lateinischen Worte auch im Deutschen zu erhalten, ohne seine Zuflucht zu weitläuftigen Umschreibungen zu nehmen, die denn aber auch wieder die poetische Farbe schwächen müßten. Wer vergaß? Weit lebhafter im Original: cui non dictus: so auch das victorque virum *volitare* per ora, das durch das Deutsche: ein Sieger auf aller Sterblichen Lippen leben nicht so lebhaft ausgedrückt wird. Das zuerst im 11ten und 12ten Vers ist schwankender, als das lat. primus. Vers 14 ohnfern des Quells propter aquam. Quell ist hier offenbar nicht das rechte Wort, da gleich darauf der Fluß Mincius das Beywort ingens erhält, und kein Fluß nahe bey der Quelle mächtig ist, v. 18. An die Flüsse ad flumina geht allein auf den Mincius, und hätte daher im Deutschen wohl gegen den Singular verdeutscht werden sollen. — Die angehängten Anmerkungen enthalten die Uebersicht des Plans von einem jeden Buche, und dann sehr gründliche und hinlängliche Erläuterungen solcher Stellen, bey denen Anfänger Schwierigkeiten finden konnten. Sie sind nicht allein gut geschrieben, sondern enthalten auch, was sonst nur zu oft der Fall ist, keine unnöthig ausgekramte Gelehrsamkeit, die geschickter ist, den Ungeübten zu verwirren, als ihn auf den rechten Weg zu leiten. Noch müssen wir erinnern, daß, der Uebersetzung gegen über, der lat. Text, und zwar sehr correkt abgedruckt ist. Eine Uebersetzung von dieser Güte und Brauchbarkeit hätte also, sollten wir meinen, wenigstens auf einige Zeit, eine zweyte überflüßig machen können: allein diese zweyte, und sogar eine dritte und vierte (die Jakobische) blieben nicht lange aus, und vor kurzem hat man gar

gar noch eine fünfte angekündigt. Fünf Uebersetzungen eines und desselben Schriftstellers in drey Jahren! Und doch möchte es seyn, wenn nur jede neuere ihre Vorgängerin überträfe, so aber lehrt leider die Erfahrung gerade das Gegentheil.

Nr. 2 und 3 sind Verdeutschungen in Prosa. Wie diese gerathen sind, mögen unsere Leser aus den Proben sehen, zu denen wir, der Vergleichung wegen, wieder den Anfang des dritten Buchs wählen.

Hr. Esmarch; „Dich auch, große Pales, und dich, „glorwürdiger Hirt an dem Amphrysus, will ich besingen; „euch ihr Forste und Bäche des Lycäus. Andere Sachen, „welche bey müssigen Stunden in Gedichten die Seele unter„hielten, sind alle schon zu gemein geworden. Wer ken„net nicht den harten Euristheus, oder die Altäre des ab„scheulichen Busiris? Von wem ist nicht der Knabe Hylas „besungen worden, und das Latonische Delos, und Hippo„dame, und der Pferdebändiger Pelops mit seiner prangen„den Schulter von Helfenbein? Wagen muß ich mich auf „eine neue Bahn, damit ich mich auch von der Erde erheben, „und alle Zungen meinen siegenden Flug preisen mögen." (Wie paßt sich das Hülfsverbum im Plural zum erheben?) „Zu „allererst will ich mir in mein Vaterland, wenn nur mein „Leben gefristet wird, von dem Aonischen Gipfel die Musen „führen; zu allererst will ich dir, o Mantua, die Idumäi„sche Palme bringen, und in deinem grünen Gefilde einen „Tempel von Marmor errichten, nahe an dem Wasser, wo „der gewaltige Mincius in Krümmen langsam herrumirret, „und mit zartem Schilfe das Ufer bekleidet. In der Mitte „des Tempels soll mir Cäsar thronen. Ihm zu Ehren will „ich u. s. w."

Und endlich Hr. Herz: „Auch dich, erwürdige Pales, „will ich besingen, und dich vom Amphrysus verewigten „Hirt. Euch, ihr Haine und Flüsse Licäens. Andere Ge„genstände, die im Gedicht den heitern Geist ergötzen kön„nen, sind alle schon gemein. Wer kennt nicht den grausa„men Euristheus, und di Altäre des ni gerühmten Busiris? „Wer hat nicht den Knaben Hylas besungen, und Lato„niens" (Hrn. Herz Landkarte hat also auch eine, die Latonien heißt?) „Delos, Hippodame und Pelops, der mit ei-

„ner elfenbeinernen Schulter glänzt, tapfer im Wettstreit „der Rosse? Auch ich wil eine Ban betreten, worauf ich „mich der Erde entschwingen kan, und ein Sieger durch den „Mund der Völker fliehen. Ich wil zuerst mit mir in mein „Vaterland“ — wenn mir mein Leben nur bleibt“ — Sed ohe — Werden unsere Buchhändler nie aufhören, jedem Schulknaben seine Schulübungen abzuhandeln, und sich dann auf Unkosten des Publikums wieder schadlos zu halten? Zwar ist der größte Theil desselben durch ähnliche Stümpereyen überhaupt schon gegen alle Uebersetzungen der Alten mißtrauisch worden, und bald wird es auch der vortrefflichsten nicht mehr gelingen, irgend einigen Eingang zu verschaffen.

Za.

Ovids Festkalender oder Zeitbücher. Aus dem Lateinischen übersetzt von B**. Lüneburg, bey Lemke, 1782. 8. 80 Seiten.

Ein Uebersetzer der Alten kann zweyerley Absichten haben, die, unserm Bedünken nach, seine Arbeit, so fern er sie durch den Druck zum gemeinen Gebrauch bestimmt, rechtfertigen. Entweder er will die zahlreiche Classe von Lesern und Leserinnen, welche die alten Sprachen gar nicht gelernt haben, und überhaupt nicht für Werke aus so entfernten Zeitaltern, und von so verschiedenem Geschmacke vorbereitet sind, in den Stand setzen, mit geringerer Mühe und ohne die lange Vorbereitung der Geweiheten, in das Heiligthum der Alten hineinzuschauen. Oder er gedenkt durch seine Uebersetzung selbst für diejenigen ein Ausleger zu werden, die sich dem Studium der Alten gewidmet haben. Von der letztern Art sind Heilmanns Uebersetzung des Thucydides und Garve's Uebersetzung von Ciceros Büchern über die Pflichten, ein paar Beyspiele; ein Beyspiel, das wohl Jedermann dafür erkennen wird, ob wir uns gleich nicht zutrauen, viele ähnliche Beyspiele anzuführen. Ramlers und Wielands Uebersetzungen des Horaz läßt sicher kein Erklärer dieses Dichters, wenn er gleich durch Gelehrsamkeit, Geschmack und Vertraulichkeit mit dem Dichter, sehr vorbereitet ist, ungelesen, um sich noch tiefer in den Dichter hinein zu studiren, und allen Reichthum der Gedanken und Gefühle zu seinem Eigenthume

zu

zu machen. Sogar Reiskens und Damm's Uebersetzungen des Homer und Demosthenes, welche für die Profanen so wenig Reize haben, fragt der gelehrte Ausleger zuweilen nicht ohne Nutzen um Rath, weil in ihnen Spuren tieferer Sprachkunde angetroffen werden, die aller übrigen Geschmacklosigkeit ohngeachtet, Aufmerksamkeit und Prüfung verdienen. Denn am Ende ist es einerley, ob dergleichen Männer ihre Meynungen und Erklärungen über einzelne Stellen alter Schriftsteller in angesprützten notulis, oder auf eine andere Art durch Uebersetzungen bekannt gemacht haben, ohngeachtet wir in anderer Rücksicht überzeugt sind, daß auch die besten Uebersetzungen zur Beförderung des Studiums der Alten ein gar sehr zweydeutiges Mittel bleiben.

Keine von beyden Absichten ist durch die angezeigte Uebersetzung erreicht worden. Für Ungelehrte hätte sie entweder mehr Paraphrase seyn, oder durch untergesetzte Anmerkungen erläutert werden müssen, indem nicht zu erwarten ist, daß sie, ohne dieses Hülfsmittel, diese Classe von Lesern oder Leserinnen verstehen kann, wenn auch gleich der Uebersetzer den Sinn des Originals richtig gefaßt und ausgedrückt hätte. Hingegen für eine gelehrtere Classe von Lesern ist diese Arbeit ganz unbrauchbar und verwerflich, da sie allenthalben in leichtern Stellen fehlerhaft ist, und folglich in schwerern, wo man eine Aufklärung wünscht, keinen Mann erwarten läßt, der sich in den Geist der Alten durch Anlage, Lectüre und Gelehrsamkeit tief genug hinein studirt hat, um für geübte Leser der Alten da, wo sie in Noth sind, ein Oedipus zu seyn. Man braucht nicht weit zu lesen, wenn man über den Werth dieser Uebersetzung urtheilen will. Gleich der Anfang läßt nicht sonderlich gutes ahnden: Ich will die abwechselnden Zeiten, sammt alle merkwürdige Vorfälle (cum causis), wie auch den Auf- und Untergang der Gestirne durchs ganze Jahr der Römer besingen. V. 65 anni tacite labentis origo, Janus, der unvermerkt das Jahr anfängt! da das malende Beywort des vorübereilenden Jahrs, dem Janus beygelegt werden ist. Du einziger — der du hinter dich siehest, drückt schwerlich das Lateinische aus: solus de superis, *qui tua terga vides.* Hinter sich können gar viele sehen, sie dürfen nur den Kopf umdrehen. V. 70 refera nunc candida templa tua, gieb, daß wir zur glücklichen Stunde deinen Tempel

eröffnen. Es ist nicht zu glauben, daß der Dichter um Eröffnung des Tempels des Janus oder um Krieg bete. Templa soll in dieser Verbindung wohl nicht einen Tempel, sondern den Himmel andeuten. V. 76 et sonet accensis spica Cilissa focis, achtet ihr denn nicht das Geräusch des Cilissischen (aus Cilicien) Safrans. Wer weiß bey dieser Uebersetzung etwas zu denken? Wenn nur der Verf. wenigstens das accensis mit ausgedrückt hätte! V. 82. Et nova conspicuum pondera sentit ebur, der hellglänzende Elfenbein empfindet eine neue Last. Wie mag der Verfasser V. 83 rudes operum iuvenci übersetzen: die zur Arbeit unschicklichen Stiere. Das giebt gerade die widrige und widersprechende Idee, als habe man gebrechliche, elende Stiere zum Opfer ausgesucht. V. 126. Praesideo foribus coeli cum mitibus horis it, redit officio Iupiter ipse meo, ich habe meinen Platz bey den Pforten des Himmels (praesideo) zugleich mit den angenehmen Stunden, die selbst unter meiner Begünstigung zum Jupiter gelangen. Hier ist durchaus der Sinn verfehlet; und aus keiner andern Ursache, als weil der Verf. nicht einmal auf die grammatische Verbindung der Worte aufmerksam genug ist, welches oft die Quelle des verfehlten Sinnes ist. Nicht die horae, sondern Jupiter it redit officio meo, weil nämlich Janus ianitor coeli ist. V. 141. ora vides Hecates in tres vergentia partes, du weißt, daß, wenn Hekate ihre drey Gesichter herumdrehet, sie einen Kreuzweg übersehen kann. Es gehört nur ein Gesicht darzu, um nach drey Seiten sehen zu können, wenn man es umdrehen darf. Aber ora — in tres vergentia partes heißt doch wohl nicht seine drey Gesichter umdrehen? V. 170. Quaesieram multis etc. ich war im Begriffe noch vieles zu fragen rc. Wie ungereimt, und nicht einmal dem Paradigma gemäß, das dem Uebersetzer hätte erinnern müssen, quaesieram sey das Plusquamperfectum, und nicht das Futurum!

Von eben demselben Verfasser und von gleichem Werthe sind:

Ovids Heldenbriefe. Aus dem Lateinischen übersetzt von W. Lüneburg, 1782. in 8vo. $5\frac{1}{2}$ Bogen.

Vom

Vorausgesetzt, daß man nicht alles drucken lassen muß, bescheiden wir uns gar wohl, daß es, außer den angezeigten, noch eine dritte Gattung von Uebersetzungen gebe, die man für sich allein zu Uebung in der Sprache anstellet. Dergleichen mag der Verf. sich zum Nutzen und Vergnügen ferner, so oft er will, verfertigen; nur sey er bescheiden genug, sie nicht für das Publikum zu bestimmen. Es ist gut, daß er nicht gleich die angezeigten Werke des Ovids ganz geliefert, sondern auf wenig Bogen nur kleiner Proben vorausgeschickt hat: denn schwerlich wird ihn Jemand ermuntern, weiter etwas von der Art drucken zu lassen.

Fg.

Wilhelm Friedrich Hezels Lehrbuch der Kritik des Alten Testaments. Leipzig, bey Schwikert, 1783. 390 Seiten in groß 8.

Der Verf. hat selbst seinem Buch so richtig die Nativität gestellt, daß die dahin gehörigen Worte seiner Vorrede die Stelle einer Recension vertreten können. „Alles, was ich in „diesem Werkchen theoretisch vortrage, ist richtig; nur der „Beyspiele giebts um zwey Drittel weniger — als ich noch „vor vier Jahren" (so lange lag das Manuscript zum Druck fertig, bis es in die Hände seines jetzigen Verlegers kam) „selbst glaubte. Manches Beyspiel würde ich jetzo aus die„sem Buch wegstreichen, wenns zur Limatur nicht zu spät „wäre. Daß sie aber alle stehen bleiben, fichtet mich gleich„wohl nicht an, weil sie alle — wenigstens Beyspiele von „Möglichkeiten abgeben, und durch diese die Regeln eben so „gut erläutert werden können, als durch reelle, oder wahr„gegründete Beyspiele." Ob mit diesem offenherzigen Bekenntniß der Abdruck eines, nach dem Urtheil seines eigenen Verfassers, unreifen Werks vor dem Publiko gerechtfertiget sey, mag jeder Leser nach seiner Empfindung entscheiden!

Für den Anfänger kömmt inzwischen manches Brauchbare, und ihn gewiß Belehrende vor: nur Schade, daß der dieses nicht von dem Unbrauchbaren zu sondern weiß! Wir geben nur noch den Inhalt an: 1) Von der hebräischen Sprache und der zuverläßigsten Methode sie zu lernen; 2) Geschichte des hebräischen Textes der Bibel A. T. vom Beschluß

des

des Kanons an, bis auf gegenwärtige Zeiten. 3) Beweis, daß der hebr. Text wirklich gelitten habe, und kritischer Hül e bedürfe. 4) Ursachen und Quellen der verschiedenen Lesarten des A. T. 5) Hülfsmittel, den hebr. Text wieder herzustellen. a) Parallelstellen. b) Alte Uebersetzungen. c) Einige jüdische Schriftsteller, als Josephus, die Thalmudisten, einige spätere Rabbinen. d) Einige Kirchenväter. e) Hebr. Handschriften. f) Alte Bibelausgaben. 6) Verzeichniß der bis auf heutigen Tag bekannt gewordenen Variantensammlungen. 7) Regeln bey der Wahl der Lesarten, nämlich Beurtheilung der Regeln anderer Gelehrten, und Regeln des Verfassers. 8) Von der critischen Conjectur.

Francisci a Mesgnien Meninski Lexici Arabico-Persico-Turcici secundis curis recogniti et aucti *Tomus secundus.* 822 Seiten in groß Folio.

Langsam schreitet dieses wichtige Werk, das in der Geschichte der morgenländischen Litteratur Veranlasser, Beförderer und Bearbeiter unvergeßlich machen wird, fort. Bey der Erscheinung des ersten Theils haben wir eine ausführliche Anzeige davon gegeben, A. D. Bibl. Th. 46. St. 1; es ist uns also nichts übrig, als die Veränderungen anzuzeigen, die seitdem bey der Herausgabe vorgefallen sind. Weil der Hr. v. Jenisch, welcher beym ersten Theil die Aufsicht führte, durch viele wichtige Geschäfte abgehalten wird, dieselbe weiter zu behalten; so hat er sie dem Herrn Franz von Kletzl übertragen, der auch diesen Theil mit einem kurzen Vorbericht begleitet hat. Hr. Abbe' Hök, dem man die geographischen und historischen Nachträge in dieser neuern Ausgabe verdankt, hat auch die schwere Correctur diesmal besorgt, und sich sonst noch um das Werk verdient gemacht. Uebrigens verweisen wir die, welche eine nähere Notiz von der Art der neuen Bearbeitung des Meninsky verlangen, auf Hrn. Nicolai's Reisebeschreibung Th. IV. S. 769, und III. S. 292. 460.

Zu den Quellen, aus welchen die Zusätze geschöpft worden, sind nur einige gedruckte Werke hinzugekommen, welche auf einer Folioseite verzeichnet sind. Wir finden aber Richardson's neues Wörterbuch nicht darunter.

Dies-

Diesmal ist das Werk bis zum Consonanten J fortgerückt, woraus man schon bey der starken Seitenzahl dieses Bandes auf die zahlreichen Vermehrungen schließen kann. In der That bekömmt es dadurch eine neue Seite von Wichtigkeit, daß es durch die fleißigen Excerpten aus gedruckten Schriften zugleich ein alphabetisches Repertorium gelehrter Erörterungen über einzelne Worte und geographische und historische Gegenstände ist. Und eben wegen dieser besondern Brauchbarkeit haben wir es beym Gebrauch mehrmals bedauert, daß nicht bey jedem Excerpt außer dem Buch auch die Seitenzahl desselben angegeben ist. Das lange Nachsuchen würde dadurch beym Gebrauch erspart werden, und die Zahlen würden keinen beträchtlichen Raum weggenommen haben. — Dürften wir außerdem noch etwas wünschen, so wäre es eine größere Beschleunigung der Herausgabe, in so fern sie ohne der Gründlichkeit zu schaden möglich wäre.

Das fünfte Fragment selbst aus G. E. Lessings viertem Beytrage zur Geschichte und Litteratur mit J. D. Michaelis Anmerkungen. Als ein Anhang zur Begräbniß- und Auferstehungsgeschichte Christi. Halle, im Waisenhause, 1785. 12 Bogen, 8.

Die Widerlegungen bestehen größtentheils in Rückweisungen des Verf. auf seine Auferstehungsgeschichte, die wir zur andern Zeit angezeigt haben; die übrigen, welche dort nicht mitgetheilt worden, sind bis auf einige wenige keines Auszugs fähig, da sie ohne den Text des Fragmentisten nicht verständlich sind, zu dessen nochmaligen stückweisen Erneuerung, nachdem er schon oft von den Widerlegern ist nachgedruckt worden, wenigstens in der A. D. B. der Platz nicht ist. Nur in einigen Stellen ändert der Verf. seine in der Auferstehungsgeschichte vorgetragene Erklärungen, wie Matth. 27, 62, wo er nun unter den Hohenpriestern Caiphas und seinen Schwiegersohn versteht. Wir wissen freylich nicht, ob auch diese Widerlegung des Fragmentisten alle, auch noch so ehrliche Zweifler beruhigen werde; auf manches, weiß wenigstens der Recensent, bis jetzt noch keine befriedigende Antwort, und

wenn er sich auch alle die Lösungen der Legion seiner Widerleger nach der Reihe vorhält, ob sie gleich noch so triumphirend, und in einer in der gesitteten Welt viel zu ungesitteten Sprache von Bosheit, grober Erdichtung u. s. f. mit ihm reden. Selbst unser Verf. läßt gegen ihn zuweilen gelten, daß Fehler in unsern Evangelien liegen. Um durchzukommen, (wie bey der Anzeige der Auferstehungsgeschichte bemerkt ist) die Inspiration des Marcus und Lukas als unerweislich in Zweifel gezogen; und wendet sie bey den Erzählungen der Evangelisten von der Einbalsamirung Christi an. Nämlich Marcus und Lucas sollen unrichtig erzählen, wenn sie Christum von den Weibern einbalsamiren lassen; Johannes aber (den Hr. M. für einen Supplementenschreiber ansieht) soll als Augenzeuge ihre Nachricht durch die von Nicodemus verrichtete Einbalsamirung berichtigen, und auf eine linde Weise widerlegen. Und Matth. 18, 26 ändert er blos den Einwürfen des Fragmentisten zu gefallen die Leseart, wozu doch sonst gar kein Grund ist. Dies sey nicht zum Nachtheil der Arbeit des scharfsinnigen Verfassers gesagt, sondern nur zum Beweis, wie mancher Nothhülfe er sich bedienen mußte, um mit seinem Gegner fertig zu werden. Es ist aber immer besser, für die gute Sache auch nur etwange Vertheidigungen mit dem Geständniß, daß man nicht alles widerlegen könne, beyzubringen, als sich (wie die berühmtesten und stolzesten Widerleger gethan haben) gebärden, als sey alles Uebrige, worauf sie nicht geantwortet haben, so elend, daß es keine Antwort verdiene, und nur höhnend und triumphirend über den Urheber der Fragmente wegzufahren.

Am meisten hat unsere Aufmerksamkeit die Untersuchung der Frage auf sich gezogen, warum sich Christus nach seiner Auferstehung seinen Feinden nicht öffentlich gezeigt habe? Der Verf. glaubt zwar, daß alsdann der größte Theil der Juden gläubig geworden wäre: aber doch nur gezwungen: und fragt daher, ob es sich für die Gottheit schicke, zwingende Mittel zur Verbreitung einer positiven Religion zu brauchen, da sie doch bey der natürlichen Religion es nicht thue? (Gezwungen wird wohl hier sehr uneigentlich gebraucht, sonst könnte man auch sagen, die Wunden Jesu seien ein zwingendes Mittel gewesen, womit er die Juden, welche sich zu ihm hielten, sich zu ihm zu halten gezwungen hätte.) Wären auch die damaligen Juden (fährt der

der Verf. fort) durch eine beynahe unwiderstehliche Macht der Evidenz zum Glauben an Jesum gebracht worden: so hätte freylich die Hoffnung eines weltlichen Reichs des Messias aufgehört, und Jerusalem wäre nicht zerstört worden. Und das würde allerdings ein Vortheil für das damalige Menschengeschlecht, besonders die Juden, gewesen seyn: aber auch für die Heiden? für die Nachwelt? für uns? Würde es uns möglich seyn zur vernünftigen Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion zu kommen? Obrigkeit und Volk der Juden hätte dann die Religion angenommen: welche denkende Nachwelt werde eine so entstandene Religion glauben, und nicht undurchdringlichen Betrug ahnen? (Wir dächten doch: kaum! Es würde allemal folgen: etwas Großes, Erstaunliches, müsse wirklich vorgefallen seyn; weil auf einmal so eine große, nach der Lage der Umstände nicht zu erwartende Veränderung vorgefallen sey. Vorher so allgemeine Verfolgung des Messias; ein so allgemeines Kreuzige! nun sind plötzlich aller Gedanken umgekehrt; Haß ist in Liebe; Abneigung in Beyfall verwandelt; vorhin erwarteten die Juden fast allgemein ein weltliches Reich des Messias, kurz darauf nun erwarten dieselben Juden eben so allgemein ein geistliches Reich! Woher die plötzliche Veränderung? — Würden wir nun in unsern Evangelisten lesen, Jesus sey auferstanden, und dem ganzen Volk erschienen — wer würde nicht in der plötzlichen Umkehrung selbst die Wahrscheinlichkeit der Erzählung finden? oder wer würde sich nur den ungeheuern Gedanken beygehen lassen können, daß wohl Obrigkeit und Volk allgemein, ohne daß es den Heiden, ihren Zeitgenossen, von irgend einem verrathen worden wäre, colludirt, und ein betrügliches Wunder begünstiget hätten? Wir fragen: wer kann von einer vernünftigen Nachwelt bey dem Anblick so allgemeiner Wirkungen Zweifel gegen das wirkende Factum erwarten?) Doch (fährt der Verf. fort) ein anderer Fall sey fast noch wahrscheinlicher: wenn Jesus öffentlich erschienen wäre, so würden die Hohenpriester und das Synedrium geleugnet haben, daß es Jesus wirklich sey, mit dem Vorgeben, eine andere, Jesu sehr ähnlich sehende Person sey aufgestellt worden (wie es so oft der Fall gewesen, wenn ein falscher König aufgetreten sey); und damit hätten sie beym Volk großen Eingang finden können. (Können freylich: aber wenn sie nun den Jüngern überhaupt die von ihnen gehabten Erschei-

nungen ableugneten, sie für Grille, für Betrug, für Einbildungen ausgeben: war der Fall besser? Solche, die mit Jesu gegessen und getrunken hatten, konnten Zeugen seyn, ob Er es war, den sie auferstanden sahen (sagt der Verf.): aber das waren doch mehrere, als seine Jünger im engern und weitern Sinn.) — Wir haben diese Erinnerungen blos in der Absicht beygefügt, um zu zeigen, daß auch des Verfassers Antwort (so wie noch keine bisher gegebene) auf die obige Frage Genüge thue.

Inzwischen können wir noch nicht absehen, warum es nicht gut sey, wenn man die Himmelfahrt Christi zu einem Beweis der göttlichen Sendung Christi mache, weil man nun seit 1783 Luftfahrten habe anstellen lernen; wenigstens daß wir sie nun nicht mehr nach 1783 würden zu so einem Beweis brauchen können, wenn sie auch frühere Vertheidiger der christlichen Religion gebraucht hätten. Wie konnte der Einsichtsvolle Verfasser so schreiben, ohne mit einem Schlag mehrere Beweise für die göttliche Sendung Jesu zu zertrümmern. Glauben wir einmal dem Zeugniß der Apostel, daß Christus gen Himmel gefahren, so müssen wir eben demselben Zeugniß auch glauben, daß es ohne Betrug geschehen. Denn die aerostatische Maschine, den physicalischen Apparat u. s. w. hätte ja jedes gesunde Auge sehen müssen. Auch itzt noch, nachdem wir durch Montgolfier durch Lüfte haben fliegen lernen, würden wir es für ein großes Wunder ansehen, wenn ein Mensch ohne Maschine u. s. w. durch die Lüfte vor unsern Augen zöge, und in einer unermeßlichen Höhe vor unsern Augen verschwände.

Fw.

---

12. Erziehungsschriften.

Modesta disquisitio, num in philosophia eadem doctrinae capita tractari, et sic eadem philosophia, quoad omnes eius partes, in scholis, gymnasiis et academiis Romano-Catholicis, Augustanis et Reformatis salua religione

gione doceri possit. Auctore *Stephano Hatvani*. Viennae, typis Kurzbeck, 1785. 68 Seiten, 8.

Zufolge der zu Wien im Jahr 1777 gedruckten Verordnung, das Erziehungs- und Schulwesen in Ungarn betreffend, soll der ganze Unterricht in den Schulen der Protestanten, in Absicht auf Sachen sowohl, als Methode, völlig derselbe seyn, wie er in den katholischen Normalschulen ist. Diese Verordnung hat natürlich vielen Unwillen bey denen Protestanten verursachen müssen, welche theils keinen unvernünftigen Zwang lieben, theils aber alle Gleichförmigkeit mit den Katholiken in Sachen, die mit Religion und Kirchenwesen verwandt sind, aus gerechten Gründen und Besorgnissen, zu vermeiden suchen. Indessen hat sich der größte Theil dem Willen der Gesetzgebenden Macht gefügt; verschiedene über die anfangs eingegangenen Vorstellungen und Klagen, zu Wien angestellte Conferenzen, zu welchen Deputirte lutherischer und reformirter Confession gezogen worden, scheinen es vermittelt zu haben, daß die Unzufriedenen beruhiget sind. Hier aber tritt ein Mann hervor, der die seinen meisten Glaubensgenossen parador klingende, obgleich in gewisser Betrachtung nur allzu wahre Behauptung, daß nicht einerley Philosophie in den Schulen der drey verschiedenen Religionspartheyen gelehrt werden könne, durchzusetzen sucht. Er ist Doctor der Arzneywissenschaft, Prediger und Professor der Philosophie bey dem Gymnasium der Reformirten zu Debrezsen.

Seine Bedenklichkeiten trägt er mit aller Bescheidenheit, und ohne Heftigkeit gegen die katholische Lehre und Kirche, in der Ordnung der einzelnen Theile der Philosophie vor, indem er bey jedem diejenigen Punkte und Sätze angiebt, in deren Behandlung, Bestimmung und Beweisen katholische und protestantische Schullehrer oder Professoren, aus theologischen Gründen, oder um theologischer Consequenzen willen, nicht von einander nothwendig abweichen müssen. Schon in der Ontologie sey z. B. die Definition von einem Dinge wegen der theologischen Lehre von der Sünde, der Satz, daß ein Körper den andern räumlich ausschließe, und der, daß die Wesen der Dinge unveränderlich sind, wegen des Artikels vom Abendmal von großer Wichtigkeit, und je nachdem so

oder so darüber räsonnirt werde; finde auch eine verschiedne Anwendung in der Theologie statt. Noch häufiger könne in der natürlichen Religion, in der Psychologie rc. der katholische Philosoph wider Stellen des Reformirten Systems, der Reformirte wider das lutherische und umgekehrt anstossen. Die Exempel, die der Verf. davon in Menge beygebracht hat, sind mit gutem Verstande und Urtheil gewählt, obgleich überall dabey die Besorgniß zum Grunde liegt, daß ein Lehrer der Weltweisheit, welcher gelegentlich einen philosophischen Satz zum Nachtheil einer andern Theologie, als welcher er zugethan ist, abhandeln und anwenden könne, diese Gelegenheit auch gewiß ergreifen werde; eine Besorgniß, welche in Gegenden, wo der Sektenhaß herrscht, und wo insbesondere die eine Parthey sich immer mehr beeifert, die andere zu verdrängen, besonders bey den Katholiken, leider! nicht ohne Grund ist. Die triftigste Ursach aber, um welcher willen den Schulen der Protestanten keine andere Philosophie, und überall keine Lehrart aufgedrungen werden sollte, als von welcher sie selbst freyen Gebrauch machen wollen, bleibt immer die, welche der Verf. am Ende seiner Schrift nur zu kurz beygebracht hat: daß nämlich die Rechte der Religionsfreyheit es von selbst mit sich bringen, daß jede Parthey, welcher dieselbe verwilliget ist, auch nicht genöthiget werden müsse, eine Regel der Erziehung und Unterweisung zu befolgen, welche ihr mit bedenklichen Folgen begleitet zu seyn scheint, und welche sich mit ihren eigenthümlichen, vom Staat geduldeten Religionslehrsätzen nicht allerdings vertragen zu können scheint; daß also auch nicht allein viele Mitglieder des Staats, sondern auch die Sicherheit, die Ruhe und der Wohlstand des gemeinen Wesens darunter leiden würden, wenn man ihnen dergleichen Regeln, Normen oder Methoden aufdringen wollte.

Fz.

Erläuterungen über die heutige Lehrart auf Akademien in österreichischen Staaten, für Liebhaber der Wissenschaften. Augsburg, bey Riegers sel. Söhnen, 1785. 10 Bogen in 8.

In österreichischen Staaten heißt es zwar auf dem Titel; aber in dem Büchelchen selbst finden wir sie nicht ein einzigesmal genennet. Was der Verfasser sagt, gilt nicht blos von österreichischen, sondern auch von andern römischkatholischen Universitäten, und kann auf sie angewendet werden. Vieles betrifft auch nicht sowohl die Lehrart auf Universitäten — denn so muß man sagen; Akademien sind gelehrte Gesellschaften — als vielmehr die Wissenschaften überhaupt. Der Gemeinplätze und unbestimmten Deklamationen sind nicht wenig. Der Verfasser hat sie mit langen Stellen aus Iselins Geschichte der Menschheit, Wezels Schrift über Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Deutschen, Rollin und andern ohne sonderliche Wahl, aufgestutzt. Immer noch viel für einen Franciscaner! Denn der Verf. hat sich zwar in dieser Schrift nicht genannt: aber in seiner 1786 gedruckten Anfangsgründen zur allgemeinen gelehrten Geschichte bekennet er sich als Urheber zu diesem Produkt. Wir geben noch kurz den Inhalt an. Nach einer Vorerinnerung über die Encyklopädien, wovon die vornehmsten angeführt und beurtheilt werden, handelt der Verf. von der nothwendigen Prüfung vor dem Antritte akademischer Studien; von der Nothwendigkeit, die akademischen Studien recht einzurichten; (hier kommen, so wie überall, manche Allotria vor, z. B. Klagen über Hrn. D. Starks freymüthige Betrachtungen über das Christenthum, und über den Horus, den der Verf. dem Herrn Prof. Wünsch — nicht Wunsch, wie ihn der Verf. immer nennt — in Frankfurt an der Oder beylegt, obgleich dieser Gelehrte das Buch öffentlich in Zeitungen desavouirt, und man also doch nicht fortfahren sollte, es ihm zuzuschreiben.) von den Universitäten, und der heutigen Lehrart auf denselben überhaupt; von dem Umfange der Gelehrsamkeit insgesammt; von der allgemeinen Gelehrtengeschichte; vom Umfange philosophischer Wissenschaften insbesondere; etwas von der Rechtsgelehrsamkeit (vornämlich vom Kirchenrecht); allgemeine Begriffe von den theologischen Wissenschaften.

Der Verfasser, der schon angefangen hat, ein Vielschreiber zu werden, drohet am Ende mit gar vielerley Beobachtungen über Gegenstände unserer Litteratur. „Die Unfähigkeit der Lehrer, sagt er, ihre bösen Beyspiele, die die Schüler auf Abwege leiten, Spöttereyen gegen Päpste, Geistliche,

und gegen die Gebräuche der Kirche; gallige Ausdrücke und falsche Erdichtungen" (giebt es etwa auch wahre Erdichtungen?) „in den jungen Herzen Abneigung gegen die Ordensstände einzupflanzen; Verachtung unserer Vorgänger, Lehren, die nur Weichlichkeit einflößen, Lobsprüche gegen Schriften, die das Herz junger Leute anstecken, Ersinnung scheinbarer Zweifel, die den Kopf der Studirenden verrücken, heimliche Verbreitung socinianischer, epikurischer und materialistischer Grundsätze, und dergleichen, die meine Freunde (Mag dieser Franciscaner wohl Freunde haben, die genau beobachten können?) sind die Gegenstände, über welche ich mich bey guter Gelegenheit ferner erklären, und meine Erläuterungen fortsetzen werde."

Nk.

Zustand der Darmstädtischen Landschulen, nebst einem Plan, wie dieselben verbessert und zweckmässig eingerichtet werden könnten, von einem Ungenannten. 1785. 4 Bogen, 8.

Mag zwar recht gut gemeint seyn, woran Rec. nicht zweifeln will, obgleich die heftigen Ausfälle auf die Landprediger vorauszusetzen scheinen, daß etwas Animosität dabey gewesen seyn möchte. Der Verf. sagt zwar, daß er selber ein Geistlicher seye, aber fast sollte man glauben, daß er einer von den studirten Landschullehrern wäre, die den Titel: Schulmeister — zu despektirlich finden, die nicht gern unter der speciellen Aufsicht ihrer Prediger stehen, die ihre Lunge zu sehr angreifen, wenn sie alle Sonntage beym öffentlichen Gottesdienst singen sollen, die mit einem Gehalt von 300 — 350 Fl. nicht zufrieden sind, gerne wenigstens 600 Fl. und 10 — 12 Morgen Gartenland, auch noch oben ein den Titel: Rektor — haben wollen. Dies alles sind Vorschläge des neuen Plans, den der Verfasser entwirft, und den er dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt zur Ausführung empfiehlt. Der Verf. will durchaus, daß lauter studirte Herren Landschulmeister seyn, und diese auch bey ihrer Annahme gleich ordinirt werden sollen, daß sie für ihre 600 Fl. Gehalt aber weiter nichts thun, als täglich 5 Stunden Unterricht, der Prediger dagegen, der im Gehalt nicht höher zu stehen brauchte, (Der Ver-

Verfasser meint nämlich, daß man von den stärkern Besoldungen der Prediger so viel abnehmen soll, als erfordert wird, um ihnen die neuen Herren Dorfrektoren gleich zu stellen.) bey seinen übrigen Arbeiten täglich 3 Stunden Unterricht in der Schule geben müßte. Ihm dünkts ein Weniges zu seyn, daß in größern Dörfern mehrere Lehrer mit 600 und 400 Fl. Gehalt, und auch in den Filialdörfern ganz neue Prediger angesetzt werden. Denn durch die Filialdörfer, sieht er wohl ein, wird sein Vorschlag, daß der Prediger täglich 3 Stunden in der Schule lehren soll, inpraktikabel. Ob wohl der gute Mann einen Ueberschlag gemacht haben mag, was darzu für eine Klasse erfordert werde? Aber, sagt er, man giebt ja sonst so viel vergeblich aus, warum sollte man einer solchen Kleinigkeit wegen Schwierigkeit machen? Wenn doch Leute, die neue Plane erfinden, und diese Plane den Fürsten zur Ausführung empfehlen, besser darüber nachdenken, nicht so unüberlegt über andere Stände herfahren, ihre unreifen Einfälle nicht gleich als vollkommene Entwürfe anpreisen wollten! Der Vorschlag, studirte Männer zu Landschullehrern zu machen, und diese nach einigen Jahren zu Predigtämtern zu befördern, hat zwar in der Theorie viel Empfehlendes, aber in der Ausführung wird man es ganz anders finden. Man lege nur zweckmäßige Schulmeisterseminarien an, so wirds schon besser gehen. Der Lehrplan des Verf. hat weit mehr Gutes. Nur ist alles zu kurz und unbestimmt.

Rec. hat sich vor der Protestation des Verf. nicht gefürchtet, die S. 63 zu lesen ist. Dafür muß er sich aber auch, wie billig, gefallen lassen, wenn er seine Drohung an ihm erfüllen will. Denn das ist solchen Herren eigen, daß sie jedes mißbilligende Urtheil als Verunglimpfung ansehen, und es aus aufgebürdeten niederträchtigen Absichten herleiten. Noch darf Rec. nicht vergessen, daß in dieser kleinen Schrift nicht nur eine Menge Provincialismen, sondern auch offenbare Sprachfehler angetroffen werden, e.c. immer lernen, statt lehren rc.

—P.

13. Wiener und andere katholische Schriften.

Familienbuch für meine Nachkommen und Freunde, oder Fragmente zur pragmatischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben aus den Handschriften Adam Ehrhards, von einem seiner Enkel im Jahr 1900. Wien, 1785. 135 Seiten, 8.

Was Ziehns prophetische Träume für die physische Welt sind, das ist dies sogenannte Familienbuch für die politische und moralische; nur mit dem Unterschiede, daß hier die uns armen Weltbewohnern bevorstehende große Revolution nicht ganz so gefährlich, wie jene, ist, und am Ende noch dazu sehr gut abläuft. Nicht leicht hat Rec. so viel Unsinn in einem Buche beysammen gefunden; und hätte ihn Adam Erhards Enkel früher zu Rathe gezogen: so würde er ihn gebeten haben, mit diesen Handschriften seines Ahnherrn einem Krämer ein Geschenk zu machen.

Man höre folgendes zur Probe. So wie Propheten sich in lebhafter Begeisterung die Zukunft vergegenwärtigen, und was noch erst geschehen soll, als bereits geschehen erzählen: so erzählt Adam Erhard (Schade daß dieser große Weltverbesserer nicht näher bekannt ist!) erstaunenswürdige Dinge, die er gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausgerichtet hat, obgleich wir nicht Begeisterten sie jetzt im Jahr 1786 für noch ungeschehen zu halten geneigt sind. Und so wie oft die wichtigsten Eräugnisse aus unrichtigen Veranlassungen entstanden sind: so ists denn auch hier. Adam Erhard, der verehrungswürdige Mann, macht einen sehr gewöhnlichen Banquerout, der ihn (und auch das ist noch nichts ungewöhnliches) in die Hände raubgieriger Richter und Advokaten liefert. Vor Aerger schreibt er ein Buch über die Fehler der Justitzverwaltung, ein Meisterstück, das von Hohen und Niedern mit Bewunderung gelesen, nein — verschlungen wird. Zugleich führt er vor Langerweile eine bessere Er-

zie-

ziehungsmethode ein. Da haben wir nun mit einemmale eine andere Welt. Die Leute werden klüger. Alle unnütz scheinende Stände, Richter, Advokaten (das war kein Wunder) Geistliche, Privathofmeister, u. s. w. werden abgeschafft, die stehenden Armeen abgedankt, und die Soldaten in Bauern verwandelt. Auch die Regenten müssen gutwillig oder gezwungen abdanken, und das Volk regiert sich selbst. Dabey herrscht die bewundernswürdigste Ordnung, Freyheit im Handel, Freyheit von allen Abgaben, und — natürlich — ein unbeschreiblicher Ueberfluß. Die Sittenverbesserung ist unglaublich, wie der äussere Wohlstand. Was doch ein Banquerout für gute Folgen haben kann! — Mit der reducirten Gelehrsamkeit sieht es indeß ein wenig sonderbar aus: Eigentliche Gelehrte giebt es gar nicht mehr: aber was schadet das? Das ganze Volk bis auf den Bauer ist ja gelehrt, und — studirt die Natur. Mit dem Bücherwesen steht es vortrefflich. Es darf gar kein Schofel mehr gedruckt werden. Aber unter allen Unwahrscheinlichkeiten ist diese die Größte, oder — Adam Erhards Fragmente können unmöglich schon in dieser neuen goldenen Zeit gedruckt seyn. Gewiß sind sie noch eine Scharteke aus dem leidigen achtzehnten Jahrhunderte, wo so vieler Schofel — zumal in Wien — das imprimatur erhielt.

Yg.

Nic. de Clemangiis, Theologi et Oratoris Galli, qui sub concilio Constantiensi claruit, memorabile opusculum de *ruina ecclesiae*, circa tempora concilii Constantiensis, recusum et notis illustratum. Posonii, typis Loewianis, 1785. 152 Seiten, 8.

Nicolaus von Clemange bey Chalons gebürtig, war einer der gelehrtesten und rechtschaffensten Theologen in der zweyten Hälfte des vierzehnten, und in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Seine Freymüthigkeit in Klagen über Verfall christlicher Zucht und Sitten unter Clerisey und Laien machte ihn der herrschenden Parthey seines Zeitalters verhaßt; und den niedrigen Verehrern des Römischen Stuhls

in spätern Zeiten verdrießlich: Bellarmin hat ihn nicht gewürdigt, ihn unter die Kirchenscribenten zu rechnen, und in dem Tridentinischen Index werden nur diejenigen seiner Werke zu lesen verstattet, quae iuxta censuras patrum deputatorum emendata excudentur. Die bekannteste seiner Schriften ist eben die, welche hier aufs neue abgedruckt erscheint. Sie ist ehedem unter dem Titel de corrupto ecclesiae statu mehrmal einzeln herausgegeben; zuerst zu Rom 1519. 4. (s. *Biblioth. Woog.* p. 263. Nr. 3107.) eine Ausgabe die Hamberger nicht gekannt hat; (*Nachr.* IV S. 695.) hernach ohne Druckort und Jahr in 4. von Eubulus Cordatus, d. i. nach einigen Ulr. von Hutten, nach andern Enricius Cordus; ferner von Joh. von Fuchte zweymal, Helmst. 1620. 8. und 1677. 4. u. s. w. Sie steht auch im Append. rer. expet. et fug. Am vollständigsten und correktesten, aber hat Herm. von der Hardt diese Deklamation aus zwey Helmstädtischen Handschriften in seinem Concil. Constant. T. I. P. III. p. 1. herausgegeben, und nach dieser Edition ist der neue Abdruck, den wir vor uns haben, veranstaltet. Der Herausgeber hat sich um die ältern Ausgaben, und überall um die Litteratur des Buchs gar nicht bekümmert. Er hat zur Absicht, seine Landsleute durch die ihnen hier vorgelegten Klagen über den ehemaligen traurigen Zustand der Kirche, gegen die Verdienste und wohlthätigen Reformationsanstalten des jetzigen Kaisers dankbar zu machen. Denn, sagt er, jene Klagen wurden niemals von den Vorstehern der Kirche abgestellt; es blieb immer beym Alten, so oft man auch eine Reformation wünschte und versprach, oder auch wirklich anfieng; die Aerzte wollten nicht und konnten nicht ihren eigenen altgewordenen Uebeln abhelfen; jetzt aber hat man eingesehen, daß von den Fürsten allein Hülfe zu erwarten ist, (das ist eine höchst ungegründete Meynung. Bloß Befehle thun es nicht. Die katholische Geistlichkeit will auch nicht einmal der Obrigkeit zugestehen, Befehle in Religionssachen zu geben, und hindert deren Ausführung. Das Volk muß erleuchtet, und die ungerechte geistliche Gewalt ganz abgeschafft werden, sonst hilfts nichts!) und Kaiser Joseph hat innerhalb drey Jahren mehr geleistet, als seine Vorgänger von Siegmunds Zeiten her in drey Jahrhunderten. — Wir wollen Niemand in seiner Zufriedenheit stören; allein das scheint uns doch eine sehr weit heraufgeholte Ursach der Herausgabe dieses Buchs zu seyn. Zuerst ist nicht zu leugnen, daß Cleman-

ge in dieser Schrift eine Vorstellung von dem Zustande der Kirche und Hierarchie giebt, welche überhaupt auf unsere Zeiten nicht mehr paßt; man müßte unbillig seyn, wenn man nicht eingestehen wollte, daß die Concilien zu Basel und Trient, daß die Wachsamkeit der Bischöfe, und daß die Zeiten selbst im Kirchenregiment, in der Kirchen- und Klosterzucht vieles gebessert oder abgestellt haben, worüber er klagt. Aber ferner manche Uebel, die er zu seiner Zeit beweinte, liegen zu tief in dem System der katholischen Lehre und Kirchenverfassung, als daß sie auf einmal durch des Kaisers Verordnungen und Befehle in seinen Staaten weggeschafft seyn könnten, zumal da von der Geistlichkeit in der Ausführung der Entwürfe des Monarchen sogar viel abhängt. Endlich aber wird auch nicht leicht ein aufgeklärter Mann zu unsern Zeiten diejenige Religions- und Kirchenverfassung für glücklich und unverbesserlich halten, in welcher nur solche Misbräuche, als die sind, worüber Clemange zu seiner Zeit zu klagen Ursach hatte, abgefaßt sind.

Schätzbar bleibt uns übrigens dies Buch mit Recht, als Dokument des traurigen Zustandes der Römischen Kirche vor den Zeiten der Reformation, und als das Werk eines einsichtsvollen denkenden Mannes. Wir haben auch alle Ursache uns glücklich zu preisen, daß wir in bessern Zeiten leben; wir Protestanten freylich noch weit mehr, als unsere katholischen Brüder. — Die Substanz dieser Schrift, in welcher wir übrigens keine Spur davon finden, daß sie zur Zeit des Costnitzer Conciliums geschrieben sey, wie der neue Herausgeber gleich auf dem Titel sagt, findet man in Lenfants Hist. du Concile de Constance, S. 632 sehr nervös zusammengezogen. Der jetzige Herausgeber hat verschiedene Noten und Erläuterungen aus gleichzeitigen Scribenten beygefügt, auch die von Herm. von der Hardt verfaßte Biographie des Verfassers angehängt.

Dm.

Abris der allgemeinen Kirchengeschichte, von der ersten Zusammenkunft der Apostel am Pfingstfeste, bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts,

einschließlich. Nach dem Französischen eines ungenannten Verfassers in das Deutsche übersetzt. Mit einer richtigen Zeitrechnung versehen, mit Anmerkungen, und einer kurzen Lebensbeschreibung sowohl der Päbste, als der Kaiser vermehrt, herausgegeben von Pater Anselm Sartori, Subprior der Benediktinerabtey Ettenheimmünster, im Brisgau. Zweyter Theil, in sich enthaltend das vierte Jahrhundert. Dritter Theil, das fünfte und sechste Jahrhundert. Augsburg, 1786. Im Verlag der Wolfischen Buchhandlung, 694 Seiten in 8.

So abschreckend wie der lange Titel ist, so elend ist auch der Inhalt des Buchs. Der zweyte und dritte Theil ist fast noch schlechter als der erste Theil. Selbst aufgeklärten Katholiken wird das Original und die vergebliche Uebersetzung anstößig seyn. Das vierte Jahrhundert fängt wieder mit der ehrenfesten Betrachtung über die Vortheile des klösterlichen Lebens, und mit Erzählung der berühmten Einsiedler dieses Jahrhunderts an. Das ist eine feine Kirchenhistorie! Verfolgung unter Diokletian; im Orient unter Kaiser Licin; Friede unter Konstantin. Originaldeduktion der römischen Messe, von Seite 85 an, lustig zu lesen, nebst Legende von den drey Kreuzen, welche Helena, die Mutter Konstantins, zu Jerusalem ausgraben lassen, und wie sich das ächte Kreuz durch Wunder auszeichnet, auch wie Helena einige Nägel vom Kreuze an den Kaiser geschickt, der sie in seinen Helm und Zaum setzen lassen, um sich vor Unglück und Schaden zu verwahren. Verfolgung der Christen in Persien, unter dem Könige Sapor; arianische Ketzerey; erster allgemeiner Kirchenrath zu Nicaen; Kirchenrath zu Sardich und Rimini; Zustand der Kirche unter Julian den Apostaten; unter Jovinian; Verfolgung unter Valens; Kirchenrath zu Konstantinopel; Bischöfe des vierten Jahrhunderts; Athanasius, Hilarius, Basilius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus; Aufruhr zu Antiochien; Ambrosius; Augustinus; Hieronymus; berühmte Heilige, de-

ren Biographie auch hier unerträglich zu lesen ist; Schriftsteller, Päpste, Kaiser.

Es würde eine unverdankte Arbeit seyn, wenn wir alle Unrichtigkeiten und Albernheiten dieses Buches rügen wollten, dessen Fortsetzung den geringen Schimmer der Aufklärung, der sich in katholischen Ländern zeigt, wieder ein wenig zu verdunkeln ganz geschickt ist.

Sendschreiben eines Layen an seinen Freund, einen Weltgeistlichen, über das, während der Jesuiterepoche ausgestreuete Unkraut, verschiedene merkwürdige deutschgeistliche Geschichtsumstände enthaltend. Frankfurt und Leipzig, 1785. 2½ Bogen in 4.

Ein unbedeutendes, und daher sehr entbehrliches Kontingent zur Geschichtskenntniß der Jesuiterepoche von 1540 bis zu ihrer äußerlichen Demüthigung. Der Verf. zeigt vom Jahr zu Jahr die Schritte dieses Ordens in allen katholischen Ländern, wie sie als Staatsminister, Lehrer der Theologie und Philosophie, Katecheten und Gymnasiasten ihre feine mächtige Händel getrieben. Aber er zeigt alles dies sehr unvollkommen, geht sehr säuberlich mit ihnen um, und bezeugt, daß er nie ein Feind von ihnen gewesen, ob er sie gleich ganz niederträchtigerweise im 11ten § schinderknechtischgesinnte Apostel nennt. Er ermahnet die Exjesuiten, sich um die Herstellung des alt-evangelischen Geistes zu bewerben, der von der Jesuiterepoche in den Versammlungen der Bischöfe den Ton angab. Nun! in den Versammlungen der Bischöfe und auf den Concilien gieng es eben auch nicht sehr evangelisch zu. Da war der Geist der Verdammung und Unterdrückung ad maiorem Dei Gloriam gewöhnlich, so gut wie bey den Jesuiten. Uebrigens suchen die Jesuiten jetzt nur allzusehr Bischöfe und Prälaten zu werden. Eine Versammlung von solchen Bischöfen möchte eben der Christenwelt nicht viel frommen.

Ueber die Symbolen der katholischen Kirche, und den billigen Vorzug des Felbigers-Katechismus vor

allen

allen andern Katechismen, in Absicht auf die Beförderung oder Aufklärung der katholischen Jugend, des Christen und des Bürgers. Von einem Nassauischen Weltpriester. Regenspurg, 1785. 48 Seiten in groß 8.

Die fürstliche Landesregierung zu Dillenburg bemerkte, daß die katholischen Unterthanen des Fürstenthums Hadamar, und Siegen in den nöthigsten Kenntnissen zurückblieben, und glaubte, den Grund davon im schlechten Jugendunterrichte zu entdecken; verordnete daher an die Stelle des bekannten kleinen Känisius den Felbigerschen Katechismus für die Nassauischen Lande; erbot sich auch, den Unbemittelten aus der Landesherrlichen Kasse Exemplare zu schenken. Den Geistlichen war aber das gar nicht recht, eines Theils, weil es eine Neuerung seyn würde, und dann, weil man Felbigern in dem Verdacht des Jansenismus hielt, weil er in Verdammung der Ketzer sich nicht orthodox genug erklärt. Unser Verf. nahm hieraus Gelegenheit, seine kleine Schrift zu entwerfen, in der er über die Symbola der Kirchen kritisirt, welche mit der Katechetik in Parallel stehen; und den Felbigerschen Katechismus vom angeschuldigten Jansenismus absolvirt. Durch Symbola versteht er diejenigen charakteristischen Lehren, wodurch sich Eine Parthey von der andern unterscheidet. (Das ist aber zu eingeschränkt, weil jede positive dogmatische Religionslehre, wenn sie auch gerade nicht zur Unterscheidung dienet, Recht zur Aufnahme ins Symbolum hat.) Ueber das älteste apostolische Symbolum, welches aus den bekannten 12 Artikeln besteht, urtheilt der Verfasser, in Bestreitung der Aechtheit, richtig; was es aber mit dem Zusatze: descendit ad inferos für eine Bewandniß habe, scheint ihm unbekannt zu seyn. Daß die Symbola durch Schulstreitigkeiten immer sehr verunstaltet worden, bemerkt der Verf. mit Recht. Auch wurden sie die Grundlage zu den Katechismen, die aber bald die Richtschnur der Symbole überschritten. Die Behauptung, daß die Obrigkeit auf den ersten Religionsunterricht nicht wachsam genug seyn könne, hat guten Grund, und verdient auch bey Protestanten Beherzigung. Daß Felbigers Katechismus oder der sogenannte österreichische Normalkatechismus nicht viel

besser

besser als der jesuitische Kanisius sey, ist in der Allgem. deutschen Biblioth, (LII. 2. S. 528. bis 563 ff.) ausführlich und sehr deutlich erwiesen. Es ist erstaunend, welche Menge ganz grober, selbst von vernünftigen Katholiken nicht mehr angenommener Begriffe darin gelehret werden. Es ist auf keine gründliche Reformation zu rechnen, so lange man noch glaubt, blos durch Einführung eines solchen Katechismus reformirt zu haben, und *NB.* dabey stehen bleibt.

P. *Dominici Schram*, Benedictini Banthensis S. S. theol. et S. S. Canonum professoris emeriti, Analysis operum S. S. Patrum, et scriptorum ecclesiasticorum. *Tomus III, IV, V, VI, VII et VIII.* cum duplici indice, uno operum, altero rerum memorabilium. Superiorum permissu. Augustae Vindel. Sumtibus Rieger filiorum, 1785. Der 8te Theil enthält 684 Seiten in 8.

Die beyden ersten Theile sind im zweyten Stück des 48sten Bandes der allgem. Bibl. angezeigt, und wir nehmen die übrigen Theile hier zusammen. Herr Schram hatte die löbliche Absicht, ein Kompendium aus den Schriften der Kirchenväter zu liefern, weil ein Menschenalter nicht hinreicht, die Originale selbst durchzulesen. Wir verkennen auch die Beschwerlichkeit dieses mühsamen Geschäfts nicht. Nur ist zu bedauren, daß er selbst weitläuftiger geworden, als nothwendig gewesen wäre, und daß wieder Zehne gegen Einen diesen Auszug nicht lesen werden. Er beobachtet in allen Bänden einerley Hauptmethode. Daß das Buch für protestantische Leser wohl einen historischen, keinesweges aber dogmatischen Gebrauch verstatte, dürfen wir wohl kaum anführen.

Der achte Band handelt vom Eusebius Pamphilus. Seine Werke sind folgende: Praeparationis evangelicae libri XV. Demonstrationis evangelicae libri X. Liber contra Hieroclem. Libri duo contra Marcellum. Libri tres de theologia ecclesiastica contra Marcellum. Commentarii in Psalmos. Commentarii in Iesaiam. Libri

duo de fide adversus Sabellium. Libri duo de resurrectione. De incorporali et invisibili Deo. De incorporali. De incorporali anima. De spirituali cogitata hominis. Quod Deus pater incorporalis est. De eodem. De eo, quod ait Dominus: non veni pacem mittere. De mandato Domini: quod dico vobis in aure, supra tecta praedicate. De operibus bonis et malis. De operibus bonis. Chronicon. Historiae ecclesiasticae libri decem. Liber de martyribus palestinae. Libri quatuor de vita Constantini imperatoris. Panegyricus de laudibus Constantini. Da Eusebius ganz besonders von der patristischen Schreibesucht befallen war: so hat Herr Schram auch einen ansehnlichen Band mit der Beleuchtung verschwenden müssen; die er auf folgende Weise eingerichtet hat. Der erste § vor einem jeden Buche enthält den Inhalt desselben, erzählet die Gelegenheit und Veranlassung zu der Schrift. Sodann werden die mancherley guten und schlechten Ausgaben angeführt, und ziemlich richtig beurtheilt. Der Kommentar über die Psalmen ist unerträglich weitläuftig, und macht allein über 8 Bogen aus. Der index rerum memorabilium giebt dem Buche eine vorzügliche Brauchbarkeit. Wer ein Freund der patristischen Lektüre ist, und doch Geld und Zeit gerne schonen will, dem hat Herr Schram keinen geringen Gefallen gethan, obgleich Recensent dabey der Meynung ist, daß das Wissenswürdige aus der ganzen Patristik für den, welcher kein Gelehrter von Profession ist, auf ein Paar mäßige Octavbände hätte zusammengedrängt werden können. Wer aber als Gelehrter die Kirchenväter studiren will, muß sie nothwendig selbst lesen.

Die Kunst Seelen im Beichtstuhl zu belehren und zu rühren. Von dem Verfasser der Kunst das Herz auf der Kanzel zu rühren. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Erlaubniß der Obern. Erster Band. Bamberg und Wirzburg, bey Göbhardt, 1785. 540 Seiten. Zweyter Band. 428 Seiten. Nebst Verzeichniß der Materien.

Ein katholischer Gottesgelehrter, der bey der Unterredung im Beichtstuhl eines solchen Vehikels bedarf, muß ganz stumpf und

und untüchtig seyn. Wären indeß die Fragen so abgefaßt, daß der Lehrer sich mit Weisheit und behutsamer Vorsicht den Seelen näherte: so wäre das schon etwas. Aber sie sind handwerksmäßig und platt.

Fragen nach den Geboten. Gleich unter den ersten findet sich die extra feine Frage: **Habt ihr hie und da einen Freygeist oder Ketzer in der Meynung angehört, um zu sehen, ob seine Behauptungen nicht möchten gegründet seyn? denn das hieße, sich der Gefahr aussetzen, den Glauben zu verlieren.** (Dies ist das charakteristische Kennzeichen des alleinseligmachenden blinden Glaubens, der keine Prüfung verträgt. Paul hat sich sehr unkatholisch ausgedrückt: Prüfet alles, und das Gute behaltet. Uebrigens möchten die gutmüthigen Protestanten wie Garve und andere, welche glauben, daß der Katholicismus anders sey, wie sonst, doch auf solche Beweise des Gegentheils merken!) **Ueber die Keuschheit bey jungen Frauenspersonen.** „Ist euer höchster „Wunsch nicht, den Mannspersonen zu gefallen, und ihnen „eine thörichte Liebe einzuflößen? Brauchet ihr dazu nicht „Sachen, die die Religion ausdrücklich verbietet? Leget ihr „Rothes und Schminkpflästerchen auf? Laßt ihr dasjenige „blos was sorgfältig bedeckt werden sollte, unbekümmert, „ob ihr nicht Ursache seyd, daß viele Seelen, denen ihr sträf„liche Begierden einflößet, verloren gehen? Seyd ihr nicht „vertraut mit Mannspersonen, die jung und artig sind? „Besuchet ihr nicht Oper und Comödie, und suchet alsdenn „unbescheidener bekleidet zu seyn?" (Es ist doch höchst unbesonnen, wichtiges und unwichtiges, erlaubtes und unerlaubtes so untereinander zu mischen.)

Fragen über Standessünden. An Richter, Geistliche, Advokaten, Gerichtsschreiber, Notarien, Kommissarien, Aerzte. „Habt ihr keiner schwangern Weibsperson Abtreibungen gegeben?" **Kaufleute.** Habt ihr kein Monopol „angelegt, und dadurch das Publikum beeinträchtiget? (Eine kützliche Gewissensfrage, die manchen Lutheraner sein Beichtvater auch vorlegen möchte.) **Vorstellungen und Belehrungen des Beichtvaters über die Sünden, deren sich die Beichtenden schuldig geben.** (Sind etwas besser gerathen.) **Ueber die Todsünden überhaupt.** Hochmuth, Zorn, Beeinträchtigung, Eitelkeit, Neid, Ehebruch

bruch rc. Bey der Sünde der Unterlassung der Fasten hat sich der Verf. ängstlich zerarbeitet, den Beweis zu erzwingen. Wer nur Wasser zwischen der Mahlzeit trinkt, unterbricht das Fasten schon. Ermahnung an verhärtete Sünder zur Bekehrung. Ueber den Aufschub der Bekehrung bis an den Tod.

Zweyter Theil. Mittel zu einer gründlichen Bekehrung. Belehrung über die christliche Tugend. Muster von Erbauungen rc. alles über dem gewöhnlichen katholischen Leisten geschlagen.

Die Geschichte der Religion des alten und neuen Testaments, für Kinder. Erstes Stück des Lesebuches. Mit Erlaubniß der Obern. Gedruckt und zu finden in dem Fürstlichen Gotteshause St. Gallen, 1784. 58 Seiten.

Die Lehren der katholischen Religion, oder: Der erklärte Katechismus. Zweytes Stück des Lesebuches, 159 Seiten in klein 8.

Die Religionsgeschichte theilt der Verf. in die alte und neue. Die erste Periode der Alten ist: von Erschaffung der Welt, bis auf die Sündfluth 1556. (Nicht mehr und nicht weniger.) Die zweyte: von der Sündfluth bis auf den Beruf Abrahams, 427 Jahre. Der dritte: vom Beruf Abrahams, bis auf den Ausgang aus Aegypten, 430 Jahre. Die vierte: vom Ausgang aus Aegypten, bis zum Bau des Salomonschen Tempels, 487 Jahre. Die fünfte: vom Anfang des Salomonschen Tempelbaues, bis zur Erledigung der Juden aus der Babylonischen Gefangenschaft, 431 Jahre. Die sechste: von Erledigung aus der Babylonischen Gefangenschaft, bis auf die Ankunft Jesu Christi, 531 Jahre. In der Geschichte des neuen Testaments enthält der erste Zeitraum das Leben Christi, bis zur Sendung des heiligen Geistes, 33 Jahre. Der zweyte: die Ausbreitung der christlichen Lehre, bis zur Zerstörung Jerusalems, 38 Jahre. Der dritte: die Verfolgung der Kirche Gottes unter den Heiden, bis auf Konstantin, 240 Jahre. (So wie die Ein-

Eintheilung fehlerhaft ist: so ist die Aufklärung auf diesen wenigen Blättern unter aller Kritik.)

Im erklärten Katechismus handelt das erste Stück: von dem Glauben. Das zweyte Hauptstück: von der Hoffnung. Das dritte Hauptstück: von der Liebe. Das vierte: von den Sakramenten. Das fünfte: von der christlichen Gerechtigkeit. Recensent hat diesen neuen Katechismus mit dem alten (sogenannte Engtische Kinderlehre, nach Geiger durch Schenkle, vom Jahre 1741.) verglichen, und findet ihn sowohl in Absicht der Ordnung, als des Inhalts etwas, aber auch nur etwas besser. Wir wollen unsern Lesern zum Schreck, nur Etwas, besonders das Todesurtheil aller Protestanten, aus der alten Geigerschen Kinderlehre ausziehen. „Wer ist ein Ketzer? Wer halstarriger Weis etwas läugnet, was die katholische Kirch glaubt. Soll man ketzerische Bücher im Haus behalten? Nein. Sie gehören in das Feuer, gleich wie auch ihre Meister, von Rechtswegen. Soll man in der Ketzer Predigt gehen? Bey weiten nicht. Ists erlaubt, sie in Dienst zu nehmen? Auch nicht. Die Ketzerey ist heimlich gefährlich Gift der höllischen Schlangen. Woran erkennt man einen katholischen Christen? Am Zeichen des heil. Kreuzes. Item: weil er in die heil. Meß gehet, auch Rosenkranz trägt. Seynd alle Teufel in der Höllen? Nein. Es sind viel auf der Welt. Haben sie auch Pein? Tragens mit sich, wie ein Kranker seine Krankheit. Können sie uns schaden? Wenn wir uns seegnen, nicht. Sie sind gebunden, wie die Hund. Können zwar bellen, aber nicht beißen. Was für Sünd hat die Unkeuschheit? Schier gar alle. Die unkeusche garstige Schwein scheuen sich nicht in dem Unflath aller Laster sich zu wälzen, damit sie ihre schändliche Gelüste erhalten. Was thust du bey der Kommunion? Eröffne den Mund, lege die Zunge auf die Lefzen, damit ich nicht aufs heilige Sakrament beiße. Was thust du nach der Kommunion? Ich rede in dem Herzen mit ihm. Wie lang darf du nicht ausspeien? Eine Viertel- oder halbe Stund." — (Diese letzten höchst widersinnigen Farcen finden wir leider im neuen Katechismus auch; in Absicht der Ketzereyverdammung aber scheint mehrere Barmherzigkeit beobachtet zu seyn. Ueberhaupt hat der Neue viel Aehnlichkeit

mit Bayrers Katechismus, der seinen Episteln und Evangelien angehängt ist, und zuweilen scheint der österreichische Normalschulkatechismus ausgeschrieben zu seyn. Es mag also niemand in die Versuchung gerathen, hier viel vorzügliches zu suchen. Fegfeuer, Vorhölle, alleinseligmachende Kirche, Nothwendigkeit des Meßopfers für die Seelen im Fegfeuer, Reliquientrödel, Begierdtaufe, Bluttaufe, freywillige Armuth, ewige Keuschheit, und vollkommener Gehorsam unter einem geistlichen Obern sind hier so gut, wie in dem alten, anzutreffen, wie man es auch in einem Mönchskatechismus nicht anders erwarten kann.

Erbauliche und angenehme Erzählungen, zum Zeitvertreib einer christlichen Haushaltung, von Jos. Ant. Weißenbach, Chorherrn zu Zurzach. (Exjesuiten.) Mit Bewilligung der Obern. Basel, gedruckt bey Thurneysen, 1785. 14 Bogen in 8vo.

Unsere Leser kennen den Erzschmierer vielleicht schon aus seinen übrigen Schriften. Seine Vorbothen des neuen Heidenthums; Charakter des Weltalters; seine mancherley Lobreden auf die Heiligen; *dissertatio de potestate spirituum; loci patrum; Elogia etc.* sind lauter Beweise, welch ein eingeschränkter und bigotter Mensch er ist. Die Dame, die, nach der Zuschrift, ihn angemahnt hat, Geschichte zu schreiben, weil sie ihm eben so gelingen würden, als sein Lektionhalten, hat den Chorherrn gewiß zum Besten gehabt, oder ihr Geschmack müßte äußerst verwahrloset und verdorben seyn. Recensent wüßte sich wenigstens nicht zu erinnern, daß er jemals einen elendern Vortrag gelesen hätte. Der Verf. macht sich z. B. kein Gewissen daraus, in Einem und demselben Perioden im Präsent, Perfekt und Imperfekt kraus durcheinander zu erzählen. Nächstdem findet man zwoerley, erättern, Knotten, Zäher, stuhnd, dapfer, ein beschämter Lapp, Raache, Erbärmniß rc. Von Wielands, Marmontels und la Fontaines Erzählungen urtheilt der exjesuitische Chorherr, daß sie nicht christlich genug sind, und nach der Mode riechen. Von den Seinigen urtheilen wir, daß sie mönchisch genug sind,

auch

auch mehr als zu viel Jesuitismus und Unsinn enthalten. Das zu beweisen, wird ein kleiner Auszug hinlänglich seyn.

Erste Erzählung. Marinus. Ein reicher Mann hat ein einziges Kind, das er zur Frömmigkeit ermahnt, zugleich aber, bey herannahendem Alter belehrt, wie es sich ohne fernere väterliche Aufsicht nehmen müsse, indem er, der Vater, gesonnen sey, sich in eine Einöde zu begeben, und da den Himmel zu verdienen. Das Kind, (durch diese unvernünftige Rede und Absicht des Vaters verführet,) verlangt mit zu gehen, weil die Erwerbung des Himmels eine gemeinnützige Sache ist. (Ganz die abscheuliche Mönchsmoral, welche die menschliche Gesellschaft verwirret, die des Menschen edelste Fähigkeiten lähmt.) Der Vater läßt sich auch nicht lange bitten, giebt sein Vermögen den Armen, und streift mit seinem Kinde als ein Tagedieb und Landläufer weit umher. Endlich kommen sie im innersten Aegypten in ein Kloster, werden aufgenommen, und bequemen sich zu der unrichtigen Andächteley, womit weder Gott noch Menschen was geholfen ist. Der Vater stirbt, und Marinus wird zum Wirthschafter bestellt, wobey er alle Monathe mit seinem Karren in ein Wirthshaus einkehren muß. Die Tochter von diesem Hause wird schwanger, giebt den Marinus zum Vater an, und klagt bey dem Kloster, von dessen Vorsteher auch der Marinus, der sich weder verantwortet noch entschuldigt, aus dem Hause hinausgeworfen wird. Gleichwohl ist er wirklich unschuldig, aus göttlicher Eingebung aber, und um was großes für sein Heil auszurichten, erduldete er das Unrecht. (Kann eine unvernünftigere Moral gedacht werden?) Endlich stirbt der unkluge Heilige, und bey der Reinigung der Leiche findet sich, daß es eine Marina gewesen ist. Sogleich entsteht Geschrey und Jammern im ganzen Kloster, man wirft sich dem Leichnam zu Füßen, und sucht mit Thränen Verzeihung zu erflehen. Während dieser heiligjämmerlichen Scene fährt der Teufel einstweilen leibhaftig in die Wirthstochter, die schwanger gewesen war. Man fällt aber auf den glücklichen Gedanken, sie zur Leiche der Marina hinzuführen, und alsbald ist der Teufel wieder fort. (Welcher Mensch von gesundem Verstande kann dergleichen Lügen und ärgerlichen Unsinn erbaulich und angenehm finden?) Die

zweyte Erzählung ist eine bekannte Zeitungsgeschichte von einem amerikanischen Officier, der in der Jugend seinen Eltern entlaufen war, nun aber zurückkam, sich aber nicht gleich entdeckte, und dergestalt, seines mitgebrachten Geldes halber, von den Eltern ermordet wurde. Die Zeitungen erzählten das Histörchen noch erträglich. Wer es unerträglich gemißhandelt lesen will, der lese hier. Die dritte Erzählung ist die bekannte Legende von einem Löwen, der dem heiligen Gerasimus ins Kloster folgte, weil er ihm einen Splitter aus dem Fuße gezogen, dafür er ihm dankbarlich allerley Dienste verrichtete, und den Heiligen, als er gestorben war, aus der Erde kratzen wollte. Die vierte Erzählung ist aus Gellert genommen, und ganz scheußlich verstellt. Vermuthlich war der ketzerische Gellert, dem jesuitischen Erzähler nicht christlich genug, und dessen Erzählung noch zu sehr nach der Mode. In der zehnten Erzählung wird ein Liebhaber lebendig begraben, durch einen glücklichen Umstand aber kömmt er wieder an das Tageslicht, und gehet, aus Dankbarkeit, sogleich ins Kloster. Die dreyzehnte Erzählung, die gemalte Hölle, ist das elendeste Jesuitenprodukt, was Recensent jemals gelesen hat. Ein junger Mensch verliert sich im Walde, und stößt auf eine Einsiedeley, an welcher die Qualen der Verdammten abgemalt sind, (gerade so, wie sie die Jesuiten sonst in ihren Noviciaten abmalen) mit deren Ausdeutung ihn die Mönche nicht allein erbaulich unterhalten, sondern er muß auch die Beschreibung anhören, welche die Einsiedler, jeder nach seiner häßlichen Imagination, ausführlich vorpredigen. Im funfzehnten Stück, der ordinari Beichtvater, ist vollends gar kein Menschenverstand. Das sechzehnte Stück enthält den Beweis, daß der Teufel die Leute oft reich mache, um sie ewig zu verderben. (Wornach sich also zu achten.) Das siebenzehnte Stück. Ein untrügbares Wunder. (untrügliches) Der arianische König der Wandalen, Hunerich, bestellt einen arianischen Bischof, Cyrillat, zu Typasis in Afrika. Die Leute wollen aber keinen Arianer, und viele flüchten aus der Stadt. Diejenigen, die drinnen bleiben, sondern sich ab vom Gottesdienst. Der Bischof berichtet es nach Karthago an den Hof. Sogleich läßt der König dreyhundert Menschen, zum Theil christlichen, die rechte Hand und die Zunge abschneiden. Diese aber fangen nun erst recht an, frisch und gesund umher zu ziehen, und zu pre-

digen, wodurch natürlicher Weise die Wahrheit der katholischen Religion erwiesen war. = Weil indessen der Chorherr doch besorgen mußte, man möchte ihn mit dieser seiner Fratze auslachen, so hört er über diese Geschichte sogar die Zeugen ab. Viktor von Vita, Aeneas von Gaza, Marcellinus, Procopius rc. müssen Gewärsmänner seyn. (Wie wäre eine Religion beschaffen, die ihre Empfehlung nicht in sich selbst hätte, sondern zu solchen Fratzen ihre Zuflucht nehmen müßte!) Die achtzehnte Erzählung. Von einer Frau, die der Scharfrichter mit drey Hieben, und sogar zuletzt mit dem Dolch nicht einmal verwunden konnte. In der fünf und zwanzigsten Erzählung kömmt ein kl... er Auszug aus Moses Mendelssohn. (Wer hätte dies Blümchen zwischen so häßlichem Unkraut gesucht!) Nach dem sechs und zwanzigsten Stück wird der heil. Klemens von Ancyra mit glühenden Platten gebrannt, an Pfäle gespießet, auf Räder geflochten, zerrissen, in Schmelzöfen geworfen, und bey aller dieser Operation bleibt er frisch und gesund. (Wie schamlos muß die Stirn eines solchen Jesuiten seyn, der solch tolles Zeug für Wahrheit ausgeben kann!) Die zwey und dreyßigste Erzählung ist Horus. Schon im voraus kann man schließen, wie der Chorherr mit ihn zu Werke gehen wird. Er vergleicht ihn mit einem Giftmischer, winselt über Toleranz, wirft mit Schelmen um sich. Der Chorherr findet hier nichts geringers, als Gotteslästerung, und der Verfasser (dessen Buch wir sonst gar nicht vertheidigen wollen, aber es mehr auf die Rechnung einer irre geführten Imagination als eines bösen Herzens schreiben) sollte ihn sein Unstern einst hinführen, wo P. Weißenbach und Jesuiten von dessen Art Macht haben, so kann er auf Qualen und Scheiterhaufen gewiß rechnen.

Josephi Ant. Weissenbach, Bremgartensis helvetii Canonici ad aquas duras, Carminum libri V. Basileae, typis Thurneisen, 1785. 7 Bogen in kl. 8.

Herr Weißenbach will zeigen, daß er in omni orationis genere wohl bewandert sey, daher liefert er fünf Bücher Tertianerverse auf sieben Bogen. Hätte er es auch nicht selbst

 erklärt:

erklärt: iuvenes haec fudimus magnam partem, so würde doch nicht leicht jemand die halb lateinische halb deutsche Stümperey verkannt haben. Das erste Buch besteht aus Elegien. Wir wollen nur die Ueberschriften von einigen mittheilen, damit die Leser sehen, wie sie daran sind. II. *Alexander nodum Gordium solvens, cum author Curtii historiam explicare coepisset.* VII. *In Darium et Alexandrum, cum author Curtium explicando absolveret.*

Sistito qui transis! iacet hic qui straverat omnes,
quem Mars non potuit vincere, mors potuit.
Viventi immensus nunquam sufficerat orbis,
parvula defunctum nunc satis urna tegit.

Wer den Jesuiten will in Lebensgröße sehen, lese die achte Elegie, die überschrieben ist: *defensio cleri gallicani, cum asseclis Iansenii sacramenta praeberi vetuisset.*

Nusquam pro canibus, quod vidi, mensa paratur,
nusquam sacrilegis haec sacra tremenda patebunt.
Legitima est talis, non usurpata potestas,
ut notum plectat nota repulsa scelus.
Has proavis leges pietas antiqua ferebat,
Hic patribus fidei fervor etc.

Möchte doch der unbedachtsame Eiferer auf sich selbst anwenden:

quo ruis infelix? quae te vesania cepit?
cur urget certa tanta cupidine necis?

Die neunte Elegie: *Illustrissimus Beaumontius ad Ludovicum XV. in caussa religionis et tolerantiae* ist vollends ein Meisterstück eines jesuitischen Genie.

Das zweyte Buch besteht aus Paraphrasen. Manche apokalyptische Ueberschrift ist länger als die Paraphrase selbst. Wir wollen unsern Lesern eine solche Zauberformel abschreiben: *Ode est dicolos tetrastrophos, cuius duo primi versus sunt dactylici Alcaici Acatalecti; Tertius est iambicus Archilochius dimeter hypercatalectus; quartus est dactylicus Alcaicus Acatalecticus.*

Im

Im dritten Buche sollen Rhythmen seyn. Eine Probe:

Quisnam verus, quisnam maximus
mihi est philosophus?
Sensibus qui non obsequitur,
ratione non abutitur.
Procul qui deliciis,
Fastu ac divitiis,
pie, iuste, sobrie,
pravos motus comprimendo
finem semper intuendo
vitam novit degere.
Credo te firmissime,
summe rerum domine!
Trinum atque unicum
Patrem, verbum, spiritum.

Das vierte Buch besteht aus Epigrammen. *Epitaphium Advocati, hominis turbulentissimi, nuper defuncti:*

Hic requiescit homo, qui vivus non requievit:
Non homines alios usquam requiescere sivit.
Quisquis amas requiem, dum transis forte viator,
Ah cave! ne solo gressu, precibusque timendos
Commoveas cineres: et excitus ille resurgat.

Die deutschen Epigrammen sind ganz abscheulich. An einen Advokaten, der einem sterbenden Juden so zu Herzen geredet hatte, daß er ihm, in Hoffnung, er werde ihn auch bey dem himmlischen Richter durchhelfen, einen Schimmel geschenkt:

Ja gewiß das war ein dummer Limmel.
Wie! um deine Fürsprach einen Schimmel?
Leichter kömmt ein Jud, denn du, in Himmel.

Das fünfte Buch enthält Miscellaneen, die größtentheils deutsch, und unter aller Kritik sind. Gleichwohl hat P. Weißenbach in einem gewissen Theil der katholischen Welt noch ziemliche Renommee, und die P. P. Jesuiten empfehlen (wie es der Geist ihrer Gesellschaft ist) diesen ihren Mitbruder, wo sie nur können.

Vermischte kleine Schriften. Von Leopold Alois Hoffmann, Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der königl. Universität zu Pest. Erster Theil. — 15½ Bogen. Zweyter Theil. — 15½ Bogen, klein 8. Leipzig und Pest, bey Weygand und Köpf, 1785.

Herr Hoffmann ist aus seinen Schriften als ein aufgeklärter und edeldenkender katholischer Schriftsteller bekannt. Die Wiener Predigerkritik, die größtentheils sein Werk war, desgleichen sein Werk über Gottesdienst und Religionslehre in den österreichischen Staaten, beweiset dies schon. Hier sind seine, zum Theil einzeln schon bekannte Schriften zusammen gedruckt. Wir können also bey ihrer Anzeige kurz seyn. Ueber die Juden und deren Duldung. In der Hauptsache stimmt Herr Hoffmann mit Herrn Dohm überein, ob er sich gleich nicht in die nähere Bestimmung der Mittel zur bürgerlichen Verbesserung der Juden eingelassen hat. Er rügt vornehmlich die Unmenschlichkeiten und ungegründeten Vorwürfe, womit man in christlichen Staaten dies arme Volk herabgewürdiget hat. — Alles gut und richtig gesagt; indeß hat man doch nicht erfahren, daß irgend ein Fürst, seit Lessing, Dohm und Hoffmann so nachdrücklich für die Rechte der Menschheit geredet, aller Bedrückung dieses unglücklichen Volks ein Ende gemacht hätte.

Eine Erscheinung. Johann von Nepomuk steht aus seinem Grabe auf, und trägt, mit der Würde eines Schutzpatrons, in der Metropolitankirche, seine Bitte vor, alle Zierathen an Gold, Silber und Gewand von seinem Altare hinwegzuthun, da es ihm ganz und gar nichts nützen könne, und es anzuwenden zur Befriedigung des Hungrigen und Durstigen. — Der Landesherr hat für gut befunden, den Traum zu erfüllen, welches ihm also Nepomuk und die gesammte vernünftige Christenheit Dank wissen wird. Aber gleichwohl drängt sich (laut den öffentlichen Zeitungen) dieser Putz wieder an mehreren Orten, sogar in der Augustiner Hofkirche in Wien ein. Woher kömmt das? Will man wieder zurückgehen, weil durch die starke Macht der Klerisey nicht durchzukommen ist? Paragraphen für Prediger. Sind schon unter dem Titel: ABC für Prediger gedruckt.

Sie enthalten bekannte, der katholischen Geistlichkeit sehr nöthige Regeln. **Reflexionen über die Schriftsteller in Wien.** Der Verf. wünscht der Wiener Censur, in Abweisung unnützer Brochüren, mehrere Strenge. Wir wünschen das nicht. Der Krittelev ist ohnehin schon genug. Wenn der Staat und das Wesentliche der vernünftigen Religion nicht angegriffen wird: so hat es nicht Noth. Die Gährung geht vorüber, ein Paar verschwendete Kreuzer machen nicht arm, und endlich scheidet sich das Gute von selbst ab. **Des Teufels Wanderschaft.** Ist schon 1782 in der Brochüre **Mönche und Teufel** abgedruckt. Der Teufel will nicht länger der Narre und Popanz der katholischen Geistlichkeit seyn. **Ein Projekt.** Der Verf. macht den Einfall lächerlich, daß die Nonnen sammt und sonders aus ihren Klöstern heraus, und zur Bevölkerung in die Welt und in den Ehestand hinein laufen sollen. Er meint, es fehlt dabey nur an einer einzigen Kleinigkeit — an Geld. Er parodirt als eine klösterliche Anstalt, darin wackere junge Mädchen mit rüstigen Junggesellen gepaart werden, und frisch drauf Kinder zeugen. Nur wegen des Fonds zu solchen Anstalten bittet er sich Bedenkzeit aus. (In einer so wichtigen Sache ist dies nicht ernsthaft und gründlich genug.) **Nachlese zu manchem Glaubensbekenntniß.** Jedem Katholiken ein Pro memoria. **Ueber Liebe und Ehe.** Die gespannte enthusiastische Liebe hört bey dem Genusse in der Ehe auf. Nicht Wollust oder Geldgeiz, sondern Vernunft, Redlichkeit, und geprüftes Gefühl muß der Grund einer dauerhaften Liebe seyn. **Weibliche Philosophie.** Die Damen sollen sich wenigstens so viel moralische Grundsätze anschaffen, um die häuslichen Unruhen zu vermindern. — **Ueber Sprache.** Sie ist ein Hauptstück des physiognomischen Studiums, und daher der größten Aufmerksamkeit werth.

Zweyter Theil. Neujahrsgeschenk für edle Seelen. Josephs gerechtes Lob. **Der 20ste März 1781.** Einige Reflexionen für Empfindsame. **Weisheit, eine Apostrophe des Herzens. Menschenglückseligkeit, ein Fragment. Ueber die moralische Bestimmung des Menschen.** Zweckmäßige Mitwirkung zur Harmonie des Ganzen, durch Tugend, deren Folge Glückseligkeit ist. **Sind unsere moralische Fehler angebohren oder nicht?** Ein moralischer Fehler, sagt der Verf., ist, wenn das Verhält-

 niß

niß zwischen Willen und Vernunft verrückt wird. (Bey einer verwahrloseten Vernunft kann das Verhältniß zwischen ihr und einem bösen Willen sehr richtig seyn, und der moralische Fehler fällt darum nicht weg.) Besser ist die folgende Erklärung: Moralische Fehler sind Unvollkommenheiten in den Verrichtungen der Seele. (Finden also in der Handlungs- und Denkungsart statt.) Wenn der Verfasser sagt: Vernunft ist erworben, so redet er freylich nicht von der Fähigkeit, sondern von der Summe wirklicher Erkenntniß. Das Daseyn der Vernunft erzeugt Moralität der Handlung; ihr Abseyn hebt die Moralität auf, und an ihre Stelle tritt Willkühr und Spontaneität. Ueber diesen letztern Begriff muß man des Verf. Erklärung zu Hülfe nehmen, nach welcher er die unterste, animalische Stuffe des Wollens, (nach sinnlichen undeutlichen Motiven) darunter versteht. Da Vernunft nicht angeboren ist: so sind auch moralische Fehler nicht angeboren: alles das Resultat der Anleitung und Uebung. Physische Anlagen und Triebe zu willkührlich fehlerhaften Handlungen können allerdings angeboren seyn, und um es mit der leidigen theologischen Erbsünde nicht ganz zu verderben, räumt der Verf. allenfalls ein solches fehlerhaftes Willkühr ein, nicht aber eine, vom freyen Willen abhangende verdorbene Moralität. Im Grunde läuft alles auf wesentliche Beschreibung der menschlichen Natur hinaus, und die Winkelzüge helfen nichts. An Laura. Herzbrechend. Das Heirathsjubiläum. Eine Geschichte. An den Bischof zu Königsgrätz, sein Circularschreiben betreffend. Der Verfasser bringt im Namen der Protestanten dem würdigen Prälaten seinen Dank. Toleranz in Ungarn durch den Kardinal von Bathyany. (So viel wir wissen, siehet es mit der Toleranz in Ungarn im Ganzen doch noch sehr schlecht aus.) Luthers Sendschreiben an die Reformationsschreiber an der Donau. Befindet sich schon in der Wiener Sammlung, und ist eine lustige Farce, die aber Luthern oft sehr zu nahe tritt. Wünsche und Vorschläge gegen den Luxus. Sind auch schon 1782 in dem Journal: Der Freund der Wahrheit, abgedruckt. Lauter pia desideria. Man sieht sich im Spiegel, geht davon, und vergißt, wie man gestaltet war. An Menschenfreunde in Wien, bey der Ueberschwemmung. Auch Recensent unterschreibt, zum Lobe des Verfassers: virtuti monumentum, und wünscht das Urtheil im 2ten Stück des 59sten

Ban-

Bandes unserer Bibliothek, worauf der Verf. so böse ist, wenn es nöthig wäre, hiedurch gut zu machen. Daß jenem Recensenten das Allmosen der Kaiserstadt von 4220 Fl. zu geringe dünkte, kam doch in der That aus einem wohlgesinnten Herzen her, dafür nennt ihn der Verf. einen Großhals. Es ist doch ausgemacht, daß die Allmosen denen wenigen Ehre machen, die sie geben, aber Schande den vielen fühllosen Reichen, welche ganz unbewegt blieben, oder ganz unverhältnißmäßig beytrugen.

Hr.

Erklärung der sonntägigen Evangelien in Schulen, zum Gebrauch der Katecheten. Von P. Alexius Parrizek, Direktor der Hauptnormalschule zu Klattau. Erster Band. Prag, bey Johann Michael Samm, 1786. 30 Bogen gr. 8.

Herr Parrizek gehört zum vernünftigen Theil der Katholiken, das giebt sein Buch Zeugniß. Mit Vergnügen haben wir es durchgelesen, und nehmen keinen Anstand, es katholischen Katecheten zum Schulgebrauch zu empfehlen. Vom Fegfeuer, Ketzergeschrey und dergleichen alleinseligmachendem Unfug kömmt nichts vor. Der beybehaltene katholische Begriff von Verwandelung der Oblaten im heil. Abendmal, ist freylich da. Daß der Verf. die Unverdaulichkeit des Begriffs nicht sollte gefühlt haben, glauben wir kaum. Genug, er fand es nicht rathsam, öffentlich abzugehen.

Die vorläufige Anleitung enthält allgemeine Regeln, für jeden Katecheten brauchbar. Hierauf giebt der Verf. ein ganz gutes Exemplar zur Unterredung des Katecheten mit seinen Schülern, um ihnen den Inhalt des Evangelii, und die darin liegende Glaubens- und Sittenlehren eindrücklich zu machen, wobey er nach der leidigen Normalmethode das Wesentliche in kleinen Tabellen vorlegt, welches eine ganz unnütze Sache ist. Vom 1sten Advent fangen die Erläuterungen an, diese erklären alles, was im Evangelio für die Jugend wissenswürdig seyn möchte, dann folgen einige Sittenlehren, dann die Tabelle übers Evangelium; dann Glaubenslehren; hierauf nähere Anwendung der Sittenlehre auf

das

das jugendliche Leben; Bereicherung der Sittenlehre durch Gleichnisse, die nicht übel gewählt sind, und zur Fassung der Jugend sich ziemlich herablassen; Schaden aus der vernachlässigten Sittenlehre, mit abermaligen Gleichnissen und Beyspielen erhärtet; Schriftbeweise, wohl ausgesucht; Abschaffung der Hindernisse, und Anpreisung der mög'ichsten Industrie, nebst Schilderung des Nutzens aus allen Theilen des kindlichen Gehorsams; Gemüthserhebung zu Gott im herzbrechenden Gebet; Denksprüche, größtentheils anständig und treffend; Verse aus dem neuen Preuß. Gesangbuche, oder aus andern guten Liedern. = Unsere Leser sehen hieraus, daß der Verf. die Normalmethode nur sehr wenig berührt, und bemerken vielleicht mit dem Recensenten, daß der Verf. die protestantischen Schriften dieser Art fleißig studirt haben muß. Freylich läuft noch manches mit unter, was der Philosoph hinweg wünscht. Z. E. finden wir die Vergleichung der Juden, welche Jesum kreuzigten, mit einem Gefangenen, den der Erbprinz selbst losmachte, der aber nachmals mit unmenschlicher Grausamkeit den Erbprinzen selbst schmähete und ermordete, sehr unnatürlich. Die Juden hatten keinen Gedanken weniger, als den, daß sie Gott, wie Gefangene verhaftet wären, und daß Christus ihr Stellvertreter seyn solle; sondern sie sahen ihn kurz und gut für einen Störer ihrer kirchlichen Verfassung an, so ohngefähr, wie der Katholik gemeiniglich den Ketzer zu beurtheilen pflegt. Es ist unbillig, den Juden Begriffe unterzulegen, die ihnen so, wie allen ersten Christen, ganz fremd waren. Daß der Verf. die Glaubens- und Sittenlehren, die Gleichnisse und Antriebe so willkührlich untereinander geworfen, und darin keinen festen Plan beobachtet hat, wird für die leichtere Fassung der Jugend von nachtheiligen Folgen seyn.

Bm.

Des Herrn Abts Duguet Briefe, christ-moralischen Innhalts, in einer Auswahl. In zween Bänden. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Band. Wien, bey Hörling, 1786. 453 Seiten in groß 8.

Daß

Daß Jacob Joseph Duguets Briefe unter den katholischen Andachtsbüchern einen vorzüglichen Werth haben, wenn man die vielen Verunstaltungen abrechnet, die durch katholische Unterscheidungslehren natürlicher Weise entstehen, das wissen diejenigen unserer Leser, denen diese lettres sur divers sujets de Morale et de pieté, welche aus 10 Tomen bestehen, bekannt sind, und welche die ganz elende Beschaffenheit der meisten katholischen Andachtsbücher kennen. Recensent hat diese Uebesetzung mit dem Original verglichen, und findet größtentheils die Auswahl vernünftig, obgleich lange nicht strenge genug. Die Briefe im 10ten Bande sind fast alle ausgelassen, die sich auf die Unterschreibung des Formulars, und der Annehmung der Bulle *unigenitus* beziehen. (Hieraus sieht man genugsam, von welcher Parthey der Verf. der Auswahl ist. Wie arg die Jesuitische Parthey noch bey selben, selbst wider den ausdrücklichen Befehl des Kaisers die Annehmung der Bulla Unigenitus bey den katholischen Geistlichen betreibt, kann man in Schlözers Staatsanzeige 34tes Heft in der traurigen Geschichte der Bedrückungen des redlichen Abts Blarer finden. Leute, die den Katholicismus nicht kennen, werden kaum glauben, eine im Jahre 1785 vorgefallene Geschichte zu lesen.) Schade daß der Abt Duguet, wie fast alle katholische Geistliche, ein blinder Verehrer Augustins war, welches ihn nicht sehr selten irre geleitet hat. Seine sanften Sitten, sein reiner, demüthiger Charakter sind sonst auch bey Protestanten, die das Gute nehmen, wo sie es finden, schätzenswerth. Diese ruhmvolle Eigenschaften leuchten aus dem Inhalte der Briefe hervor, die den philosophischen Blick eines Menschenkenners zugleich verrathen, und durch ziemlich gute Schreibart dem Leser Vergnügen erwecken. Aber freylich zeigt sich auch, zur Betrübniß jedes unbefangenen Richters, das wüste und öde, das unbrauchbare, lästige, nichtsnützende Wesen katholischer Mönchszucht, wodurch die vernünftig reine Sittenlehre verunreinigt, und der guten Sache christlicher Vorschriften unendlich geschadet wird. Wir legen unsern Lesern einige Auszüge vor, woraus Werth und Unwerth abzunehmen ist.

Im ersten Briefe heißt es im mystischen Ton: „Wir „sind aus dem Herzen Jesu Christi geboren, mittelst der „Oeffnung, welche vielmehr seine Liebe, als die Lanze darin

„ge-

„gemacht hat. — Glaubet nicht, daß ihr Gott versuchet, „wenn ihr ihn um ein Wunder bittet, welches euch andern „gleich macht. — Liebet die Dunkelheit und Vergessenheit, „fürchtet die geringste vorzügliche Unterscheidung. — Fürch„tet die Hochschätzung, das Vertrauen, und die Freundschaft, „die nur fähig sind, euch zu schwächen, indem sie euch die „Zerknirschung und Verachtung euer selbst, worin die wahre „Kraft besteht, wegnehmen. — Setzet keinen Werth in „glänzenden Tugenden, die Gott oft den Verworfenen giebt." (Welche Veranlassung zu der schädlichsten Mißdeutung; welcher Widerspruch! Es ist wahr, daß das Original nicht immer die Härte der Uebersetzung an sich trägt. Aber, auch das Original ist von gerechter Beschuldigung nicht frey.) Wie zweydeutig ist der Satz: „Wir können Gottes Barmherzig„keit ermüden, und von seiner Gerechtigkeit eine ledige Zu„lassung erzwingen, daß wir entweder ohne seinen Schutz „hier bleiben, oder auch ganz von ihm abgesondert werden! „Jesus Christus reiset durch, und zwar eilends." (Die ärgerliche alle gesunde Sittenlehre umstossende Lehre de gratia momentanea.) Dagegen ist der zehnte Brief, darin Erinnerungen an einen Pfarrer vorkommen, sehr nützlich. „Ich bitte sie, hüten sie sich sorgfältig, die Absicht, die „sie haben, ihre Pfarre zu reformiren, sich abmerken zu las„sen. Arbeiten sie immer daran, aber ohne daran zu erin„nern, ohne Geräusch, ohne ihren Zweck vor der Zeit zu ent„decken. Das heißt: sich Widersprüche zuziehen, und ver„vielfältigen, wenn man das frühe bekannt werden läßt, was „nur durch Klugheit, Geheimhalten und Gebet für (vor) „sich gehet. — So viel sie können, lernen sie die ganze Pfar„re überhaupt und insbesondere kennen. Die Personen, die „Talente, Tugend, Eifer haben, um den Ihrigen zu unter„stützen sowohl, als die sich der Gottlosigkeit entgegensetzen. „Von diesen Kenntnissen machen sie keinen Gebrauch, als „mit reifer Ueberlegung und Bedachtsamkeit. Sie dürfen sich „nicht mit vielen Büchern überhäufen. Eine kleine Anzahl, aber „gut verstanden. Man redet klar und rührend, wenn man „faßt, was man sagt; man ist hingegen dunkel und kalt, „wenn man durch vieles Lesen mehr beschwert, als aufge„klärt ist. In Absicht der Zeit, die ihnen nach den Amts„pflichten übrig bleibt, wird Bedürfniß und Erfahrung ent„scheiden, was am nothwendigsten ist. Sie werden Wider„sprüche erfahren, sie sind vom Amte unzertrennlich, ich em„pfeh-

„pfehle ihnen deshalb Geduld und Sanftmuth für ihre Brü„der. Wenn sie einen würdigen, exemplarischen, wohlun„terrichteten, eifrigen Schulmeister haben, so gehen sie mit „ihm, als mit ihrem Mitarbeiter und Freunde um. Haben „sie einen mittelmäßigen: so bemühen sie sich, ihn zu bilden. „Meiden sie Rechtshandel mit jedermann, besonders mit ihren „Pfarrkindern. Nehmen sie ihre freywillige Opfer an, for„dern sie aber niemals einige. Machen sie sich für allezeit „unabhängig durch eine vollständige Uneigennützigkeit. Ge„ben sie gern, und nehmen nur mit einer Art von Scham„haftigkeit an, mehr aus Ehrfurcht gegen die Liebe derer, wel„che geben, als weil sie es bedürfen. Geben sie sich Mühe, „alle Prozesse im Pfarrbezirke zu hindern und zu endigen, „doch ohne Herrschgeist und Partheilichkeit. Nehmen sie Theil „an den häuslichen Widerwärtigkeiten derer, deren Hirt sie „sind, und zeigen ihnen, wie man des Lebens Mühseligkeit mit „Geduld ertragen soll. Gebrauchen sie der ersten Tage der „Krankheit derer, die davon befallen werden, und gewöhnen „alle Leute an solche Besuche, auf daß sie niemanden fremd „vorkommen, und denenjenigen, die derselben am meisten „bedürfen, nicht verdächtig werden. Ihre Thüre stehe je„dem offen, der sie um Rath fragen will. Erscheinen sie nie „öffentlich weder zu lustig noch zu traurig, trachten sie im„mer sich gleich zu seyn, wenigstens so zu scheinen. Verbeis„sen sie es, wenn sie etwas drückt. Zeigen sie ein offenes Ge„sicht allen denen, die sich ihnen nähern. Lassen sie nieman„den in Zweifel, wie sie gegen ihn gesinnt sind. Bestrafen „sie offenherzig, ohne errathen zu lassen, was ihnen zum „Mißfallen Ursache worden ist. Bey den öffentlichen Unter„richten muß man niemanden insonderheit treffen. Man „bringt die Leute nur auf, anstatt sie zu bekehren, indem „man sie beschämt, welches sie selten vergessen. Alle Welt „soll die Wahrheit, die sie verkündigen, lieben, niemand soll „sich fürchten. Oeffentliche Aergernisse sind hiervon ausge„nommen, es ist aber schwer, zu unterscheiden, wie weit der „Eifer bey solchen Gelegenheiten gehen soll, und die Klug„heit fordert, daß man Vorgesetzte um Rath frage, ehe man „etwas thut, was als unbescheiden und übertrieben ver„schrien werden könnte."

Der dreyzehnte Brief an eine Dame, worin eine Fürsprache für einen Hausbedienten, der einer Untreue über-

überzeugt war, eingelegt ist, und eine befriedigende Genugthuung vorgeschlagen wird, ist exemplarisch, aber auch oft übertrieben. „Die Unterwerfung des Menschen muß sie entwaffnen, Madam, sie würden bedauren, eine Familie unnützlich entehrt zu haben, da sie den Kredit und die Ehre „nicht würden wieder zurückstellen können, und sie sind zu „gütig, als daß sie lange an Gerechtigkeit sollten denken „können." (Das ist wieder nichts, als eine Floskel. Wahre Gerechtigkeit ist mit Güte nicht allein verträglich, sondern innig damit verbunden.) „Es giebt Gemüther, die die Furcht „in Verwirrung und Muthlosigkeit für das ganze nachfolgende Leben stürzt. Ich stehe für den Kopf des Haushofmeisters nicht, wenn sie ihm zu drohen fortfahren. Es ist bey „der Strenge der Gerechtigkeit etwas, daß auch den vernünftigen Heiden ungerecht scheinet;" (Ist ganz ungereimt. Strenge Gerechtigkeit gründet sich auf Billigkeit.) wir sind „Gott so vieles schuldig, und es ist zuweilen gut, etwas „zu haben, wodurch wir unsere Schulden abstoßen können, (Mönchsmoral.) indem wir andern ihre Schulden erlassen. „Uebrigens ist billig, daß man ihnen durch das, was „zurückgestellt werden kann, genugthue. Durch den Haushofmeister werden sie das schwerlich erfahren können, sie „dürfen ihm in diesem Punkt nicht trauen." (Siehe da! Also soll die Güte der Dame gegen den Haushofmeister nun nicht gütig, sondern wieder gerecht seyn.) „Er kann weniger angeben, aus Abgang der Aufrichtigkeit; zu viel, um sie zu „bewegen, und aus übermäßiger Furcht.

Im vierzehnten Briefe heißt es: „Ich erstaune über „die Menge Gebete, die ihr täglich verrichtet, ich bitte aber, „euch zu erinnern, daß das Gebet eine Art von Thau sey, „welcher ganz sanft triefeln, und bis auf den Grund des „Herzens schleichen muß. Ihr thätet Unrecht, wenn ihr „euch Gewalt anthun wolltet, während des Gebets zu knieen; „man kann knieen, und doch stolz seyn." (Große Wahrheit!) „Die Hauptsache ist, daß man ohne Zerstreuung und „Ekel bete."

Die Frage im siebenzehnten Briefe: ob man loben soll? ist meisterhaft beantwortet. Ob der Prediger seine Reden auswendig lernen und aufschreiben soll? „Ich „glaube, sie thäten Recht, wenn sie ihre Predigten aufschrieben, doch ohne ein Sklav ihres Aufsatzes zu werden, und

„gewisse

„gewisse Stellen geflissentlich leer ließen, um sich, bey blos-
„ser Betrachtung der Materie, durch einige Augenblicke, ih-
„rem Naturelle zu überlassen. Verfeinern sie dies durch die
„Kunst, doch ohne es zu ersticken; schwächen sie es aber auch
„nicht, durch Unterlassung der Uebung. Vermeiden sie sorg-
„fältig jene Aufsätze, wo die Art sie vorzutragen mehr Ein-
„druck, als sie selbst machen soll, wo der geputzte Styl die
„majestätische Einfalt des Evangeliums verdrängt. Man
„muß den Menschen kennen, und das Natürliche zu wählen
„wissen."

Der Brief einer katholischen Prinzessin an ihre protestantische Freundin ist ganz voll von dem Bekehrungsgeiste, welcher der katholischen Religion so eigen ist. Es scheint, ein Jesuit hat den Inhalt des Briefes der Prinzessin in die Feder diktirt. Diejenigen Protestanten, welche sich einbilden lassen, als ob es Einbildung sey, daß die Katholiken noch jetzt ans Proselytenmachen denken, mögen nur einmal diesen Brief lesen. Sehr gut ist die Antwort, die ein **Kanonikus** auf die Frage, wegen seiner **Vakanz**, erhält. „Ich erstaune, daß sie mich fragen,
„ob ich es gut heiße, daß sie alle Jahre drey Monate Vakanz
„nehmen, um sich zu erholen. Wie können sie die genaue
„Pflicht, auf ihrer Pfründe zu bleiben, mit der vorgegebe-
„nen Erholung, wovon sie weder Ursach noch Nothwendig-
„keit anführen, in eine Gleichlinie setzen? Wenn die Regel
„~~gewiß ist: so muß auch die Ausnahme gewiß seyn.~~ Wenn
„die Regel billig ist: so muß auch die Gültigkeit der Ausnah-
„me augenscheinlich seyn. Der Gebrauch der Kapitel ist, den
„Domherren zwey oder drey Monate Vakanz zu gestatten.
„Allein, ohne in die Untersuchung ihrer Ursachen und Bedürf-
„nisse hineinzugehen, welches hart und gehäßig wäre, wird
„dieses jedes Domherrn eigenem Gewissen, worüber Gott
„allein Richter ist, überlassen. Die Erlaubniß allein ist kein
„Recht. Sie spricht frey vor Menschen, nicht vor Gott, der
„die Wahrheit und Gerechtigkeit selbst ist. Ist die Bedürfniß
„wesentlich: so heißt er es gut. Ist Ein Monat hinlänglich:
„so verdient er die beyden andern. Besteht die Erholung nur
„in der Einbildung, so kann er die Lüge nicht entschuldigen.
„Ist die Erholung auf den Ekel gegen die Pflichten des Stan-
„des gegründet: so verdammt er auch den Bewegungsgrund
„derselben. Nur Erschöpfung und Bedürfniß, welches

„Unterbrechung bedarf, rechtfertigt die Abwesenheit von der „Pfründe.“

Die Uebersetzung finden wir nicht allenthalben glücklich und verständlich genug, und so viel auch der Uebersetzer wirklich von dem weggelassen hat, was Duguets Vernunftgefühl erniedrigen kann: so manches ganz unvernünftige ist doch stehen geblieben, worunter außer dem oben angeführten, besonders z. B. gehört: daß der Katholik nicht mit gutem Gewissen Taufzeuge bey dem Kinde eines Ketzers seyn könne; daß die Kinder vor der Taufe zum Tode verdammt sind, u. dergl. Unsere protestantischen Leser können daraus den noch immer fortdauernden Geist des Katholicismus erkennen. Duguet gehört zu den besten katholischen ascetischen Schriftstellern, gleichwohl behauptet er solche unbillige und unvernünftige Sätze. In Wien rühmt man sich in der Religion aufgeklärt und tolerant zu seyn. Gleichwohl übersetzt man in einer Auswahl seiner Schriften, solche unvernünftige Sätze, und hat nicht einmal die geringste Rücksicht auf die Protestanten, die in so großer Anzahl in Deutschland leben, und denen doch offenbar die Katholiken so viel in Kenntniß der vorhin bey ihnen so sehr verachteten guten deutschen Sprache, in Litteratur, in Philosophie, und in wahrer Aufklärung zu verdanken haben.

Hr.

---

14. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Johann August Schlettweins Archiv für den Menschen und Bürger. Fünfter Band. 1782. 1 Alphabet 12 Bogen. Sechster Band. 1783. nebst einem Register zum fünften und sechsten Bande. 1 Alphabet $10\frac{1}{2}$ Bogen. Siebenter Band. 1784. 1 Alphabet 13 Bogen. Achter Band. 1 Alphabet 7 Bogen, nebst einem Register über diese beyden letzteren Bände.

Bey

Bey der zunehmenden Weitläuftigkeit dieses Werks, und der fortdaurenden Vermehrung so vieler anderer Schriften, die eine Anzeige in der Bibliothek erfordern, können wir nur einzelne Stücke aus obigem Archive zur näheren Beurtheilung anführen. Und da der ganze Zweck desselben zur Ausbreitung und Vertheidigung der Physiokratischen Lehrsätze gewidmet zu seyn scheint; so halten wir es am paßlichsten, auch auf diese hauptsächlich unser Augenmerk zu richten.

In dem fünften Bande ist von Pag. 1—40 eine Vergleichung der Landwirthschaft einerseits, und der Fabriken, der Künste und des Handels andererseits vorgetragen worden, die abermals zeigt, zu welcher Verblendung Systemsucht verleiten kann.

Zum Beweise davon sind einige wenige Anmerkungen über jenen Aufsatz hinreichend. Schon ist es an sich nicht allgemein zutreffend, wenn Nr. 2 gesagt wird, „der Gewinn „des Landmannes bey dem Ackerbaue ist ein blosses Geschenk „der Natur." — Denn daß auch der Gewinn des Landmannes durch künstliche Cultur unmittelbar vermehret werden könne, weiß man aus der Erfahrung. Wenn aber noch hinzugesetzt wird — „der Gewinn des Künstlers, Fabrikanten „und Kaufmannes, entstehet immer aus den Ausgaben oder „Verwendungen anderer Menschen, und ist also für andere Verlust;" — so sieht man die Wahrheit in einem noch weit höheren Grade beleidiget. Giebt dann der Landmann seinen Gewinn dem Künstler, Fabrikanten und Kaufmann ganz unentgeltlich? Sollte es kein Gewinn sondern Verlust für ersteren seyn, wenn er z. E. einen neuerfundenen Pflug kaufte, und dadurch den Ertrag seiner Aecker vermehrte? Woher erlangen auch die Früchte des Landmannes ihren Werth? Gewiß nicht durch das, was er selbst hievon verzehrt, sondern durch die Consumtion der übrigen Classen seiner Mitbürger, und durch die baare Bezahlung, die sie leisten. Man denke sich alle Künstler, Fabrikanten und Kaufleute aus der menschlichen Societät hinweg, was wird dann aus dem Gewinne des Landmannes, oder dem reinen Ueberschusse seines Länderertrages werden? Gewiß größtentheils Mäusefraß. *)

*) Wir müssen den Herrn Verfasser hier noch an seine eigene Worte im achten Bande Pag. 238 in der Note erinnern, wo

„Nr. 7. Der Landarbeiter wird durch seinen Beruf „und Geschäfte geradezu gereizt, die Natur kennen und ihre „Kräfte erhöhen zu lernen. Die Künstler, Fabrikanten und „Kaufleute aber nur um Bilder darzustellen, Sinnen und „Einbildungskraft zu belustigen.“ Was redet da Hr. Schlettwein? Alle mechanische Künste, und so viele andere, die irdische Glückseligkeit vermehrende Erfindungen, dienen nur dazu Bilder darzustellen, Sinne und Einbildungskraft zu belustigen, sind keine Erhöhungen der Kräfte der Natur? Welches ganz ungereimte Geschwätz, um ein grundloses System zu vertheidigen!

„Nr. 10. Der Landmann muß immer bey aller seiner „Geschicklichkeit und Fleiße eine Abhängigkeit seines Glücks „von dem großen Urheber der Natur empfinden, und wird „also, wenn er aufmerksam ist, und nachdenkt, mit edlen „und frommen moralischen Gesinnungen angefüllt. Der „Künstler, Fabrikant und Handelsmann, kann, weil er kein „Mißlingen bey seiner Arbeit zu befürchten hat, durch „seinen Beruf selbst zur Selbstgenügsamkeit, zum Stolze „und zur Eitelkeit gestimmt werden, und wirds nach und „nach gewiß.“ Das ist doch ganz seichtes, hamiltrisches Geschwätz, dessen sich Hr. Schl. so oft bedient, wenn er weiter nichts weiß! Haben es dann letztere so ganz in ihrer Gewalt immer gesund zu seyn, beständig die nöthige Schärfe der Sinne, und sonstige körperliche Kräfte zu behalten, die ihre Arbeiten erfordern? Wir dächten, es fehlte ihnen also auch nicht an Gelegenheit ihre Abhängigkeit von dem Urheber der Natur zu erkennen. Müßten die Künstler gewiß endlich selbstgenügsam werden; so wäre es um so viel weniger wunder, daß Hr. Schlettwein in so hohem Grade selbstgenügsam ist. Ein Schriftsteller ist auch ein Künstler, der von Wind und Wetter nicht so wie der Landmann abhängt.

Der

wo es heißt: Es giebt eine Menge Fabrikanten, die zur glücklichen Benutzung des Bodens unumgänglich nöthig sind, und dann sind viele Manufakturen, unter andern die, welche die Wolle und den Flachs und Hanf und das Holz zu ihrem Grundstoffe brauchen, ohne welche die Menschen kein Interesse haben können und würden, diese Gattungen von Produkten in großer Menge anzubauen.

So widerspricht der Verfasser im achten Bande dem, was im siebenten für evidente Wahrheit angegeben wurde.

Der sechste Band nimmt gutentheils Streitschriften ein, die wider Dohm, Schloßer und Pfeiffer, gegen des ersten Abhandlung über das Physiokratische System, gegen des Zweyten Aufsatz über das neue französische System der Policey-Freyheit, und gegen des Dritten Berichtigungen abgefasset sind.

Um wenigstens etwas hieraus näher bekannt zu machen, wollen wir bey dem Satze stehen bleiben, worin Hr. S. gegen Hrn. Dohm Pag. 142 behauptet, „wenn die Abgaben des „Staats zu ihrem wahren Zwecke, das ist, zu des Staats „wahren Bedürfnissen verwendet würde; so würde der für „alle Jahrhunderte aliquote Theil des reinen Ertrages, „oder die gemachte Bestimmung, der wievielste Theil des Gan„zen erhoben werden sollte, zu allen Zeiten weder zu groß „noch zu klein seyn. Denn dieser Theil nähme in seinem Betrage „zu, so wie die wahren Bedürfnisse des Staats stiegen, und „sünke in seinem Betrage, wie die wahren Bedürfnisse des „Staats fielen.“

Wie ist es doch möglich, so der Erfahrung zu widersprechen, und nur in Systemen fortzuträumen. Verhielt es sich dann nicht gerade umgekehrt, war nicht der Ertrag der Ländereyen gefallen, waren nicht die Bedürfnisse des Staats gestiegen, in der Pfalz nach Türennens Verwüstung; in Sachsen nach dem siebenjährigen Kriege; in den Hannöverschen, Braunschweigischen und Hessischen Landen, nach der letzteren französischen Ueberziehung? Ja bey jedem erheblichen Mißwachse, der doch binnen gewissen Jahren unvermeidlich eintrifft, vermindert sich der Ertrag ohne Abnahme der Staatsbedürfnisse. Und wenn gleich bey Schätzung der Abgabe auf Calamitäten schon Rücksicht mit genommen seyn sollte; so wird es sich doch dann und wann treffen, daß der Landeigenthümer wenigstens von dem Erwerbe des laufenden Jahrs, von der neuen Produktion nichts entbehren kann, und alsdann müßte er aus seinem schon erworbenen Vermögen die Abgabe leisten, welches doch nach den Grundsätzen der Physiokraten nie geschehen sollte, oder der Staat müßte ein Jahr lang gar nichts erhalten.

Dem zu entgehen, wird in dem zweyten Stücke des siebenten Bandes von einem fremden Vertheidiger des so sehr angepriesenen Systems der Rath ertheilt, der auch schon

von Andern gegeben worden, alle Abgaben in Naturalien erheben zu lassen, und vom Ertrage der Wiesen, der Grasgärten, der zahmen Bäume, der Waldungen und Weiden den fünften Theil, vom Ertrage der Ackerfelder den sechsten Theil, endlich aber vom Ertrage der Weinberge, Krautgärten und solcher Felder, die ihrer Lage wegen mit Schaufeln und Hacken bearbeitet werden, den siebenten Theil zu nehmen.

Hr. Schlettwein empfiehlt diesen Aufsatz als sehr wichtig, und der Verf. selbst schickt den dictatorischen Ausspruch voran, daß alles das, was bis jetzt gegen des Ersteren Lehren behauptet worden, nicht von der Art wäre, daß ein unbefangener nachdenkender Mann dadurch getäuscht werden könnte

Wie aber der Glaube nicht jedermanns Ding ist, so haben wir uns dadurch nicht abhalten lassen, jenen Vorschlag zu prüfen, und nachdem solches geschehen, müssen wir uns folgender Bedenklichkeiten wegen, auch in Ansehung dieses Artikels, den Physiokratischen Reformatoren als Ketzer einer öffentlichen Verdammung Preis geben.

Sehr unphysiokratisch scheint es uns erstlich zu seyn, wenn der fünfte, sechste und siebente Theil von dem ganzen Ertrage der Erndte, also auch von den Zinsen der Grundanlage, von den Bestellungs- und Unterhaltungskosten des Eigenthümers gezogen werden soll. Zweytens ist es ein von allen Oekonomen längst eingesehenes, höchst verderbliches Uebel, wenn bey dem Naturalbezuge ein Theil des gewachsenen Strohes mit weggenommen, und das nothwendigste Düngungsmaterial vermindert wird. Drittens muß jeder fleißige Wirth die gebesserte Cultur mit besteuren, und jeder Nachläßige kann, wie es ihm gefällt, die Staatseinkünfte verkürzen. Wie wird da der Trieb Nahrung finden, mehr als die äußerste Nothdurft hervorzubringen, der so nachdrücklich erweckt wird, wenn der Ackersmann weiß, daß er ein Bestimmtes zu den öffentlichen Lasten beytragen muß, und ihm alles Ueberschießende ungeschmählert verbleibt? Viertens ist der Naturalbezug beschwerlichen Vexationen unterworfen, und wo man diese verhüten will, läuft man Gefahr, mancherley Defrauden zu erleiden. Fünftens würde die Unterhaltung der Magazingebäude und der dabey anzusetzenden

Be-

Bedienten vielen dem Staate lästige Kosten erfordern. Sollten aber diese durch Verpachtungen erspart werden: so will ja auch der Pächter für seine Mühe und Gefahr ansehnliche Vortheile haben, deren Gewinn alsdann wiederum dem Staate entgienge. Sechstens ist die Einrichtung der Abgaben in Naturalien dem Geldesumlauf höchst nachtheilig.

Das Wichtigste in diesem Bande sind übrigens die abgedruckten Verfassungsartikel der in Hamburg gestifteten Creditcasse für die Erben und Grundstücke, und des Hrn. Präsidenten von Benkendorfs Abhandlung von den Vortheilen der neuen Crediteinrichtung in der Mark Brandenburg, welche letztere Hr. Schlettwein mit Anmerkungen begleitet hat, worin manches gute ist, woraus aber offenbar erhellet, daß Hr. Schlettwein überhaupt die Mark Brandenburg gar nicht kennet, und von der wahren Lage des Creditwesens des märkischen Adels keinen Begriff hat.

Der achte Band sieht den vorhergehenden Theilen vollkommen gleich, sowohl was den Hauptinhalt der Materien, als den Werth der Abhandlungen selbst betrifft. Auch von diesen können wir nicht alle des Drucks würdig erklären. Wir müssen uns aber aus schon gesagten Ursachen ihrer speciellen Schätzung enthalten, und bleiben daher nur bey einigen Anmerkungen stehen, womit Hr. Schlettwein den von Pag. 309 angehenden Aufsatz des Kaisers über die Einführung einer einzigen Territorialabgabe, begleitet hat.

Es geht solchen Pag. 303 ein ehrfurchtsvoller Rath an des Kaisers Majestät vorher, welcher vermuthlich wohl Hrn. Schlettweins Rath nicht verlanget. In diesem heißt es Pag. 304. „es möchte die Probe wenigstens auf drey Jahre „gemacht werden, weil es möglich sey, daß ein einziges „Probejahr in Absicht auf viele Produkte ein Mißjahr, oder „doch ein armes Jahr würde, und daß also die Grundeigenthümer von der neuen Territorialabgabe einen stärkeren „Druck fühleten, als sie in der Multiplicität der bisher üblichen Auflagen gefühlt hätten.“ Sehr merkwürdig ist das Geständniß einer solchen Möglichkeit. Denn wäre es wahr, daß bey allen Arten der Beschatzung der Grundeigenthümer die Abgaben trägt, so müßte er auch nie von der ihm zum Vortheil gereichenden Erhebungsart einen stärkeren Druck fühlen können, so lange die Totalsumme der Abgaben keine

Erhöhung leidet. Eben so wenig kann und darf auch das Gefühl dieses Drucks jemals entstehen, wenn es seine Richtigkeit hat, daß weiter gar nichts als der reine Ertrag, und zwar gar jährlich NB. ein und eben derselbe unveränderliche Theil davon durch die Territorialabgabe angegriffen werden soll. Es müssen demnach erwähnte Voraussetzungen keine völlige Zuverläßigkeit haben, da Hr. Schlettwein obige Möglichkeit einräumt.

Pag. 307 wird der Rath ertheilt, vor jetzt die Weitläuftigkeit der Ertragsberechnung ganz zu vermeiden, und in den ersten 5 oder 10 Jahren im Durchschnitte auf jeden Morgen 2 Fl. zu legen. Es möchte nun wohl eine sehr zweifelhafte Frage seyn, ob im Durchschnitt NB. der gefährliche reine Ertrag von jedem Morgen zu 10 Fl. anzuschlagen wäre, folglich jene Abgabe nur den fünften Theil des reinen Ertrages ausmachen würde. Völlig unleugbar ist es dagegen, daß es ganze Dorfschaften, einzelne Güter und Höfe in den Oesterreichischen Staaten giebt, deren gesammte Ländereyen für jeden Morgen keine 10 Fl. an reinem Ertrage abwerfen. Wie bleibt aber alsdann die so nöthige Gleichheit der Contribuenten bestehen, die doch das Wesen der ewigen Gerechtigkeit ausmacht, deren Beschirmung sich die Physiokraten bey jeder Gelegenheit mit so vielem Wortgepränge zueignen? Eine gleichförmige gerechte Territorialabgabe, ohne alle Schätzung des Ertrages läßt sich gar nicht denken.

In der dritten Anmerkung, Pag. 311 billigt es Hr. Schlettwein, daß die Territorialabgabe auch da eingeführt werde, wo ihr die Landesverfassung entgegen steht. Ein fürchterlicher Grundsatz, der alle Begriffe der Unverletzbarkeit des Eigenthums aufhebt, wohin auch ohnstreitig iura titulo oneroso acquisita mitgerechnet werden müssen. Mit ihm steht und fällt das Recht der Besteurungsfreyheit der adelichen und anderen eremten Güter. Hr. Schl. mag über die Gültigkeit des obigen Grundsatzes selbst sein Urtheil sprechen.

Auf Veranlassen einer öffentlichen Nachricht, die Aufhebung des Klosters Pruck in Mähren betreffend, nimmt Hr. Schl. darüber Pag. 445 und 446 folgende Meynung an. „Kein Mensch, kein Monarch kann mit dem Gelde und Gu„te eines Unterthanen ohne ihn das Gute bewirken wollen, „wel-

„welches der Eigenthümer selbst zu bewirken sich entschlossen „hat, oder welches er darum nicht bewirken kann oder will, „weil er NB. von dem Guten und von seiner Schuldig„keit dazu noch nicht überzeugt ist. Die wahre Gerech„tigkeit fordert, daß einem jeden das Seinige ganz unge„kränkt gelassen werde, so lange er nicht durch Verbrechen „sich desselben unwürdig macht.“ Ferner wird von ihm allda wegen der Nachricht, daß den Güterbesitzern in den österreichischen Landen die Criminaliurisdiction entzogen werden solle, behauptet: „Wenn ein Güterbesitzer in einem „Lande ein Recht auf seinen Grundstücken und auf ihre Be„nutzer rechtmäßiger Weise erworben hat, und dasselbe nicht „zur Verletzung der Gerechtigkeit mißbraucht; so kann ihm „nach der wahren Gerechtigkeit solches Recht von keinem Re„genten willkürlich entzogen werden.“

Das wird nun auch ganz ohnstreitig von der Steuerfreyheit der Güter, und mit weit besserm Grunde, als von Aufhebung der Klöster, alsdann gelten müssen, wenn die jetzigen Inhaber der Präbenden ihre Einkünfte lebenslang behalten, und die Bestimmung der Klosterrevenüen, den Absichten der Stifter wesentlich nahe bleibt, eigentlich also nur ihre zwecklose schädliche Form sich ändert. Um die Paßlichkeit hievon recht einleuchtend zu machen, denke man den Fall, daß ein freyes Guth, welches 5000 Rthlr. reinen Ertrag jährlich gehabt, entweder in einer Erbschaft zu 100000 Rthlr. angenommen, oder für diesen Preis erkauft worden. Die Cultur des Guths soll schon den möglichst höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, und der Eigenthümer entweder als Gesandter auswärts dem Staate dienen, oder gewillet gewesen seyn, nach einigen Jahren das Guth wieder zu verkaufen, und von den Zinsen des angelegten Kapitals zu leben. Mit der Territorialabgabe wird der jährliche reine Ertrag von 5000 Rthlr. auf 4000 Rthlr. heruntergesetzt, weil ⅕ davon an die Staatskasse bezahlt werden muß. Verliert alsdann nicht der Eigenthümer baare 20,000 Rthlr. an dem Werthe seines Vermögens? Die Culturverbesserung leidet gesagtermaaßen keinen Zusatz, der Gewinn an den Personalabgaben kömmt dem Eigenthümer nicht zu gute, weil er auswärts dient, und wenn er zum Verkaufe schreiten will, giebt man ihm natürlich nicht die ausgelegten 100000, sondern nur 80000 Rthlr. wieder. Suchte nun ein solcher Ei-

genthümer gegen die neue Abgabe in den Grundsätzen des Hrn. Schl. Schutz, und beriefe sich darauf, daß weder er, noch viele andere, welche der Sache reiflich nachgedacht, von den Vortheilen der neuen Abgabe, und von der Schuldigkeit durch selbige 20000 Rthlr an seinem Vermögen einzubüssen, überzeugt wäre, würde es alsdann wohl nach obigen Grundsätzen mit der Gerechtigkeit bestehen können, wenn man demohnerachtet, die bisherige Steuerfreyheit des Guths aufhöbe? Dergleichen Fälle sind aber in Ländern, wo es freye Güther giebt, nicht nur möglich, sondern müssen ganz unvermeidlich in minderer oder grösserer Maaße allda eintreten. Mithin kann auch in solchen Ländern keine allgemeine Territorialauflage ohne offenbare Ungerechtigkeit zur Hand genommen werden. S. 506 ist ein Ausfall auf Hrn. Nicolai, welcher in seiner Reisebeschreibung von Hrn. Schlettwein sagte: „Daß Hr. S. so gern die Fürsten von der Richtigkeit „der Physiokratischen Grundsätze überzeugen, und sie dahin „bringen möchte, ihm das im Grossen versuchen zu lassen, „was er im Kleinen nicht habe bewerkstelligen können.“ Darüber fährt er gewaltig auf, wirft mit Lügnern, Verläumdern und Betrügern um sich, welches (wie er vorgiebt) alle diejenigen seyn sollten, welche sagen, daß ihnen die Einführung des Territorialimpostes zu Dietlingen im Durlachischen Oberamte Pforzheim nicht gelungen wäre. Mit einem Manne, der so handvest von der Güte seiner Sache überzeugt ist, läßt sich wohl nicht disputiren. Aber wenn er selbst einmal jetzt nach Dietlingen zurückreisen möchte, so würde er von den Einwohnern selbst hören, ob sie seine ehemalige Einrichtung bedauerten oder zurückwünschten, mehrere verständige markgräfl. Badensche Beamten, würden ihm bedeuten können, wie wohl man da zufrieden ist, daß Er Hr. Schlettwein und seine Physiokratie nicht mehr regieren, und daß man nun sehr wohl einsehe, wie gegründet die Vorstellungen waren, welche die Einsichtsvollen Kammerräthe Enderlin und Kießling gegen ihn machten. Ein Markgräfl. Badenscher Beamter, dessen Einsicht und Unpartheylichkeit, er bey aller der großen Opinion, die er von sich selbst hat, nicht würde in Zweifel ziehen dürfen, drückte sich vor einigen Jahren mündlich so aus: „Die Oerter Dietlin„gen und Niefern, wo Hr. Schlettwein sein Wesen zuletzt „trieb, haben sich von der Physiokratie noch nicht erholt; „und die Oerter Bahlingen und Däningen, wo er zuerst

„die

„die Physiokratie einführen wollte, waren fruchtbare Orte, „die aber auch zurückkamen, weil nach eingeführter Freyheit „alle Bauern Schenkwirthe wurden, liederlich wurden, und „den Impot unique zuletzt nicht bezahlen konnten." Kurz, es wird wohl im Badenschen niemand sagen, daß sich diese vier Oerter, während der Zeit, da sie Herr Schlettwein physiokratisch behandelt, besser befunden hätten, als sie sich jetzt befinden. Sonst würde ja auch wohl der vortreffliche regierende Markgraf, der bekanntlich dem Physiokratischen System in der Theorie gar nicht abgeneigt ist, es in seinem Lande beybehalten haben. Die Sache spricht von sich selbst, und Hr. Nicolai konnte mit Recht sagen; „Die Anwendung der physiokratischen Grundsätze sey Hrn. Schl. im „Kleinen mißlungen." Daß nun aber eben dieser Schriftsteller schlechterdings den grösten Fürsten seine physiokratischen Grillen, als Mittel ihr Land auf einen unnennbaren Grad von Glückseligkeit zu bringen, und die Staatseinkünfte auf eine ungeheure Art zu erhöhen, durch wiederholte Vorschläge aufdringen will, sehen noch bis jetzt die vorzüglichsten und einsichtsvollesten Geschäftsleute in allen deutschen Ländern für nicht viel weniger, als schimärische Projekte eines Mannes an, der von den komplicirten Schwierigkeiten, die sich bey Regierung eines grossen Staats finden, noch gar keinen Begriff hat; zumal da Hr. Schlettwein dabey die äusserste Unwissenheit in dem Lokal der Länder verräth, über deren zu erwartende Glückseligkeit, er viel bessere Begriffe zu haben vermeint, als die einsichtsvollesten Männer, die wirklich am Staatsruder dieser Länder sitzen, und diese Länder, ihre Beschaffenheit und ihre Verfassung kennen. Rec. will nur ein Paar in die Augen fallende Beweise von Herrn Schlettweins grober Unwissenheit hier wiederholen, die schon Hr. O. C. R. Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten längst gerügt hat, worauf aber Hr. Schlettwein, der sonst mit Antworten so geschwind ist, nicht für gut befunden hat, bis jetzt etwas zu erwiedern, denn er muß sich durch den Augenschein gar zu sehr beschämt sehen. Er hatte sich z. B. eingebildet, es wären in den gesammten Staaten des Hauses Oesterreich (Gallizien und Lodomirien ausgenommen) im Jahre 1771 nur 229,988 Stück Ochsen, nur 436,487 Stück Schaafe, und das andere Vieh verhältnißmäßig ebenfalls in geringer Anzahl, vorhanden gewesen. Wenn er, da er dieses ohne Ueberlegung hinschrieb, nur sich be-

besonnen hätte, daß damals schon allein Wien gewiß über 30,000 Ochsen jährlich verzehrte, wenn er sich der damals schon nicht so unbeträchtlichen Manufakturen von Tüchern in Böhmen, von wollenen Zeugen in Linz, (andere zu geschweigen) erinnert hätte, so hätte er sehen müssen, daß er eine ganz ungereimte falsche Nachricht vor sich hatte. Was muß ein österreichischer Geschichtsmann denken, wenn Hr. Schl. die großen österreichischen Staaten, die er so wenig kennet, durch dessen vermeinte vollkommenste Kulturordnung, im geringsten in solchen vollkommenen Zustand zu versetzen verspricht, daß die Staatseinkünfte, die er 90 Mill. Gulden zu seyn vermeint, auf 240 bis 320 Millionen hinansteigen sollen! Hr. Nicolai hatte wohl nicht unrecht über diese ungereimten Versprechungen die Achseln zu zucken. Hr. O. C. R. Büsching hatte, wie schon gedacht, (Wöchentliche Nachr. 1782. S. 66.) Hr. Schlettwein, nur durch Vergleichung der Anzahl des Viehes in der Kurmark, gezeiget, wie unrichtige Begriffe er von den österr. Staaten hat. Denn nur allein in der Kurmark waren 1779, 608,004 Stück Schaafe. Aber auch auf diese Kurmark Brandenburg will Hr. Schlettwein, (ob er sie gleich eben so wenig kennt, als die österreichischen Staaten) seine physiokratische Wohlthaten erstrecken. Er hat in den 7ten Band dieses Archivs, S. 538 den Grundriß eines Plans eingerückt, wie die Churmark Brandenburg in ihren glücklichsten Zustand könne gesetzt werden, einen Plan, der sich eben so gut auf ein Land im Monde passen könnte, so wenig ist alles, was er von der Kurmark sagt, richtig, und eben so wenig wird jemand, der nur einigermaaßen dies Land kennt, des Hrn. Schl. Verbesserung anwendbar oder schicklich finden. Zu einem einzigen Beyspiel, das für alle gelten kann, dient, daß Hr. Schl. S. 543 sagt: „Es könnten in der Kurmark „nicht 50,000, geschweige 100,000 Pferde seyn." Hr. O. C. R. Büsching hat ihm aber (Wöchentl. Nachr. 1784. S. 198.) gewiesen, daß schon im Jahre 1779 (gleich nach einem Kriege) 142,777 Stück vorhanden waren. Eben so sehr zeigt es von Unwissenheit, wenn er ebendaselbst (S. 543) sagt: „Ein Scheffel Rocken gelte in der Kurmark 18 Ggr. „im Mittelpreise." Da dies doch ein so niedriger Preis ist, daß der Preis des Rockens (vermöge des Pachtanschlags der K. Domainen) nicht wohl bis auf 18 Ggr. sinken kann. Sollten nun wohl die Vorschläge eines Mannes noch einige

Ach-

Achtung verdienen, der sowohl in der Verfassung, als in der den Umständen sehr angemessenen Kornpolicey eines Landes unwissend ist, und sich doch das Ansehen giebt, als könnte er dessen Wohlstand auf eine unglaubliche Art verbessern, und dabey unverschämter Weise (S. 543) vorgiebt: „daß „der größte Theil der Einwohner elend lebe;" ob er gleich gar nicht weiß, wie die Einwohner leben, oder wie das Land beschaffen ist, aus dem sie ihre Nahrung ziehen. Hr. Nicolai hat die Träumereyen des Hrn. Schl. wohl ganz richtig beurtheilt. Wenn ihm Hr. Schl. mit frömmelnder Bitterkeit (VIII. Bd. S. 517) empfiehlt: „daß er die inwendige Seite „seines Herzens erforschen und verbessern möge," so wollen wir vielmehr eben dieses Hrn. Schl. selbst empfehlen: Das Nosce te ipsam würde ihm eine sehr heilsame Sache seyn. Er mag selbst erforschen, wie seine inwendige Seite beschaffen war, als er mit unüberlegtem Stolze und Eigensinne sich in Karlsruhe, wider das ganze Kammerkollegium setzte, das aus so rechtschaffenen Patrioten bestand, und dessen per majora gefaßte Schlüsse nach seinem eigenen Gefallen expediren ließ. Er mag sich selbst prüfen, wie seine inwendige Seite beschaffen war, da er hier (VIII. Bd. S. 506) alle diejenigen, welche der Wahrheit gemäß, glauben, daß seine Einführung des physiokratischen Impot unique in Baden, mißlungen sey, für die offenbarsten Lügner und Betrüger schilt. War der verehrungswürdige sel. Badensche Geheimerath von Reinhard, auch ein Lügner und Betrüger? Hr. Schl. weiß doch wohl, daß dieser so sachkundige und so rechtschaffene Mann nicht glaubte, daß Hrn. Schl. Badensche Verbesserungen gelungen wären. — Hr. Schl. schäme sich und verbessere seine inwendige Seite — wenn er kann!

Uebrigens macht dieser Band den Beschluß des Werks aus. Es wird aber ein neues an seine Stelle kommen, in welchem Hr. S. die Absicht des Archivs in größerer Ausdehnung und Vollkommenheit zu erreichen suchen will. Sollte es ihm damit ein Ernst seyn, so müßte er nicht wieder über Sachen urtheilen, die er gar nicht verstehet, oder Länder mit seiner vermeinten Kulturverbesserung und physiokratischen Träumen aufhelfen wollen, davon er nicht die geringsten Lokalkenntnisse hat. Er müßte mehr Achtung gegen die Kritiken beweisen, welche ihm bis jetzt gemacht worden, und den

Dün-

Dünkel fahren lassen, das grosse Geheimniß einer gänzlichen Ohnfehlbarkeit in demjenigen, was die Wohlfahrt aller Völker und Länder angeht, zu besitzen, da er doch wirklich sehr wenige praktische Kenntnisse von dem wahren Zustande der Länder besitzt, die er zum höchsten Grade der Kultur zu bringen vermeint, indem er bloß seinen physiokratischen Träumereyen nachhängt.

F.

C. H. Thalbitzers vier kurze Abhandlungen. 1. Ueber Industrie und Manufakturen. 2. Ueber Handlung und Reichthum. 3. Ueber Münze und Wechselcours. 4. Ueber Interessen und Luxus. Copenhagen und Hamburg, in der neuen Buchhandlung, 1785. 118 Seiten, 8.

Wenn wir gleich mit Zuverläßigkeit wissen, daß der Agent Thalbitzer in Kopenhagen diese kleinen Abhandlungen nicht zum Druck bestimmt hatte, sondern solche ohne sein Vorwissen gedruckt worden sind: so müssen wir doch gestehen, daß sie des Drucks allerdings werth waren. Zwar haben wir wenig Neues darin gefunden; aber die allgemeinen und richtigen Grundsätze über die Materien, welche hier abgehandelt werden, sind in aller Kürze gut vorgetragen, und man liest die kleine Schrift mit Vergnügen, wenn man gleich mit den wichtigern Werken über diese Gegenstände bekannt ist. Am Schlusse der zweyten Abhandlung wünscht der Verf. ein besonderes Gericht für alle den Handel angehende Streitigkeiten, wozu einige der ältesten, verständigsten und rechtschaffensten Kaufleute des Orts gezogen würden, um solche, ohne weitere Appellation, in möglichster Kürze zu entscheiden. Für dasselbe müßten auch alle Fallitsachen gehören, und besonders in dieser Angelegenheit die besten und vorsichtigsten Maaßregeln ergriffen werden, damit der Schuldige, als ein Stöhrer des allgemeinen Credits, bestraft, und der Unschuldige nicht das Opfer rachgieriger Menschen, sondern in ihm dem Staate ein nützlicher Bürger erhalten würde. — Was der Verfasser vom Papiergelde sagt, scheint er insbesondere in Rücksicht auf sein Vaterland gesagt zu haben, wo man sich

aber

aber itzt auch mit allem Eifer bemühet, die Menge desselben zu vermindern, und den Credit der Bank zu heben. — Nach sichern Nachrichten sollen sich die Anleihen fremder Staaten in Amsterdam, Rotterdam, Middelburg und Utrecht, im Jahr 1779, über 250 Millionen Gulden belaufen haben, die seitdem noch sehr vermehrt worden sind, und täglich anwachsen.

Y.

---

15. Vermischte Nachrichten.

Kommentar über das Projekt einer Kirchenvereinigung. Tübingen, bey Heerbrandt, 1787. 4. 1 Bogen.

Wir wollen die ganze Schrift selbst hersetzen: Ἀνθρακεὺς ἐπί τινος οἰκίας οἰκῶν; ἠξίου τὸν γναφέα παραγενόμενον αὐτῷ συνοικεῖν. Ὁ δὲ γναφεὺς ἀποκριθεὶς ἔφη. Ἀλλ' ἔγωγ' οὐ δυναίμην τῦτο ἐργάσασθαι· δέδια γάρ, μήπως, ἅπερ ἐγὼ λευκαίνω, αὐτὸς ἀσβόλης πληρώσῃς. Ὁ μῦθος δηλοῖ — . Diese Aesopische Fabel ist auf fünf Seiten vertheilt, und der übrige Raum leer geblieben. Denen, die das Griechische nicht verstehen, geben wir, um sie den witzigen Einfall beherzigen zu lassen, die Uebersetzung. „Ein Köhler bat einen Weißgerber, daß er „doch zu ihm ins Haus ziehen möchte. „Der Gerber aber „gab ihm zur Antwort: das kann ich nicht wohl thun; ich „muß besorgen, daß du mir die Sachen, die ich weiß mache, „mit Ruß beschmutzest. Die Fabel lehrt. —" Wenn es doch die Protestanten wohl bedenken möchten, was die Fabel lehrt! Wir leben in einer Zeit, wo man uns so gern wieder was so heiter weiß war, wenigstens wieder schmutzig und grau machen möchte, wenn man es auch nicht wieder schwarz machen könnte!

Ft.

Provinzialblätter an das lief- und ehstländische Publikum. Erster Heft. 1786. 108 S. in 8.

Wie

Wie sich gemeiniglich bey dergleichen Schriften an ein Publikum, schon im voraus vermuthen läßt, so hat der Wunsch, eingeschlichenen Mißbräuchen entgegen zu arbeiten, und zum Wohl seines Vaterlandes gute Vorschläge zu thun, dem ungenannten Verfasser, welcher eben so viel Wärme als Freymüthigkeit zeigt, die Feder in die Hand gegeben. Nur aufgeklärten Lief- und Ehstländern, welche mit der Verfassung ihrer Provinzen hinlänglich bekannt sind, kömmt es zu, ein Urtheil zu fällen, in wie weit die hier unter 5 Rubriken vorgetragenen Behauptungen und Winke gegründet und anwendbar sind. Wenigstens scheinen sie, sonderlich der dritte Aufsatz, eine nähere Beherzigung und Dank zu verdienen.

Im ersten, über die Rechte der Landsassen (Güterbesitzer die nicht zur Adelsmatrikul gehören), sucht der Verfasser aus der Geschichte und aus Dokumenten zu beweisen, daß es eine ungegründete Anmaaßung sey, wenn der immatrikulirte Adel andere Personen vom Besitz der Landgüter und von der Verwaltung gewisser öffentlicher Aemter, ausschließen will. Recensent, welcher sich erinnert, auch in andern neuerlich herausgekommenen liefländischen Schriften eine ähnliche Aeußerung über den Güterbesitz gefunden zu haben, muß gestehen, daß hier der Beweis mit vieler Stärke geführt ist: doch hätten billig auch die etwanigen Privilegien oder Gesetze, auf welche der immatrikulirte Adel sein vermeintliches Recht gegründet, dabey gehörig sollen beleuchtet werden.

Der zweyte Aufsatz enthält einen Vorschlag, die vormaligen Unterconsistorien wieder in Liefland einzuführen, damit der arme Bauer aus entlegenen Gegenden, nicht ferner gezwungen sey, um etwa von seinem übereilten Verlöbniß wieder loszukommen u. dergl. eine Reise von 40 Meilen nach Riga zum Oberconsistorium anzutreten. Die Sache scheint sich selbst zu empfehlen, und eine wirksame Beherzigung zu verdienen.

Im dritten, als dem wichtigsten für das dasige Publikum, wird vorgeschlagen, auf ähnliche Art wie in Schlesien, Pfandbriefe einzuführen, in welchen die gesammte Ritterschaft sich verbürget, um dadurch dem Credit des lief- und ehstländischen besitzlichen Adels aufzuhelfen, und mehr Geld in Umlauf zu bringen. Wenn die angegebenen Umstände,

son-

sonderlich die Schuldenlasten getreulich dargestellt sind, so erheischen sie in der That ein wirksames Rettungsmittel. Nur fragt sich, ob der Verf. das schicklichste empfohlen, auch ob er dasselbe einleuchtend genug vorgetragen habe. Inzwischen erklärt er selbst S. 55, daß er nur seine Landsleute aufmerksam machen, aber geschickten Finanziers gern die Erfindung und Ausführung eines anwendbaren Plans überlassen wolle. Wirklich stößt man hin und wieder auf Dunkelheiten, sonderlich in den Berechnungen. So wird z. B. S. 65 verlangt, daß auch die revalsche Ritterschaft ihre Güter für etwas mehr als 4 Millionen Rubel verschreiben soll, da doch dieselbe bereits 4 Millionen schuldig ist (S. 58). Wie kann ein Mann, den schon eine große Schuldenlast drückt, der allgemeinen Bürgschaft beytreten? Dies ist ja wider des Verf. eigenen Grundsatz S. 70. Ueberdies soll jährlich auf die erhaltenen Pfandbriefe eine Abbezahlung von 2 bis 6 Procent geschehen S. 86; wie kann derjenige, welcher ohnehin für seine Schulden schwere Zinsen aufbringen muß, sich einer solchen doppelten Zahlung unterwerfen? wie groß müßte dann der Ertrag eines dasigen Landguths seyn! So würden vielleicht diejenigen, welche am meisten einer Unterstützung bedürfen, gar keinen Antheil daran haben. — Auch soll kein Pfandbrief höher als auf 10 bis 500 Rubel ausgestellt (S. 67), aber in jedem ein Stück von einem Haaken namentlich verschrieben (S. 76), gleichwohl ein rigischer Haaken für 1250 Rubel geschätzt werden (S. 64). Was für ein Theil des Haakens, der doch nur aus etlichen Bauern besteht, würde wohl in einem Pfandbrief von 10 Rubeln verschrieben seyn? — Diese Zweifel berührt, mit Verschweigung mancher andern, Rec. blos deswegen, damit der Verf. Anlaß nehmen möge, im künftigen zweyten Heft die Sache näher zu entwickeln.

Im vierten Aufsatz, wo über willige Pränumeranten gespöttelt wird, scheint der Eifer etwas zu weit zu gehen. — Der fünfte hingegen erregt gewiß bey manchem empfindsamen Leser eine mitleidige Theilnahme. Nach der vorgelegten Berechnung, leiden die liefländischen Bauern in ihrem gesegneten Kornlande, jährlich Hunger. Doch vielleicht sind die Aerndtenverschläge, auf welche der Verf. seine Berechnung eines Theils gründet, obgleich sie der Obrigkeit übergeben werden, nicht mit höchster Genauigkeit abgefaßt. Inzwischen erinnert sich Rec. nicht nur von Reisenden gehört, sondern

auch in dort herausgekommenen Schriften gelesen zu haben, daß die dasigen Bauern bey ihrer schweren Arbeit, das ganze Jahr hindurch ein außerordentlich elendes Brod, unter welches sie ungenießbare Spreu mischen, zu essen gezwungen sind: und auch daran soll es sogar oft mangeln. Gewiß dann sind die Sklaven in Algier glücklicher, als die in Liefland!

J*t.*

Volksaufklärung. Uebersicht und freymüthige Darstellung ihrer Hindernisse, nebst einigen Vorschlägen denselben wirksam abzuhelfen. Ein Buch für unsere Zeit, von H. G. Zerrenner. Magdeburg, 1786. Im Verlag der Scheidhauerschen Buchhandlung, 9½ Bogen.

Der Verfasser ist schon aus andern Schriften als ein Freund und Beförderer gemeinnütziger Kenntnisse für den gemeinen Mann bekannt. In dieser kleinen Schrift, die eine gut gerathene Apologie für Volksaufklärung ist, in starken, aber nicht übertriebenen, Schilderungen ihre Hindernisse — worunter leider die, welche von berufenen Volkslehrern in den Weg gelegt werden, die schlimmsten sind — darstellt, und gutgemeinte Vorschläge enthält, zeigt er sich von eben dieser Seite. Es ist seinem Zwecke sehr angemessen, daß er aus dem Journal für Prediger die aus Luthers Schriften ausgezogenen Sätze anführt, wodurch die Leute, welche ihre träge Anhänglichkeit ans Alte auf Luthers Autorität bauen, und damit entschuldigen wollen, widerlegt und beschämt werden. Es ist nicht undienlich, wenn doch einmal auf das Ansehen des Alterthums ein so großes Gewicht gelegt werden soll, dergleichen Aeußerungen des in der That großen und aufgeklärten Mannes ans Licht zu bringen, da so viele von seinen angeblichen Verehrern seine Schriften kaum kennen, wenigstens von seinem Geiste so sehr abweichen. Da die Feinde der Volksaufklärung ihrem Raisonnement immer dadurch Stärke zu geben suchen, daß sie die Begriffe unter einander werfen: so hat der Verfasser gleich anfangs festgesetzt, was er unter Volksaufklärung verstehe, wodurch die Sache allerdings als

höchst nützlich und nothwendig dargestellt wird. Man kann es, um des häufigen Widersprechens willen, das dann doch wegen der schiefen Insinuationen nicht ohne Wirkung bleibt, und viel Gutes hindert, nicht oft und laut genug sagen, daß man mit der intendirten Volksaufklärung nichts anders suche, als daß dem Volke so viele nützliche Kenntnisse durch Unterricht und andere dienliche Mittel mitgetheilt werden, als es braucht, um so verständig, gut, brauchbar und glücklich zu werden, wie es in seinem Stande und in seiner Lage seyn soll oder werden kann. Es ist doch unwidersprechlich wahr, daß Unwissenheit, Dummheit, Aberglaube und alle Arten von Vorurtheilen den Menschen schlecht, unbrauchbar und unglücklich machen. Selbst diejenigen, die das gemeine Volk blos als Lastthiere ansehen und behandeln, müssen eingestehen, daß ein gut abgerichteter Jagdhund besser seye, als ein unabgerichteter, daß also auch mit einem aufmerksamen gut angeführten Menschen mehr ausgerichtet werden könne, als mit einem ganz rohen und ungebildeten. Die ewige Einwendung: man muß den gemeinen Mann nicht zu klug machen, zeigt, wie wenig die, welche sie beständig im Munde führen, über die Sache nachgedacht haben. Das Menschengefühl kann nicht unterdrückt werden, wenn es aber nicht durch zweckmäßige Anleitung veredelt wird, so artet es in Widersetzlichkeit, heimtückisches Wesen und Trägheit aus; bey Manchen arbeitet es sich zu einer Klugheit durch, die allerdings schädlich wird, und sich an den Feinden der wahren Aufklärung durch hinterlistige Verstellung und boshafte Ränke rächt. Schlechter Unterricht aber ist oft weit schädlicher, als gar keiner, denn er erzeugt fanatische Schwärmer, die aller guten Ordnung entgegen streben, und die heillosesten Unordnungen veranlassen.

Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß die Aufklärung bey dem gemeinen Manne nicht sowohl durch Bücherlesen, als vielmehr durch den Unterricht der Volkslehrer, zumal in Schulen, veranstaltet werden muß. Nur daß man den Gebrauch zweckloser und schädlicher Bücher zu verhindern suche. Daher die Vorschläge zu Schulmeisterseminarien, und zu Veranstaltungen, wie dem Volke, statt seiner schlechten, gute Bücher in die Hände gegeben werden mögen, aller Aufmerksamkeit werth sind. So viel ist aber auch gewiß, daß mancher Aufklärer durch das Aufsehen, das er macht, durch

das [illegible] Regieren, womit er von allem, und die [illegible], womit er von neuen Dingen, zumal von seinen eigenen Bemühungen und Verbesserungen spricht, oft sehr viel hindert. Man arbeite nur in der Stille fort, richte alle seine öffentlichen Vorträge und besondere Unterweisungen zweckmäßig ein, gebe sich nie das Ansehen eines Neuerers, bescheide sich, so viel zu thun, als man in seiner Lage kann, gehe in allen guten [illegible] mit seinem Exempel voran, und vertraue dem Vater des Lichts, der redlichen Bemühungen das Gedeihen nicht versagt: so wirds besser gehen, als wenn man etwas mit Gewalt durchziehen und erzwingen will.

Wenn der Verf. den Vorschlag thut, daß man brauchbare Männer mehr belohnen, und in bessere Lage versetzen soll, so kann ihm zwar Rec. seinen Beyfall nicht versagen; wünscht aber doch, daß unter diesem Vorschlag nicht so viele Selbstsucht durchscheinen möchte. Lasset uns Gutes thun, und nicht müde werden, wenn uns gleich zeitliche Vortheile entstehen, wenn gleich die, welche weniger Gutes thun, mehr Vortheile haben. Es scheint in der That, daß manche Menschen mit ihren Aufklärungsabsichten und Talenten nur um deswillen so laut werden, um sich zu großen Belohnungen und Beförderungen zu empfehlen. Das müßte unser Ruhm und Lohn seyn, daß wir ein gutes Gewissen haben, daß wir unsere Schuldigkeit thun.

Uebrigens ist noch anzumerken, daß diese Schrift nur gleichsam die Vorrede seyn soll zu einem Volksbuche, (denn dieser Titel ist nun einmal zur Mode geworden,) das einen gemeinfaßlichen Unterricht enthalten soll in allerley nützlichen Erkenntnissen und Sachen für Landleute. Man hat Ursache, von diesem Buche viel Gutes zu erwarten.

Ueber die Aufklärung des Landvolks, von B. G. Walther, zweytem Prediger an der Johanniskirche zu Dessau. Halle, bey Gebauer, 1782. 18 Bogen.

Da die Anzeige dieses gut geschriebenen Buchs so lange unterblieben, und zu glauben ist, daß es schon hinlänglich bekannt

kannt, und mit Nutzen gebraucht seyn werde, so enthält sich Recensent es ausführlich zu beurtheilen. Der Verfasser ist beynahe eben denselbigen Weg gegangen, wie Hr. Zerrenner. Er handelt zuerst von der Nothwendigkeit der Verstandesaufklärung auch bey dem gemeinen Manne, untersucht und widerlegt die dagegen gemachten Einwendungen, hiernächst setzt er feste, was er unter der Aufklärung des Landmanns verstehe und dazu rechne; und handelt endlich auch von der Art, wie diese Zwecke am besten erreicht werden könnten. In diesem letztern Stücke findet man zwar sehr viel Gutes, zumal von der Schuldisciplin, aber in Absicht auf den Unterricht ist das Gesagte nicht befriedigend. Es scheint auch, daß der Verfasser mit manchen guten und zweckmäßigen Einrichtungen, die schon Ao. 82 hier und da in den Preuß. Staaten gewesen sind, nicht bekannt gewesen. Es gereicht dem Verfasser allerdings zur Ehre, daß er als ein junger Schriftsteller, wie er selber in der Vorrede von sich spricht, so viele Einsichten von der Nothwendigkeit der Volksaufklärung, so viel Kenntnisse von den gewöhnlichen Hindernissen und von den dienlichsten Mitteln gehabt hat. Und man kann um so zuversichtlicher glauben, daß er bey mehrern Erfahrungen, Prüfungen und Einsichten in diesem wichtigen Fache desto nützlichere und zweckmäßigere Bemühungen anwenden werde. Kürzer und gedrängter könnte das Buch wohl geschrieben seyn, indessen hat es doch das Verdienst der Deutlichkeit, und bey all dem warmen, thätigen Eifer fürs Gute und Gemeinnützige, einer bescheidenen und gemäßigten Schreibart.

— z —

Litteratur und Völkerkunde. Fünf Bände vom Monat Jul. 1782. bis Monat December, 1784.

Von dieser periodischen Schrift, deren Herausgeber bekanntlich der ehemalige Königl. Preuß. Hauptmann J. W. von Archenholz ist, kann man mit Recht sagen: sunt bona mixta malis. Obgleich der Hauptgegenstand derselben Litteratur und Völkerkunde ist, so kommen doch auch häufig Erzählungen, Anekdoten, Rittergeschichten vor, ja selbst Gedichte sind nicht ganz ausgeschlossen, um jede Klasse von Lesern zu befriedigen.

digen. Sollen wir den Werth dieser Schrift nach unserer Ueberzeugung würdigen, so müssen wir aufrichtig bekennen, daß die mittelmäßigen, unerheblichen und unbedeutenden Aufsäze die guten und zweckmäßigen bey weitem übertriegen. Man lieset 4 — 5 schlechte Aufsätze, ehe man auf einen guten stößt, und wenn wir uns nicht sehr irren, sind sehr viele Abhandlungen aus dem Französischen übersetzt. Denn die Verf. haben sich sehr gehütet, ihre Quellen anzuzeigen. Allein oft verräth sie ihre Sprache oder ein anderer Umstand. Ein auffallendes Beyspiel hievon ist der Aufsatz: Beyträge zur Geschichte der arabischen Litteratur, wo Casiri Bibliotheca catalogue raisonné, und der Verf. Losiri genannt wird, welchen Fehler der Hr. Herausgeber erst in einem der folgenden Hefte verbessert. Denn hätte der Verfasser bey diesem Aufsatz den Casiri genutzt, so würde er das Buch gewiß sogleich bey seinem rechten Namen genannt haben, und Hr. A. würde nicht erst nöthig gehabt haben, ihn zu recht zu weisen. Ueberhaupt haben uns die litterarischen Aufsätze nicht ganz behagen wollen, entweder enthalten sie allgemein bekannte Dinge, wie z. E. die Aufsätze von den Gebräuchen und Alterthümern, und dem Genie der alten Römer, von den Göttern der Phönicier, oder sie sind seicht, wie die verschiedenen Abhandlungen von einigen Wissenschaften bey den Alten. In einigen Aufsätzen haben wir auch verschiedene unrichtige Stellen angetroffen. Wie z. E. in der Geschichte von der Schiffahrt, der ägyptische König, unter dem die Phönicier Afrika umschifften, würde besser Necao genannt worden seyn. Diese waren nicht blos die damals bekannten Seefahrer. Waren dann nicht nächst den Phöniciern die Karier und andere Inselgriechen wegen ihrer Schiffahrten berühmt? Der Verf. läßt die Phönicier unmittelbar mit den Gerräern handeln, und die Semiramis mit einer Kriegsflotte von 4000 Schiffen in Indien landen. Der erste Seefahrer, der auf Entdeckungsreisen ausslief, ist nach ihm Pytheas. Allein waren nicht Hamilko und Hanno älter, und trat nicht zugleich mit dem Pytheas der Euthymenes aus Massilia seine Entdeckungsreise an? Syrien und Aegypten liegen an der Küste des schwarzen Meers, und einige Jahre nach der Entdeckung von den amerikanischen Inseln, hat Americus Vespuccius unter Portugiesischer Flagge das erste Land von Amerika entdeckt, und zwar Brasilien, wo er gelandet. Erst nach dem 16ten Jahrhundert ist der Gebrauch eingeführt worden, Consuls in

in fremden Seestädten zu haben (das Gegentheil lehret de Steck in observat. subsecivis cap. X.), hingegen waren die Assecuranzen schon seit dem 12ten Jahrhundert bekannt, da die Juden dieses Mittel erfunden, als sie vom Könige Philipp August aus Frankreich vertrieben wurden. Bekanntlich hat diese Begebenheit der Sage nach, die Erfindung der Wechselbriefe an sich gezogen, und keinesweges die Erfindung der Assecuranzen. Wir wüßten auch nicht, in welcher Verbindung die Verbannung der Juden aus Frankreich und die Assecuranzen stehen sollten. Dergleichen häufige Unrichtigkeiten könnten wir in mehreren Aufsätzen zeigen. Noch weniger haben uns die Auszüge aus Rittergeschichten, und die Erzählungen aus alten Zeiten befriediget. Besser haben uns einige historische Aufsätze gefallen, so ist z. E. die historische Nachricht vom Ursprung, der Stiftung, den Fortschritten, Grundsätzen, und dem gerichtlichen Verfahren der Inquisition eine sehr gute Abhandlung, desgleichen diejenige über die Geschichte der Philosophie der Alten, und ihrer Philosophen, die in mehreren Heften fortgesetzt ist, obgleich diese letztere nicht von mancherley Unrichtigkeiten frey ist. Der vorzüglichste Theil dieser periodischen Schrift sind aber die Aufsätze über Völkerkunde. Hier scheint der Hr. Herausgeber in seinem eigenem Fach zu seyn. Obgleich auch hier sehr bekannte Sachen vorkommen, z. E. die Begebenheiten Lorenz und Hanns Karckan. Unter diesen zeichnen sich besonders die Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuch eines Reisenden über Venedig, Genua, Toscana, Rom (in 5 Abschnitten), England in verschiedenen Fortsetzungen aus. Diese Briefe sind voll interessanter Bemerkungen, welche, wie wir nun wissen, vom Herausgeber selbsten sind. Wir würden uns nicht enthalten können, unsern Lesern einige wichtige Auszüge zu liefern, wenn sie der Hr. A. nicht vor kurzem gesammlet, und in seiner Schrift unter dem Titel: über England und Italien, herausgegeben hätte. Diese Briefe halten ihre Leser für viele unbedeutende Aufsätze schadlos. Eben so haben uns die Briefe eines Reisenden über Sachsen sehr wohlgefallen. Sie liefern ganz gute Bemerkungen über die dasigen Fabriken und den dortigen Handel. Das Schreiben vom Niederrhein giebt besonders von einer Frau Nachricht, welche sich für die zweyte Gemalin Josephs II. ausgiebt. Uns war die Sache schon aus andern Nachrichten bekannt. Von der großen und einzigen Lesegesellschaft in Maynz, die nur den einzigen Fehler hat,

daß die Bücher nach der Mehrheit der Stimmen gewählt werden, daher die Berliner Monatschrift verworfen worden. Aus dem kurzen Aufsatz über den jetzigen Zustand des Fabrik- und Handlungswesens in der Reichsstadt Hamburg wollen wir einiges auszeichnen. Es ist die dritte Europäische und erste deutsche Handelsstadt, und hat 110,000 Einwohner. In Ansehung des Reichthums geht sie allen Städten Deutschlands, etwa Wien ausgenommen, vor. Sie hat ansehnliche Manufakturen in Sammet, Plüsch, Felpel und Kaffa. Diese Waaren werden größtentheils nach der Ostsee und Deutschland, doch zum Theil auch nach Portugall versührt. Es hat itzt 10 Kattundruckereyen, die 3000 Menschen beschäftigen. Die rohen Kattune kommen zum Theil aus Kopenhagen und Gothenburg, die sie aus Ostindien ziehen. Ein Hauptzweig der hiesigen Nahrung sind die Zuckerrafinerien. Man zählt hier gegen 200. So viel hat keine Stadt in Europa. Der Zucker fällt weißer und härter aus, als der holländische, französische und englische. Hamburg fabricirt auch alle Arten von Gold- und Silberdrath, von Tressen, Galonen, Spitzen, Lahn, reiche Stickereyen rc. Diese Waaren gehen selbst nach Straßburg. Es besitzt auch gute Strümpfstrickereyen und Färbereyen. In den benachbarten Ländern besitzen Hamburger Kaufleute 18 Kupferwerke, deren jedes aus mehreren Hämmern und Kesselhütten besteht. 8 Messingwerke, in welchen viele Hämmer für Messingbleche, und eine beträchtliche Zahl von Drathzugwerken gehen. Das Kupfer dazu ziehen sie sogar aus Brasilien. Nur mit einem einzigen Kupferwerk ist eine Silberraffinerie verbunden. Es besitzt wichtige Tabacksfabriken, wo alle Arten von Schnupf- und Rauchtaback fabricirt werden. Man zählt hier gegen 25 Zwirnmühlen, einige 60 Bandweberstühle, 140 Stühle für glatte und geblümte Leinewand, und 5 sogenannte Sangaletten (eine Art gefärbter Leinewand) Färbereyen, ungefähr 10 Wachsbleichen, 11 Nadelfabriken (9 für Knopf- und 2 für Nähnadeln). Außerdem sind noch die Fischbeinreißer, die Thranbrennereyen und Seifensiedereyen zu merken. Demungeachtet ist der hiesige Handel nur Zwischenhandel, der von der Concurrenz und den Zeitumständen abhängt. Jährlich laufen in Hamburg ohngefähr 2000 Schiffe und große Flußfahrzeuge aus und ein. Der Wallfisch- und Robbenfang hat sehr abgenommen, im Jahr 1783 liefen nur 24 Schiffe aus. Hingegen haben sich die Assecuranzgeschäfte sehr vermehrt.

mehrt. Sechs große Gesellschaften sind hier, die jährlich für 10—20 Mill. Thaler versichern, welches wahrscheinlich eine halbe Mill. Thaler reinen Gewinn einbringt.

Fw.

Für ältere Litteratur und neuere Lectüre. Quartalschrift. Herausgegeben von Canzler und Meißner. — Zweyter Jahrgang. Drittes und viertes Quartal; jedes von zwey Heften. Leipzig, bey Breitkopf, 1784. 8vo.

— — — Dritter Jahrgang. Erster bis fünfter Heft. Ebendaselbst, 1785. 8vo.

Auch diesmal zeigen wir von dieser noch immer durch Abwechselung und Unterhaltung sich empfehlenden Monatsschrift nur diejenigen Stücke an, die uns die meiste Aufmerksamkeit in den gedachten Heften zu verdienen scheinen.

Jahrgang II. Quartal 3. Heft 1. Eine Romanze, Kathrinchen und der Kapuziner, von Rup. Becker, ist mit der diesem Dichter eigenen Laune und Leichtigkeit erzählt. — Nachricht von Tritheims Kenntnissen und Schriften. — Ein altes seltenes Gedicht auf den Branntwein, welches schon 1493 zuerst gedruckt wurde, und worin gesagt wird, daß schon damals schier jedermann Branntwein trank. — Der Aufsatz von den sächsischen Halbedelsteinen verräth einen Sachkenner.

II. 3. 2. Ganz unterhaltend, obgleich ein wenig zu weitschweifig, ist die Abhandlung über den Bergreihen, Johannes im Korbe, ein Volkslied, welches zu seiner Zeit ernsthafte Folgen erregte, und über dessen Gegenstand hier verschiedene Muthmassungen vorgebracht werden. — Die türkischen Briefe von Kretschmann werden in diesem Hefte fortgesetzt, und die Nachrichten von Tritheim geschlossen. — Noch ein Traum von Hrn. Prof. Cäsar, dessen Deutung nur Träumer zu finden vermögen.

II. 4. 1. Das erheblichste Stück dieses Hefts ist wohl der historische und statistische Aufsatz über die Lausitzen, vor-

Dünkel fahren lassen, das große Geheimniß einer gänzlichen Ohnfehlbarkeit in demjenigen, was die Wohlfahrt aller Völker und Länder angeht, zu besitzen, da er doch wirklich sehr wenige praktische Kenntnisse von dem wahren Zustande der Länder besitzt, die er zum höchsten Grade der Kultur zu bringen vermeint, indem er bloß seinen physiokratischen Träumereyen nachhängt.

P.

C. H. Thalbitzers vier kurze Abhandlungen. 1. Ueber Industrie und Manufakturen. 2. Ueber Handlung und Reichthum. 3. Ueber Münze und Wechselcours. 4. Ueber Interessen und Luxus. Copenhagen und Hamburg, in der neuen Buchhandlung, 1785. 128 Seiten, 8.

Wenn wir gleich mit Zuverläßigkeit wissen, daß der Agent Thalbitzer in Kopenhagen diese kleinen Abhandlungen nicht zum Druck bestimmt hatte, sondern solche ohne sein Vorwissen gedruckt worden sind: so müssen wir doch gestehen, daß sie des Drucks allerdings werth waren. Zwar haben wir wenig Neues darin gefunden; aber die allgemeinen und richtigen Grundsätze über die Materien, welche hier abgehandelt werden, sind in aller Kürze gut vorgetragen, und man liest die kleine Schrift mit Vergnügen, wenn man gleich mit den wichtigern Werken über diese Gegenstände bekannt ist. Am Schlusse der zweyten Abhandlung wünscht der Verf. ein besonderes Gericht für alle den Handel angehende Streitigkeiten, wozu einige der ältesten, verständigsten und rechtschaffensten Kaufleute des Orts gezogen würden, um solche, ohne weitere Appellation, in möglichster Kürze zu entscheiden. Für dasselbe müßten auch alle Fallitsachen gehören, und besonders in dieser Angelegenheit die besten und vorsichtigsten Maaßregeln ergriffen werden, damit der Schuldige, als ein Stöhrer des allgemeinen Credits, bestraft, und der Unschuldige nicht das Opfer rachgieriger Menschen, sondern in ihm dem Staate ein nützlicher Bürger erhalten würde. — Was der Verfasser vom Papiergelde sagt, scheint er insbesondere in Rücksicht auf sein Vaterland gesagt zu haben, wo man sich

aber

aber itzt auch mit allem Eifer bemühet, die Menge desselben zu vermindern, und den Credit der Bank zu heben. — Nach sichern Nachrichten sollen sich die Anleihen fremder Staaten in Amsterdam, Rotterdam, Middelburg und Utrecht, im Jahr 1779, über 250 Millionen Gulden belaufen haben, die seitdem noch sehr vermehrt worden sind, und täglich anwachsen.

Y.

---

15. Vermischte Nachrichten.

Kommentar über das Projekt einer Kirchenvereinigung. Tübingen, bey Heerbrandt, 1787. 4. 1 Bogen.

Wir wollen die ganze Schrift selbst hersetzen: Ἀνθρακεὺς [illegible] Ὁ δὲ γναφεὺς ἀπολαβὼν ἔφη. Ἀλλ' οὐκ ἂν δυναίμην [illegible] Ὁ μῦθος δηλοῖ — Diese Aesopische Fabel ist auf fünf Seiten vertheilt, und der übrige Raum leer geblieben. Denen, die das Griechische nicht verstehen, geben wir, um sie den witzigen Einfall beherzigen zu lassen, die Uebersetzung. „Ein Köhler bat einen Weißgerber, daß er „doch zu ihm ins Haus ziehen möchte. „Der Gerber aber „gab ihm zur Antwort: das kann ich nicht wohl thun; ich „muß besorgen, daß du mir die Sachen, die ich weiß mache, „mit Ruß beschmutzest. Die Fabel lehrt —“ Wenn es doch die Protestanten wohl bedenken möchten, was die Fabel lehrt! Wir leben in einer Zeit, wo man uns so gern wieder was so heiter weiß war, wenigstens wieder schmutzig und grau machen möchte, wenn man es auch nicht wieder schwarz machen könnte!

Ft.

Provinzialblätter an das lief- und ehstländische Publikum. Erster Heft. 1786. 108 S. in 8.

Wie sich gemeiniglich bey dergleichen Schriften an ein Publikum, schon im voraus vermuthen läßt, so hat der Wunsch, eingeschlichenen Mißbräuchen entgegen zu arbeiten, und zum Wohl seines Vaterlandes gute Vorschläge zu thun, dem ungenannten Verfasser, welcher eben so viel Wärme als Freymüthigkeit zeigt, die Feder in die Hand gegeben. Nur aufgeklärten Lief- und Ehstländern, welche mit der Verfassung ihrer Provinzen hinlänglich bekannt sind, kömmt es zu, ein Urtheil zu fällen, in wie weit die hier unter 5 Rubriken vorgetragenen Behauptungen und Winke gegründet und anwendbar sind. Wenigstens scheinen sie, sonderlich der dritte Aufsatz, eine nähere Beherzigung und Dank zu verdienen.

Im ersten, über die Rechte der Landsassen (Güterbesitzer die nicht zur Adelsmatrikel gehören), sucht der Verfasser aus der Geschichte und aus Dokumenten zu beweisen, daß es eine ungegründete Anmaaßung sey, wenn der immatrikulirte Adel andere Personen vom Besitz der Landgüter und von der Verwaltung gewisser öffentlicher Aemter, ausschließen will. Recensent, welcher sich erinnert, auch in andern neuerlich herausgekommenen liefländischen Schriften eine ähnliche Aeußerung über den Güterbesitz gefunden zu haben, muß gestehen, daß hier der Beweis mit vieler Stärke geführt ist: doch hätten billig auch die etwanigen Privilegien oder Gesetze, auf welche der immatrikulirte Adel sein vermeintliches Recht gegründet, dabey gehörig sollen beleuchtet werden.

Der zweyte Aufsatz enthält einen Vorschlag, die vormaligen Unterconsistorien wieder in Liefland einzuführen, damit der arme Bauer aus entlegenen Gegenden, nicht ferner gezwungen sey, um etwa von seinem übereilten Verlöbniß wieder loszukommen u. dergl. eine Reise von 40 Meilen nach Riga zum Oberconsistorium anzutreten. Die Sache scheint sich selbst zu empfehlen, und eine wirksame Beherzigung zu verdienen.

Im dritten, als dem wichtigsten für das dasige Publikum, wird vorgeschlagen, auf ähnliche Art wie in Schlesien, Pfandbriefe einzuführen, in welchen die gesammte Ritterschaft sich verbürget, um dadurch dem Credit des lief- und ehstländischen besitzlichen Adels aufzuhelfen, und mehr Geld in Umlauf zu bringen. Wenn die angegebenen Umstände, son-

sonderlich die Schuldenlasten, getreulich dargestellt sind, so erheischen sie in der That ein wirksames Rettungsmittel. Nur fragt sich, ob der Verf. das schicklichste empfohlen, auch ob er dasselbe einleuchtend genug vorgetragen habe. Inzwischen erklärt er selbst S. 55, daß er nur seine Landsleute aufmerksam machen, aber geschickten Finanziers gern die Erfindung und Ausführung eines anwendbaren Plans überlassen wolle. Wirklich stößt man hin und wieder auf Dunkelheiten, sonderlich in den Berechnungen. So wird z. B. S. 65 verlangt, daß auch die revalsche Ritterschaft ihre Güter für etwas mehr als 4 Millionen Rubel verschreiben soll, da doch dieselbe bereits 4 Millionen schuldig ist (S. 58). Wie kann ein Mann, den schon eine große Schuldenlast drückt, der allgemeinen Bürgschaft beytreten? Dies ist ja wider des Verf. eigenen Grundsatz S. 70. Ueberdies soll jährlich auf die erhaltenen Pfandbriefe eine Abbezahlung von 2 bis 6 Procent geschehen S. 86; wie kann derjenige, welcher ohnehin für seine Schulden schwere Zinsen aufbringen muß, sich einer solchen doppelten Zahlung unterwerfen? wie groß müßte dann der Ertrag eines dasigen Landguths seyn! So würden vielleicht diejenigen, welche am meisten einer Unterstützung bedürfen, gar keinen Antheil daran haben. — Auch soll kein Pfandbrief höher als auf 10 bis 500 Rubel ausgestellt (S. 67), aber in jedem ein Stück von einem Haaken namentlich verschrieben (S. 76), gleichwohl ein rigischer Haaken für 1250 Rubel geschätzt werden (S. 64). Was für ein Theil des Haakens, der doch nur aus etlichen Bauern besteht, würde wohl in einem Pfandbrief von 10 Rubeln verschrieben seyn? — Diese Zweifel berührt, mit Verschweigung mancher andern, Rec. blos deswegen, damit der Verf. Anlaß nehmen möge, im künftigen zweyten Heft die Sache näher zu entwickeln.

Im vierten Aufsatz, wo über willige Pränumeranten gespöttelt wird, scheint der Eifer etwas zu weit zu gehen. — Der fünfte hingegen erregt gewiß bey manchem empfindsamen Leser eine mitleidige Theilnahme. Nach der vorgelegten Berechnung, leiden die liefländischen Bauern in ihrem gesegneten Kornlande, jährlich Hunger. Doch vielleicht sind die Aerndtenverschläge, auf welche der Verf. seine Berechnung eines Theils gründet, obgleich sie der Obrigkeit übergeben werden, nicht mit höchster Genauigkeit abgefaßt. Inzwischen erinnert sich Rec. nicht nur von Reisenden gehört, sondern

auch in dort herausgekommenen Schriften gelesen zu haben, daß die dasigen Bauern bey ihrer schweren Arbeit, das ganze Jahr hindurch ein außerordentlich elendes Brod, unter welches sie ungenießbare Spreu mischen, zu essen gezwungen sind: und auch daran soll es sogar oft mangeln. Gewiß dann sind die Sklaven in Algier glücklicher, als die in Liefland!

Jt.

Volksaufklärung. Uebersicht und freymüthige Darstellung ihrer Hindernisse, nebst einigen Vorschlägen denselben wirksam abzuhelfen. Ein Buch für unsere Zeit, von H. G. Zerrenner. Magdeburg, 1786. Im Verlag der Scheidhauerschen Buchhandlung, 9½ Bogen.

Der Verfasser ist schon aus andern Schriften als ein Freund und Beförderer gemeinnütziger Kenntnisse für den gemeinen Mann bekannt. In dieser kleinen Schrift, die eine gut gerathene Apologie für Volksaufklärung ist, in starken, aber nicht übertriebenen, Schilderungen ihre Hindernisse — worunter leider die, welche von berufenen Volkslehrern in den Weg gelegt werden, die schlimmsten sind — darstellt, und gutgemeinte Vorschläge enthält, zeigt er sich von eben dieser Seite. Es ist seinem Zwecke sehr angemessen, daß er aus dem Journal für Prediger die aus Luthers Schriften ausgezogenen Sätze anführt, wodurch die Leute, welche ihre träge Anhänglichkeit ans Alte auf Luthers Autorität bauen, und damit entschuldigen wollen, widerlegt und beschämt werden. Es ist nicht undienlich, wenn doch einmal auf das Ansehen des Alterthums ein so großes Gewicht gelegt werden soll, dergleichen Aeußerungen des in der That großen und aufgeklärten Mannes ans Licht zu bringen, da so viele von seinen angeblichen Verehrern seine Schriften kaum kennen, wenigstens von seinem Geiste so sehr abweichen. Da die Feinde der Volksaufklärung ihrem Raisonnement immer dadurch Stärke zu geben suchen, daß sie die Begriffe unter einander werfen: so hat der Verfasser gleich anfangs festgesetzt, was er unter Volksaufklärung verstehe, wodurch die Sache allerdings als

höchst

höchst nützlich und nothwendig dargestellt wird. Man kann es, um des häufigen Widersprechens willen, das dann doch wegen der schiefen Insinuationen nicht ohne Wirkung bleibt, und viel Gutes hindert, nicht oft und laut genug sagen, daß man mit der intendirten Volksaufklärung nichts anders suche, als daß dem Volke so viele nützliche Kenntnisse durch Unterricht und andere dienliche Mittel mitgetheilt werden, als es braucht, um so verständig, gut, brauchbar und glücklich zu werden, wie es in seinem Stande und in seiner Lage seyn soll oder werden kann. Es ist doch unwidersprechlich wahr, daß Unwissenheit, Dummheit, Aberglaube und alle Arten von Vorurtheilen den Menschen schlecht, unbrauchbar und unglücklich machen. Selbst diejenigen, die das gemeine Volk blos als Lastthiere ansehen und behandeln, müssen eingestehen, daß ein gut abgerichteter Jagdhund besser seye, als ein unabgerichteter, daß also auch mit einem aufmerksamen gut angeführten Menschen mehr ausgerichtet werden könne, als mit einem ganz rohen und ungebildeten. Die ewige Einwendung: man muß den gemeinen Mann nicht zu klug machen, zeigt, wie wenig die, welche sie beständig im Munde führen, über die Sache nachgedacht haben. Das Menschengefühl kann nicht unterdrückt werden, wenn es aber nicht durch zweckmäßige Anleitung veredelt wird, so artet es in Widersetzlichkeit, heimtückisches Wesen und Trägheit aus; bey Manchen arbeitet es sich zu einer Klugheit durch, die allerdings schädlich wird, und sich an den Feinden der wahren Aufklärung durch hinterlistige Verstellung und boshafte Ränke rächt. Schlechter Unterricht aber ist oft weit schädlicher, als gar keiner, denn er erzeugt fanatische Schwärmer, die aller guten Ordnung entgegen streben, und die heillosesten Unordnungen veranlaßen.

Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß die Aufklärung bey dem gemeinen Manne nicht sowohl durch Bücherlesen, als vielmehr durch den Unterricht der Volkslehrer, zumal in Schulen, veranstaltet werden muß. Nur daß man den Gebrauch zweckloser und schädlicher Bücher zu verhindern suche. Daher die Vorschläge zu Schulmeisterseminarien, und zu Veranstaltungen, wie dem Volke, statt seiner schlechten, gute Bücher in die Hände gegeben werden mögen, aller Aufmerksamkeit werth sind. So viel ist aber auch gewiß, daß mancher Aufklärer durch das Aufsehen, das er macht, durch

 das

das verächtliche Wegwerfen, womit er von alten, und die unvorsichtigen Lobpreisungen, womit er von neuen Dingen, zumal von seinen eigenen Bemühungen und Verdiensten spricht, oft sehr viel hindert. Man arbeite nur in der Stille fort, richte alle seine öffentlichen Vorträge und besondere Unterweisungen zweckmäßig ein, gebe sich nie das Ansehen eines Neuerers, bescheide sich, so viel zu thun, als man in seiner Lage kann, gehe in allen guten Tugenden mit seinem Exempel voran, und vertraue dem Vater des Lichts, der redlichen Bemühungen das Gedeihen nicht versagt: so wirds besser gehen, als wenn man etwas mit Gewalt durchsetzen und erzwingen will.

Wenn der Verf. den Vorschlag thut, daß man brauchbare Männer mehr belohnen, und in bessere Lage versetzen soll, so kann ihm zwar Rec. seinen Beyfall nicht versagen; wünscht aber doch, daß unter diesem Vorschlag nicht so viele Selbstsucht durchscheinen möchte. Lasset uns Gutes thun, und nicht müde werden, wenn uns gleich zeitliche Vortheile entstehen, wenn gleich die, welche weniger Gutes thun, mehr Vortheile haben. Es scheint in der That, daß manche Menschen mit ihren Aufklärungsabsichten und Talenten nur um deswillen so laut werden, um sich zu großen Belohnungen und Beförderungen zu empfehlen. Das müßte unser Ruhm und Lohn seyn, daß wir ein gutes Gewissen haben, daß wir unsere Schuldigkeit thun.

Uebrigens ist noch anzumerken, daß diese Schrift nur gleichsam die Vorrede seyn soll zu einem Volksbuche, (denn dieser Titel ist nun einmal zur Mode geworden,) das einen gemeinfaßlichen Unterricht enthalten soll in allerley nützlichen Erkenntnissen und Sachen für Landleute. Man hat Ursache, von diesem Buche viel Gutes zu erwarten.

Ueber die Aufklärung des Landvolks, von B. G. Walther, zweytem Prediger an der Johanniskirche zu Dessau. Halle, bey Gebauer, 1782. 18 Bogen.

Da die Anzeige dieses gut geschriebenen Buchs so lange unterblieben, und zu glauben ist, daß es schon hinlänglich bekannt

kannt, und mit Nutzen gebraucht seyn werde, so enthält sich Recensent es ausführlich zu beurtheilen. Der Verfasser ist beynahe eben denselbigen Weg gegangen, wie Hr. Zerrenner. Er handelt zuerst von der Nothwendigkeit der Verstandesaufklärung auch bey dem gemeinen Manne, untersucht und widerlegt die dagegen gemachten Einwendungen, hiernächst setzt er feste, was er unter der Aufklärung des Landmanns verstehe und dazu rechne; und handelt endlich auch von der Art, wie diese Zwecke am besten erreicht werden könnten. In diesem letztern Stücke findet man zwar sehr viel Gutes, zumal von der Schuldiscipiin, aber in Absicht auf den Unterricht ist das Gesagte nicht befriedigend. Es scheint auch, daß der Verfasser mit manchen guten und zweckmäßigen Einrichtungen, die schon Ao. 82 hier und da in den Preuß. Staaten gewesen sind, nicht bekannt gewesen. Es gereicht dem Verfasser allerdings zur Ehre, daß er als ein junger Schriftsteller, wie er selber in der Vorrede von sich spricht, so viele Einsichten von der Nothwendigkeit der Volksaufklärung, so viel Kenntnisse von den gewöhnlichen Hindernissen und von den dienlichsten Mitteln gehabt hat. Und man kann um so zuversichtlicher glauben, daß er bey mehrern Erfahrungen, Prüfungen und Einsichten in diesem wichtigen Fache desto nützlichere und zweckmäßigere Bemühungen anwenden werde. Kürzer und gedrängter könnte das Buch wohl geschrieben seyn, indessen hat es doch das Verdienst der Deutlichkeit, und bey all dem warmen, thätigen Eifer fürs Gute und Gemeinnützige, einer bescheidenen und gemäßigten Schreibart.

— 2 —

Litteratur und Völkerkunde. Fünf Bände vom Monat Jul. 1782. bis Monat December, 1784.

Von dieser periodischen Schrift, deren Herausgeber bekanntlich der ehemalige Königl. Preuß. Hauptmann J. W. von Archenholz ist, kann man mit Recht sagen: sunt bona mixta malis. Obgleich der Hauptgegenstand derselben Litteratur und Völkerkunde ist, so kommen doch auch häufig Erzählungen, Anekdoten, Rittergeschichten vor, ja selbst Gedichte sind nicht ganz ausgeschlossen, um jede Klasse von Lesern zu befrie-

 digen.

digen. Sollen wir den Werth dieser Schrift nach unserer Ueberzeugung würdigen, so müssen wir aufrichtig bekennen, daß die mittelmäßigen, unerheblichen und unbedeutenden Aufsätze die guten und zweckmäßigen bey weitem überwiegen. Man lieset 4 — 5 schlechte Aufsätze, ehe man auf einen guten stößt, und wenn wir uns nicht sehr irren, sind sehr viele Abhandlungen aus dem Französischen übersetzt. Denn die Verf. haben sich sehr gehütet, ihre Quellen anzuzeigen. Allein oft verräth sie ihre Sprache oder ein anderer Umstand. Ein auffallendes Beyspiel hievon ist der Aufsatz: Beyträge zur Geschichte der arabischen Litteratur, wo Casiri Bibliotheca catalogue raisonné, und der Verf. Losiri genannt wird, welchen Fehler der Hr. Herausgeber erst in einem der folgenden Heften verbessert. Denn hätte der Verfasser bey diesem Aufsatz den Casiri genutzt, so würde er das Buch gewiß sogleich bey seinem rechten Namen genannt haben, und Hr. A. würde nicht erst nöthig gehabt haben, ihn zu recht zu weisen. Ueberhaupt haben uns die litterarischen Aufsätze nicht ganz behagen wollen, entweder enthalten sie allgemein bekannte Dinge, wie z. E. die Aufsätze von den Gebräuchen und Alterthümern, und dem Genie der alten Römer, von den Göttern der Phönicier, oder sie sind seicht, wie die verschiedenen Abhandlungen von einigen Wissenschaften bey den Alten. In einigen Aufsätzen haben wir auch verschiedene unrichtige Stellen angetroffen. Wie z. E. in der Geschichte von der Schifffahrt, der ägyptische König, unter dem die Phönicier Afrika umschifften, würde besser Necao genannt worden seyn. Diese waren nicht blos die damals bekannten Seefahrer. Waren dann nicht nächst den Phöniciern die Karier und andere Inselgriechen wegen ihrer Schiffahrten berühmt? Der Verf. läßt die Phönicier unmittelbar mit den Gerräern handeln, und die Semiramis mit einer Kriegsflotte von 4000 Schiffen in Indien landen. Der erste Seefahrer, der auf Entdeckungsreisen auslief, ist nach ihm Pytheas. Allein waren nicht Hamilko und Hanno älter, und trat nicht zugleich mit dem Pytheas der Euthymenes aus Massilia seine Entdeckungsreise an? Syrien und Aegypten liegen an der Küste des schwarzen Meers, und einige Jahre nach der Entdeckung von den amerikanischen Inseln, hat Americus Vespuccius unter Portugiesischer Flagge das erste Land von Amerika entdeckt, und zwar Brasilien, wo er gelandet. Erst nach dem 16ten Jahrhundert ist der Gebrauch eingeführt worden, Consuls

in

in fremden Seestädten zu haben (das Gegentheil lehret de Steck in observat. subsecivis cap. X.), hingegen waren die Assecuranzen schon seit dem 12ten Jahrhundert bekannt, da die Juden dieses Mittel erfunden, als sie vom Könige Philipp August aus Frankreich vertrieben wurden. Bekanntlich hat diese Begebenheit der Sage nach, die Erfindung der Wechselbriefe an sich gezogen, und keinesweges die Erfindung der Assecuranzen. Wir wüßten auch nicht, in welcher Verbindung die Verbannung der Juden aus Frankreich und die Assecuranzen stehen sollten. Dergleichen häufige Unrichtigkeiten könnten wir in mehreren Aufsätzen zeigen. Noch weniger haben uns die Auszüge aus Rittergeschichten, und die Erzählungen aus alten Zeiten befriediget. Besser haben uns einige historische Aufsätze gefallen, so ist z. E. die historische Nachricht vom Ursprung, der Stiftung, den Fortschritten, Grundsätzen, und dem gerichtlichen Verfahren der Inquisition eine sehr gute Abhandlung, desgleichen diejenige über die Geschichte der Philosophie der Alten, und ihrer Philosophen, die in mehreren Heften fortgesetzt ist, obgleich diese letztere nicht von mancherley Unrichtigkeiten frey ist. Der vorzüglichste Theil dieser periodischen Schrift sind aber die Aufsätze über Völkerkunde. Hier scheint der Hr. Herausgeber in seinem eigenem Fach zu seyn. Obgleich auch hier sehr bekannte Sachen vorkommen, z. E. die Begebenheiten Lorenz und Hanns Karckan. Unter diesen zeichnen sich besonders die Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuch eines Reisenden über Venedig, Genua, Toscana, Rom (in 5 Abschnitten), England in verschiedenen Fortsetzungen aus. Diese Briefe sind voll interessanter Bemerkungen, welche, wie wir nun wissen, vom Herausgeber selbsten sind. Wir würden uns nicht enthalten können, unsern Lesern einige wichtige Auszüge zu liefern, wenn sie der Hr. A. nicht vor kurzem gesammlet, und in seiner Schrift unter dem Titel: über England und Italien, herausgegeben hätte. Diese Briefe halten ihre Leser für viele unbedeutende Aufsätze schadlos. Eben so haben uns die Briefe eines Reisenden über Sachsen sehr wohlgefallen. Sie liefern ganz gute Bemerkungen über die dasigen Fabriken und den dortigen Handel. Das Schreiben vom Niederrhein giebt besonders von einer Frau Nachricht, welche sich für die zweyte Gemahlin Josephs II. ausgiebt. Uns war die Sache schon aus andern Nachrichten bekannt. Von der großen und einzigen Lesegesellschaft in Maynz, die nur den einzigen Fehler hat,

daß die Bücher nach der Mehrheit der Stimmen gewählt werden, daher die Berliner Monatschrift verworfen worden. Aus dem kurzen Aufsatz über den jetzigen Zustand des Fabrik- und Handlungswesens in der Reichsstadt Hamburg wollen wir einiges auszeichnen. Es ist die dritte Europäische und erste deutsche Handelsstadt, und hat 110,000 Einwohner. In Ansehung des Reichthums geht sie allen Städten Deutschlands, etwa Wien ausgenommen, vor. Sie hat ansehnliche Manufakturen in Sammet, Plüsch, Felpel und Kaffa. Diese Waaren werden größtentheils nach der Ostsee und Deutschland, doch zum Theil auch nach Portugall verführt. Es hat itzt 10 Kattundruckereyen, die 3000 Menschen beschäftigen. Die rohen Kattune kommen zum Theil aus Kopenhagen und Gothenburg, die sie aus Ostindien ziehen. Ein Hauptzweig der hiesigen Nahrung sind die Zuckerrafinerien. Man zählt hier gegen 200. So viel hat keine Stadt in Europa. Der Zucker fällt weißer und härter aus, als der holländische, französische und englische. Hamburg fabricirt auch alle Arten von Gold- und Silberdrath, von Tressen, Galonen, Spitzen, Lahn, reiche Stickereyen ꝛc. Diese Waaren gehen selbst nach Straßburg. Es besitzt auch gute Strümpfstrickereyen und Färbereyen. In den benachbarten Ländern besitzen Hamburger Kaufleute 18 Kupferwerke, deren jedes aus mehreren Hämmern und Kesselhütten besteht. 8 Messingwerke, in welchen viele Hämmer für Messingbleche, und eine beträchtliche Zahl von Drathzugwerken gehen. Das Kupfer dazu ziehen sie sogar aus Brasilien. Nur mit einem einzigen Kupferwerk ist eine Silberraffinerie verbunden. Es besitzt wichtige Tabacksfabriken, wo alle Arten von Schnupf- und Rauchtaback fabricirt werden. Man zählt hier gegen 25 Zwirnmühlen, einige 60 Bandweberstühle, 140 Stühle für glatte und geblümte Leinewand, und 5 sogenannte Sangaletten (eine Art gefärbter Leinewand) Färbereyen, ungefähr 10 Wachsbleichen, 11 Nadelfabriken (9 für Knopf- und 2 für Nähnadeln). Außerdem sind noch die Fischbeinreißer, die Thranbrennereyen und Seifensiedereyen zu merken. Demungeachtet ist der hiesige Handel nur Zwischenhandel, der von der Concurrenz und den Zeitumständen abhängt. Jährlich laufen in Hamburg ohngefähr 2000 Schiffe und große Flußfahrzeuge aus und ein. Der Wallfisch- und Robbenfang hat sehr abgenommen, im Jahr 1783 liefen nur 24 Schiffe aus. Hingegen haben sich die Assecuranzgeschäfte sehr vermehrt.

mehrt. Sechs große Gesellschaften sind hier, die jährlich für 10—20 Mill. Thaler versichern, welches wahrscheinlich eine halbe Mill. Thaler reinen Gewinn einbringt.

Fw.

Für ältere Litteratur und neuere Lectüre. Quartalschrift. Herausgegeben von Canzler und Meißner. — Zweyter Jahrgang. Drittes und viertes Quartal; jedes von zwey Heften. Leipzig, bey Breitkopf, 1784. 8vo.

— — — Dritter Jahrgang. Erster bis fünfter Heft. Ebendaselbst, 1785. 8vo.

Auch diesmal zeigen wir von dieser noch immer durch Abwechselung und Unterhaltung sich empfehlenden Monatsschrift nur diejenigen Stücke an, die uns die meiste Aufmerksamkeit in den gedachten Heften zu verdienen scheinen.

Jahrgang II. Quartal 3. Heft 1. Eine Romanze, Kathrinchen und der Kapuziner, von Rup. Becker, ist mit der diesem Dichter eigenen Laune und Leichtigkeit erzählt. — Nachricht von Tritheims Kenntnissen und Schriften. — Ein altes seltenes Gedicht auf den Branntwein, welches schon 1493 zuerst gedruckt wurde, und worin gesagt wird, daß schon damals schier jedermann Branntwein trank. — Der Aufsatz von den sächsischen Halbedelsteinen verräth einen Sachkenner.

II. 3. 2. Ganz unterhaltend, obgleich ein wenig zu weitschweifig, ist die Abhandlung über den Bergreihen, Johannes im Korbe, ein Volkslied, welches zu seiner Zeit ernsthafte Folgen erregte, und über dessen Gegenstand hier verschiedene Muthmassungen vorgebracht werden. — Die türkischen Briefe von Kretschmann werden in diesem Hefte fortgesetzt, und die Nachrichten von Tritheim geschlossen. — Noch ein Traum von Hrn. Prof. Cäsar, dessen Deutung nur Träumer zu finden vermögen.

II. 4. 1. Das erheblichste Stück dieses Hefts ist wohl der historische und statistische Aufsatz über die Lausitzen, vor-

zugleich die Oberlausitz, vom Hrn. Oberrechnungsrath Canzler, ein Bruchstück aus seinem Werke von Sachsen. — Unter den Gedichten zeichnet sich der Einspruch, eine Erzählung von Becker, aus.

II. 4. 2. Herr Canzler giebt Nachrichten von David Beuthern, einem Adepten des sechszehnten Jahrhunderts. — Der gedachte Aufsatz über die Lausitzen, und der Traum vom Prof. Cäsar, werden hier geschlossen. — Von der ältesten deutschen Uebersetzung des Miltonischen verlornen Paradieses, wovon Hr. Eschenburg unlängst im deutschen Museum Nachricht gab, wird hier eine etwas umgearbeitete Probe geliefert, die aber doch der vielen Härten noch zu sehr geschont hat. — Bey diesem Hefte ist noch eine schöne Komposition von Schuster.

III. 1. Die Räuberschenke, eine wahre Anekdote, von Hrn. Meißner interessant erzählt. — Geschichte eines Kraftgenies, der sich zum Protektor Populi aufwarf, ein ganz merkwürdiger Beytrag zur Erfahrungsseelenkunde. — Leben des Johann Semeka, genannt Teutonikus, von Kämpfer. — Tabellen über Kursachsens Bevölkerung, nebst einigen Anmerkungen von Meißner, die der Aufmerksamkeit des Geographen und Statistikers würdig sind.

III. 2. Die Meißnerische Erzählung, Alexander und Klasa, hat viel Anziehendes, aber auch die diesem Verf. gewöhnlichen Ziereteyen der Wendungen und der Schreibart. — Luthers Quittung über funfzig Gülden zu seinem Doktorat, nebst einigen Briefen desselben. — Ueber den Luxus, vom Grafen von Brühl. — Ein zweyter Traum, der aber keiner Auslegung bedarf, vom Prof. Cäsar.

III. 3. Der eben gedachte Traum wird hier fortgesetzt. — Literarisch merkwürdig sind die Fragmente aus Daniel Grosers Lebensbeschreibung. — Eine ganz neue Dichtungsart, von der man sich wohl nicht hätte träumen lassen, findet man hier: Orpheus, eine Blasphemie, vom Hrn. M. Oder soll die Ueberschrift auf den Inhalt gehen? Geziert und unnatürlich ist sie in jedem Fall. — Noch, ein guter Aufsatz über die ältern Aufwandsgesetze und Feueranstalten in Sachsen.

III.

III. 4. Ezzelin Eisenarm, von Meißner, mit den ihm gewöhnlichen Tugenden und Mängeln erzählt. — Hrn. Grillo's Beyträge zu Schummels Uebersetzerbibliothek, sind sehr genau und fleißig gesammelt, und zur Geschichte der deutschen Literatur erheblich. — Die poetische Erzählung von Langbein, nach dem Boccaz, die Wiege, ist sehr anziehend, und in einem sehr geglückten drolligen Tone.

III. 5. Hr. R. Bekker liefert hier einen lesenswerthen Aufsatz über Kardan's Leben und Schriften, dem wir bey dem Reichthum des Stofs, eine weitere Ausführung wünschten. — Am wichtigsten sind wohl die vierte und fünfte Nummer dieses Hefts; jene, über die geographische Ortsbestimmung und ihre Anwendung; und diese, drey Tagebücher über ein Taschen-Chronometer mit den dabey zum Grunde gelegten Observationen, von dem Grafen von Brühl. — Zuletzt noch Bemerkungen über Hrn. Tetens Begriff von der Vorstellung, von K. F. Hunger.

Gr.

Magazin für Frauenzimmer auf 1784. Januar bis December. Zwölf Stücke oder vier Bände, jeder 18 Bogen stark. Kehl, bey der gelehrten Zeitungsexpedition, und Basel bey Serini, 8.

Auch in diesem Jahrgange hat sich dieses Journal bey dem nehmlichen Werthe erhalten, welchen wir ihm neulich bey der Anzeige des vorhergehenden beygelegt haben. Vorzüglich haben uns folgende Aufsätze gefallen: Von den Ursachen mißvergnügter Ehen, von Seite der Frauenzimmer, von Westenrieder; Abendunterhaltungen einer Mutter mit ihrer Tochter über naturhistorische Merkwürdigkeiten; zwey Briefe einer Mutter an ihre Tochter, die über ihren Mann eifersüchtig ist; die Küchenwissenschaft, als die nöthigste Wissenschaft für Frauenzimmer; Schreiben eines Frauenzimmers von K. M.; Briefwechsel zwischen einer Niece und ihrem Oncle; abgerissene Blätter aus dem Buche der Erfahrung; Epistel an Lottchen; von der pflichtmäßigen Sorgfalt der Eltern in Absicht auf die Leibesbildung ihrer Kinder; drittes Gespräch eines Vaters mit seiner Tochter über Putzsachen;

Aneh-

Anekdoten von der Gemalin **Karls** II. von Spanien; über und wider die Verzärtelung der Kinder; Kantate auf die Geburt eines Landesprinzen, vom Hofdiaconus Walz; ein Beytrag zur Geschichtskunde; die bekehrte Frau; über Maskeraden und Bälle; Gebet einer frommen Mutter. Auch unter den kleinen Anekdoten finden sich verschiedene, welche man mit Vergnügen lieset. Wir wollen eine davon ausheben, um dadurch zugleich unsere Leser wegen der kurzen und trockenen Anzeige, welche aber bey der Menge unserer Journale nicht ausführlicher seyn kann, schadlos zu halten. Sie steht im vierten Stücke S. 45, und hat die Ueberschrift: **Zärtliche Versicherung Rudolphs Grafens von Sulz und Landvogts zu Hagenau, daß er seine Gemalin Agatha, verwittwete Gräfin von Hanau, bey ihrer Religion lassen wolle.** (Aus einer Urkunde vom Jahr 1605.) „Ich Rudolph, Grave zu Sulz, versprich bey meiner Gräflichen Ehre, oder der T — — l hohl mich, daß ich meine künftige Gemahlin bei der Religion pleiben lassen, auch im wenigsten zum Abfall kein Anlaß geben will. Ich hab droben zwey Biblen, hat sie nicht genug dran, so will ich ihr noch zwei kaufen, sie leese nur dapfer und fleissig drinn. Zudem nehm ich ihren Leib und nicht ihre Seel. Ich pleib bey meiner Religion, darinn ich von Jugend auf erzogen worden bin. Ich weiß, daß ich auf der rechten Bahn bin. Will sie nicht inn Himmel, so fahr sie in die Höll. So denn Kinder sollten anfallen, so wird die Zeit mit sich bringen, in welcher Religion sie sollen erzogen werden. **Rudolph, Grave von Sulz** 2c."

Y.

Ignatz Schmids, Priesters des Freysingischen Kirchsprengels, Ehrenrettung gegen eine Verläumdung der Münchner Zeitung. Dem Publikum unentgeltlich mitgetheilt. Halle, 1785. 2½ Bogen in 8vo.

Die tragische Geschichte, da Hr. Schmid und Milbiller im März 1785 aus München verwiesen wurden, weil man sie in dem Verdacht hielte, daß sie mit ausländischen Journalisten

ften und Buchhändlern Korrespondenz unterhalten hätten, wird jedem Menschenfreund noch in traurigem Andenken seyn. Sie wurden unverhört verurtheilt, und legen daher dem Publikum statthafte Gründe vor, woraus die Unrichtigkeit jener Beschuldigung erhellet. (Wäre sie auch wirklich gegründet gewesen; so konnten sie, als Verfasser der Münchner politischen und gelehrten Zeitung, der ausländischen Korrespondenz wohl nicht entbehren). Diese Männer, die ihr Schicksal durch eine litterarische Reise zu lindern suchten, wurden allenthalben freundlich aufgenommen, man freuete sich des Mitleids, Oel in ihre Wunden gießen zu können. Nur von München aus war man mit dem einförmigen Unglück, verdiente Männer an den Bettelstab gebracht zu haben, nicht zufrieden. Die plumpe Verläumdung erdichtete einen Zeitungsartikel von Leipzig unterm 22sten May, darin ihnen die niedrigsten Schimpfnamen, Pasquillanten, Ehrenräuber, Lästerer ꝛc. beygelegt wurden. Hätte man die verkappte Verläumdung auch nicht erkannt: so würde doch kein Leser verführt worden seyn, einer civilisirten Stadt Leipzig so eine tückische Lüge zuzutrauen, daß nämlich diese Männer sich deshalb dort aufhielten: „um ihr Gift und „Gall, allerärgest, und gottlose Spott-Schand- und „Lästerschriften ungestraft fortsetzen zu können." — Dieser giftige Pfeil wird nun dadurch ganz vollkommen abgelenkt, weil diese Männer sich am 22sten May nicht mehr zu Leipzig aufhielten, ihnen aber niemand eine pasquillantische Schreiberey erweislich machen kann, oder je nur hat erweislich machen wollen. Rec. will die Ränke und Chikanen nicht ausschreiben, wodurch dieser Männer Leben verbittert worden ist. Nur Ein Streich verdient doch der Nachwelt aufbehalten zu werden. Schon lange hatte der Verleger die Münchner Zeitung nicht mehr der 67jährigen Mutter des Herrn Milbiller zugesandt. Kurz vorher, ehe die plumpe Lüge eingerückt werden sollte, erwies er ihr diese Höflichkeit, um den Kummer über die Verbannung ihres Sohnes zu vollenden. Die Thräne des gebeugten Weibes komme auf seinen Kopf! Wir freuen uns, daß der Fürstbischof von Passau der Gerechtigkeit die Hand gebothen, und dem Herrn Milbiller eine Professorstelle, dem Hrn. Schmidt aber eine Stelle bey seiner Bibliothek anvertraut hat.

Hr.

Deutsch-

Deutsch-Russisches Wörterbuch, ausgegeben von J. Rodde, Secretair — — Riga, Hartknoch, 1784. Der deutsch-russische Theil 755, der russisch-deutsche 415 Seiten in gr. 8.

Russische Sprachlehre, verfasset von J. Rodde. — — Dritte vermehrte Auflage. Riga, Hartknoch, 1784. überhaupt 712 S. in 8.

Durch das erste Werk, welches, wie schon die Seitenzahlen zeigen, ein blosses Handlexicon seyn soll, hat der Verf. denenjenigen einen wesentlichen Dienst erzeigt, die etwas nachschlagen wollen. Denn die vorhandenen Wörterbücher entsprechen nicht jedem Wunsch: so ist z. B. das vor 50 Jahren nach Weißmanns Lexicon geformte, unvollkommen, und überdies selten zu haben; das neuerlich zu St. Petersburg in 2 Quartbänden herausgekommene, hat keinen deutsch-russischen Theil; und beyde Ausgaben des russischen Cellarius leisten nur Anfängern einigen Nutzen. Dergleichen Mängeln ist nun einigermaaßen abgeholfen. Zwar arbeitet die neuerlichst errichtete russische Akademie in St. Petersburg an einem Wörterbuch, das vermuthlich alle andere an Vollständigkeit und Genauigkeit weit übertreffen wird; aber bis zur gänzlichen Vollendung möchte wohl noch geraume Zeit verstreichen, auch wohl schwerlich ein deutsch-russischer Theil dabey zu erwarten seyn. Viele werden wünschen, daß unser Verf. bey seiner schon längst bewiesenen Bekanntschaft mit der russischen Sprache, das seinige noch etwas vollständiger möchte gemacht haben, weil man nach manchem Wort vergebens darin sucht.

Die Sprachlehre trat zuerst im Jahr 1773 an das Licht; zum Beweis, daß die russische Sprache auch in Deutschland viele Liebhaber findet, und sonderlich in den zum russischen Reich gekommenen Provinzen immer unentbehrlicher wird, folgte schon 1778 eine zwote vermehrte Ausgabe auf 264 Seiten, doch betrugen überdies die dabey befindlichen Sprüchwörter, Stellen aus russischen Autoren, und die Gespräche 280 Seiten: und diese sämmtlichen Uebungsstücke sind auch bey der jetzigen dritten Auflage ungeändert wieder abgedruckt worden. Die Sprachlehre an sich hat große Zusätze, welche

sie

168 Seiten einnehmen, erhalten, doch nur in Ansehung des Verzeichnisses der unregelrichtigen Zeitwörter, welches für Anfänger sehr nützlich zum Nachschlagen ist, und die Stelle eines kleinen Wörterbuchs vertritt. Aber Rec. wundert sich, daß der Verf. seinen in der ersten Vorrede gegebenen Rath nicht zurückgenommen, wenigstens nicht gemildert hat, nach welchem nehmlich ein russischer Sprachlehrer der Jugend soll die ungeheure Menge von unregelrichtigen Zeitwörtern, „wie „sie nach ihren abgeänderten Temporibus und Modis daste„hen, auswendig lernen lassen.“ Die beygefügte Versicherung, daß dies den Lernenden keine Marter seyn könne, widerspricht der Erfahrung. Es ist sogar eine unnütze Marter; man kennt ja viel leichtere Mittel, den Schüler mit einer fremden Sprache, und der Abänderung ihrer Zeitwörter, bekannt zu machen. — Uebrigens ist diese Sprachlehre unter den vorhandenen zwar eine der brauchbarsten, doch könnte sie noch manche Aenderung, nähere Bestimmung und Ausbesserung erhalten. Sogar vermißt man z. B. noch immer S. 9 die Anzeige, daß der Buchstabe Ja zuweilen fast wie ein ä klingt. — Die eingeschlichenen Druckfehler sind auf vierzehen Seiten (welche große Zahl!) berichtiget worden; und doch stößt man noch auf etliche. Unter andern befinden sich in den Gesprächen S. 75 ein Paar, welche auch schon in den vorhergehenden Ausgaben vorkommen. Sollte noch eine vierte zum Druck befördert werden, so wünscht Rec. im Namen mancher Liebhaber der russischen Sprache, daß der Verfasser die Mühe übernehmen möge, in den angehängten Uebungsstücken, sonderlich in den Sprüchwörtern und Gesprächen, eben so wie es in der Sprachlehre selbst geschehen ist, einen Accent über jede Sylbe, auf welcher der Ton ruht, zu setzen, weil dies sonst ohne eine solche Anzeige, bey Erlernung der russischen Sprache ungemein viel zu thun macht.

Jt.

Nach-

Nachrichten.

Aus einem Briefe von Wien, den 4ten November 1786.

— Der Prof. der Hermeneutik und Exegese des N. T. Herr Meyer, hat angefangen, auf hiesiger Universität über Ernesti's Interpres zu lesen. — Herr Wieser, dem wegen seines freymüthigen Predigtamts gegen Aberglauben und Möncherey, die Kanzel bisher verboten war, hat sie nun wieder betreten dürfen. Es fehlt noch immer nicht an Materialien zu der periodischen Schrift: Ueber Religion und Gottesdienst in den österreichischen Staaten. — Für die Protestantischen Gemeinen in den Provinzen ist die Abgabe zur Erhaltung und Entschädigung der katholischen Kirchen eine drückende Last; und doch steht nicht zu hoffen, daß sie davon befreyet werden. — Die Protestanten in Ungarn sehen einer schönen Zeit entgegen; der Kaiser hat ihnen alle Rechte einer öffentlichen Religion zuerkannt; allein bey ihnen herrscht auch noch große Finsterniß. Um den Religionsunterricht steht es größtentheils schlecht. Man ist genöthiget, Schüler aus den Gymnasien ins Predigtamt zu versetzen, weil es an Leuten fehlt, die sich auf Universitäten gebildet haben. —

Auszug eines Briefes d. d. Bonn den 23sten Nov. 1786.

— Bey meiner zufälligen hiesigen Durchreise habe ich das Vernügen gehabt, einer Feyerlichkeit beyzuwohnen, von der ich Ihnen doch einige Nachricht geben will, weil sie wirklich interessante Aussichten für die Litteratur, und wahre Aufklärung hiesiger Gegend sich bey dieser Gelegenheit öffnen. Es ist dies die förmliche Einweihung der schon von dem verstorbenen Churfürsten von Cölln, Max. Friederich, gestifteten neuen Universität allhier zu Bonn. Die Handlung wurde am 20sten dieses durch eine Rede des jetzigen Churfürsten eröffnet, von der ich, ohne die sonst bey Durchlauchtigen

Re-

Rednern gewöhnliche Schmeicheley sagen kann, daß sie sehr gute, der Gelegenheit angemessene Sachen in einer guten edlen deutschen Sprache ausdrückte. Der Churfürst übergab mit derselben das Kaiserl. Diplom und die academischen Insignien dem neuernannten Curator, Freyherrn von Spiegel, Domherrn von Hildesheim und Münster, und hiesigem Cammerpräsidenten, der hierauf eine sehr fein ausgearbeitete Rede von den Schicksalen des öffentlichen Unterrichts im Erzstifte Cölln hielt. Wüßte ich auch weiter nichts von diesem Mann, so würde ich ihn an dieser Rede für einen Mann von Geist erkannt haben. Er ist in der That ein sehr helldenkender Kenner der Wissenschaften, welche unter seiner Leitung und einem solchen Regenten, wie der itzige ist, sich viel versprechen können. Die außerordentliche Theilnehmung, welche der Churfürst an den Arbeiten der Gelehrten beweist, und die Art, wie Lehrer und Lernende hier behandelt werden, muß beyden zur größten Aufmerksamkeit dienen. Drey Tage hintereinander wohnte der Churfürst nebst dem ganzen Hofe und vielen Fremden den Reden und Disputationen (welche bis auf die medicinischen, alle deutsch waren) in dem neuen mit Geschmack ausgezierten akademischen Hörsaale, bey. Unter den Theologen zeichnen sich besonders D. Oberthür und ein Karmeliter D. Thaddäus vom h. Adam durch gründliche historische und philologische Gelehrsamkeit, und wahre Aufklärung, nebst der mit ihr natürlich verbundenen Duldsamkeit, aus. Der Protestanten und der Reformation wurde in den Reden dieser Gelehrten ohne das mindeste beleidigende Beywort erwähnt. Der D. Thaddäus vertheidigte eine Probschrift über die Geschichte des Jonas. Ein Opponente führte an, daß gewisse behauptete Sätze, welche auch Isenbiehl gelehrt, zu Maynz verdammt wären. Thaddäus erwiderte, man hätte sie widerlegen, nicht verdammen sollen; jenes sey schwerer, aber nützlicher, als dieses. Man sah es dem Churfürsten an, daß er diese freymüthige, ächt christliche Aeusserung billigte. Lustig war es, daß D. Jung aus Maynz, welcher an jener Versammlung Theil gehabt haben soll, diese Erklärung als Deputirter der Maynzer Akademie, mit anhören mußte. — Im bürgerlichen Rechte wird Prof. Daniels sehr gerühmt, und im kirchlichen ist D. Hedderich als ein eifriger und gelehrter Verfechter der deutschen Bischöfe gegen den römischen Stuhl schon aus Schriften bekannt. Die medicinische Facultät soll auch

gut besetzt seyn. Nur an Philosophen, Historikern und Lehrern der alten Litteratur dürfte es noch fehlen. Indeß darf man bey der Denkungsart des Regenten Alles, und besonders auch die so wichtige Verbesserung der Landschulen erwarten. Der Churfürst hat neulich selbst verschiedene derselben bereiset, und durch solche Theologen, wie Bonn schon hat, werden mit der Zeit wahrhaft nützliche Landgeistliche gebildet werden. Auch auf die benachbarte uralte Universität Cölln hat die Errichtung der hiesigen wohlthätigen Einfluß. Man ist dort, wie ich höre, gleichfalls mit einer Reform, wie sie unsere Zeiten fordern, beschäfftigt. Der Wetteifer wird gewiß für die Wissenschaften heilsam seyn. Nützliche Kenntnisse verbreiten sich hier unter allen Ständen. Die Churfürstl. schon ziemlich beträchtliche Bibliothek ist auf Befehl des jetzigen Herrn alle Nachmittag von 4 bis 8 Uhr jedermann offen, und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Sie wird auch fleißig besucht. Kurz, es war mir in aller Absicht angenehm, hier die Morgenröthe eines wahrscheinlich schönen Tags zu bemerken, und ich habe dies Vergnügen mit Ihnen theilen wollen. —

* * *

Die Herren Velthusen, Henke, Crell, Klügel, Bruns, zu Helmstädt, kündigen gemeinschaftlich einige Schriften für die deutsche Jugend in Nordcarolina, an. Eine besondere ausführliche Nachricht hierüber bestimmt nachstehende: 1) einen Katechismus für die Nordcarolinische Jugend. Er wird nur wenige Erläuterungssätze enthalten, grössentheils aus biblischen Sprüchen bestehen, und mit einer vollständigern Sittenlehre begleitet seyn. 2) Fragen zu dem Catechismus. In dieser Schrift sollen ohngefähr so, wie in den Fragen der Ascetischen Gesellschaft in Zürich; (doch wollen die Verfasser nicht völlig so ins Kleine, wie in diesem Buche gehen) die Begriffe, welche in dem Catechismus liegen, so weit aufgelöst werden, bis jedes Kind sie völlig fassen kann. — Von diesen beyden Schriften bleibt der ganze Gewinn, nach Abzug der Kosten, zu einem Fond, aus dem die Ueberfahrt eines oder etlicher evangelischer Prediger bis Charlestown bestritten werden soll. Von den übrigen Schriften soll die Hälfte des Gewinns auch in diesen Transportfond fließen. — 3) Die beyden ersten Bücher

mich-

möchten das erste für Kinder, das andere für Eltern, bis zum Ablauf des 12ten Jahres hinreichen. Zu mehrerer Erweiterung biblischer Begriffe würde aber ein **biblisches Handbuch für jedermann** dienen. Zur vierten Schrift bestimmen die Verf. eine **Auswahl biblischer Erzählungen, nebst einer kurzen Religionsgeschichte**; die fünfte Schrift soll die **gemeinnützigsten Vernunftkenntnisse** faßlich und zusammenhängend vortragen; die sechste ein **Hanbuch bürgerlicher Kenntnisse**, und die siebente ein **geograpbisches Handbuch** seyn, worin diejenigen Länder, die für Nordcarolina am interessantesten sind, am ausführlichsten beschrieben werden. — Jedermann, der dieses lieset, wird der edlen Absicht der Verfasser ohnstreitig Gerechtigkeit wiederfahren lassen, besonders wenn er aus der **Nachricht von der evangelischen Kirchenverfassung in Nordcarolina** (im 91. Stück des Hannöver. Magazins v. J.) die zum Theil aus einem Briefe des ersten und bis jetzt einzigen dortigen Pfarrers unserer Nation und Confession, Herrn **Adolph Nüßmann**, an Herrn Abt **Velthusen** genommen ist, die dortige Lage kennen gelernt hat; und es ist diesem nützlichen Unternehmen viele Unterstützung zu wünschen.

* * *

Madame Philippine Engelhard, gebohrne Gatterer zu Cassel, giebt auf Pränumeration kleine Kinderlieder unter dem Titel: **Weihnachtsgeschenk für liebe Kinder**, heraus.

* * *

Eine Gesellschaft protestantischer Theologen in Duisburg hat sich entschlossen, unter dem Titel: **Stromata. Eine Unterhaltungsschrift für Theologen. Herausgegeben von D. H. A. Grimm und D. P. L. Muzel**, eine neue periodische Schrift herauszugeben, wovon alle zwey Monate ein Stück von 6 Bogen herauskommen soll. Der Inhalt derselben wird folgender seyn: 1) Aufsätze zur theologischen Litteratur. 2) Recensionen von neuen theologischen Schriften. 3) Auszüge aus andern Journalen. 4) Beyträge zur Kirchen- und Gelehrtengeschichte der niederrheinischen und westphälischen Gegenden. 5) Anzeige der Beförderungen auf Universitäten und im Predigerstande.

Auch hat man Hoffnung, daß die Charte von Mecklenburg, welche der Herr Graf von Schmettau in Berlin gezeichnet hat, wirklich in Kupfer gestochen herauskommen werde.

* * *

Erfurt. Die Keyserische Buchhandlung läßt von folgenden ausländischen Werken nach beygesetzten Titeln von geschickten Gelehrten deutsche Uebersetzungen besorgen, die zu nächster Ostermesse erscheinen:

The domestic Physician or Guardian of Health, pointing out in the most familiar manner the symptoms of every disorder incident to mankind, together with their gradual progress and the methad of cure, particularly adapted to the use of private families, though equally essential to the Faculty etc. by B. Cornwell. M. L. Lond. 1784. 8.

B. Cornwell's, Doctors der Arzneykunst, Hausarzt, oder Beschreibung der Zufälle einer jedem menschlichen Geschlechte zustoßenden Krankheit nebst ihrem Fortgange, und der Heilmethode derselben sowohl zum Gebrauch für Privatpersonen, als auch für Aerzte eingerichtet. Aus dem Engl. Mit Anmerkungen versehen.

Lezioni intorno ai mali della vescica orinaria e delle sue appartenenze, ad uso della Regale Universita, di M. Troja etc. Napoli T. 1. 1785. 8.

M. Troja Vorlesungen über die Krankheiten der Harnblase, und der damit verbundenen Theile. Aus dem Italiänischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, mit 2 Kupfern. 1ster Band.

* * *

Unter den Antworten, welche auf die von hiesiger Erziehungsanstalt aufgegebene Preisfrage, über das Recht, menschlichen Meynungen ein göttliches Ansehen beyzulegen, eingelaufen sind, ist nach der Mehrheit der Stimmen der zur Beurtheilung erbetnen Gottesgelehrten, derjenigen der

Preis

Preis zuerkannt worden, die das Motto führte: Wer frey denken darf, der denkt wohl, deren Verfasser Hr. Weland, Prediger an der Andreaskirche zu Braunschweig, ist; für des Accessits würdig wurden diejenigen erkannt, die zum Motto hatten: Fides suadenda, non imperanda. Aude sapere. Εαν τις αγαπα με, τον λογον μου τηρησει. Davon die erstere vom Hrn. M. Breßberger, Diac. zu Heidenheim im Würtembergischen, die zweite vom Hrn. Cramer, Prediger an der Jacobi Kirche zu Quedlinburg, und die dritte vom Hrn. M. Weise, Pfarrer in Ebersgrünn bey Plauen im Vogtlande herrühret.

Für das Jahr 1787 hat die hiesige Erziehungsanstalt eine Preisfrage gewählt, die sich mehr auf die körperliche Wohlfahrt der Menschen bezieht. Sie ist diese: Welchen Einfluß hat der Gebrauch der Schnürbrüste auf den Wuchs des weiblichen Körpers, auf die Bildung, Geburt und Säugung des Kindes? Da die Beantwortung dieser höchst wichtigen Frage vorzüglich dem schönen Geschlechte bestimmt ist, so müssen die Antworten in deutscher oder französischer Sprache abgefaßt, und dabey alle Ausdrücke vermieden werden, die die Schamhaftigkeit beleidigen könnten. Da ferner die Beantwortung derselben das Heil des Volks, das gebohren werden soll, das keinen sichtbaren Versorger und Fürsprecher hat, als diejenigen, die jetzo leben, und für das Wohl der Nachwelt zu sorgen verpflichtet sind, zur Absicht hat; so erwartet man, daß die Antworten in einer männlichen, gesetzten, edlen Schreibart abgefaßt werden, die des großen Gegenstandes würdig ist, und alle Bitterkeiten und Witzeleyen unterbleiben.

Die Antworten müssen längstens auf Johannestag 1787 eingelaufen seyn, da denn derjenigen, die nach dem Ausspruche dreyer aufgeklärten Aerzte die beste ist, auf Weihnachten 1787 eine Prämie von zwölf Louisdo'r ertheilt werden wird. Schnepfenthal, den 31sten Octobr. 1786.

Salzmann.

Direktor der Erziehungsanstalt.

Beförderungen.

[illegible]

[illegible]

Hr. D. [illegible] in [illegible] kommt als Professor der [illegible] nach [illegible].

[illegible] Julius [illegible], bisheriger [illegible] in [illegible], als ordentlicher Professor der Theologie [illegible].

Hr. Professor Leske in Leipzig ist als ordentlicher Professor der Oekonomie, Cameral- und Finanzwissenschaft, nach Marburg, und Hr. Professor Wolf in Leipzig als ordentlicher Professor der griechischen Litteratur an des verstorbenen Consistorialraths [illegible] Stelle, nach Königsberg berufen worden.

Hr. D. Johann Friedrich Ludwig Crepel, bisher ausübender Arzt in Braunschweig, hat einen sehr vortheilhaften Ruf als Provinzialarzt nach Rußland erhalten und angenommen, ist auch bereits nach St. Petersburg abgegangen.

Der bisherige außerordentliche Professor der Philosophie zu Kiel, Hr. Johann Georg Wiggers, geht als Consul der drey Hansestädte mit einem Gehalt von [illegible] Rthlr. nach St. Petersburg, wo er sich vor erhaltener Professur mehrere Jahre aufgehalten hat.

Hr. M. und Adjunct Hasse in Jena, ist nach Königsberg in Preußen abgegangen, als ordentlicher Professor der orientalischen Litteratur an die Stelle des Hrn. Doct. Köhler, der diese Profession freywillig niederlegte.

Hr. Magister Fabri in Halle kommt als Professor der Statistik und Geographie nach Jena.

Hr.

Herr Crome in Dessau ist nach Giesen abgegangen, als Professor der Statistik und Kameralwissenschaften.

Todesfälle.

1786.

Im September starb zu Königsberg in Preußen, Hr. Friedrich Samuel Bock, Doktor der Theologie, königl. Preußischer Konsistorialrath, und ordentlicher Professor der griechischen Litteratur, im 71sten Jahr seines Alters.

Am 5ten Octob. starb in Berlin, Hr. D. Johann Gottlieb Gleditsch, königl. Preuß. Hofrath und Professor der Arzneykunde und Botanik beym königl. medicinisch-chirurgischen Kollegium, Direktor des botanischen Gartens der königl. Akademie der Wissenschaften, Mitaufseher über die Medicinwaaren, und das Laboratorium der Hofapotheke, wie auch Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, im 73sten Jahre seines rühmlichen Alters. Seine Verdienste um die Naturgeschichte, und besonders um die Botanik, und deren Anwendung auf die verschiedenen Zweige der Staatshaushaltung sind allgemein anerkannt, und werden seinen Verlust schwer, und sein Andenken bey der gelehrten Welt unvergeßlich machen, so wie sein redlicher und ehrlicher Charakter bey allen, die ihn gekannt haben, immer ehrwürdig bleiben wird.

Am 25sten October starb zu Leipzig Hr. D. Friedrich Immanuel Schwarz, dritter ordentlicher Professor der Theologie, vorher Stiftssuperintendent zu Zeitz, im 58sten Jahr seines Alters.

Den 31sten October starb auf seinem Guthe Schirensee bey Kiel der Russischkaiserliche wirkliche Geheimerath, Hr. Caspar von Saldern, des Elephanten und verschiedener andern Orden Ritter. Holstein hat wenige so merkwürdige und große Männer aufzuweisen, als er war. Nachdem er im Jahr 1773 die Vertauschung des Großfürstlichen Holsteins gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst

vol-

völlig beendiget hatte, gieng er auf seine Güter, und lebte daselbst bis an sein Ende in einer glücklichen philosophischen Ruhe. Aber nur im Verhältniß gegen sein vormaliges geschäftiges Leben als Staatsmann konnte man dieses Ruhe nennen; denn sein Geist war viel zu sehr an beständige Beschäftigungen gewöhnt, als daß er unthätig hätte seyn können. Verbesserung und Verschönerung seiner Güther, Beförderung des Glücks seiner Guthsunterthanen und aller seiner Freunde und Verehrer, ingleichen eifriges und bis auf die letzten Augenblicke seines Lebens fortgesetztes Studiren der neuesten und schätzbarsten Schriften, verschaffte seinem stets thätigen Geiste Arbeit und Unterhaltung. Er unterstützte mit beyspielloser Bereitwilligkeit und Güte Alle, welche seines Beystands bedurften, Gelehrte, Künstler, studirende Jünglinge, Wittwen und Waisen, Bürger und Bauern. Wären alle, welchen die Vorsehung Reichthümer schenkt, in gleichem Grade zum Wohlthun bereit, wie viel weniger Mangel würde in der Welt seyn? Die Vorsehung schenkte ihm ein hohes Alter, und er starb im 76sten Jahre seines Lebens mit allem Bewußtseyn, heiter und ruhig, wie ein wahrer Weiser. Auf sein Grab fallen viele Thränen, und sein Andenken ehren alle, welche ihn kannten.

Im October starb auch Hr. Karl Christian Kanzler, Kurfürstl. Sächsischer Bibliothekar in Dresden, der mit Meißnern die Quartalschrift: Für ältere Litteratur und neuere Lektüre, herausgab.

Druckfehler.

Im LXVI. Bande II. Stück.

S. 438. Z. 11 von oben: könnte l. konnte. S. 439. Z. 5 von oben; daß l. das.

Im LXVII. Bande II. Stück.

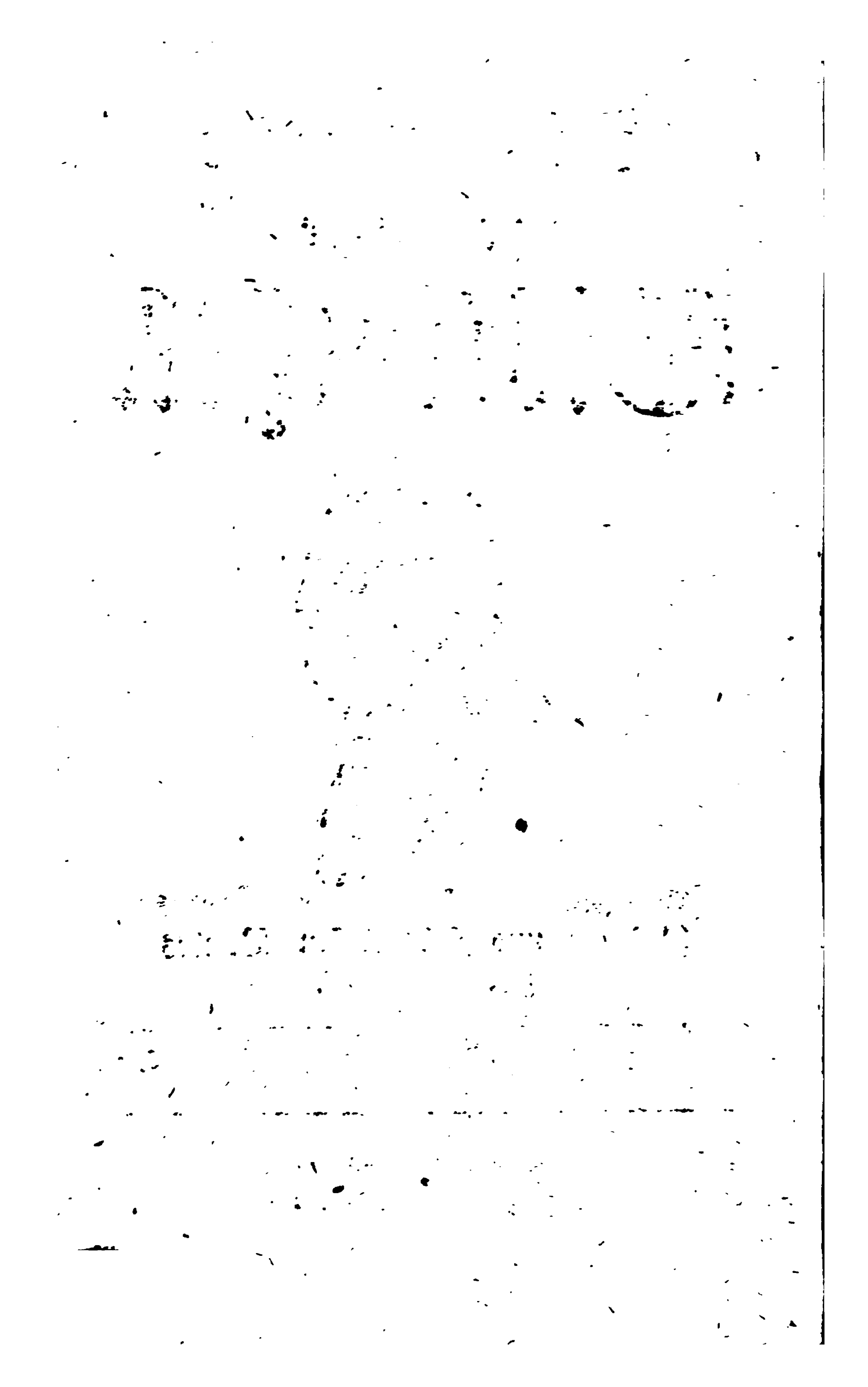
S. 338. Z. 7 von unten: aber l. oben. S. 554. Z. 13 von oben: wir l. mir. S. 556. Z. 2 v. oben: daraus l. darauf. S. 605. Z. 1 und 4. Paratomios lies Parahomios.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des ein und siebenzigsten Bandes zweytes Stück.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1787.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des ein und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Ro-

5. Romane.

6. Naturlehre und Naturgeschichte.

7. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

8. Gelehrtengeschichte.

8. Philologie, Kritik und Alterthümer.

9. Main-

9. Mainzer Schriften.

10. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

11. Kriegswissenschaft.

12. Haushaltungswissenschaft.

13. Ver-

13. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.

III.

Ueber die Einsamkeit von Joh. Georg Zimmermann, Großbrit. Hofrath und Leibarzt in Hannover. Dritter und vierter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, in groß Octav auf Franzpapier mit schönen Vignetten 466 und 448 Seiten, in klein Octav 518 und 500 Seit. 1785.

Wir vollenden das angenehme Geschäfft, den Schluß dieses schönen Werks anzuzeigen, (man sehe unsre Anzeige der beyden ersten Theile Allg. d. Bibl. 61 Band S. 141.) dessen erste Theile, auf eine sehr unterscheidende Weise, ohne allen vom V. gegebenen Anlaß, den Beyfall der großen Monarchin des Nordens erhielten, wie man in der Vorrede des vierten Theils lesen kann. In den beyden ersten Theilen hatte der Verf. hauptsächlich die nachtheiligen Wirkungen betrachtet, welche die Einsamkeit auf den Menschen haben kann; in diesen beyden letzten ist es der Zweck, die guten Wirkungen des einsamen Lebens auf den Geist und das Gemüth zu zeigen. Das achte Capitel, mit welchem der dritte Theil anfängt, ist sehr interessant für die Geschichte dieses Werks, und zeigt, wie der Verf. von vielen Jahren her, einen Hang hatte, von dieser Materie zu schreiben, so wie

er auch die Einsamkeit selbst liebte. Es läßt sich gleich Anfangs einige Blicke in das Leben und die Neigungen des Verf. in seinen frühern Jahren thun; hernach aber macht es uns mit einem sonderbaren Manne bekannt, der die nächste Ursach von dem Daseyn dieses Buchs ist, und von dem man vorher in der literarischen Welt nichts wußte. Dieser Mann, mit Namen Obereit, ein Theosoph, Mystikus, Freymäurer des innersten, hermetischer Philosoph und Schwärmer, schrieb gegen die allerersten Blätter, die Hr. Z. über diese Materie drucken ließ, und wußte es auf eine Art zu thun, die Hrn. Z. bewog, seine längst vergessene Arbeit wieder hervorzunehmen, und, wie wir mit Vergnügen sagen, zu vollenden. Wer mit dem wundersamen Obereit näher bekannt zu werden wünscht, der findet ihn in diesem achten Capitel, nicht nur mit vieler Laune geschildert, sondern auch vieles von der Lebensgeschichte dieses sonderbaren Mannes.

Das neunte Capitel ist überschrieben: allgemeine Vortheile der Einsamkeit. Hr. Z. hatte im Vorhergehenden viele Thatsachen zusammengetragen, die zeigten, wie übel das einsame Leben auf Menschen wirken könne. Dieses alles stellt er aber hier in seinen rechten Gesichtspunkt, wenn er sagt: „alle Beyspiele „und Beweise von Nachtheilen der Einsamkeit, alle „Schwächen und Fehler von der Welt abgesonderter „Menschen, aller anachoretischer Wahnwitz, alle „Verbrechen der Mönche, dies alles, sammt und „sonders beweiset nichts gegen die Einsamkeit, wenn „man Ruhe und Freyheit in derselben mit Vernunft „anwendet, und wachsam ist auf sein Herz." Nicht für einen jeden ist die Einsamkeit gemacht, nicht für die

die leichtsinnige Welt; um mit Nutzen einsam zu seyn, muß man sich wohl vorbereitet haben. Hier ist angegeben, wer einsam seyn dürfe, und wie es für sehr viele Thorheit sey. Aber voll angenehmer Früchte wird die Einsamkeit hier für diejenigen gezeigt, die dazu geschickt sind, die fähig sind, sich mit sich selbst zu beschäfftigen, Sinn haben, für häusliche Glückseeligkeit, und deren Daseyn von Kartenspiel, Tanz, Schmaus und Visiten unabhängig ist. Groß sind alsdann die Vortheile der Einsamkeit im Gegensatze mit dem gewöhnlichen Weltleben und der Vergnügungssucht. Mit sehr lebhaften Farben sind beyde hier in Contrast gestellt und manche treffende Beobachtung findet man dabey angebracht — man lieset es und lieset es wieder mit Vergnügen, so wie vieles in diesem schönen, anziehenden und nützlichen Buche, in welchem alles aus Beobachtungen in der wirklichen Welt hergenommen, und nach dem Leben geschildert, aber eines Auszugs unfähig ist. Viele vortreffliche und wahre Bemerkungen, über den großen Haufen und über diejenigen, welche sich auf vernünftige Weise daraus absondern, sind hier eingestreut. Groß ist der Reichthum der Gedanken, die dem Verfasser zuströmen, und die mit der Schnelligkeit des Vortrags aufs angenehmste unterhalten, indem sie eine Menge nützlicher und brauchbarer Ideen dem Leser zuführen. Was die Einsamkeit werth sey, in verschiedenen Lagen und Zeiten des menschlichen Lebens, zumal in den traurigen Epochen desselben, ist hier schön und rührend gezeigt, und der Verf. hat zuweilen hier Beyspiele aus seinem eigenen Leben eingewebt, die wohl nicht leicht jemand ohne Theilnehmung lesen wird.

Das 10te Cap. handelt von den Vortheilen der Einsamkeit für den Geist. Dieses ist eins der schönsten, mit vorzüglichem Reiz und Stärke geschriebenen, Capitel dieses Werks. Bald anfangs redet der Verf. die Jünglinge darin an; und Jünglinge, die fühlen, daß sie zu etwas mehr fähig sind, als auf der allgemeinen Heerstraße ihr Leben hinzuschlendern, müssen dieses lesen, und können hier lernen, was man thun müsse, wenn man gute Anlagen rechtschaffen nutzen will. Den Müttern wiederfährt hier Gerechtigkeit, die oftmals, die wahre Ursach sind, wenn sich die Söhne durch etwas Rühmliches auszeichnen, und wie viel von ihnen abhängt, um treffliche Männer daraus zu ziehen. Symptome an einem Jüngling, mit dem es sich zu etwas Vorzüglichem anläßt; vornehmlich gehört dazu einiger Hang zum alleinseyn; er muß doch wenigstens, ab und zu, lieber im Plutarch lesen, und daraus lernen, daß es größere Männer gegeben habe, wie die er etwa um sich her sieht, als Hasen und Vögel schießen, mit Hunden und Pferden umgehen, und in Ställen leben, oder beym Spieltische sitzen. Große und kleine Städte werden hier aus dem Gesichtspunkte dieses Werks gegen einander gehalten, und die Vorzüge dieser vor jenen in Absicht auf den Umgang mit sich selbst gezeigt, der in den großen Städten gar zu leicht Hindernisse findet. Aber dann werden freylich auch die kleinen Städte und ihre Lächerlichkeiten, launig und nach der Natur geschildert; wo man ungeachtet des Mangels am guten Umgange, die Gesellschaft durch strenge Absonderung der Stände, noch verkleinert, und wo dann der Bürgerliche bis zu einem solchen Grade ein Thor ist, daß er sich für sein Geld adeln läßt, damit die Edelleute seiner kleinen Stadt ihm den Eintritt in ihre Assam-

blæen

bleen nicht versperren. Sehr launig und wahr mag das Gemälde einer kleinen republiccanischen Stadt, ihrer Vorurtheile, ihrer Art zu denken, und ihrer allmächtigen Beherrscher, des Burgermeisters und der Rathsherren seyn. — Hartnäckige Einsamkeit ist in einer kleinen Stadt das einzige Rettungsmittel eines Jünglings, der zu irgend etwas großen empor strebt, und der Geist gewinnt immer da durch die Einsamkeit wieder, was er etwa durch den Umgang mit den gewöhnlichen Menschen verliert. Aber in der großen Welt hat man noch weit mehr Grund in die Einsamkeit zu fliehen, wenn man seinen Geist über die Alltagsfläche erheben will; denn in der sogenannten guten Gesellschaft unter dem Wirbel von Zerstreuungen, Kleinigkeiten und Thorheiten, in ihren Irrthümern, Moden, Pflichten, Fehlern und Vorurtheilen, in der hier wohlgezeichneten Etiketten- Rangs- und Adelspedanterey vieler Orte, liegen mannichfaltige Ursachen, die das Emporstreben der Seele zu irgend einem großen Zwecke mächtig hindern. Wie Plinius sich der großen Welt entzog, und was man für den Geist gewinnt, wenn man sein Beyspiel nachahmt, und allenfalls erduldet, daß man darüber getadelt und für einen Misanthropen gehalten wird. Man kann sich hier leicht durch freundliches und liebreiches Wesen gegen jedermann helfen, und mehrentheils ist der Ruhm eines guten Gesellschafters in der großen Welt, nicht mehr, daß man ihn habe: denn hauptsächlich erhalten ihn doch nur Schwätzer, oder Lustigmacher, die alles Wahre, Gute und Große verspotten. Für den deutschen Adel im Ganzen sind hier manche sehr nützliche Dinge gesagt, die nicht anders, als Eindruck machen könnten, wenn diejenigen, die ihrer bedürften, sich mit Lesen über die brochures du

jour und einige Romanen hinaus, beschäfftigten. — Der erste und gröste Nutzen wohl angewendeter Einsamkeit, ist, daß sie uns zum Nachdenken gewöhnet; erst da zieht man den wahren Nutzen aus den in der Welt unter den Menschen gemachten Beobachtungen. In wiefern die Betrachtung der Unvollkommenheiten und Fehler der Menschen eine nützliche und gute Sache sey, und gar nicht den Namen des Menschenhasses verdiene, ist hier gezeigt. Einsamkeit erhebt den Geist zu feinerm Geschmack, ausgebreitetern Gedanken, grösserer Thätigkeit, und gewährt ihm Vergnügen, die über alles wegsetzen, und die ihm niemand raubt; sie giebt mehr Eigenthümlichkeit im Urtheil, das Vermögen des Ausharrens. Aber alle Einsamkeit muß mit Thätigkeit verbunden, nicht Klosterruhe seyn, wenn sie Gutes wirken soll. Alle große Männer suchten zu gewissen Zeiten die Einsamkeit, um sich darin zu beschäfftigen; Beyspiele davon: durch die Wissenschaft ist die Einsamkeit eine Mutter geistiger Vergnügen; in ihr allein bildet sich ein Schriftsteller, und sie zieht unbemerkte Menschen aus dem Haufen rühmlich hervor. Hier kommen dann viele Dinge vor, die für manche Schriftsteller nützlich und tröstlich zu lesen seyn werden. Die Begierde nach Ruhm wächst in der Einsamkeit; diese Hoffnung von der Nachwelt nicht vergessen zu seyn, sollte man nicht als eitel aus dem Gemüthe ausrotten wollen, sie war von aller Zeit die Quelle großer Handlungen und Thaten, brachte manche schöne Frucht, und viele große Männer aller Zeiten wurden durch sie belebt. „Solche Schwärmereyen sollte man in unserm schwär„merischen Zeitalter wünschen, Jünglingen von ho„her Geburt beyzubringen." Die schönen Folgen, welche das hätte, sind hier geschildert. Kein großer

Schrift-

Schriftsteller ward ohne diese Schwärmerey, aber die Menschen von verschliffenem gemeinem Gepräge, die oft bey ihres Gleichen das große Wort haben, und die Geschmackführer sind, verlachen sie, weil sie sich ihrer nicht fähig fühlen. Kennzeichen eines guten Buchs. Aber der Schriftsteller genießt in seiner Einsamkeit noch andre Vergnügungen, die ihm mehr werth sind, als alle Ehre. Sehr launig ist hier (S. 422. der kleinen Edit.) eine Abhandlung durchgenommen, die, wie Hr. Z. annimmt, ein Edelmann in eine Zeitung rücken ließ, und welche den deutschen Schriftstellern Gesetze giebt, wie sie schreiben sollen. Wir heben einiges davon aus: „Er (der Edelmann) „möchte gern eine allgemein geltende Regel des Stils; „und ich Freyheit des Stils in Büchern für Men„schen von allerley Laune. Er will, daß man fremde „Modelle im Kopfe habe; und ich glaube, jeder sey „sich selbst das beste Modell. Er will, daß man nach „einem fremden Stil strebe; ich möchte, daß man „nicht nur etwa seinen Stil, sondern sein ganzes Buch „sich so ähnlich mache als möglich. Er will, daß „ein Schriftsteller sich in seinem Werke nicht selbst „zeige, und mir scheint es eben so erlaubt, den Zu„stand seiner Seele öffentlich zu zergliedern, und Be„obachtungen über sich selbst zum Besten anderer an„zustellen, als es erlaubt ist, andern zum Besten, „seinen Leichnam einem öffentlichen Lehrer der Ana„tomie zu vermachen. Er will keinen Schnitt außer „dem gewöhnlichen leisten; und ich sage, so hole der „— das ganze Handwerk! Er will, einen gewissen „ehrbaren, festen, deutschen Tritt; und ich höre nicht „gern von einem andern, wie ich treten oder nicht tre„ten soll. Er sagt, wenn jeder seinen eigenen Gang „hat, so ist kein allgemeiner Gang wahr; und ich

„sage, ein allgemeiner Gang ist ein Schafsgang. Er „sagt, einige deutsche Männer von grosser Kraft, ha„ben bestimmte Sprache, Tritt und Schritt gehalten, „und es sey nicht gegen den Wohlstand gewesen, daß „sie sich fasernakt zeigten; ich habe allen gebührenden „Respekt für jene nackten Männer, aber ich glaube „doch, man komme mit Kleidern eben so weit. — Er „scheint zu wollen, man müsse nie thun, als wenn „man alleine wäre, indem man ein Buch schreibt; „und ich schreibe aus keiner andern Ursache ein Buch, „als eben wegen der leidigen Begierde, auch einmal „ein Wort alleine zu reden. Er frägt den deutschen „Adel, der sich bekanntlich mit den feinsten Ideen „aus andern Sprachen nährt, ob er im Stande sey, „manch deutsches Buch nach der modernsten Art und „Kunst zu verstehen; ich bin zwar kein Edelmann, „und nähre mich mit allerley Kost, aber besagte „deutsche Schöngeisterey verstehe ich freylich auch „eben so wenig, als warum es im Eismond (wie eine „Zeitlang der Januar genannt ward) fast beständig „regnet, und warum im Wonnemond (May) so oft „beynahe eine Pest regiert." Am Ende vereinigt sich dann aber Hr. Z. mit dem Verf. dieser sonst guten Abhandlung, und wir treten vom Grund der Seelen mit bey, daß die Affectationen, Lächerlichkeiten und Suchten, die von Zeit zu Zeit unter den deutschen Schriftstellern regieren, zumal am meisten unter den schönen Geistern, ihre orthographischen Albernheiten, ihre Manieren im Vortrag und im Stil, manche Arten von absurden Sentiments, die alsdann auf einmal ganz epidemisch werden, höchst abgeschmackt seyen, bey keiner andern Nation auf ähnliche Weise wüthen, und uns eine Verachtung von Außen, nicht ganz unbillig, zuziehen, welche nur die vortreff-

lichen

lichen Männer, die es dann doch unter den Deutschen giebt, wieder auszulöschen vermögen. — Vertheidigung der Schriftsteller, die ihre Wahrheiten ohne Ueberzuckerung sagen, man müsse nicht immer in den Büchern sprechen, wie in einer Assemblee; im Umgange muß man höflich seyn, aber in seinem Buche mag man derbe seyn, wenn es natürlich ist. (Nur verhüte der Himmel, daß unsere Schreibewelt nicht diesen Satz verkehrt verstehe und ausübe, sonst werden diese Herren ihn säuberlich übertreiben, und alle werden anstatt körnig und nachdrücklich, grob und platt werden; und der, dem es ansteht, und dem es nicht ansteht, Derbheit aushängen, wie ihrer viele einst an der Nachahmung Youngs, Empfindsamkeit, Kraft und Stärke, Wertherfieber, Neologie, Freyheitswuth, an der Ortografi und der Affectation von hohen Edelsinn krank lagen.) „Aus unserer Conversationssprache, heißt es, ist jeder starke Gedanke „verbannt, und nichts ist in guter Gesellschaft Sitte „als Worte, die Ideen verdrossein, und Gesinnungen, „die eben so erschlaffend sind, wie Thee. Aber bie„dere Schriftstellersprache im Umgange wäre eine Ca„nibalensprache, und die schmeichelhafte Sprache des „Umgangs wäre in Büchern Spötterey. Wahrheit „muß gesagt werden. Nur gewöhne man sich im „Umgange sie immer zu fühlen, und so oft als nöthig „ist zu verschweigen. Man bilde seine Manieren in „der Welt, und seinen Charakter in der Einsamkeit; „und so zeigt sichs bald, wo man Geschmeidigkeit er„wirbt, und wo Freyheit, Festigkeit, Ausdruck, „Selbstständigkeit, Würde, Adel, und durch dieses „Alles Nerv zu allem." Man sieht hieraus näher, wie Hr. Z. den Unterschied festsetzt, der zwischen der Büchersprache und der Sprache des Umgangs seyn

 muß;

muß; wir könnten aber noch vieles einrücken, das für Viele unsrer Schriftsteller zu beherzigen wäre, wenn wir nicht fürchteten zu lang zu werden. Mannichfaltig sind die guten Wirkungen der wohlbenutzten Einsamkeit für den Geist, und wir können hier nicht alles anführen, aber eine von den schönsten ist, daß sie leicht einen Enthusiasmus für große Dinge erzeugt. Einige merkwürdige Züge von dem großen Grafen Wilhelm von Bückeburg; ein Mann, der die Einsamkeit liebte, und sichtbar sich in der Einsamkeit gebildet hatte. Einsamkeit hebt die Seele, stärkt den Charakter, giebt Kraft zu Geschäfften, wie sie dann auch zu manchen die Zeit verschafft, in ihr erhält der Denker den Muth auch manche Gedanken zu sagen, und die Critiken zu verachten. Es war nicht im Visitenleben, sondern in der Einsamkeit, wo der Geist und die Einfalt der Sitten des vortrefflichen Genfer Philosophen de Lüc sich bildeten, durch die er in einer einzigen Audienz den französischen Staatsminister Vergennes umstimmte, wie zuvor schon einmal den stolzen Choiseul, und wodurch er beynahe Genf gerettet hätte, wenn die Genfer nur sich hätten wollen retten lassen. So bildete sich auch der Geist Petrarchs in der größten Einsamkeit, und ward dadurch das Orakel der gekrönten Häupter und Großen seiner Zeit, die bey aller Gelegenheit seine Weisheit zu Rathe zogen, sich von ihm oft herbe Wahrheiten sagen ließen, indeß er immer bey seinem einsamen Leben beharrte und alle Ehrenstellen von sich ablehnte. — In der Einsamkeit sammlet man Stärke und den eisernen Sinn, womit ein dreister Schriftsteller die Volkswuth und den Tumult erträgt, die er aufweckt, wenn seine freye Feder Dinge berührt, die seinen Mitbürgern in dem Helldunkel noch nicht recht aufgeklärter Städte in die

Augen beißen. Er untersucht nicht erst lange, wie die unmännlichen von jedem Volkswind hin und hergetriebenen Köpfe, die große Frage: was werden die Leute dazu sagen? wenn er Wahrheit und Recht auf seiner Seite hat. Er greift Vorurtheile und Volkswahn an, wo er sie findet; und denkt, die Stimme des Volks sey auch je die Stimme des Teufels. Wir übergehen alle folgenden Bemerkungen, die mit jenen zusammenhängen, und meistens scheinen aus Hr. Z. eigenen Erfahrung gesammelt zu seyn, und vielleicht manchen, der sich darin getroffen fühlte, vielleicht an dem Orte, wo er dieses Werk schrieb, nicht zum angenehmsten rührten. Wir eilen, so sehr uns auch das Verweilen gefiele, zum Schlusse dieses Theils, der mit einer Anrede an den Jüngling endigt, worin er ihn zu einer wohlverstandenen und wohl zu brauchenden Einsamkeit aufmuntert. Daß dem Verf. seine Absicht auf Jünglinge nützlich zu wirken nicht mislinge, davon können wir ihm hier ein Beyspiel anführen, das ihm zur Satisfaction gereichen wird. Ein Jüngling, der zu etwas bessern gut ist, aber für die Thorheiten gewisser geheimer Orden und Gesellschaften mehr eingenommen war als ihm diente, las dieses Buch, und als er an die Stelle kam, wo Hr. Z. zeigt, wie leicht man die Menschen nach seinem Willen verführen könne, „wenn man lebhaft auf „ihre Einbildungskraft und dunkel auf ihren „Verstand wirke:“ so gieng in seiner Seele plötzlich ein Licht auf, das ihn nicht blos der Herrschaft jener Geistessklaverey des Ordens und der Obern entzog, sondern auch sonst wohlthätig auf ihn wirkte.

Der vierte Theil wird über halb von dem eilften Capitel angefüllt, welches von den Vortheilen der

der Einsamkeit für das Herz handelt. Das vorhergehende Capitel war mit vieler Kraft und Lebhaftigkeit geschrieben, und zuweilen schneidend und satyrisch; in diesem stimmt der Verf. einen sanften angenehmen Ton an, wie er den Materien, die er abhandelt, gemäß ist, und läßt sich oft von ihnen bis zur innigsten Rührung hinschmelzen. Da Ruhe der Seele das größte Glück auf Erden ist, so wird hier gezeigt, wie die Stille und Einsamkeit des Landlebens sie solchen Gemüthern gewähre, die Gefühl haben für die Anmuth der Natur. Die Beschaffenheit der Erde um den Menschen her, drückt sich in gewisser Maaße seinem Gemüthe ein; die Schweiz ist wild und rauh an vielen Stellen, und dann wieder höchst anmuthig; so, sagt der Verf. sind auch ihre Bewohner, zumal das Hirtenvolk in den Bergen, sie sind wild und gutmüthig; ein Beyspiel davon in der rührenden Geschichte des General Reding. Im einsamen Leben auf dem Lande gewinnt das Herz in manchem Betracht; man söhnt sich da mit Welt und Menschen aus, vergißt da beynahe, daß es Laster und Thorheit unter den Menschen giebt. Hier sind eine Menge Dinge gesagt, die den stillen Bewohnern des Landes nicht anders als angenehm zu lesen seyn können, und dazu beytragen, sie mit ihrer Lage zufrieden zu machen. Viele Züge aus Petrarchas einsamen Leben, die jedermann interessiren müssen, der diesen herrlichen Mann näher kennt. Wie ein redlicher Landprediger sich sein Leben und seine Einsamkeit angenehm machen kann, und glücklicher seyn als alle Consistorialräthe in der Stadt. Ausführlich ist gezeigt, wie die Einsamkeit auf verschiedene Leidenschaften, Liebe und Traurigkeit heilsam wirken könne, und diejenigen, welche daran krank sind, können hier schöne Verhal-

tungs-

tungsregeln finden. Beyläufig ist allenthalben eine Menge Betrachtungen eingestreut, die wir übergehen, so vortrefflich sie sind, weil wir nur ohngefähr den Faden des Werks verfolgen; sonst verdienten viele angemerkt zu werden, so z. E. (S. 267. der kleinen Edit.) die Reflexionen über unsre jetzige neumodische Litteratur; und zumal die jüngere etwas geckische Autorenwelt und ihre Affektation und herrschenden Meynungen. Wie die Einsamkeit für das Alter meistens wohlthätig wirkt. Einige Absonderung aus dem Geräusche der Welt ist zur Pflege der Religion nothwendig; und ohne einige Einsamkeit kann nicht füglich, der für gute Seelen so beglückende Umgang mit dem höchsten Wesen bestehen. Die Einsamkeit ist zwar das Element der Religion in gewisser Maaße; aber wie sie darin zur Schwärmerey gedeihen könne, ist schon oben genug gezeigt. Hier sind ab und zu gute Saamenkörnlein ausgestreut, die in manchem Herzen, welches sie aufnimmt, keimen und Frucht bringen werden in der Stille.

Das zwölfte und letzte Capitel enthält eine Uebersicht des Ganzen; Reflexionen über Mystik und Möncherey, und den Beschluß. So viel Hr. Z. überhaupt zum Lobe der Einsamkeit gesagt hat, so verwahrt er sich doch, daß man nicht von ihm meinen solle, er habe die Absicht, die Menschen zu trennen; zuweilen einsam seyn ist nöthig, ein völlig Einsamer ist ein elendes Geschöpf, und kein gutes und gesundes Gemüth trennt sich ganz von Menschen. Man muß durchaus mit Menschen umgehen, das bloße Leben zwischen Büchern erzieht dürre Gelehrte und Buchstabenmenschen. Eine vortreffliche Anmerkung ist hier aus den Schriften unsers verewigten Men-

delssohns wörtlich eingerückt, die zeigt, was der Umgang zu unsern Zeiten dadurch verliert, daß sich alles durch Lesen und nicht durch das Leben in der Welt bildet, wodurch der Jüngling jetzt die Weisheit eines Greises — auf den Lippen trägt, und eine adoptirte Erfahrung hat, die in der That nicht hinreicht, aber ihn im Umgange in einen unrechten Platz stellt. — Thätig muß der Mensch unter den Menschen seyn, wo er kann, das ist der Endzweck der Natur. Hier sind schöne Vorschriften gegeben, wie man die Misanthropie vermeiden solle; aber dann eine Menge treffender Beobachtungen und Reflexionen über den Umgang und das gesellschaftliche Leben, denen man es leicht ansieht, daß sie Züge nach dem Leben sind; und für das, was über Adel und Unadel an vielen Orten dieses Werks, und sonderlich von S. 347. an, gesagt wird, wird der Adel mancher noch etwas barbarischer Provinz von Deutschland, besonders auch der für Geld neugebackene Adel, dem V. eben nicht danken; aber alles ist wahr und vortrefflich. Viele schöne Lehren finden sich, wie man die Einsamkeit nutzen soll, um darin Kräfte zu gewinnen, sich durch die mannichfaltigen Schwierigkeiten des Lebens durchzuarbeiten. Mancher Tugendkampf wird in der Einsamkeit vollendet, mancher edle Trieb da angefacht, mancher Versuchung widerstanden, und wie oft wird Trägheit und Schlafheit da überwunden. Der Mystik läßt der V. volle Gerechtigkeit wiederfahren, und zeigt auch die wirklich schönen Seiten, die wahre Mystik hat. Mancherley Betrachtungen über das Mönchsleben, von denen die meisten, den Mönchen, so wie sie sind, nicht gefallen werden. Endlich der Schluß, dessen letzte Zeilen wir hier anführen: „Liebe muß man suchen bey allen Menschen; nur vor

Kei-

„Keinem den Nacken beugen, und edel und frey die „Welt verlassen können, ohne sie zu fliehen. Wir „müssen darum mit Würde gesellig seyn, um Nie„mand zu beleidigen; so viel Gutes aus der Welt ho„len, als sie giebt, und so viel Gutes in der Welt „thun als wir können. Aber dann müssen wir auch „die Kraft haben, abseite zu gehen, um Gott und „der Weisheit ein stilles Opfer zu bringen; und so „werden wir uns immer aus Geschmack und Neigung „in die Einsamkeit begeben, und niemals aus übler „Laune." Es folgt eine Nachricht an den Nachdrucker dieses Werks, den bekannten Schmieder in Carlsruhe, die er nicht mit nachdrucken wird, und von der wir wünschen, daß sie die Fürsten von Deutschland beherzigen und sie veranlassen möchte, den schändlichen Nachdruck zu stören. Er ist die ärgste Geissel und der nachtheiligste Feind der deutschen Litteratur, um deswillen alle Schriftsteller wünschen möchten, daß Deutschland unter Einem Herrn stehe, unter welchem alsdann die, dem Ganzen so schädlichen, kleinen Particulair-Interesse, wegfallen würden, folglich der Nachdruck, der dem kleinen Staat hie und da einen reichen Nachdrucker, vielleicht einen Bankeroutierer, immer einen Schurken auf Kosten vieler ehrlichen Leute, verschafft.

Zum Beschlusse unsrer Anzeige, wiederholen wir alles, was wir überhaupt über dieses Werk, in der Recension der beyden ersten Theile desselben, im 61sten Bande unsrer Bibliothek gesagt haben, und verweisen und beziehen uns darauf. Die Reichhaltigkeit des Werks hätte uns noch Stoff gegeben, viele Dinge näher zu berühren, wenn wir nicht an die Grenzen dächten, die wir uns vorgesetzt haben. Aber

wir

wir finden es auch um so weniger nöthig, da es ein Werk von einem allgemein interessanten und nützlichen Inhalte ist, das zu allen Zeiten wird und muß gelesen werden; in welchem es eine der Hauptabsichten ist, den weisen Gebrauch der Zeit einzuschärfen und auf junge Gemüther wohlthätig zu wirken, zu ihnen mit Kraft und Nachdruck zu reden, und sie zuweilen durch Laune, Anmuth und Unterhaltung an sich zu ziehen. Daß die Manier des Verf. in unsern nachahmungssüchtigen Zeiten, hie und da werde nachgeahmt werden, erwarteten wir ganz unstreitig, weil sie originell ist, und wir haben uns auch nicht betrogen; sie steht aber nicht jedem an, und nicht jeder versteht sie nachzuahmen. Der V. wagt z. B. zuweilen eine nicht ganz gewöhnliche Construction und Stellung der Worte, um seinem Spruche mehr Nachdruck, einen bessern Fall, oder mehr Wohlklang zu geben. Kömmt da nun ein geckischer Scribent, der seinen Perioden etwas ungewöhnlich construirt, nicht, weil er dadurch die obengenannten Vortheile erhält, sondern um zu schreiben, wie Hr. Z. so sieht das lächerlich aus; in andern Dingen, die nicht blos den Stil betreffen, geht es eben so.

Dieses ist, daß wir endlich zum Schlusse kommen, ein Buch, das unter andern, in jeder wohlgewählten Landbibliothek seinen Platz haben sollte, um zuweilen ein Pensum daraus zu lesen, und zu lernen, wie man seine einsamen Stunden nützlich und weise anwenden könne. Wir zweifeln nicht, daß diese beyden letzten Theile den Beyfall der großen Kaiserin in eben dem Grade erhalten haben, wie die beyden ersten.

Or.

IV.

IV.

D. *Ioannis Hedwigii* fundamentum historiae naturalis Muscorum frondosorum; concernens eorum flores, fructus, seminalem propagationem, adjecta Generum dispositione methodica, iconibus illustratis (illustrata.) *Pars I.* Lips. 1782. 4to maj. plagg. 14. tabb. X.

Mehr als einmal hatte der Verf. dieser Anzeige sich gewundert, dies so wichtige Werk bisher in der allgemeinen deutschen Bibliothek noch nicht zu finden, als ihm von dem Hrn. Herausgeber dieselbe aufgetragen wurde, weil der Tod den abgerufen hatte, der sie vorher übernahm. Und ein Werk, das dem deutschen Beobachtungsgeist und der Nation so viel Ehre, als dem Verfasser macht, muß etwas umständlicher als viele andre angezeigt werden.

Es ist hier der Ort nicht, Literatur auszukramen, und der Verf. verlangt nicht auf Kosten andrer gelobt zu werden; aber wahr ist es doch, daß eine Menge Entdeckungen neuer Arten im Pflanzenreiche überhaupt und in dieser Familie insonderheit, bey weitem so wichtig nicht sind, (so sehr man sie sonst zu schätzen weiß,) als ein Werk, das uns einen so beträchtlichen, obgleich lange verkannten, Theil desselben, nach seinem Innern näher kennen lernt; und die Herrlichkeit des Schöpfers auch in diesen so verachteten Gewächsen so ins Licht setzt, daß dessen große Absichten auch im Kleinsten deutlich einleuchten, und von uns ange-

wendet werden könne. Und wenn Dillenius (auch ein Deutscher) durch seine genauen Beschreibungen und Abbildungen der Moose sich verdient machte; wenn Schmiedel und Schreber es durch ihre Monographien werden, so muß es Hedwig eben so sehr seyn, der ein Licht in diesem Werke anzündet, bey dem die Nachwelt die Finsterniß, die über diese Familie verbreitet lag, nur aus Nachrichten kennen, selbst aber helle sehen wird.

Man weiß, daß der Verf. den von der Kais. Akademie zu Petersburg ausgesetzten Preis auf die Frage von der Befruchtung der Moose erworben hatte, und nur Er konnte ihn erwerben; wir setzen die zuverläßige Nachricht hinzu, daß der Sohn des großen Linné sich außerordentlich gefreuet, wie er dies Werk (Historia nat. Musc.) zuerst gesehen, und es unter den neuern botanischen Schriften oben angesetzt.

Von der Entstehung dieser Entdeckung giebt die Vorrede folgende Nachricht. Der Verf. stand vordem als Arzt zu Chemnitz, und füllte die von der Praxi leeren Stunden mit Besuchung der benachbarten Wälder aus. Hier fand er so viele Kryptogamisten, daß er begierig wurde, nachzuforschen, ob er irgend eine Spur von Befruchtung nach dem Sexualsystem finden könnte? da er schon zufällig auf deren nähere Untersuchung aufmerksam geworden. Aber ein magerer Auszug aus Dillenius, und ein tragbares Vergrößerungsglas, das wenig vergrößerte, waren seine Hülfsmittel alle. Beynahe hätte er alles aufgegeben, als ihm ein zusammengesetztes Vergrößerungsglas zu Theil wurde, mit dem er von neuem anfieng zu untersuchen, und das entdeckte, was in die-

diesem Werke enthalten ist, dessen Figuren er selbst gezeichnet, (wie Dillenius auch that) weil er keinen dazu hatte, und nun desto sicherer war, blos die Natur zu copiren. Mit vieler Bescheidenheit redet er von seinem Werke sowohl, als den Fehlern derer, die vor ihm einander nachgeschrieben, ohne die Gegenstände zu kennen; und endlich vom Nutzen der Moose in der großen Haushaltung der Natur. Aber den wichtigsten und unmittelbarsten Nutzen für den Beobachter hat der Verf. zu schön im Anfang der Vorrede angegeben, als daß wir uns enthalten könnten, ihn mit seinen eignen Worten herzusetzen: — dum animadvertimus, quam pulcre, ordinate, operose, commode quibusvis suorum operum, vel vilissimo pretio habitis, prospexerit (Numen Omnipotens, Sapientissimum, Benignissimum) toti quanti perfundimur devotissima admiratione, et confidentia solatio plena intra dirissimas calamitates. Vellet enim Is male posset huius mundi creaturas praestantissimae cognoscenti, qui quasi abjectis, ne millesimo animadversis, adeo bene voluit? — Dank dem Verf. daß er diese herrliche Betrachtung zu erneuern seine Leser veranlaßt! Darauf geht der Verf. im 1sten Hauptstück die Definitionen durch, die von andern vor ihm von den Moosen gegeben sind, und zeigt, daß sie nicht hinlänglich sind; giebt die seinige mit diesen Worten: Moose sind Pflanzen, deren Frucht mit einer Kappe versehen ist. (Plantae fructu calyptrato instructae.) Das 2te Hauptstück handelt von den Werkzeugen und Handgriffen, die bey diesen Beobachtungen nöthig sind. Das Vergrößerungsglas dazu muß den Gegenstand wenigstens sechsmal vergrößern; zu manchen Theilen aber zwanzigmal. Bey dem, was der Verf. gebraucht hat,

war die kleinste Vergrößerung des Durchmessers nach Pariser Maaß in Linien 6mal, und die stärkste 290 mal. (Zur Bezeichnung der 6 Linsen braucht der V. die sonst bekannte Art, umgekehrt; jene ist ihm 0, diese No. VI.) Innerhalb der Häärchen, zwischen welchen die Borsten (Setae antherarum Linn.) hervorkommen, sitzen noch kleine Schuppen, die alles verdecken, wenn sie nicht vorher ausgerissen werden. Da die unter diesem liegenden Theile bey ihrer so großen Feinheit gleich trocken werden; so müssen sie in einer vertieften Glasplatte mit einem Tropfen ganz reinen Wassers gelegt, und innerhalb desselben mit den subtilsten und schärfsten Nadeln oder Messerchen aus einander gebracht werden; welches freylich nicht Jedermanns Sache ist, und wozu Uebung und Gedult gehört.

Nach dem 3ten Hauptst. haben alle Moose Wurzeln, und zwar die meisten zaserige ästige, wenige nur einfache; die untersten vergehen bey vielen mit der Zeit, aber die Stengel treiben neue; sie haben an der in der Luft vom Winde umgetriebenen Erde oder Staub, der sich allenthalben ansetzt, genug, um zu keimen, wenn der Ort nur feucht genug ist, jenen Staub zu halten; daher in kalten und schattigten Gegenden so viel mehr Moose als in dürren. Die meisten Wurzeln kommen in den Achseln der Blätter (der Zweige) hervor.

Die meisten haben, nach dem 4ten Hauptstück, auch Stengel, außer der Buxbaumie und dem Phascum, und er ist glatt, oder scheint nur von den Ueberbleibseln der abgestorbenen Blätter rauh. Eben so haben sie Gefäße wie die größern Pflanzen; denn wenn man vom Stengel ein Scheibchen queer abschneidet, so sieht man theils Canäle, theils Zellen!

Das

Das 5te Hauptstück beschreibt die Blätter der Moose, wo wir aber dem V. nicht folgen können, nur das wollen wir anführen, daß auch diese aus einem Netze von Gefäßen bestehen!

Im folgenden 6ten Hauptst. führt der Verf. die Meynungen der Botaniker von den Befruchtungstheilen der Moose an, und zwar seit der Zeit, da das Sexualsystem aufkam; nämlich, des Dillenius, Micheli, Linne, Adanson und Hill; Schmiedel, Meese, Schreber und Kölreuter und John Miller, dessen Abbildungen (in der 8vo Ausg.) nicht mit der Natur übereinstimmen; gleichwohl folge aus den verschiedenen Meynungen aller dieser Männer keineswegs, was Hr. Necker so gern hätte behaupten mögen, daß bey den Moosen gar keine Geschlechtstheile sich fänden, welches vielmehr durch des V. Beobachtungen hinlänglich widerlegt werde.

Das 7te Hauptst. handelt von der Blüte der Moose überhaupt, wobey durch Vergleichung dessen, was bey größern Pflanzen diesen Namen führt, und dessen, was bey den Thieren vorgeht, die Allgemeinheit des Linneischen Satzes, daß das Wesen der Blüte in den Staubfäden und Stempeln bestehe, erwiesen wird. Zugleich bemerkt der Verf. daß die meisten Moose getrennten Geschlechts, entweder auf demselben Stamme, oder auf verschiednen sind, doch das letzte am meisten. Hierauf beschreibt er die Stelle, wo die Blüte sitzt, die Zeit, wenn sie gesucht werden muß; denn sobald die Käppe (calyptra) hervorragt, ist schon die wahre Blüte, d. i. die Befruchtung vorbey; dies geschieht gewöhnlich im April und der ersten Hälfte des Mays, nachdem die Witterung ist.

Im 8ten Hauptst. wird von den Staubgefäßen und im 9ten von den Stempeln gehandelt, wovon aber ohne die Figuren nicht deutlich geredet werden kann. Nur dies können wir anführen, daß der V. hier abermals die größern Pflanzen scheinbar vergleicht, und zeigt, daß die Spiralgefäße wahre Saftgefäße sind, die sich bis in den Staubfaden, ja bis in die Häute des Staubbeutels erstrecken, wie Malpighi, Grew und Reichel gelehrt; dabey er zugleich die Theorie des Hrn. von Gleichen erwähnt, jedoch sich für diejenigen mehr geneigt erklärt, welche in jenen größern Pflanzen die eigentliche Befruchtung durch einen Hauch geschehen läßt (wir wissen kein schickliches Wort für aura genitalis, oder Linné's fovilla virificans.) Er bestätigt ferner, daß die kleinen Spitzen, die in den rosenähnlichen Theilen des Polytrichum und Mnium vorkommen, hier bey Moosen, die wahren männlichen Theile sind, wie er schon in den Leipz. Samml. zur Physik und Naturgesch. gezeigt hatte; und umgekehrt, sind die bisher dafür gehaltenen Knöpfchen mit ihren Borsten die weiblichen; in denen der V. noch außer dem Stempel einige zweifelhafte Körperchen von ähnlicher Gestalt fand, deren wahre Bestimmung er noch nicht kennt.

Das 10te Hauptstück beschreibt die Kappe der Moose, und erklärt sie für den Theil, der in dieser Familie die Stelle der Blumenkrone doch nur bey den weiblichen Blüten vertritt, nämlich die Befruchtung zu schützen.

Das 11te Hauptstück die Saftgefäße, und das 12te und letzte, die allgemeinen Bedeckungen der Blüten, oder das Perichaetium. Die übrigen Seiten enthalten die Erklärung der Kupfertäfeln, die ganz vortrefflich sind.

Der

Wer nicht bloße Nomenclatur, oder simple Kenntniß des Unterschiedes der Gattungen und Arten nach irgend einem System verlangt, der wird dies Werk so viel mehr zu schätzen wissen, da es den innern Bau und die Oekonomie einer Pflanzenfamilie beschreibt, die bisher so gut wie unbekannt gewesen war, und sich freuen, daß der emsige Verf. sein Versprechen, den zweyten Theil nicht nur, sondern auch Beschreibungen und Figuren von Arten zu liefern, schon zu erfüllen angefangen hat.

V.

D. *Ioannis Hedwigii* fundamentum Historiae naturalis Muscorum frondosorum — adjecta Generum dispositione methodica, iconibus illustratis (illustrata). *Pars II.* Lips. 1782. 4to maj. plagg. 13½ Tabb. aen. X.

Dieser zweyte Theil des schätzbaren Werks ist mit dem ersten in eben dem Jahre erschienen. Er enthält fünf Hauptstücke und zwey Zugaben. Das erste Hauptstück von der Verbindung der Frucht mit der Pflanze (in dieser Familie) oder von der Scheide. Diese ist von vielen mit dem perichaetium verwechselt worden, und ist, wenn ich den Verf. recht verstehe, die Vertiefung innerhalb des Stengels, in welcher die Borste (seta) steckt. Das zweyte vom Blütenstiel oder der Borste. Sie hat Saftgefäße, entsteht nicht aus dem Marke, und verändert die Farbe. Das dritte von der Capsel, in 4 Abtheilungen.

Erstlich vom Saamenbehältniß. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], [illegible], [illegible]. [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible].

Die zweyte Abhandlung handelt vom Deckel des Saamenbehältnisses, (operculum), S. 12. Die beste Zeit, ihn zu beobachten, ist, wenn er bald abfallen will. Einige verschiedene Gestalten werden hierauf angezeiget, davon die hauptsächlichsten sind: die [illegible], kegel- und pyramidenförmige; die übrigen untergeordneten Arten müssen wir übergehen. Die Gefäße, welche die äußere Wand des Saamenbehältnisses bilden, bilden auch dessen Deckel, und sind nach dem obersten Theil desselben hin so viel fester verbunden. Dem Verf. scheint hier beym Abfallen des Deckels eine Aehnlichkeit zwischen ihm und der Trennung der zeitigen Frucht der Thiere von ihrer Gebärmutter zu seyn. In einigen Arten umgiebt ihn da, wo er am Saamenbehältniß sitzt, ein Ring, der sehr elastisch ist. Will man diesen besonders haben, so muß man eine reife Capsel, z. E. vom Bryum pulvinatum, wohl benetzen und sehr sorgfältig mit einem Zänglein die Spitze anfassen, und es abziehen, so bleibt der Ring an der Mündung sitzen, von welcher er mit einer Nadel leicht abgenommen werden kann.

Die

Die dritte Abth. (S. 25.) vom Säulchen, dem mittlern Theile jedes Saamenbehältnisses. Wenn der untre Theil queer durchschnitten wird, so zeigt es blasige Zellen, oft von verschiedner Gestalt, so wie das Mark in den Stämmen der größern Pflanzen. Der innerhalb des Deckels befindliche Obertheil ist nur blasig. (vesiculosa.) Dies schwammige Gewebe scheint dem Verf. nicht blos zum Zuführen der Säfte, sondern auch zum Rückfluß derselben bestimmt zu seyn, wie er aus seiner Verbindung mit der Mundbesetzung in der Fontinalis antipyretica vermuthet.

Die vierte Abth. S. 31. von der Mundbesetzung (peristoma.) So nennt der Verf. ganz schicklich die Einfassung des Randes der Capsel oder des Saamenbehältnisses, die sich zeigt, wenn der Deckel abgesprungen ist, und der ihm zur Unterscheidung der Arten der wichtigste ist. Sie ist entweder nackt, oder gebildet; jenes unter den bekannten Moosen nur selten, nämlich bey Sphagnum palustre, Bryum apocarpon β, pyriforme, truncatulum pusillum; dies letztere ist am gemeinsten, und sie ist einfach, wenn die Zäserchen derselben nur von der einen Haut des Saamenbehältnisses herkommen, zusammengesetzt, wenn beyde Häute sie machen, und alsdann ist ein Theil davon die äußere, der andre die innere. Hier können wir abermal dem Verf. nicht weiter folgen, außer in der sonderbaren Bemerkung, daß die Zahl der Zähnchen immer mit vier aufgeht. Mnium pellucidum hat nur 4. Splachnum ampull. 8. Die meisten 16, und Polytrichum 32! Sie machen zuweilen ein schwammiges Netz aus, sind durchscheinend, und ihre Farbe ist gewöhnlich die, der Borsten; gemeiniglich aber sind sie wie gegliedert. Von

der geringsten Feuchtigkeit, selbst vom Anhauchen, strecken sie sich aus, so bald sie trocken werden, krümmen sie sich. Daher werden die so kleinen unzähligen Saamen nur bey trocknem Wetter ausgestreut und der Wind führet sie allenthalben hin.

Das vierte Hauptst. vom Saamen. Der V. beweiset, nicht nur aus der Aehnlichkeit im äussern, sondern vornehmlich aus den sorgfältig von ihm angestellten Versuchen mit einigen Arten, daß der in den Capseln enthaltne Staub der wahre Saame der Moose sey, und daß er auch bey den Farrnkräutern und Schwämmen sich finde. Das merkwürdigste ist, daß auch dieser Saame der Moose, seine Saamenblätter habe, (in Ermangelung eines schicklichern Wortes für diese Cotyledones müssen wir sie so nennen,) die man ihnen bisher abgesprochen. Sie sind den Saftgefäßen ähnlich, einfach oder getheilt, und verlieren sich, sobald die junge Pflanze heranwächst.

Im fünften Hauptst. fragt der Verf. Was ist ein Moos? und antwortet: Eine Pflanze, deren kappenförmiges Blumenblatt den Stempel trägt; und unterscheidet nun die ganze Familie in 2 Ordnungen:

Laubmoose, deren kappenförmiges, stempeltragendes Blumenblatt sich unten öffnet und sich mit der Capsel erhebt, die einen Deckel hat.

Lebermoose — — — — — — — sich an der Spitze öffnet, die Capsel vierklappig ist.

Nun folgt eine Zugabe, in zwey Abtheilungen; die erste beschreibt die Schicksale der vom Dillenius bestimmten Gattungen der Moose, nebst den Verfessun-

setzungen der Arten, die zur Berichtigung der Synonymie und Vermeidung der Misverständnisse sehr brauchbar, sonst aber gar nicht erbaulich ist, weil man sieht, wie viel Verwirrung in den Bestimmungen beyder war. Die zweyte giebt die Eintheilung der ganzen Familie in Gattungen nach der Beschaffenheit der Mundbesetzungen an, und der Verf. sagt in der Vorrede, seine Methode müsse ihr Schicksal erwarten. Jeder Recensent hat freylich nur Eine Stimme, und kann sich nicht zum Richter aufwerfen für andre; dem gegenwärtigen dünkt aber, daß der Grund der Eintheilung sehr wohl gewählt, und die Ausführung, da sie sich auf Beobachtung gründet, der Natur gemäß sey. Daher vermuthet er, daß alle künftigen Beobachter des Verf. Methode allmählig annehmen und seine schicklich gewählten Gattungsnamen beybehalten werden. Wenigstens wünscht R. daß dies geschehe, bis etwa ausländische Arten neue Gattungen oder Veränderungen in den Eintheilungen nothwendig machen möchten, und alsdann würde gewiß der Verf. der bey allen seinen Verdiensten um diese Classe so bescheiden ist, und von andern nie mit Härte urtheilt, einer der ersten seyn, diese Aenderungen zu machen. Vielleicht hat er ein ähnliches Glück als ehemals Tournefort, an dessen Methode Adanson preiset, daß er ungeachtet der vielen von ihm im Orient entdeckten Pflanzen nicht nöthig gehabt, Eine neue Classe zu machen. Der Verf. wünscht, daß ihm von andern Gegenden, besonders Alpengegenden, seltene und zweifelhafte Moose mitgetheilt würden, zu der Zeit gesammelt, wenn die Kapsel ihrer Reife nahe ist. Wir hoffen, daß jeder, der es kann, diesen Wunsch erfüllen, und den kleinen Ehrgeiz, selbst Verschiedenheiten zu entdecken, dem Entdecker der

Moos-

Moosbefruchtung aufopfern werde. Vorlegen können wir den Lesern der allg. d. Bibl. aber seine Classification nicht wohl; denn die, welche sie lesen würden, haben sie im Werke selbst, und den Botanikern, die es noch nicht besitzen, glauben wir mit dem bisherigen genug gesagt zu haben, um sie zur Anschaffung desselben zu veranlassen. Eben so wenig können wir von den Kupfern etwas sagen, ohne unverständlich zu werden. Sie sind eben wie die des ersten Theils vortrefflich. Nur noch die Bemerkung S. 71. müssen wir anführen, daß der jüngre von Linné ihn unrichtig verstanden, und daher in seiner Dissert. de Methodo Muscorum Upsal. 1781. 4. viel Falsches habe.

Frm.

VI.

Johann Karl Gottfried Jacobssons technologisches Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung aller nützlichen mechanischen Künste, Manufakturen, Fabriken und Handwerker, wie auch aller dabey vorkommenden Arbeiten, Instrumente, Werkzeuge und Kunstwörter nach ihrer Beschaffenheit und wahrem Gebrauch. Dritter Theil, von M bis Schl. 3 Alphabeth 11 Bogen. 1783. — Vierter Theil, von Schm bis Z. 1784. 4 Alph. groß 4. mit gespaltenen Kolumnen. Berlin und Stettin, bey Nicolai.

So ist also nun dies gewiß sehr mühsam bearbeitete Werk geendigt, welches bis itzt das einzige in seiner Art ist, und auch noch wohl vor der Hand bleiben wird. Der Verf. hat bey der Auseinandersetzung der vielen Artikel das völlig geleistet, was in der ersten Ankündigung versprochen ward, ja, die Grenzen des ersten Plans sind noch ungemein erweitert worden. Wäre nun noch etwas zu wünschen übrig, so wäre es dies, daß der Verf. sich entschließen möchte, mit dem versprochenen Supplementbande zugleich einige Zeichnungen, besonders zu den Artikeln, die das Maschinenwesen betreffen, noch zu liefern. Es ist freylich immer die beobachtete Genauigkeit sehr zu loben, daß in den Abhandlungen selbst auf Zeichnungen, die in größern Werken befindlich sind, Bezug genommen worden; allein da es doch nur gar selten der Fall seyn wird, daß ein Besitzer dieses Wörterbuchs sich an einem solchen Orte und in einer solchen Lage befindet, wo er sich diese angeführten Werke, so oft er ihrer bedarf, verschaffen könnte, so würde ein besonderer Band von Zeichnungen den Werth dieses Werks sehr erhöhen.

Um übrigens die gewiß sehr beschwerliche Arbeit einigermaaßen anschauend zu machen, die der Verf. bey der Bearbeitung dieses Werks angewendet hat, und zugleich den ausgebreiteten Nutzen desselben für alle Stände des gesellschaftlichen Lebens einigermaaßen zu zeigen, indem sich der Verf. außer dem Hauptfache der Technologie, auch in die Gebiete der militärischen, ökonomischen, hydrotechnischen, architektonischen und anderer Wissenschaften, ingleichen des Handlungswesens, der Kunstsachen, Gärtne-

rey und so weiter überaus glücklich hinein gewagt hat, so mögen hievon einige kurze Artikel zur Probe dienen:

Meile, Fr. miliare, das größte Längenmaaß, wodurch man die Weite der Oerter von einander auf dem Erdboden ausmißt. Wir haben aber nicht einerley bestimmte Länge, sondern ein jedes Land hat seine eigene Maaße, die bald größer bald kleiner sind. So hat z. B. eine deutsche Meile 4000 geometrische Schritte, deren 60000 auf einen Grad im größten Zirkel der Erdkugel gehen; dagegen eine italienische nur 1000, eine englische 1250, eine französische 1500 bis 2000, eine schwedische 5000, eine ungarische 6000 Schritte u. s. w. 15 deutsche Meilen gehen auf einen der 360 Grade des ganzen Erdmessers. — (Besser, des größten Kreises der Erdkugel.)

Mengepresse, Fr. laiton d'un bel jaune, (Messingwerk) eine Sorte von Messing, so aus dem Lauterbergischen Kupfer auf 1 Pfund 2 Pfund Galmey genommen, gemacht wird. Es wird solches nicht allein verkauft, sondern auch zum Zusatz des Tafelmessings mit genommen. Es wird auch die Beschickung zu Messing aus 80 Pfund Kupfer und 40 Pfund Galmey mit diesem Namen beleget, wenn die Masse mit Galmey geschmolzen ist.

Nock, (Schiffsbau) an einer Raa (s. diese) das äußerste Ende; daher hat eine jede ein Steuerbords- und ein Backbordsnok.

Noli, ein Seehandlungswort auf der mittelländischen See, welches die Befrachtung eines Schiffs bedeutet.

Oeko-

Oekonomie, Fr. oeconomie, (Maler.) Dieses Wort bedeutet hier eben das, was Zusammenstimmung und Anordnung heißt. Man sagt, die Oekonomie des Ganzen kann nur von einem Maler gemacht werden, welcher alle Theile seiner Kunst wohl inne hat. Ein Bild kann schlecht ausfallen und eine üble Wirkung machen, und im übrigen wohl erfunden und trefflich kolorirt seyn, wenn die Oekonomie des Ganzen nichts taugt. Hingegen macht öfters ein Gemälde eine gute Wirkung, ob es gleich von schlechter Erfindung und mit den gemeinsten Farben gemalt ist. Es ist eine sehr wichtige Sache, die Oekonomie des Ganzen zu betrachten. Wenn der Stoff, welchen man bearbeiten will, fröhlich ist, so muß alles in dem Gemälde Freude in dem Herzen der Anschauenden erregen. So auch bey den traurigen Gegenständen.

Real, spanische Münzen, von Kupfer und von Silber, davon die erste 34 Maravadis, nach Meißnischem Gehalt, 3 gute Groschen gelten. Eine Real in Silber macht anderthalb kupferne. Vor diesem sind Realen zu 10 und 12 Groschen geprägt worden. Die Portugiesischen Realen halten 40 Rees oder 2 gute Groschen 11 Pfennige. In Hamburg und Lübeck ist ein Real 46 Schillinge oder 23 Groschen; zu Bremen 69. Die großen Realen, welche auch Pesos und Stücken von Achten heißen, sind eine spanische Münze, und gehen mit den Philippsthalern, mit denen sie doch nicht einerley Werth haben.

Platina, Halbsilber, (Bergwerk) ein neues mit ganz besondern Eigenschaften begabtes amerikanisches Metall. Den Namen des Halbsilbers führt

es deswegen, weil es die Farbe des Silbers hat, allein seiner Eigenschaft nach kommt es dem Golde nach näher als dem Silber. Denn 1) ist es eben so feuerbeständig; 2) hat es beynahe eben die Schwere; 3) wird es eben so spröde, wenn man es mit Bley vermischt; 4) vereinigt es sich eben so wenig mit dem Schwefel; 5) löset es sich eben so wenig im Scheidewasser auf, als das Gold; das Königswasser, aqua regis, allein löset es so wie das Gold auf. Hingegen unterscheidet sich die Platina von dem Golde durch ihre Zähigkeit, Farbe und Dauerhaftigkeit, wie auch durch den Grad des Feuers, welcher erfordert wird, um sie zu schmelzen. In Europa kennet man dieses Metall erst seit 1740 oder 1741. Die Spanier in Peru dagegen haben es weit eher kennen gelernt, weil sie schon das Geheimniß erfunden haben, allerley Schmuck und kleines Galanteriegeräthe, als Degentroddeln, Schilder, Tabacksdosen und dergleichen mehr daraus zu verfertigen, welche sie ziemlich wohlfeil verkaufen.

So viel mag blos zur Probe genügen, um den Leser von der erstaunenden Mannichfaltigkeit der abgehandelten Artikel zu überzeugen. Daß man übrigens bey einem Werke, welches das erste in seiner Art ist, noch nicht den höchsten Grad der Vollkommenheit erwarten konnte, ist wohl sehr natürlich, indessen kann den noch etwa sich findenden Unvollkommenheiten in dem versprochenen Supplementbande größtentheils abgeholfen werden. So ist z. B. in den Artikeln Nivellierinstrument und Picards Wasserwaage die neue Einrichtung, welche der seel. Brander diesem Instrument gegeben, nicht bemerkt. Bey

Gele-

Gelegenheit der Waschmaschine hätte die, in den Schreberschen Schriften beschriebene Maschine angeführt werden können. Das in Niedersachsen so bekannte Schmiervieh unter den Schaafen ist gar nicht angeführt, wo die falsche Meynung des dortigen Landmannes hätte widerlegt werden können, daß die Wolle von diesen Schaafen besser ist, als die von den reinen. Die Erklärung: „Wendacker, dasselbe was „Vorhaft im Fluglande" ist wohl nicht für alle Leser befriedigend; Wendacker ist in Pommern und Meklenburg das Land, welches die zweyte Bearbeitung mit dem Pfluge oder Haaken erhält u. s. f.

Q.

VII.

Ludwig Ernst, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Kaiserl. Königl. und des h. Römischen Reichs Feldmarschall ꝛc. Ein aktenmäßiger Bericht von dem Verfahren gegen dessen Person, so lange Höchstderselbe die erhabenen Posten als Feldmarschall, Vormund und Repräsentant des Hrn. Erbstatthalters, Fürst Wilhelm V. von Oranien, in der Republik der vereinten Niederlande bekleidet hat. Göttingen, im Verlag der Vandenhökschen Buchhandlung. 1786. 696 S. gr. 8. ohne die Vorrede, nach welcher sich Hr. Hofr. und Prof. Schlözer als Verfasser nennt.

Im 8ten Hauptst. wird von den Staubgefäßen und im 9ten von den Stempeln gehandelt; wovon aber ohne die Figuren nicht deutlich geredet werden kann. Nur dies können wir anführen, daß der V. hier abermals die größern Pflanzen lehrreich vergleicht, und zeigt, daß die Spiralgefäße wahre Saftgefäße sind, die sich bis in den Staubfaden, ja bis in die Häute des Staubbeutels erstrecken, wie Malpighi, Grew und Reichel gesehen; dabey er zugleich der Theorie des Hrn. von Gleichen erwähnt, jedoch sich für diejenigen mehr geneigt erklärt, welche in jenen größern Pflanzen die eigentliche Befruchtung durch einen Hauch geschehen läßt (wir wissen kein schicklicher Wort für aura genitalis, oder Linne's favilla vivificans.) Er bestätigt ferner, daß die kleinen Spitzen, die in den rosenähnlichen Theilen des Polytrichum und Mnium vorkommen, hier bey Moosen, die wahren männlichen Theile sind, wie er schon in den Leipz. Samml. zur Physik und Naturgesch. gezeigt hatte; und umgekehrt, sind die bisher dafür gehaltnen Knöpfchen mit ihren Borsten die weiblichen; in denen der V. noch außer dem Stempel einige zweifelhafte Körperchen von ähnlicher Gestalt fand, deren wahre Bestimmung er noch nicht kennt.

Das 10te Hauptstück beschreibt die Kappe der Moose, und erklärt sie für den Theil, der in dieser Familie die Stelle der Blumenkrone doch nur bey den weiblichen Blüten vertritt, nämlich die Befruchtung zu schützen.

Das 11te Haupstück die Saftgefäße, und das 12te und letzte, die allgemeinen Bedeckungen der Blüten, oder das Perichaetium. Die übrigen Seiten enthalten die Erklärung der Kupfertafeln, die ganz vortrefflich sind.

Wer

Wer nicht bloße Nomenclatur, oder simple Kenntniß des Unterschiedes der Gattungen und Arten nach irgend einem System verlangt, der wird dies Werk so viel mehr zu schätzen wissen, da es den innern Bau und die Oekonomie einer Pflanzenfamilie beschreibt, die bisher so gut wie unbekannt gewesen war, und sich freuen, daß der emsige Verf. sein Versprechen, den zweyten Theil nicht nur, sondern auch Beschreibungen und Figuren von Arten zu liefern, schon zu erfüllen angefangen hat.

V.

D. *Ioannis Hedwigii* fundamentum Historiae naturalis Muscorum frondosorum — adjecta Generum dispositione methodica, iconibus illustratis (illustrata). *Pars II.* Lips. 1782. 4to maj. plagg. 13½ Tabb. aen. X.

Dieser zweyte Theil des schätzbaren Werks ist mit dem ersten in eben dem Jahre erschienen. Er enthält fünf Hauptstücke und zwey Zugaben. Das erste Hauptstück von der Verbindung der Frucht mit der Pflanze (in dieser Familie) oder von der Scheide. Diese ist von vielen mit dem perichaetium verwechselt worden, und ist, wenn ich den Verf. recht verstehe, die Vertiefung innerhalb des Stengels, in welcher die Borste (seta) steckt. Das zweyte vom Blütenstiel oder der Borste. Sie hat Saftgefäße, entsteht nicht aus dem Marke, und verändert die Farbe. Das dritte von der Capsel, in 4 Abtheilungen.

Erstlich vom Saamenbehältniß. Hier giebt es zwey Verschiedenheiten; die Saftgefäße der Vorste gehen aus einander und bilden es entweder unmittelbar, oder machen vorher eine Hervorragung, die man den Ansatz (apophysis) genannt hat. Die Richtung desselben ist bald aufrecht, bald niedergebogen, bald hängend, bald gekrümmt, bald zurückgekrümmt. Ebenfalls ist es der Gestalt nach verschieden, rund, eyförmig, walzen- kegel- birnförmig, dabey entweder im Durchschnitt rund, oder eckig oder zusammengedrückt. Es besteht aus zwey Häuten, zwischen denen blasige Substanz ist. (utriculi.)

Die zweyte Abtheilung handelt vom Deckel des Saamenbehältnisses, (operculum) S. 30. Die beste Zeit, ihn zu beobachten, ist, wenn er bald abfallen will. Seine verschiednen Gestalten werden hierauf angegeben, davon die hauptsächlichsten sind: die halbkugliche, kegel- und pyramidenförmige; die diesen untergeordneten Arten müssen wir übergehen. Die Gefäße, welche die äußre Wand des Saamenbehältnisses bildeten, bilden auch dessen Deckel, und sind nach dem obersten Theil desselben hin so viel fester verbunden. Dem Verf. scheint hier beym Abfallen des Deckels eine Aehnlichkeit zwischen ihm und der Trennung der zeitigen Frucht der Thiere von ihrer Gebärmutter zu seyn. In einigen Arten umgiebt ihn da, wo er am Saamenbehältniß sitzt, ein Ring, der sehr elastisch ist. Will man diesen besonders haben, so muß man eine reife Capsel, z. E. vom Bryum pulvinatum, wohl benetzen und sehr sorgfältig mit einem Zänglein die Spitze anfassen, und es abziehen, so bleibt der Ring an der Mündung sitzen, von welcher er mit einer Nadel leicht abgenommen werden kann.

Die

Die dritte Abth. (S. 25.) vom Säulchen, dem mittlern Theile jedes Saamenbehältnisses. Wenn der untre Theil queer durchschnitten wird, so zeigt es blasige Zellen, oft von verschiedner Gestalt, so wie das Mark in den Stämmen der größern Pflanzen. Der innerhalb des Deckels befindliche Obertheil ist nur blasig. (vesiculosa.) Dies schwammige Gewebe scheint dem Verf. nicht blos zum Zuführen der Säfte, sondern auch zum Rückfluß derselben bestimmt zu seyn, wie er aus seiner Verbindung mit der Mundbesetzung in der Fontinalis antipyretica vermuthet.

Die vierte Abth. S. 31. von der Mundbesetzung (peristoma.) So nennt der Verf. ganz schicklich die Einfassung des Randes der Capsel oder des Saamenbehältnisses, die sich zeigt, wenn der Deckel abgesprungen ist, und der ihm zur Unterscheidung der Arten der wichtigste ist. Sie ist entweder nackt, oder gebildet; jenes unter den bekannten Moosen nur selten, nämlich bey Sphagnum palustre, Bryum apocarpon β, pyriforme, truncatulum pusillum; dies letztere ist am gemeinsten, und sie ist einfach, wenn die Zäserchen derselben nur von der einen Haut des Saamenbehältnisses herkommen, zusammengesetzt, wenn beyde Häute sie machen, und alsdann ist ein Theil davon die äußere, der andre die innere. Hier können wir abermal dem Verf. nicht weiter folgen, außer in der sonderbaren Bemerkung, daß die Zahl der Zähnchen immer mit vier aufgeht. Mnium pellucidum hat nur 4. Splachnum ampull. 8. Die meisten 16, und Polytrichum 32! Sie machen zuweilen ein schwammiges Netz aus, sind durchscheinend, und ihre Farbe ist gewöhnlich die, der Borsten; gemeiniglich aber sind sie wie gegliedert. Von

der geringsten Feuchtigkeit, selbst vom Anhauchen, strecken sie sich aus, so bald sie trocken werden, krümmen sie sich. Daher werden die so kleinen unzähligen Saamen nur bey trocknem Wetter ausgestreut und der Wind führt sie allenthalben hin.

Das vierte Hauptst. vom Saamen. Der V. beweiset, nicht nur aus der Aehnlichkeit im äußern, sondern vornehmlich aus den sorgfältig von ihm angestellten Versuchen mit einigen Arten, daß der in den Capseln enthaltne Staub der wahre Saame der Moose sey, und daß er auch bey den Farnkräutern und Schwämmen sich finde. Das merkwürdigste ist, daß auch dieser Saame der Moose, seine Saamenblätter habe, (in Ermangelung eines schicklichern Wortes für diese Cotyledones müssen wir sie so nennen,) die man ihnen bisher abgesprochen. Sie sind den Saftgefäßen ähnlich, einfach oder getheilt, und verlieren sich, sobald die junge Pflanze heranwächst.

Im fünften Hauptst. fragt der Verf. Was ist ein Moos? und antwortet: Eine Pflanze, deren kappenförmiges Blumenblatt den Stempel trägt; und unterscheidet nun die ganze Familie in 2 Ordnungen:

Laubmoose, deren kappenförmiges, stempeltragendes Blumenblatt sich unten öffnet und sich mit der Capsel erhebt, die einen Deckel hat.

Lebermoose — — — — —
— — sich an der Spitze öffnet, die Capsel vierklappig ist.

Nun folgt eine Zugabe, in zwey Abtheilungen; die erste beschreibt die Schicksale der vom Dillenius bestimmten Gattungen der Moose, nebst den Versetzun-

setzungen der Arten, die zur Berichtigung der Synonymie und Vermeidung der Misverständnisse sehr brauchbar, sonst aber gar nicht erbaulich ist, weil man sieht, wie viel Verwirrung in den Bestimmungen beyder war. Die zweyte giebt die Eintheilung der ganzen Familie in Gattungen nach der Beschaffenheit der Mundbesetzungen an, und der Verf. sagt in der Vorrede, seine Methode müsse ihr Schicksal erwarten. Jeder Recensent hat freylich nur Eine Stimme, und kann sich nicht zum Richter aufwerfen für andre; dem gegenwärtigen dünkt aber, daß der Grund der Eintheilung sehr wohl gewählt, und die Ausführung, da sie sich auf Beobachtung gründet, der Natur gemäß sey. Daher vermuthet er, daß alle künftigen Beobachter des Verf. Methode allmählig annehmen und seine schicklich gewählten Gattungsnamen beybehalten werden. Wenigstens wünscht R. daß dies geschehe, bis etwa ausländische Arten neue Gattungen oder Veränderungen in den Eintheilungen nothwendig machen möchten, und alsdann würde gewiß der Verf. der bey allen seinen Verdiensten um diese Classe so bescheiden ist, und von andern nie mit Härte urtheilt, einer der ersten seyn, diese Aenderungen zu machen. Vielleicht hat er ein ähnliches Glück als ehemals Tournefort, an dessen Methode Adanson preiset, daß er ungeachtet der vielen von ihm im Orient entdeckten Pflanzen nicht nöthig gehabt, Eine neue Classe zu machen. Der Verf. wünscht, daß ihm von andern Gegenden, besonders Alpengegenden, seltene und zweifelhafte Moose mitgetheilt würden, zu der Zeit gesammelt, wenn die Käpsel ihrer Reife nahe ist. Wir hoffen, daß jeder, der es kann, diesen Wunsch erfüllen, und den kleinen Ehrgeiz, selbst Verschiedenheiten zu entdecken, dem Entdecker der

Moos-

Moosbefruchtung aufopfern werde. Vorlegen können wir den Lesern der allg. d. Bibl. aber seine Classification nicht wohl; denn die, welche sie lesen würden, haben sie im Werke selbst, und den Botanikern, die es noch nicht besitzen, glauben wir mit dem bisherigen genug gesagt zu haben, um sie zur Anschaffung desselben zu veranlassen. Eben so wenig können wir von den Kupfern etwas sagen, ohne unverständlich zu werden. Sie sind eben wie die des ersten Theils vortrefflich. Nur noch die Bemerkung S. 71. müssen wir anführen, daß der jüngre von Linne ihn unrichtig verstanden, und daher in seiner Dissert. de Methodo Muscorum Upsal. 1781. 4. viel Falsches habe.

Frm.

VI.

Johann Karl Gottfried Jacobssons technologisches Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung aller nützlichen mechanischen Künste, Manufakturen, Fabriken und Handwerker, wie auch aller dabey vorkommenden Arbeiten, Instrumente, Werkzeuge und Kunstwörter nach ihrer Beschaffenheit und wahrem Gebrauch. Dritter Theil, von M bis Schl. 3 Alphabeth 11 Bogen. 1783. — Vierter Theil, von Schm bis Z. 1784. 4 Alph. groß 4. mit gespaltenen Kolumnen. Berlin und Stettin, bey Nicolai.

So

So ist also nun dies gewiß sehr mühsam bearbeitete Werk geendigt, welches bis itzt das einzige in seiner Art ist, und auch noch wohl vor der Hand bleiben wird. Der Verf. hat bey der Auseinandersetzung der vielen Artikel das völlig geleistet, was in der ersten Ankündigung versprochen ward, ja, die Grenzen des ersten Plans sind noch ungemein erweitert worden. Wäre nun noch etwas zu wünschen übrig, so wäre es dies, daß der Verf. sich entschließen möchte, mit dem versprochenen Supplementbande zugleich einige Zeichnungen, besonders zu den Artikeln, die das Maschinenwesen betreffen, noch zu liefern. Es ist freylich immer die beobachtete Genauigkeit sehr zu loben, daß in den Abhandlungen selbst auf Zeichnungen, die in größern Werken befindlich sind, Bezug genommen worden; allein da es doch nur gar selten der Fall seyn wird, daß ein Besitzer dieses Wörterbuchs sich an einem solchen Orte und in einer solchen Lage befindet, wo er sich diese angeführten Werke, so oft er ihrer bedarf, verschaffen könnte, so würde ein besonderer Band von Zeichnungen den Werth dieses Werks sehr erhöhen.

Um übrigens die gewiß sehr beschwerliche Arbeit einigermaaßen anschauend zu machen, die der Verf. bey der Bearbeitung dieses Werks angewendet hat, und zugleich den ausgebreiteten Nutzen desselben für alle Stände des gesellschaftlichen Lebens einigermaaßen zu zeigen, indem sich der Verf. außer dem Hauptfache der Technologie, auch in die Gebiete der militärischen, ökonomischen, hydrotechnischen, architektonischen und anderer Wissenschaften, ingleichen des Handlungswesens, der Kunstsachen, Gärtne-

rey und so weiter überaus glücklich hinein gewagt hat, so mögen hievon einige kurze Artikel zur Probe dienen:

Meile, Fr. miliare, das größte Längenmaaß, wodurch man die Weite der Oerter von einander auf dem Erdboden ausmißt. Wir haben aber nicht einerley bestimmte Länge, sondern ein jedes Land hat seine eigene Maaße, die bald größer bald kleiner sind. So hat z. B. eine deutsche Meile 4000 geometrische Schritte, derer 60000 auf einen Grad im größten Zirkel der Erdkugel gehen; dagegen eine italienische nur 1000, eine englische 1250, eine französische 1500 bis 2000, eine schwedische 5000, eine ungarische 6000 Schritte u. s. w. 15 deutsche Meilen gehen auf einen der 360 Grade des ganzen Erdmessers. — (Besser, des größten Kreises der Erdkugel.)

Mengepresse, Fr. laiton d'un bel jaune, (Messingwerk) eine Sorte von Messing, so aus dem Lauterbergischen Kupfer auf 1 Pfund 2 Pfund Galmey genommen, gemacht wird. Es wird solches nicht allein verkauft, sondern auch zum Zusatz des Tafelmessings mit genommen. Es wird auch die Beschickung zu Messing aus 80 Pfund Kupfer und 40 Pfund Galmey mit diesem Namen beleget, wenn die Masse mit Galmey geschmolzen ist.

Nock, (Schiffsbau) an einer Raa (s. diese) das äußerste Ende; daher hat eine jede ein Steuerbords- und ein Backbordsnok.

Noli, ein Seehandlungswort auf der mittelländischen See, welches die Befrachtung eines Schiffs bedeutet.

Oele-

Oekonomie, Fr. oeconomie, (Maler.) Dieses Wort bedeutet hier eben das, was Zusammenstimmung und Anordnung heißt. Man sagt, die Oekonomie des Ganzen kann nur von einem Maler gemacht werden, welcher alle Theile seiner Kunst wohl inne hat. Ein Bild kann schlecht ausfallen und eine üble Wirkung machen, und im übrigen wohl erfunden und trefflich kolorirt seyn, wenn die Oekonomie des Ganzen nichts taugt. Hingegen macht öfters ein Gemälde eine gute Wirkung, ob es gleich von schlechter Erfindung und mit den gemeinsten Farben gemalt ist. Es ist eine sehr wichtige Sache, die Oekonomie des Ganzen zu betrachten. Wenn der Stoff, welchen man bearbeiten will, fröhlich ist, so muß alles in dem Gemälde Freude in dem Herzen der Anschauenden erregen. So auch bey den traurigen Gegenständen.

Real, spanische Münzen, von Kupfer und von Silber, davon die erste 34 Maravadis, nach Meißnischem Gehalt, 3 gute Groschen gelten. Eine Real in Silber macht anderthalb kupferne. Vor diesem sind Realen zu 10 und 12 Groschen geprägt worden. Die Portugiesischen Realen halten 40 Rees oder 2 gute Groschen 11 Pfennige. In Hamburg und Lübeck ist ein Real 46 Schillinge oder 23 Groschen; zu Bremen 69. Die großen Realen, welche auch Pesos und Stücken von Achten heißen, sind eine spanische Münze, und gehen mit den Philippsthalern, mit denen sie doch nicht einerley Werth haben.

Platina, Halbsilber, (Bergwerk) ein neues mit ganz besondern Eigenschaften begabtes amerikanisches Metall. Den Namen des Halbsilbers führt

es

es deswegen, weil es die Farbe des Silbers hat, allein seiner Eigenschaft nach kommt es dem Golde nach näher als dem Silber. Denn 1) ist es eben so feuerbeständig; 2) hat es beynahe eben die Schwere; 3) wird es eben so spröde, wenn man es mit Bley vermischt; 4) vereinigt es sich eben so wenig mit dem Schwefel; 5) löset es sich eben so wenig im Scheidewasser auf, als das Gold; das Königswasser, aqua regis, allein löset es so wie das Gold auf. Hingegen unterscheidet sich die Platina von dem Golde durch ihre Zähigkeit, Farbe und Dauerhaftigkeit, wie auch durch den Grad des Feuers, welcher erfordert wird, um sie zu schmelzen. In Europa kennet man dieses Metall erst seit 1740 oder 1741. Die Spanier in Peru dagegen haben es weit eher kennen gelernt, weil sie schon das Geheimniß erfunden haben, allerley Schmuck und kleines Galanteriegeräthe, als Degentroddeln, Schilder, Tabacksdosen und dergleichen mehr daraus zu verfertigen, welche sie ziemlich wohlfeil verkaufen.

So viel mag blos zur Probe genügen, um den Leser von der erstaunenden Mannichfaltigkeit der abgehandelten Artikel zu überzeugen. Daß man übrigens bey einem Werke, welches das erste in seiner Art ist, noch nicht den höchsten Grad der Vollkommenheit erwarten konnte, ist wohl sehr natürlich, indessen kann den noch etwa sich findenden Unvollkommenheiten in dem versprochenen Supplementbande größtentheils abgeholfen werden. So ist z. B. in den Artikeln Nivellierinstrument und Picards Wasserwaage die neue Einrichtung, welche der seel. Brander diesem Instrument gegeben, nicht bemerkt. Bey

Gelegenheit der Waschmaschine hätte die, in den Schreberschen Schriften beschriebene Maschine angeführt werden können. Das in Niedersachsen so bekannte Schmiervieh unter den Schaafen ist gar nicht angeführt, wo die falsche Meynung des dortigen Landmannes hätte widerlegt werden können, daß die Wolle von diesen Schaafen besser ist, als die von den reinen. Die Erklärung: „Wendacker, dasselbe was „Vorhaft im Fluglande" ist wohl nicht für alle Leser befriedigend; Wendacker ist in Pommern und Meklenburg das Land, welches die zweyte Bearbeitung mit dem Pfluge oder Haaken erhält u. s. f.

Q.

VII.

Ludwig Ernst, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Kaiserl. Königl. und des H. Römischen Reichs Feldmarschall rc. Ein aktenmäßiger Bericht von dem Verfahren gegen dessen Person, so lange Höchstderselbe die erhabenen Posten als Feldmarschall, Vormund und Repräsentant des Hrn. Erbstatthalters, Fürst Wilhelm V. von Oranien, in der Republik der vereinten Niederlande bekleidet hat. Göttingen, im Verlag der Vandenhökschen Buchhandlung. 1786. 696 S. gr. 8. ohne die Vorrede, nach welcher sich Hr. Hofr. und Prof. Schlözer als Verfasser nennt.

Es scheint, daß der Vorgang mit dem Herzog Ludewig in Deutschland die Sensation bey weitem nicht gemacht habe, die er doch in der That verdient, und die sonst minder wichtige Begebenheiten so leicht veranlassen können. Außer den Zeitungen, einigen Journalen, und den Gelegenheitsschriften am Niederrhein, hat noch Niemand recht ausführlich davon gehandelt, da doch die deutschen Gelehrten so gerne sonst Gelegenheiten zum Bücherschreiben ergreifen. Auch klagt der Hr. Verf. in der Vorrede mit Recht darüber, daß man von des Herzogs Leiden in Europa und selbst in Deutschland, das so viele Ursachen hat, daran Theil zu nehmen, mit einer Gleichgültigkeit und Kälte spreche, die Jedem, der Hollands Verwirrungen genauer kenne, auffallend und unbegreiflich seyen. Hätten die Schriftsteller sich der Sache mehr angenommen, so würde die Theilnehmung auch allgemeiner und lebhafter geworden seyn. Wie sehr ist nicht die Ehre unsrer Nation dabey interessirt, da einem Fürsten aus einem der ältesten und erhabensten deutschen Häuser die allerkränkendsten und ungerechtesten Beleidigungen zugefügt worden sind! Aber unstreitig wird nun das vorliegende Buch um so eifriger gesucht und gelesen werden, da es von einem so erklärten patriotischen Schriftsteller Deutschlands kömmt, von dem man nur sehr wichtige Sachen und eben so geprüfte als mit Freymüthigkeit gesagte Wahrheiten zu erhalten gewohnt ist. Und in der That hätte die Ehrenrettung des gekränkten Fürsten keinem bessern und kundigern Sachwalter zu Theil werden können. Schon der Anfang seiner Vorrede muß die Aufmerksamkeit deutscher Leser rege machen, und die Ausführung selber unterhält sie so sehr, daß man das Buch

nicht aus der Hand legen kann, bis man es durchgelesen hat. Hier ist der Anfang der Vorrede: „Deutsches Publikum! schon seit lange Zeit stehest du vorzüglich in dem guten Ruf, daß du an den Unfällen „ausgezeichneter Männer aller Zeiten und Völker, „die unter einer übermächtigen Kabale erlagen, und „von den Großen der Erde, die sie schützen konnten, „verlassen waren, mit Muth ohne Menschenfurcht, „mit Einsicht ohne Partheylichkeit, mit Wärme ohne „Schwärmerey Antheil nimmst. Wirst du diesen „deinen edlen Charakter in der Sache eines noch lebenden großen Mannes, eines Deutschen, eines „deutschen Fürsten, des Herzogs Ludwig von Braunschweig, verleugnen? — Seit bald tausend Jahren war es Sitte und Schicksal der Welfen, in die „Jahrbücher der Welt durch große Thaten oder Unfälle, sehr oft durch beyde zugleich, eingeschrieben „zu werden.“ Hr. S. hat den Auftrag erhalten, diese Geschichte — die er aber nicht Geschichte, sondern blos eine treue, geordnete Sammlung nennt, ut alii haberent parata, unde sumerent, qui vellent scribere historiam — zu schreiben, und darzu auch alle dienliche Actenstücke erhalten. Die Absicht dieser Schrift ist: „um die in Holland durch grobe Mishandlungen und auswärts durch bloße Gleichgültigkeit, gekränkte Ehre des Herzogs zu retten.“ Und der Hr. Verf. legt zu dem Ende „dem Publikum einen aktenmäßigen, in chronologischer Ordnung, ohne Unterbrechung und Lücken, fortlaufenden Bericht, „von allen Begegnissen dieses Fürsten in Holland von „1750 bis 1785, mit der strengsten Ehrlichkeit und „möglichsten Klarheit vor. Und giebt mit hoher Zuversicht diese Akten für vollständig aus.“ Um dieser Vollständigkeit den höchsten Grad zu geben, hat er

das Werk, noch vor seiner Publikation dem Hrn. Hofrath Runde in Göttingen zur Revision übergeben, mit der Bitte: „daß er sich einerseits in die Stelle eines „jetzt sogenannten holländischen Patrioten setzen, und „alle Schwächen der Schrift, alle Ausdrücke, die „einer Aufhaschung fähig wären, ohne Schonung bemerken; und anderer Seits, falls er aus den vorliegenden Akten von der Güte der Sache des Herzogs überzeugt würde, das Uebersehene suppliren „möchte." Hr. H. R. hat es auch gethan; man findet seine Bemerkungen am Ende des Buchs.

Nach allem diesem ist es nun wohl keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Bericht mit der vollständigsten Kenntniß der Sache, und mit der aufrichtigsten Wahrheitsliebe geschrieben seye.

Ueber den Ton, der in dieser Schrift herrscht, sagt Hr. H. S. er sey nicht so rauh, unanständig und wild, wie man ihn in den Schriften gegen den Herzog finde; aber sachter, gleicher Chronikenton habe er, der Natur der Sache nach, auch nicht immer bleiben können. „Bübischer Muthwille von Großen „an den Kleinen im Volke (wie noch vielmehr umgekehrt?) ausgeübt, indignirt; schwarzer Undank empört; wilder Despotismus erbittert. Wer im ersten und innigsten Gefühle solcher Abscheulichkeiten „schreibt, kann nicht immer die Ausdrücke finden, „die man in kühlern Stunden vielleicht vorziehen würde." Zu seiner Entschuldigung setzt er hinzu: „Rechte der Menschheit sind älter, wie die jeder Souveränetê. Ehre und Anbetung den Souveräns, „die jene Rechte schützen; deswegen schuf man sie ja! „Fluch und Schande den ephemerischen Tyrannen, „die, unter dem heiligen Namen von Souverän, jene „noch weit heiligere Rechte mit Füßen treten!"

Hol-

Holland, das zu allen Zeiten erlaubt, wenigstens gestattet hat, daß Nationen und Monarchen durch pasquillantische Schriften, Münzen, Kupferstiche ꝛc. mishandelt werden durften, darf es dem Geschichtsschreiber des in seinem Schoos äußerst mishandelten Fürsten nicht verargen, wenn er seine Vertheidigung mit starker, nicht schonender Wahrheitsstimme führt. Zumal da der Herzog, wie Hr. S. sagt, „von der „Nation, nach den jetzigen Umständen, so lange sie „noch von ihren Cromwellen in Fesseln gehalten wird, „keine Genugthuung, keine Schadloshaltung erwar„ten kann; beydes also bey einem größern Richter su„chen muß, vor dem selbst Völker und Könige zittern, „bey dem Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit lieben„den Publikum. — Und dieses unbestechbaren Rich„ters rechtfertigenden Ausspruch wünsche er noch selbst „mit anzuhören; dieses ehrwürdigen Richters Ach„tung und Zeugniß wünsche er mit sich ins Grab zu „nehmen!“

Aber unsere Leser werden nun begierig seyn, den Inhalt der Schrift selbst zu erfahren, wir sind ihnen daher einen genauen Auszug zu geben schuldig. Wir erinnern nur noch zum voraus, daß der Hauptzweck auf die Begebenheiten des Hrn. Herzogs Ludwig Ernst von Braunschweig gerichtet seye; da aber eben diese Begebenheiten während der neuern Unruhen in der Republik der vereinigten Niederlande vorgefallen, und beyde zu sehr in einander verwickelt sind: so findet man hier viele Aufschlüsse über den gegenwärtigen Zustand dieser Republik. Daß also auch in dieser Rücksicht das Buch sehr wichtig und belehrend ist.

Hr. H. S. giebt gleich Anfangs eine kurze Nachricht von dem Eintritt des Herrn Herzogs in die Kaiserlichen Dienste, von seiner Erwählung zum Her-

zog von Kurland, und den damaligen Vorfällen in Petersburg, auch daß der Herzog den österreichischen Successionskrieg von 1743 bis 1748 als Generalfeldzeugmeister mitgemacht habe. Hierauf kommt er dann sogleich auf die Hauptsache, nämlich den eigentlichen Zweck dieser Schrift.

Nachdem Wilhelm IV. von allen Provinzen der vereinigten Niederlande zum Erbstatthalter erwählt worden, und die damaligen Kriege einen großen General zu seiner Unterstützung erforderten, so fiel seine Wahl auf den Herzog Ludwig. Aber standhaft schlug der Herzog alle Anträge von 1747 bis 1750 aus, bis endlich ein Holländischer Gesandter durch die Vermittelung des Kaiserlichen Hofes und die unablässigen Bitten des Fürsten Erbstatthalters es im Februar 1750 dahin brachte, daß der Herzog, mehr aus Gehorsam gegen die Kaiserin Maria Theresia, als aus Neigung, den Antrag annahm. Die Generalstaaten willigten ihm alles ein, machten den Herzog zum Generalfeldmarschall, bald nachher zum Gouverneur von Herzogenbusch, und 1756 zum Kommandanten über die holländische Fußgarde. Bald nach der Ankunft des Herzogs im Haag, ward er mit zu den Konferenzen über die auswärtigen Angelegenheiten gezogen, und wohnte denselben bis zum Tode Wilhelm IV. regelmäßig bey. Wilhelm IV. hatte den Herzog ersucht, und diesen Wunsch auch den Generalstaaten eröffnet, daß dieser, im Fall er mit Tode abgehen sollte, seine Gemahlin unterstützen möchte, und die Generalstaaten waren damit vollkommen zufrieden. Nach dem Tode Wilhelm IV. der 1751 den 22sten Oktober erfolgte, wiederhohlte die Gouvernantin diese Bitte, und machte ein Testament, worin sie den Her-

zog zum Repräsentanten des minderjährigen Erbstatthalters und zum Vormund ihrer Kinder ernannte. Und die sämmtlichen Stände der vereinigten Provinzen billigten es. Die Provinz Holland war die erste, welche sogar den Herzog durch ihren Rathpensionär ersuchen ließ, sich auf den eintretenden Fall diesem beschwerlichen Geschäffte zu unterziehen. Auch so lange die Gouvernante lebte, wohnte der Herzog den Konferenzen über die auswärtigen Angelegenheiten beständig regelmäßig bey. Im Sept. 1756 erhielt der Herzog von England und Preussen den ehrenvollen und sehr dringenden Antrag, das Kommando über die alliirte Armee zu übernehmen. Aber die Generalstaaten erklärten, es seye äusserst wichtig für den Staat, daß sich der Herzog nicht entferne, und baten ihn, das angebotene Kommando nicht anzunehmen. Und der Herzog erfüllte diese Bitte. Die Gouvernante starb den 12ten Jan. 1759, und obgleich die letzten Tage ihres Lebens ihr durch offenbare Attentate, die Erbstatthalterschaft entweder gänzlich aufzuheben, oder doch ihre Rechte auf ein Nichts herabzusetzen, sehr verbittert wurden: so hat doch der Herzog seine Repräsentation und Vormundschaft ruhig angetreten, und den Generalstaaten darüber den Eid abgelegt. Wozu ihm die sämmtlichen Staaten auf die schmeichelhafteste Art Glück wünschten.

Hr. S. sagt: die 7 Jahre der Vormundschaft und Repräsentation des Herzogs sind unstreitig die schönsten Jahre der Republik im ganzen 18ten Jahrhundert. Die ganze Nation beehrte ihn mit einem völligen Zutrauen, alle Mitglieder der Regierung nahmen ihn in Rath, alle ausländische Minister wandten sich an ihn. Er hat aber auch mit Ansehen und

Macht über die Rechte der Stadthalterschaft gewacht, und ihr insbesondere die militairische Jurisdiktion erhalten. (Hr. S. macht dabey die Anmerkung: gleich nach der Entfernung des Herzogs nahm man sie dem jetzigen Fürststatthalter.) Dem ungeachtet hat er in diesen 7 Jahren die Liebe der Nation zum Hause Oranien wieder gewonnen. Hiebey ist aber nicht zu vergessen, daß das Seewesen nie zu des Herzogs Departement gehört, daß ihm vielmehr seine Instruktion ausdrücklich verwehrt hat, sich darein zu mengen.

Bey der 1766 erfolgten Großjährigkeit Wilhelm V. erhielt der Herzog von sämmtlichen Ständen Danksagungen und Bitten, daß er seine große Talente noch ferner zum Wohl der Republik anwenden möchte. Auch ließ ihm der Erbstatthalter durch den Greffier Fagel und den Pensionär Bleiswyk die vollkommensten Dechargen über die geführte Vormundschaft ertheilen. Nun schließt Hr. S. diesen Abschnitt mit den Worten: „Zeitgenossen und Nachwelt, „sprecht das Urtheil über die Undankbaren und Tyrannen aus, (die nämlich in unsern Tagen ein so entgegengesetztes Verhalten gezeigt haben,) „nennet „Jeden bey Namen und brandmarkt sie!“

Nun ließen die Generalstaaten die K. Maria Theresia aufs neue durch ihren Gesandten ersuchen, ihnen den Herzog noch länger zu lassen, weil sie nichts mehr wünschten, als ihn noch lange beyzubehalten, und mit Vergnügen bemerkten, daß der Erbstatthalter sich seines weisen Raths und Beystandes bedienen möchte. Dankten auch nachher für die erhaltene Einwilligung.

Um sich nun aber mit völliger Gewißheit darauf verlassen zu können, daß der Herzog dem jungen Erbstatthalter noch ferner mit seinem weisen Rath und

Beystand zur Hand gehen möchte, ward zwischen dem Erbstatthalter und dem Herzog die nachher so berüchtigte Consultations-Akte errichtet, wodurch dieser, jenem eidlich angelobt, ihm mit Rath und That in allem, und zu allen Zeiten, so oft es der Erbstatthalter verlange, und für dienlich und nöthig erachte, beyzustehen, nicht nur was die Prärogativen und Gerechtsame des Erbstatthalters, sondern auch am meisten die Dienste und die Wohlfarth des Staats der vereinten Niederlande anbetreffe. Darum soll sich der Herzog auch beständig bey und um die Person des Erbstatthalters aufhalten. Wogegen ihm dieser, ohne eidliche Versicherung, eine völlige Indemnisation und Irresponsabilität, zugesichert. Um der Folge willen, ist das merkwürdigste hiebey, daß der Rath-Pensionär von Bleiswyk diese Akte eigenhändig entworfen. Eben der Mann, der mit von der holländischen Deputation war, die nach 15 Jahren den Erbstatthalter fragen sollte, ob denn wirklich eine solche Consultationsakte vorhanden, und wes Inhalts sie seye? Der am besten allen lügenhaften Gerüchten über diese Akte hätte widersprechen können und sollen. Hr. S. wirft hier 5 Fragen über die Rechtmäßigkeit dieser Consultationsakte auf, und beantwortet sie auf die befriedigendste Weise. S. 56 ff. Von 1766 bis 1776 hörte man nirgends Klagen über den Herzog, er stand nicht nur in Ansehen, sondern genoß auch allgemeine Hochachtung und Liebe.

Nun folgt eine ausführliche Nachricht von den Verwirrungen in Holland von 1776 bis 1780. S. 72 ff. Der englische Krieg mit den amerikanischen Kolonien gab darzu Anlaß. „Eine Rotte von Ver„räthern, die Holland, so lange es Holland ist, ver„wirrt

„wäre hat; erwachte in diesem Kriege wieder; brauch-
„te ihn zum voraus; machte ihn als gute Gelegenheit,
„sich von den Schlägen, die sie 1747 und 1759 ge-
„troffen hatten, zu erhohlen, den Staat abermals
„aus seinen Angeln zu heben, die ganze Regierungs-
„verfassung von 1748 zu vernichten, und auf den
„Ruinen der Erbstatthalterschaft ihre ehemalige despo-
„tische Anarchie wieder aufzuführen. Sie ist es, die
„bisher von dem auswärtigen Publikum nur unter dem
„Ehrfurcht einflößenden Titel, die Herren Staaten
„von Holland rc. oder der Souverän von Holland rc.
„gekannt war; welche abstrakte Titel bisher, auch
„bey unbefangenen Zuschauern aller Brochüren ge-
„gen den Herzog ein für ihn nachtheiliges Vorurtheil
„bewirkt haben. — Blutdürstiger und wilder war
„sie oft, wie nun; unverschämter, gröber und über-
„mächtiger ist sie nie gewesen. Sie hat eine Menge
„Namen. Allgemein heißt sie die Antioranische, die
„Gegenstatthalterische Parthey; vordem hieß sie auch
„die Löwesteinische, die Wittische. Seit 10 Jahren
„wird sie von ihren Gegnern, den sogenannten Eng-
„lischgesinnten, die Französischgesinnten und Gallo-
„manen gescholten. In unsern Tagen hat sie sich
„des Titels der Patrioten bemächtiget. Das berühm-
„te französische Arrêt des Staatsraths vom 14ten
„Jan. 1779 eignete solchen ausschlüßlich den Amster-
„damer Holzhändlern zu; die würdigen Sprecher die-
„ser Holzhändler, der Verfasser der Diemermeer-
„schen Zeitung und andere Pasquillanten, nahmen
„solchen anfänglich nur für sich an, hefteten ihn aber
„in der Folge ihrer ganzen Rotte auf. — Der
„Statthalterschaft und dem Hause Oranien sind diese
„Leute ohne Ausnahme herzlich gram; aber der Grund
„ihres Hasses ist, daß sie freye Leute seyn, d. i. ent-

„weder

„weder gar keine Regierung, gar keine Anordnung,
„die dem einzelnen bösen Bürger mit Gewalt verweh-
„ren kann, daß er seinem Privatinteresse nicht den
„Vortheil des Ganzen aufopfere, dulden; oder selbst
„regieren wollen, um ungehindert und ungestraft jedes
„andere Mitglied ihrer bürgerlichen Gesellschaft zum
„Werkzeug ihrer eigennützigen Absichten misbrauchen
„zu können.“

Hr. S. bringt sie unter 3 Klassen: zu der ersten
rechnet er die Reichen vom Handel- und Handwerks-
stande, besonders an den Ufern der Amstel. „Kauf-
„mannsgeist und Judenseele, sagt er, haben höch-
„stens unsere Moralisten gezeichnet; aber für Hol-
„land muß auch der Staatskenner diese Charactere
„studieren.“ Man lese die ganze Schilderung S.
78 f. selber nach. Die zwote Klasse machen die Men-
noniten und Taufgesinnte aus. S. 86 f. „Ihre
„Reichthümer, verbunden mit ihren Wiedertäufer-
„ischen Religionsgrundsätzen und ihrer Heucheley, ma-
„chen sie zu den fürchterlichsten Feinden jeder ord-
„nungsmäßigen Obrigkeit. — Niemand war von
„jeher geschäfftiger, sich in Staatsangelegenheiten
„einzumischen, als eben diese Frömmlinge. Die
„Fehler anderer bey der Staatsverwaltung auszuspä-
„hen, frech und dumm dawider laut zu sprechen, und
„großen und kleinen Pöbel gegen die Rathhabenden
„aufzuhetzen, dazu glaubten sie Gewissenshalber
„verpflichtet zu seyn: und türkische Freyheit, die selbst
„nichts wagt, aber fremde Pfoten kauft, um für sich
„Kastanien aus glühender Asche zu holen, nannten
„sie Ergebung eines ruhigen Bürgers und christliche
„Demuth. — Sogar unter den Bürgerfreykom-
„pagnien sieht man nun zum erstenmale junge Men-

„noni-

„nonisten.“ Die dritte Klasse endlich besteht aus dem Pöbel, „der von den Reichen lebt, und dadurch deren „natürlicher Sklave wird, folglich sich maschinen„mäßig von ihnen zu allem brauchen, sich thierisch „von ihnen gegen Jeden hetzen läßt.“ Da der Pöbel in Holland häufig gedrucktes lese, so werde die Presse ein mächtiges Mittel auf ihn zu wirken. „Noch „schließen sich, fährt Hr. S. fort, an diesen Troß, „oder die ganze Parthey, die Malkontenten an, „woran es in keinem Staate, der ein irgend mini„rendes Haupt hat, fehlen kann. Dies sind die Mein„eydigen. — Einzelne Bösewichter verüben diese „Missethaten, die Nation duldet sie blos und muß „sie dulden, so lange sie die Gebrechen ihrer Konsti„tution nicht heilt.“

Nun fährt der Verf. fort: „dreymal wenigstens „schon, so lange Holland existirt, hatte diese Rotte „völlig die Oberhand gewonnen und den Staat an „den Rand des Unterganges gebracht. — In „den letzten Jahren der Gouvernante setzte sie zum „viertenmale an; aber da scheuchte der H. Ludwig die „Hydra glücklich in ihre Höhlen zurück. Zwanzig „Jahre später, wagte sie einen neuen fünften Ver„such: sollte dieser dem Ungeheuer besser gelingen, „so mußte vor allen Dingen der starke Wächter „der Konstitution, der H. Ludwig, aus dem We„ge; und dieser Hauptstreich gelang.“

S. 84 ff. setzt Hr. S. die Ursachen auseinander, die die Sache in Holland so weit gebracht haben, als sie gegenwärtig sind. Die Amsterdamer Kaufleute, Holzhändler, sagt Hr. S. haben den Krieg mit England angezettelt, (er machts sogar wahrscheinlich, daß sie den Umsturz der Statthalterwürde dabey im Auge gehabt haben,) da aber, wie bekannt, dieser Krieg

einen

einen schlechten Fortgang gehabt, und die Anstifter schlimme Folgen für sich fürchteten, „so ersannen sie „das äußerste, das boshafteste, das dummste Mittel, „das in keinem Lande der Welt, Holland ausgenom„men, zu versuchen stand — sie versuchten die Schuld „des Kriegs mit England sowohl, als die Schuld, „daß solcher so unglücklich gieng, oder die Schuld „des Verfalls ihrer Marine, von sich ab auf den „Fürst Statthalter und seinen Freund zu schieben.“ S. 95.

„Die Pensionäre einiger Städte der Provinz Hol„land, die damals die ganze Republik dirigirten, „hielten geheime Zusammenkünfte und entwarfen den „Plan zur neuen Verfassung, den man S. 98 ff. finden „kann.“ Da es aber allerdings schwer halten mußte, dem Statthalter und Herzoge jene Beschuldigungen auf den Kopf zuzusagen, so wurden die Pasquillanten, von welchen der Verf. sagt: Holland wird durch Pasquillanten, wie ehedem Athen durch Redner regiert, — gebraucht, um die so ganz grundlosen Beschuldigungen unter das Volk zu bringen, und die Amsterdamer Bürgermeister haben ihre ersten Beschwerden gegen den Herzog durchaus auf keinen andern Grund, als die durch die Pasquille verbreiteten Anklagen, gebauet. Die Erzählung dieses Pasquillenunfugs kann man S. 102 ff. lesen, und man wird darüber erstaunen. Allerdings ist dabey merkwürdig, daß in dem ersten Jahre das Pasquilliren nur auf den Erbstatthalter gerichtet war, und vom Herzoge nichts, oder doch nur sehr wenig vorkömmt. „Glaubte die „Parthey, sagt Hr. S. damals noch, ihr Werk, den „Statthalter zu stürzen, ohne Sturz des Herzogs „ausführen zu können? Oder hoffte und wünschte sie

„sogar

„sogar (gewisse andere Umstände lassen es auch vermu-
„then) den Herzog selbst auf eine oder die andere Wei-
„se in die gemachten Entwürfe leiten zu können?“
S. 105.

Aber von 1780 an ward auch der Herzog ein Gegenstand der Pasquille. Wie weit die Sache getrieben worden, urtheile man aus folgendem Umstande. Eine englische Pensionsliste ward mit der absichtlichen Veränderung in Amsterdam nachgedruckt, daß aus F. Duke of Brunswyk, L. Duke of Brunswyk gemacht wurde. Und auf den Grund dieser verfälschten Liste wurde der Herzog nicht nur bey der Nation verdächtig gemacht, sondern sogar in den Resolutionen der Staaten angeklagt, und angeschwärzt.

Der erste Anfall auf den Herzog Ludewig, außer den schon vorangegangenen Pasquillen, geschah den 18 May 1781. Die Abgeordneten der Stadt Amsterdam trugen in der Versammlung der Stände von Holland und Westfriesland vor, daß man dem Erbstatthalter einen von den Ständen gewählten Geheimenrath an die Seite setzen sollte. Wodurch also der Rath des Herzogs überflüssig gemacht werden sollte. Aber über diesen Antrag, weil er gänzlich constitutionswidrig ist, wurde nicht einmal gestimmt. Den 8ten Jan. d. J. giengen die Amsterdamer Bürgermeister Temminck und Rendorp nebst dem Pensionair Visscher in Gegenwart des Rathpensionär von Bleiswyk schon weiter. In einer Privataudienz bey dem Hrn. Erbstatthalter erklärten sie unter andern, daß nach der allgemeinen Meynung (die aber bloß auf ausgestreueten Lästerschriften beruhete) der Herzog für die erste Ursache von dem schlechten Zustande des Defensionswesens der Republik gehalten werde; daß durch den Einfluß des Herzogs auf den Geist

des

des Erbstatthalters die patriotischen Rathgebungen des Rathpensionärs vereitelt worden; daß sie also die Entfernung des Herzogs von der Person des Erbstatthalters als sehr nothwendig ansähen. Dies alles wurde abgelesen, aber dem Erbstatthalter eine Abschrift verweigert. Er sagte in seiner Antwort, daß die Bürgermeister von Amsterdam am englischen Kriege Schuld seyen, und nun, da sie in Verlegenheit wären, verlangten sie von ihm, er sollte den Herzog von Braunschweig der Wuth des Volks aufopfern 2c. Er erklärte auch, daß er dem Herzog davon Nachricht geben werde. Da die Bürgermeister sahen, was die Sache für eine Wendung nehme, so haben sie auch ihre andern Kollegen mit hereingezogen, um ihrem Besuch beym Erbstatthalter in der Folge das Ansehen einer ordentlichen und feyerlichen Deputation zu verschaffen. Natürlicher Weise konnte der Herzog nicht darzu schweigen. Er wandte sich den 21sten Jun. durch ein Schreiben an die Generalstaaten, worin er um die strengste Untersuchung der wider ihn angebrachten Beschwerden, und, wenn sie falsch befunden würden, um wirksame Protektion und Reinigung von der ihm zugefügten Blame bat. Auf dieses Schreiben wurde von den Generalstaaten resolvirt, daß der Herzog auf das vollkommenste gerechtfertiget und bey den sämmtlichen Staaten nachgesucht werden sollte, dem Pasquillenunfug Einhalt zu thun. Einige Staaten stimmten damit überein. Aber die Stände von Holland kehrten die Sache um, hielten die Amsterdamer Bürgermeister für die Beleidigten, und verlangten, daß ihnen der Herzog Genugthuung verschaffen sollte. Das Verhalten der Deputirten bey den Generalstaaten wurde als sehr tadelnswerth erklärt. Und diese sonderbare Wendung

beruhet lediglich darauf, daß der Schritt des Herzogs an die Generalstaaten in der Form unrichtig seye. Daraus folgerten die Staaten von Holland ferner, daß man gar nicht Ursache habe, das Schreiben des Herzogs in Deliberation zu nehmen, und noch weniger, um deswillen Befehle gegen die Pasquillenschreiber ergehen zu lassen. Die Stadt Alkmar resolvirte sogar: da seit einiger Zeit schon das Pasquilliren allgemeine Mode gewesen, so sehe man nicht ein, daß solches nun just, dem Herzoge zu Gefallen, gehemmt werden müsse. S. 371. So wurden also die Pasquillanten in obrigkeitlichen Schutz genommen. Aus den Staaten, wo sie vertrieben wurden, wendeten sie sich nach der Provinz Holland, und wurden da noch weit wüthender und unverschämter, als sie zuvor waren. Damit aber der Leser von seiner Verwunderung über ein solches Verfahren sich wieder erhohlen möge, so müssen wir ihm berichten, daß um deswillen der höchst beleidigte Kläger nicht nur abgewiesen, sondern sogar zum Angeklagten gemacht worden, weil einige Stände von Holland, zuerst der Pensionär von Dordrecht, von Gyzelaar, behaupteten, und es durchsetzten — der Herzog habe sich an seinem Souverain vergriffen, dadurch, daß er sich über die Beleidigungen der Hrn. Bürgermeister von Amsterdam bey den Generalstaaten beschwert hätte. Weil nämlich durch die Indemnitätsakte festgesetzt seye, daß ein Mitglied der Staatenversammlung über das, was es rathe und urtheile, nicht zur Rede gesetzt, noch weit weniger belangt werden dürfe. Hr. H. S. sagt bey dieser Gelegenheit: „Nun kamen die neuen Erweite„rungen, die man dem allgemeinen Staatsrechte des „Machiavelli und Hobbes und Graswinckel zu geben „für gut fand, zum erstenmal zum Vorschein: daß

„näm-

„nämlich nicht blos ein in Eine Person koncentrirter „Souverän, Kayser, König, Sultan, Schah ꝛc. „genannt, ungerügt, ungehindert, ungestraft Na„turgesetze brechen, morden, verläumden, mit einem „Worte, alle Schandthaten begehen könne; sondern „daß diese Majestätsrechte auch jedem einzelnen Theile „eines vielköpfigten Souveräns, jedem Rathsherrn „und Syndikus oder Pensionär der Stadt Amster„dam, Dordrecht ꝛc. für sein kleines Individuum, „zuständig wären; und folglich ein Pensionär von „Dordrecht, wenn er einem deutschen Fürsten, bis „auf deutschen Grund und Boden, gemiethete Ban„diten über den Hals schickt, Niemanden in der „Welt dafür zur Rede stehen dürfe. — Unter dem „Schilde der erweiterten Indemnitätsakte hat der „Dordrechter Pensionär Gyzelaar in der Folge, so„wohl in als außer den Versammlungen, die ab„scheulichste Lästerungen gegen den Herzog ausgespieen.“ S. 374 f. Man muß bekennen, daß man diese Staatenresolutionen, die meistentheils alle der Dordrechtischen nachhallen, nicht anders, als mit Indignation lesen könne. Man findet sie S. 170 ff. Endlich ward durch eine Resolution der Stände von Holland durch eine Mehrheit von 11 gegen 8 Stimmen die ganze Sache seponirt; die Indemnitätsakte erweitert, und folglich der Herzog mit seinen gerechten Beschwerden gänzlich abgewiesen; vielmehr mußte er außer den Injurien, die ihm zu den Beschwerden Anlaß gegeben, sich noch weit gröbere gefallen lassen, die im Lauf der Untersuchung in den Resolutionen der einzelnen Städte enthalten waren.

Hr. S. liefert über den ganzen Vorgang, den er bisher nur aktenmäßig erzählt hat, eine Beurtheilung,

die Leser, welche durch unsern Auszug über ihr eigenes Urtheil noch im Zweifel stehen, nachlesen müssen; wo man auch die darüber erschienenen Privatschriften angeführt findet. S. 272 ff. „So erlag, heißt „es zuletzt, der Herzog zum erstenmale unter der Uebermacht tyrannischer aller Menschheits- und Staatsrechte spottender Feinde. — Wer konnte wider Gyzelaar und Amsterdam! Kenner des Staatsrechts „von Holland sahen in dem Unfalle, der den Herzog „betroffen hatte, zugleich die künftige, noch mehr befestigte Sklaverey ihrer Mitbürger voraus: denn, „um die Amsterdamer Bürgermeister gegen ihn zu „retten, hatte man Sätze geltend gemacht, die das „Schicksal von einem Paar Millionen Menschen dem „Willkühr von einem Paar hundert sogenannten Regenten Preis gaben, und dadurch einen Freystaat in eine „fürchterliche vielköpfige Despotie umformten.“

Während dem, daß diese in ihrer Art höchst seltene Staatsverhandlung vorgieng, die zuerst über die Zumuthung entstanden war, daß der Herzog aus dem Haag und aus dem Rath des Fürsten Erbstatthalters entfernt werden sollte, ließen sich schon einzelne Stimmen hören, die auf seine gänzliche Entfernung aus den vereinigten Niederlanden antrugen.

Hr. D. W. van Linden, Deputirter der Provinz Seeland zur Versammlung der Generalstaaten, verbat sich den ihm aufgetragenen Gesandschaftsposten am Oesterreichischen Hofe durch ein Schreiben an die Generalstaaten vom 26 Jul. 1781, welches für den Herzog, seinen Wohlthäter, höchst nachtheilig ist. Er hält sich für verpflichtet, allen Einfluß von Fremden, so hoch von Geburt und mächtig in Gewalt sie auch seyn möchten, abzuwehren, nennt den Herzog Ludwig von Braunschweig gerade zu, und bringt

zuerst einen Verdacht gegen die Konsultationsacte auf die Bahn, wovon nachher noch mehr vorkommen wird. Aber man muß dieses hämische Schreiben selber lesen. S. 158 ff. Vor der Hand ward aber noch nicht darauf geachtet. Erst in der Folge, nachdem alle Versuche den Herzog zu stürzen, fruchtlos abgelaufen waren, wurde diese Sache mit den lügenhaftesten Erdichtungen und absurdesten Uebertreibungen zu einer Anklage wider den Herzog gemacht. Indessen ließ sich der Hr. Erbstatthalter überreden, den Herzog zu ersuchen, den Haag zu verlassen, und sich in sein Gouvernement zu begeben, weil ihm unaufhörlich vorgespiegelt worden war, „daß, wenn der Her„zog sich freywillig in sein Gouvernement zurückzöge, „nicht nur alle Verfolgungen gegen denselben aufhö„ren, sondern die Sache des Fürststatthalters selbst „besser werden. — Da hingegen, wenn jener bliebe, „die Erbitterung gegen den Fürsten immer mehr wach„sen würde. Man machte ihn glauben, das Wohl „des Statthalters und seines Hauses, und die öffent„liche Ruhe, hienge davon ab. — Wilhelm V. „ward das Opfer dieser verkehrten, wo nicht gar ver„rätherischen, Insinuationen ꝛc." Hr. S. sagt, der Herzog sey innigst überzeugt gewesen, daß es nur eine Falle seye, die man dem Statthalter legte, um ihn desto leichter zu stürzen; und daß sich seine Feinde schmeichelten, ihn, den Herzog, in der Folge ganz aus dem Lande treiben zu können, wenn sie ihn nur erst vom Haag weg hätten. Er gab endlich nach, und reisete den 24sten May 1782 nach Herzogenbusch ab. S. 380 f. Seine Besorgnisse, oder vielmehr Ueberzeugungen, haben richtig eingetroffen. „Kaum war er acht Tage vom Haag weg, so bra„chen dort die wüthendsten Verfolgungen gegen den

„Fürst Statthalter aus, die bekanntlich noch bis diese „Stunde fortdauern."

Es vergieng nun mehr als ein Jahr „ohne daß „die laurende Kabale einen öffentlichen Schritt zur „Ausführung ihres fernern Plans mit dem Herzog „that: der Plan selbst aber war noch immer da.

Zwar wurde die berüchtigte Geschichte des Fähnrichs de Witte, die S. 382 ff. in ihrem wahren Lichte dargestellt wird, von den Feinden des Herzogs, wenigstens zu hämischen Vorspiegelungen, gemisbraucht. „Ein Fähnrich, hieß es, ist nicht im Stande, einen „solchen Streich allein auszuführen, wenn nicht „Große mit dahinter stecken. Doch wurden sie schon „dadurch etwas verwirrt, wie sie erfuhren, daß der „Fähnrich ein Anverwandter des alten Bürgermei„sters Temmink wäre. Und wie sich in der Folge „die ganze Sache auf eine so scheusliche Art entwi„ckelte, sahen sie ihre boshafte Hoffnung völlig ge„täuscht."

In diese Zeit fallen die Unternehmungen des Kaisers gegen die Republik, und die Untersuchung der Grenzfestungen gab Gelegenheit zu dem zweyten öffentlichen Angriff auf den Herzog Ludwig; wobey aber, wie bekannt, seine Ehre vollkommen gerettet worden. Der holländische General Dumoulin spielte dabey eine Rolle, die seinen Charakter sehr zweydeutig macht. Um nicht zu weitläuftig zu werden, müssen wir den Leser auf das Buch selbst verweisen. S. 389 ff.

Da nun alle Plane der Feinde des Herzogs vereitelt waren, und sie doch darauf bestanden, wie sie sich gegen den Erbstatthalter mit dürren Worten ausgedruckt hatten, den Herzog gänzlich aus dem Gebiete der Republik zu entfernen; so ward die schon oben an-

ge-

geführte Konsultationsakte vorgenommen. Auch hier mußten die Pasquillanten wieder den Anfang machen. Darauf hin ward eine eigene Kommission an den Erbstatthalter abgeschickt, die sich auf das Gerücht von einer daseyn sollenden Konsultationsakte verwundernd berief, und den Statthalter über ihr Daseyn und ihren Inhalt befragte. Der Erbstatthalter ließ sie drucken, und obgleich dadurch allen lügenhaften Uebertreibungen und hämischen Seitenblicken hätte ein Ende gemacht werden können; so wurde doch die Sache so lange herumgetrieben und durchgeknätet, bis endlich mit einer Mehrheit von 10 gegen 9 Stimmen, aber doch unter lauten und beständigen Protestationen, der Entschluß gefaßt wurde, daß sich der Herzog, als ein Fremder, aus der Republik entfernen sollte. Als ob ein Mann, der 35 Jahre lang der Republik gedient, und die erhabenen Posten eines Repräsentanten der Statthalterwürde und eines Feldmarschalls der Republik verwaltet hatte, noch als ein Fremder betrachtet werden könnte! Es ist unbeschreiblich, was während dieser Untersuchung für Unregelmäßigkeiten, schreyende Ungerechtigkeiten und abscheuliche Grobheiten gegen den Erbstatthalter und gegen den Herzog vorgefallen sind. Recensent kann sich nicht überwinden, die Lästerungen der Städte Dordrecht, Haarlem, Amsterdam ꝛc. abzuschreiben. Man mag sie S. 464 ff. nachlesen. Man lese, wenn man kann, ohne Entsetzen die Resolution S. 469 ff.

Eine der Hauptanklagen war, daß sich der Herzog, wider seine Instruktion, in Religions- Polizey- Finanz- und Justizsachen melirt hätte. Nämlich in der Instruktion, die er als Repräsentant des min-

vorjährigen Erbstatthalters erhalten hatte, durch welche derselbe aus Angelegenheiten, in die er sich auch dazumal nicht gemischt hat, von seinem Departement ausgeschlossen. Nachdem aber die Repräsentation bey der angetretenen Volljährigkeit des Erbstatthalters niedergelegt, so hörte auch die Instruktion auf. Und als er mit Einwilligung der Staaten die Verbindlichkeit eines Rathgebers bey dem Erbstatthalter auf sich genommen und sich darzu eidlich verpflichtet hatte, so war er natürlicher Weise verpflichtet, dem Statthalter in allem Rath zu geben, wo er es verlangen würde, folglich auch in jenen Dingen." Nur allein die Angelegenheiten des Seewesens waren davon ausgenommen, womit sich aber der Herzog nie abgegeben hat.

Uebrigens ist keine von den Anklagen gegen den Herzog gehörig erwiesen, er ist nie darüber gehört worden, und ein großer Theil der Nation hat beständig wider alle Proceduren gegen ihn protestirt.

Bey allen diesen Beleidigungen für den Herzog war doch die noch die ärgste, da ihm von einigen, die sich seine Freunde nannten, ein Vorschlag zu einem Accommodement gemacht ward, den kein deutscher Fürst, kein Mann von Ehre, hätte eingehen können. Man findet ihn S. 482 ff. Schön und edel ist die Protestation der Ritterschaft von Holland, die eine ehrenvolle Rechtfertigung des Herzogs enthält, S. 486 ff. „Hätte sie Eindruck gemacht, sagt Hr. H. „S. so wäre auch die Ehre des gesammten Landtags „von Holland gerettet gewesen. Aber Despoten wi„derrufen nicht! Die 10 Städte blieben taub gegen „alle diese evidenteste Vorstellungen; sie hatten einmal „fest beschlossen, ihren Plan gegen den Feldmarschall „durchzusetzen; was kümmerte sie Gerechtigkeit, Bil-

„lig-

„ligkeit und Ehre? Was Vaterland, Europa und „die Nachwelt?“

Zwey Wochen, nachdem der Herzog die höchstbeleidigende Resolution der Stände von Seeland erhalten hatte, geschah der theure Schuß auf der Schelde. Da nun ein Bruch zwischen dem Kaiser, dessen Feldmarschall der Herzog noch war, und der Republik unvermeidlich war, so faßte der Herzog den Entschluß, alle seine Bedienungen bey der Republik in die Hände der Generalstaaten zu resigniren; das er auch den 14ten Octbr. 1784 durch ein Schreiben gethan hat. Den 16ten Okt. verließ der Herzog Ludwig das Land, in welchem er 34 Jahre und 10 Monate gewohnt, „das unter ihm und durch ihn vom „Jahr 1750 bis 1775 eine seiner glücklichsten Perio„den durchlebt, das ihn ununterbrochen, 30 Jahre „hindurch, dankbar verehrt, pflichtmäßig geliebt „hatte, das ihn in den letzten 4 Jahren seiner Dienste „von einer kleinen aber übermächtigen Parthie, auf „eine Art, die in den Jahrbüchern des Freystaats „ohne Beyspiel ist, ungestraft hatte mishandeln las„sen. Er verließ dieses ihm schreckliche Land, unter „allen bisher erzählten Umständen — und fluchte ihm „gleichwohl nicht!

Vielleicht möchte man hier fragen, warum der Herzog seine Retraite nicht eher genommen habe? Aber selbst ein holländischer Schriftsteller hat bewiesen, daß der Herzog, so sehr ihm auch schon vor dem zerrütteten Lande eckeln mußte, gleichwohl in seiner damaligen Lage, so lange seine Sache nicht untersucht und er gerichtlich gerechtfertiget worden, seiner Ehre unbeschadet, diesen Schritt durchaus nicht thun könne. S. 499. Es ist zwar diese Untersuchung auch nachher nicht angestellt worden; aber die kleine Majo-

 rität,

rität, die auf seine Entsetzung votirt hat, und die Protestation der Ritterschaft und der andern Stände ist eine laute und ehrenvolle Rechtfertigung für ihn. Und vielleicht hätte er den Schritt auch noch nicht gethan, wenn nicht die Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und der Republik ausgebrochen wären.

Wir haben in diesem Auszuge nur eines Schreibens des Herzogs an die Generalstaaten zu seiner Rechtfertigung Meldung gethan. Aber er hat es dabey nicht bewenden lassen, sondern dasselbe mehrmalen und auf verschiedene Arten gethan, auch ist es durch den Herrn Erbstatthalter mehrmalen mündlich und schriftlich geschehen. Aber es blieb immer dabey, daß die Staaten von Holland, auch die von Seeland und Friesland auf keine Gründe hören, sondern auf ihren einmal gefaßten Entschlüssungen bestehen wollten.

Der Herzog war schon in Aachen, als die Untersuchungen wegen des erdichteten Komplots, Mastricht an den Kaiser zu verrathen, anfiengen, die mit so vieler Erbitterung getrieben, aber auch zur äußersten Beschämung geendigt wurden. Dazumal hat sich zuerst ein Monarch des beleidigten Herzogs mit Nachdruck angenommen. Herr S. sagt, man habe zuverläßig erfahren, daß der Kaiser durch seinen Gesandten in Paris dem holländischen Gesandten daselbst hätte bekannt machen lassen: „er wäre äußerst „aufgebracht über die unwürdigen Proceduren, die „man sich in Holland gegen den Herzog Ludwig er„laubt hätte, welcher noch in seinen Diensten wäre; „und würde daher auf dessen Justifikation dringen.“

Endlich kömmt Hr. S. noch auf das wirkliche Komplot, dem Herzog seine Briefschaften durch List

oder Gewalt zu rauben. Er sagt: „das Ende krön„te ihr (der Feinde des Herz.) Werk gegen den Her„zog! Mit falschen Angebern und ehrlosen Pasquil„lanten hatten sie es angefangen: mit erkauften Ban„diten und Straßenräubern beschlossen sie es.“ „Der Herzog siehet es als eine Wohlthat der Vorse„hung an, und dankt ihr dafür, daß sie diesen fünf„ten Angriff seiner Feinde auf ihn, zwar den fürch„terlichsten unter allen, denn sichtbar drohete er sei„nem Leben — aber auch den rasendsten unter allen, „denn unmöglich konnte er gelingen — zugelassen „hat. War irgend Jemand, der nach dem Vor„hergegangenen noch zweifelte, ob dem Herzog mit „vorbedachtem Muth und entschlossener Bosheit, oder „nur im Sturm einer Leidenschaft unrecht geschehen „sey; der wird von nun an zu zweifeln aufhören. „War irgend Jemand, der in den sogenannten Pa„trioten in Holland, bey ihren Proceduren gegen den „Herzog, höchstens nur undankbare, ungerechte und „durch den Partheygeist allzuweit hingerissene Leute „sah; der wird sie hier, vor einer ehrwürdigen deut„schen Justiz, nach allen Regeln der peinlichen Ge„richtsform, als Bösewichter vom allerverworfensten „Menschenschlag entlarvt finden.“

Zur Absicht dieses Anschlags giebt der Hr. Verf. an, daß man dann doch eine wirkliche Schuld auf den Herz. aus dessen Papieren hätte heraussuchen wollen. Die Pasquillanten in Holland sprachen öffentlich von einer starken Korrespondenz zwischen dem Haag und Aachen, aber es war nichts dran, die Korrespondenz existirte nicht. Als man den Hrn. van Slype in Mastricht (einen alten Freund des Herzogs) arretirt hatte, hoffte man unter seinen Papieren so et-

was von verdächtigem Briefwechsel zu finden, die Kunsten sprachen schon von Briefen in Chiffern rc. die gefunden worden wären. Aber auch da war alles Suchen vergeblich. Auch möchte man es nicht allzugern sehen, daß die Aktenstücke und Behandlungen von den dem Herz. zugefügten Beleidigungen in seinem Besitz wären. Dem mag seyn wie ihm will. Der Anschlag war gemacht, dem Herzog seine Papiere mit List oder Gewalt zu rauben. Eine ganze Menge Leute waren dazu erkauft und aufgestellt, wovon verschiedene unter der Legion des Hrn. Rheingrafen von Salm als Staabsofficiers angestellt waren. S. 592. ff. findet man Nachrichten und Beschreibungen von diesen Personen.

„Man fand sich einander, sagt Hr. S. Die Gesellschaft ward errichtet. Ein Souffleur und ein „Syndikus, ein Buchhalter und ein Obrister, ein „Partheygänger des Alibers und der Sultan von „Dekapoli in Holland und Westfriesland — welche „Gruppe! — wurden Amis communs, und giengen seitdem Hand in Hand.“

Der Mensch, welcher dem Herzog die Entdeckung machte, sagte aus: „Der Pensionär der Stadt „Dordrecht, Gyzelaar, sey das Haupt des Komplots, „und habe alles mit dem Rheingrafen von Salm, „und dem General Grafen von Maillebois koncertirt; „der Rheingraf aber habe die Hauptdirektion des ganzen Plans.“ S. 604.

Man hat zwar in öffentlichen Blättern von dieser Begebenheit viel gelesen; indessen wird man in Hrn. S. aktenmäßiger Erzählung manches finden, das man noch nicht gelesen hatte. Nachdem der Proceß dieser Leute geendigt war, und sie die Stadt Aachen verlassen hatten, haben bald die Meisten ihre Zuflucht nach dem

Haag

Haag genommen, und leben daselbst in der größesten Sicherheit. Die holländischen Zeitungschreiber, nachdem die Sache diesen Ausgang genommen hatte, legten sich aufs Leugnen; behaupteten, das ganze Komplot seye ein Hirngespinst, eine Erdichtung, die mit dem d'Arros (dem Angeber des Komplots) verabredet worden wäre.

So ward also auch diese Sache, wie alle vorhergehenden, geendiget, daß nämlich der Herzog von den Holländern ganz und gar keine Genugthuung erhielt. Und hiemit endiget Hr. S. seine Vertheidigungsschrift. Nun folgen, wie schon oben gesagt worden, des HSR. Runde Anmerkungen.

Dies wäre also die Glückseligkeit der Republikanischen, oder vielmehr, aristokratischen Regierungsverfassung! Wenn ein Monarch ungerechte Machtsprüche thut, so nennt man es einen Misbrauch des Majestätsrechts, der oberherrlichen Gewalt. Wie soll man es aber nennen, wenn die holländischen Rathsherren behaupten, daß die Majestätsrechte nicht nur ihrem ganzen illustren Körper, der zusammengenommen eigentlich die Regierung, oder wie sie itzt sich auszudrücken angefangen haben, den Souverän, ausmacht; sondern auch jedem einzelnen Mitgliede desselben, das doch als Individuum in einer republikanischen Verfassung — nicht mehr als Bürger und Unterthan ist, zukommen; daß folglich jedes derselben unter dem Schilde der Majestätsrechte, ungescheut, unangetastet, ungestraft, verleumden, beleidigen, mishandeln dürfe? In der leidner Resolution wird mit dürren Worten behauptet: daß nicht nur die Staatsversammlung überhaupt, sondern auch die Mitglieder der Regierung insbesondere die Souveränitätsrechte genüßen sollen. Sollte es auch selbst auf

Kosten

Kosten des gemeinen Besten geschehen. S. 185. Rotterdam behauptet, daß sich der Herzog an der Souveränität vergreife, weil er sich über die Beleidigungen einiger Rathsherren beschwert habe; daß ihm kein Recht zukomme, Satisfaktion zu verlangen, sondern er vielmehr gehörige Satisfaktion und Reparation geben müsse. S. 209. Und diesen Behauptungen ist in der Staatenversammlung nicht widersprochen, vielmehr sind sie als richtig angenommen, darauf hin die Indemnitätsakte durch einen feyerlichen Schluß erweitert und der Herzog mit seiner Klage gänzlich abgewiesen worden. Er hat noch vom Glück zu sagen, daß es die Ritterschaft dahin gebracht hat, daß die Sache seponirt, und nicht weiter auf die Bestrafung des Herzogs, wegen des vorgegebenen Eingriffs in die Rechte des Souveräns, gedrungen worden. Wenn ein Despot dem geringsten seiner Unterthanen Gewalt und Unrecht thut, so muß es der Unterdrückte freylich leiden, weil er nicht wider Gewalt kann. Aber wer hat je einem solchen Unglücklichen das Menschheitsrecht streitig gemacht, sich auf gebührende Art entschuldigen, die Untersuchung des ihm angeschuldigten Verbrechens suchen, und im Fall, daß die Untersuchung zu seinem Vortheil ausfiele, auf seine Rechtfertigung antragen zu dürfen? Die Staaten von Holland aber leugnen dem Herzog, der nicht blos in ihren, sondern in der ganzen Union Diensten stehet, dieses Menschheitsrecht gerade zu ab. Kann wohl der Despotismus weiter gehen, als in dieser sogenannten Republik! Noch mehr — der Herzog, der als Feldmarschall eigentlich nur unter den Generalstaaten stehet, wird von drey Provinzen unschuldiger Weise so behandelt; der Pensionär Gyzelaar aber, der auf Requisition der Gerichte zu Aachen

über

über eidlich erhärtete Anklagen wider ihn vernommen werden sollte, wird nicht vernommen, sondern den Gerichten zum Bescheid gegeben, man hätte ex Superabundanti dem Hrn. de Gyzelaar davon Nachricht gegeben, und seine Edlen hätten darauf zur Antwort gegeben, daß er sich nicht für verpflichtet erachte, darüber eine Erläuterung zu geben, und dabey müsse man es beruhen lassen. S. 647.

Mit Recht sagt daher Hr. H. Schlözer, S. 374. „Seit jener Erweiterung der ohnehin schon fürchterli„chen Indemnitätsakte ist Ehre, Leben und Gut eines „jeden Individui in der Republik in größter und be„ständiger Gefahr. Denn nun kann Jeder, der nur „den geringsten Theil an der Regierung hat, ohne „alle Verantwortung, seinen Muth an demjenigen „kühlen, den er seiner Rache würdig findet: und „wollte sich der ungerecht Angegriffene dagegen ver„theidigen, so liefe er Gefahr, als ein des Criminis „laesae Majestatis Schuldiger, den Kopf zu verlieren.“

D.

Kurze

Freye Untersuchung über Daniels Gesichte oder Weissagung von den 70 Wochen, worinn — — gezeigt wird, daß die Wochen Tagewochen sind. Nebst einem Anhange. — — Stendal, bey Große. 1785. 76 S. in 8.

An die Stelle der gewöhnlichen, freylich mit grossen Schwierigkeiten verknüpften Erklärung, vermöge welcher Daniel im Kap. 9, 24. u. f. Christi Tod und das Erlösungswerk vorher verkündigen soll, setzt der ungenannte Verf. hier eine andre, die wirklich weniger erkünstelt, und mit Beybehaltung seiner eignen Worte, kürzlich folgende ist: „Es werden kaum 70 „Wochen seyn für dein Volk, so soll der Abfall von Jehoven „gehemmet, die Bosheit durch Opfer versöhnet, die Wahr„heit der Weißagung Jeremias (Kap. 25, 11. und Kap. 20, „18.) bestätigt, und der allerheiligste Altar eingeweihet wer„den. Wisse daher, daß vom Ausgang des göttlichen Be„fehls (welcher zu Anfange deines Gebets gegeben wurde,) „Jerusalem wieder zu erbauen, bis zur Thronbesteigung des „Cyrus, der ihn vollziehen soll, 7 Wochen seyn werden: „und (von da an) in 62 Wochen sollen die Gassen Jerusa„lems wieder erbauet werden, wiewohl in Zeiten, die die Ei„fersucht des benachbarten Volks unruhig machen wird. Dann „wird Cyrus in einer Schlacht erschlagen werden, und Jeru„salem nicht länger unter seiner Macht stehen; und die Sa„mariter, Unterthanen seines Thronfolgers Cambyses, wer„den die Stadt zerstöhren. Und die Verwüstung wird fort„dauern bis zum 2ten Jahr des Darius Hystaspis, da die „Königreiche der Erde ohne Krieg seyn werden u. s. w."

Diese Erklärung ist eben nicht ganz neu; schon ältere Ausleger, die der Verf. billig hätte anführen sollen, wenn sie ihm bekannt waren, äußerten ähnliche Meynungen. So hielt z. B. Jungmann die 70 Wochen für bloße gewöhnliche Tagewochen; und einige Kirchenväter fanden gar Anlaß, unter dem Messias dem Fürsten, den König Cyrus zu verstehen. Freylich werden hierdurch einige Schwierigkeiten, sonderlich wegen der Zeitrechnung, gehoben; aber es bleiben deren noch immer, wie überhaupt bey Weissagungen unvermeidlich ist, manche übrig, welche sowohl abermals wegen der Zeitrechnung u. dgl. als auch aus den vorkommenden Ausdrücken entste-

entstehen, da man dann zu unbefriedigenden Hypothesen und erzwungenen Muthmaßungen seine Zuflucht nehmen muß. Um nur ein Beyspiel anzuführen, so stößt man S. 19. bey dem 25sten Vers, wo des göttlichen Befehls zur Wiedererbauung Jerusalems, gedacht wird, auf folgende sonderbare Aeußerung: „Wahrscheinlich ward er (der Befehl) gleich „beym Anfang des Gebets Daniels öffentlich im Himmel den „allen dort zur Bedienung gegenwärtigen Schutzengeln oder „geflügelten Boten bekannt gemacht." Fast möchte man bey diesen und den darauf folgenden Ausdrücken vermuthen, daß der Verf. mit seinen Lesern habe scherzen, oder sie wenigstens in Ungewißheit lassen wollen, ob er selbst die gegebene Erklärung für befriedigend halte. In wie fern sie vor der bisher gewöhnlichen einen Vorzug verdiene, und welches Gewicht man den beygebrachten Gründen zueignen könne, überläßt R. der Entscheidung eines jeden Forschers. Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß wenn Daniel durch prophetischen Geist in die Zukunft blickte, er eben so gut den entferntern Tod Christi, als die nahe bevorstehende Regierung des Cyrus, nebst dessen Tod u. s. w. vorher verkündigen konnte. Um die Ausleger, welche nur von jenem hören wollen, etwas zu befriedigen, sind S. 55. einige Aehnlichkeiten zwischen Cyrus und Christus angeführt worden, welches aber füglich hätte wegbleiben können.

Der Anhang, welcher den Begriff der Juden von einem Messias darstellen soll, enthält bekannte Sachen.

Jk.

Die Geschichte Josephs in Predigten. Von Felix Herdern, Diakon am Waysenhause in Zürich. Zürch, bey Füßli. 1784.

Diese sehr originalen Predigten, die R. mit vielem Vergnügen gelesen hat, verdienen unter den wenigen eigentlichen Volkspredigten, die wir haben, eine Stelle. Der Verf. besitzt die seltene Gabe Popularität der Begriffe und des Vortrags mit einander so zu vereinigen, daß er dabey Plattheit in den Gedanken, und Trivialität im Ausdruck vermeidet. Die Sprache des Herzens und der Empfindung, und das Rührende und Naive im Tone dieser Vorträge, so darin vom

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Die Lehre vom Gebete, nach der Offenbarung und Vernunft untersucht und vorgetragen von J. A. Cramer, Kanzlern (Kanzler) der Universität Kiel. Hamburg und Kiel, bey Bohn. 1786. 418 S. in 8.

Obgleich in allen christlichen Sittenlehren, sogar in jedem Katechismus, ein himlänglicher Unterricht vom Gebet ertheilt wird, so kann doch eine ausführlichere Abhandlung über die Verpflichtung dazu, über desselben erforderliche Beschaffenheit, Zweck, Nutzen u. s. w. in den jetzigen Zeiten des überhandnehmenden Leichtsinns, den Christen belehrend erbauen, und in seinen guten Gesinnungen befestigen.

Das gegenwärtige Buch enthält manche durchgedachte Untersuchung, z. B. vom Anhalten oder der Beständigkeit im Gebet S. 210; vom Nutzen fremder Gebetsformeln S. 237. u. dgl. Gleichwohl wird es nicht jeden Leser befriedigen, weil es für den gemeinen Christen zu weitschweifig, aber für den Denker mit zu viel Schultheologie und unerwiesenen Behauptungen durchwebt ist. Dahin gehört unter andern die Forderung, daß man um leibliche Güter durchaus mit Bedingung bitten müsse. Christus lehrte ja, ohne irgend eine Bedingung um das tägliche Brod bitten. Und wenn gar S. 202. versichert wird, daß uns Gott die uns nöthigen Wohlthaten nicht gewähren könne, „als bis wir eine „wahre Sehnsucht nach denselben empfinden," so widerspricht dies der Erfahrung. — Die Begriffe, welche Mosheim, Baumgarten, Leß u. a. m. vom Gebet gegeben haben, findet

findet der Verf. unzureichend, setzt aber keinen andern an deren Stelle, sondern spricht blos vom Wesentlichen des Gebets, welches er aus der Behauptung S. 49. u. f. herleitet, daß Gebet und Bitte völlig einerley seyn. Gleichwohl unterscheidet Paulus 1 Tim. 2, 1. beydes mit Recht; und ein blosses Dankgebet kann ohne irgend eine Bitte Statt haben; welches wir auch oft an Davids Gebeten sehen. Freylich fand der Verf. da er beydes mit einander vermischte, ergiebigen Stoff, von der Nothwendigkeit, dem Nutzen u. s. w. des Gebets viel zu sagen: aber wer mit ihm in dem Grundsatz nicht übereinstimmt, der wird auch gegen alle daraus gezogene Folgen ein Mistrauen hegen. Eine derselben ist die Forderung, daß der Betende nicht nur große Erkenntniß, sondern gar eine völlige Gewißheit von der Richtigkeit derselben haben müsse. S. 121. Wenn hat Christus dergleichen gefordert? Hinterher meynt der Verf. S. 166. selbst, daß man das Gebet nicht aufschieben dürfe, obgleich man noch keinen solchen Reichthum von Erkenntniß eingesammelt habe. Vielleicht soll man erst, nach Jac. 1, 5. um Weisheit beten, damit man hernach recht beten könne? Aber dann sollte doch wenigstens das Gebet S. 130. nicht für eine Arbeit erklärt werden, mit dem Beyfügen S. 132. daß es schwer sey, auf gottgefällige Art zu beten. Durch dergleichen Aeußerungen schreckt man Menschen von der Beobachtung ihrer Pflichten ab, und erfüllt leicht zarte Gemüther mit bangen Vorstellungen. Rec. pflegt bey seinen Lehrvorträgen lieber den Leuten Lust zum Gebet einzuflößen, und sie nach Maaßgabe ihrer Fähigkeiten zu überzeugen, daß dasselbe gar keine Arbeit, sondern eine Wohlthat für den Christen sey. Sonst könnte auch gewiß der Apostel nicht verlangen, daß man ohne Unterlaß beten soll. — Wie kann nun wohl bey solchen unerwiesenen Voraussetzungen, und übertriebenen Forderungen, der S. 300. u. f. vorgetragene, und auf mancherley Gründe gestützte, Beweiß, daß die Vernunft die gesetzliche Nothwendigkeit des Gebets lehre, Eingang finden? — Auch hätten manche unbestimmte Ausdrücke eine größere Deutlichkeit, manche auffallende Druckfehler eine Anzeige, und manche Perioden eine Ausbesserung erfordert. Wie unangenehm klingt z. B. S. 11. folgende Stelle: daß alles nach dem Willen „der Gottheit geschehe, was geschieht, und geschehen „müsse, was geschehen soll."

Freye

Freye Untersuchung über Daniels Gesichte oder Weissagung von den 70 Wochen, worinn — — gezeigt wird, daß die Wochen Tagewochen sind. Nebst einem Anhange. — — Stendal, bey Große. 1785. 76 S. in 8.

An die Stelle der gewöhnlichen, freylich mit grossen Schwierigkeiten verknüpften Erklärung, vermöge welcher Daniel im Kap. 9, 24. u. f. Christi Tod und das Erlösungswerk vorher verkündigen soll, setzt der ungenannte Verf. hier eine andre, die wirklich weniger erkünstelt, und mit Beybehaltung seiner eignen Worte, kürzlich folgende ist: „Es werden kaum 70 „Wochen seyn für dein Volk, so soll der Abfall von Jehoven „gehemmet, die Bosheit durch Opfer versöhnet, die Wahr„heit der Weißagung Jeremias (Kap. 25, 11. und Kap. 20, „18.) bestätigt, und der allerheiligste Altar eingeweihet wer„den. Wisse daher, daß vom Ausgang des göttlichen Be„fehls (welcher zu Anfange deines Gebets gegeben wurde,) „Jerusalem wieder zu erbauen, bis zur Thronbesteigung des „Cyrus, der ihn vollziehen soll, 7 Wochen seyn werden: „und (von da an) in 62 Wochen sollen die Gassen Jerusa„lems wieder erbauet werden, wiewohl in Zeiten, die die Ei„fersucht des benachbarten Volks unruhig machen wird. Dann „wird Cyrus in einer Schlacht erschlagen werden, und Jeru„salem nicht länger unter seiner Macht stehen; und die Sa„mariter, Unterthanen seines Thronfolgers Cambyses, wer„den die Stadt zerstöhren. Und die Verwüstung wird fort„dauern bis zum 2ten Jahr des Darius Hystaspis, da die „Königreiche der Erde ohne Krieg seyn werden u. s. w.“

Diese Erklärung ist eben nicht ganz neu, schon ältere Ausleger, die der Verf. billig hätte anführen sollen, wenn sie ihm bekannt waren, äußerten ähnliche Meynungen. So hielt z. B. Jungmann die 70 Wochen für bloße gewöhnliche Tagewochen; und einige Kirchenväter fanden gar Anlaß, unter dem Messias dem Fürsten, den König Cyrus zu verstehen. Freylich werden hierdurch einige Schwierigkeiten, sonderlich wegen der Zeitrechnung, gehoben; aber es bleiben deren noch immer, wie überhaupt bey Weissagungen unvermeidlich ist, manche übrig, welche sowohl abermals wegen der Zeitrechnung u. dgl. als auch aus den vorkommenden Ausdrücken

entste-

entstehen, da man dann zu unbefriedigenden Hypothesen und erzwungenen Muthmaßungen seine Zuflucht nehmen muß. Um nur ein Beyspiel anzuführen, so stößt man S. 19. bey dem 25sten Vers, wo des göttlichen Befehls zur Wiedererbauung Jerusalems, gedacht wird, auf folgende sonderbare Aeußerung: „Wahrscheinlich ward er (der Befehl) gleich „beym Anfang des Gebets Daniels öffentlich im Himmel den „dort zur Bedienung gegenwärtigen Schutzengeln oder „geflügelten Boten bekannt gemacht.“ Fast möchte man bey diesen und den darauf folgenden Ausdrücken vermuthen, daß der Verf. mit seinen Lesern habe scherzen, oder sie wenigstens in Ungewißheit lassen wollen, ob er selbst die gegebene Erklärung für befriedigend halte. In wie fern sie vor der bisher gewöhnlichen einen Vorzug verdiene, und welches Gewicht man den beygebrachten Gründen zueignen könne, überläßt R. der Entscheidung eines jeden Forschers. Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß wenn Daniel durch prophetischen Geist in die Zukunft blickte, er eben so gut den entferntern Tod Christi, als die nahe bevorstehende Regierung des Cyrus, nebst dessen Tod u. s. w. vorher verkündigen konnte. Um die Ausleger, welche nur von jenem hören wollen, etwas zu befriedigen, sind S. 55. einige Aehnlichkeiten zwischen Cyrus und Christus angeführt worden, welches aber füglich hätte wegbleiben können.

Der Anhang, welcher den Begriff der Juden von einem Messias darstellen soll, enthält bekannte Sachen.

Jh.

Die Geschichte Josephs in Predigten. Von Felix Herdern, Diakon am Waysenhause in Zürich. Zürch, bey Füßli. 1784.

Diese sehr originalen Predigten, die R. mit vielem Vergnügen gelesen hat, verdienen unter den wenigen eigentlichen Volkspredigten, die wir haben, eine Stelle. Der Verf. besitzt die seltene Gabe Popularität der Begriffe und des Vortrags mit einander so zu vereinigen, daß er dabey Plattheit in den Gedanken, und Trivialität im Ausdruck vermeidet. Die Sprache des Herzens und der Empfindung, und das Rührende und Naive im Tone dieser Vorträge, so darin vom

Anfange bis zum Ende herrscht, muß jedermann für den V. einnehmen. Der Verf. zeigt vorzügliche Geschicklichkeit in der Geschichte Josephs nicht bloß den Hauptinhalt, sondern auch jeden Nebenumstand seinem Zuhörer lehrreich und erbaulich zu machen. Durch die Darstellung aus mannichfaltigen Gesichtspunkten, wobey immer auf die Fähigkeit des Zuhörers gesehen wird, wird die Behandlung so intressant, als fruchtbar. Der Gang seiner Ideen ist, wiewohl nicht streng logisch und planmäßig, doch gerade und natürlich. Die Lehren, die aus der Geschichte hergeleitet werden, sind immer gesund, moralischrichtig, und mit Anwendung auf das häusliche und bürgerliche Leben selbst zuweilen begleitet. Sie schließen sich an die religiosen Begriffe an, die der Verf. bey seinen Zuhörern voraussetzt, die Er übrigens aufzuhellen und zu berichtigen nicht unterläßt, wo sich dazu Gelegenheit zeigt. Sie enthalten viel Lebensweisheit. Und gewiß die dem gemeinen Mann so bekannte Geschichte Josephs ist; so wie manche andere biblische Geschichte, ein schickliches Vehikel zu Regeln und Vorschriften dieser Art. Manchem dürfte die originelle Art von Dedikazion, die H. voranschickt, allzuseltsam, wo nicht gar kindisch vorkommen. Aber wer wollte dem V. der sich dem Publikum auf eine so bescheidene und anmaßungslose Art ankündiget, nicht in einer Zueignungsschrift seine eigene Laune gönnen? R. wünscht diesen Predigten viele Leser, auch außer dem Vaterlande des V. Es wäre schade, wo die Provinzialismen, die die Sprache derselben häufig entstellen, deutsche Leser von diesen in ihrer Art so musterhaften Volksreden wegschrecken sollten.

Gz.

Christliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann, von Jacob Friedrich Feddersen, Domprediger in Braunschweig. Hamburg und Kiel, 1783. 352 S. 8.

Es fehlte bisher an einem Handbuche für die niedern Stände, um denselben ihre Pflichten anschaulich darzulegen. Diesem Mangel ist hierdurch abgeholfen, in einer dem Zwecke angemessenen Sprache. Wir erkennen demnach auch den schon entschiedenen Werth dieses Buches, und wünschen desselben

allgemeine Verbreitung. Indessen scheint es uns, daß die vorgetragenen Pflichten noch einleuchtender geworden wären wenn der V. die biblischen Beyspiele in den Vortrag mehr verwebt hätte. Wenn z. B. in der Lehre vom Vertrauen auf Gott nach einer kurzen und faßlichen Erklärung des Begriffs der Vorsehung, das Beyspiel Josephs oder Jesu Christi angebracht wäre, so hätte das, was der Mensch thun müsse, wenn er Gott vertrauen wolle, und wozu eine solche Ergebung in Gottes Willen nützlich sey, theils daraus hergeleitet werden können, theils würde es anschaulicher dargestellt worden seyn. Der gemeine Mann, der die Autorität der Bibel allgemein anerkennt, kann dadurch am sichersten gelehret werden. Belege der Bibel haben für ihn den Werth der Beweise. Nach der Methode des Verf. sind zwar am Ende der Abhandlungen biblische Beyspiele beygebracht, aber sie sind auf diese Weise dem Auge zu sehr entrückt, und das Verhältniß ist nicht nahe genug. Hin und wieder würden die angeführten Sprüche durch verständlichere Ausdrücke gewonnen haben.

Eben erhalten wir schon die zweyte Ausgabe 160 Seiten stark. Der Verf. hat darin einige neue Abhandlungen hinzugefügt, unter welcher uns die von der Dienstfertigkeit gegen Fremde und Reisende, und wider den Aberglauben vorzüglich gefallen.

U.

Zur Unterhaltung der häuslichen Andacht. Dresden, bey Hilscher. 1785. gr. 8. 1 Alphabet 6 Bogen.

Unter diesem Titel erscheinet eine Sammlung von Predigten und freylich werden gedruckte Predigten zur häuslichen Andacht mehrentheils gebraucht. Es sind ihrer zwölfe, deren Absicht ist, die Exempel der Alten recht zu nützen. Wir wollen nur einige Themata hersetzen: Abels Opfer, Evä Empfindungen bey der Geburt ihres Erstgebohrnen, Lamechs Hoffnungen aus der Geburt seines Sohns, Henochs göttlicher Wandel, Barsillai Gesinnungen im Alter. Die Predigten sind deutlich, ordentlich und erbaulich.

Rf.

Kurze Revision der wichtigsten christlichen Religionslehren in Aphorismen, von einem Freunde der Wahrheit. Dessau und Leipzig. 1785. 5½ Bogen.

Diese Revision ist, wie der Verf. in der Vorrede sagt, die Frucht eines zwanzigjährigen Nachdenkens über Religionswahrheiten, und in so fern allerdings eine nicht übereilte Frucht. Sie ist von ihm, wie er vorgiebt, ohne daß er die Absicht hatte sie drucken zu lassen, aufgesetzt worden. Man findet darin, daß er von den gewöhnlichen Lehren des theologischen Systems hie und da abweicht, und frey seine Meynung sagt. Er scheint also wirklich über manche Dinge, die mancher blos auf guten Glauben annimmt, nachgedacht oder sich doch die gesunden Urtheile anderer zu eigen gemacht zu haben. Indessen ist die Aufklärung in der Theologie schon viel weiter fortgerückt als dem Verf. bekannt zu seyn scheint, oder als man es in diesen Bogen bemerkt. Es sind durch eine richtigere Erklärung der Schrift manche Lehren schon ganz weggefallen, die hier noch aufgestellet, und vielleicht bloß um des Ansehens der symbolischen Bücher willen, wenigstens in einem andern als dem gewöhnlichen Sinn vertheydiget werden. Er hätte also gar nicht nöthig gehabt, sich in der langen Vorrede und in der Schrift selbst eine so vornehme Miene zu geben, als ob er der Welt ein ganz neues Licht anzünden wollte. Wer die Lehren, über welche er hier seine Meynung sagt, oder wie er sich ausdrückt, welche er hier revidirt, alle für wichtig oder auch nur für christlich hält, scheint wohl am wenigsten dazu geschickt zu seyn, eine Revision der Theologie anzustellen, von der sich viel erwarten ließe. Am allerwenigsten hätte er aber in einem so entscheidenden Ton sprechen sollen, der sich mit dem Geschäffte eines Revisors durchaus nicht verträgt. Am Ende der Vorrede heißt es: „Jeder, er sey Orthodox oder Nichtorthodox, brauche diese Aphorismen wie er will. — Nur nie vergesse er, „daß ihr Verfasser ein „rechtschaffener Mann, und gewissenhafter Forscher der Wahr„heit sey, (dieses glaubt R. gern, aber auch der rechtschaffenste Mann und der gewissenhafteste Forscher der Wahrheit kann irren, und kann auch eine mittelmäßige Schrift schreiben.) „dem es selbst niemals in den Sinn kam, über jemand, der „anders dachte als er, lieblos zu urtheilen. — Und eben

der

der Mann erklärt doch manches für dumme Sophistereyen, was Leute geglaubt und vertheidiget haben, die gewiß nicht dumme Sophisten waren, wenn es anders dergleichen geben kann. Das ist doch wahrhaftig nicht sanft, nicht liebreich geurtheilt, wie der Verf. wohl fühlen würde, wenn er von irgend einem Orthodoxen so genennet werden sollte.

Bg.

Allgemeine Betrachtungen über Religion, Offenbahrung und Bibel, aus den darüber gehaltenen Predigten zusammengezogen rc. von D. Joh. Ad. Schinmeier. Hamburg. 1785. 19 Bogen in klein 8.

„Es ist seit der Reformation Gebrauch, sagt der Verfasser „gleich im Anfange seiner Vorrede, daß die Lübeckschen Su„perintendenten über die Bibel predigen müssen." — Hier möchte man fragen, wo ist denn dieses nicht Gebrauch? Welcher Prediger muß dann nicht über die Bibel predigen? Gehören dann die sogenannten Sonntagsevangelien und Episteln, die der Verf. vermuthlich von andern biblischen Büchern und Stellen unterscheidet, nicht auch zur Bibel? Er hätte sich also, zumal in einer solchen Schrift, die für allerley Leser ist, etwas bestimmter ausdrücken sollen.

Der Verf. ist nehmlich gesonnen, über die Bücher des alten und neuen Testaments nach Abschnitten, die er sich selbst machen will, von vorn an, der Kirche nach, durchzupredigen. Er hat deshalb für nöthig gehalten, diejenigen Lehren, welche die Bibel voraussetzet, voranzuschicken. Und da der Predigten, die er darüber hielt, zu viel waren, zog er sie, wie er sagt, in gedrängter Kürze zusammen. Auf diese Weise entstunden die gegenwärtigen fünf Abhandlungen. 1) Von der Religion im Allgemeinen; 2) von der Religion überhaupt; (was der Verf. in beyden Abhandlungen vorträgt, ist nichts weniger als ein und eben dasselbe, er hat sich nur wieder so unbestimmt ausgedruckt.) 3) Von der natürlichen Religion als dem ersten Grade einer göttlichen Offenbahrung durch Vernunft und Gewissen; 4) von der so weisen als nöthigen Ergänzung der natürlichen Religion bey mehrerer Kultur der Menschheit durch eine nähere Offenbahrung;

 5) von

9) von der Bibel überhaupt als einer Quelle der nähern Offenbahrung; wo zugleich die Lehren von der Inspiration, vom Kanon, von der Wahrheit der biblischen Geschichte, von der Verständlichkeit der Schrift, dem nützlichen Lesen derselben, und andere dahin einschlagende Materien vorgetragen werden.

Die Absicht des Verf. ist unstreitig lobenswerth, und diese Schrift mag auch wirklich seinen Zuhörern, für welche sie zunächst bestimmt ist, noch nützlicher seyn, als die gehaltenen Predigten. Indessen findet man hier allerdings nichts, als das Bekannte und Gewöhnliche, aber wahrhaftig nicht in gedrängter Kürze, sondern mit einer so außerordentlichen Weitschweifigkeit, mit so vielen Wiederholungen desselben Gedankens mit andern Worten, vorgetragen, und mit Schriftstellen durchwebt, daß es die bitterste Satyre seyn würde, wenn man diese Betrachtungen nur in irgend einer Hinsicht, mit den Betrachtungen eines Jerusalems vergleichen wollte. Allein bey aller seiner Weitschweifigkeit ist dem, was ihm vielleicht bekannter war, ist er doch hie und da kürzer als es der Leser, der irgend Kenntnisse besitzt, wünschen oder erwarten sollte; z. B. in dem, was er von der Religion der Heyden sagt, und was sich beynahe blos auf die Herabwürdigung derselben ohne Rücksicht auf ihre Verschiedenheit, oder auf Zeiten und Umstände, auf wenigen Seiten einschränkt. Hier hätten doch wohl billiger Weise die Schriften eines Herberts de Cherbury, Eberhards, Meiners u. s. w. benutzt werden sollen. Lobenswürdig ist es, daß er der natürlichen Religion mehr Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als es unter den Theologen einer gewissen Art gebräuchlich ist. Aber sein Beweis von der Nothwendigkeit einer (außernatürlichen) göttlichen Offenbahrung ist wohl eigentlich kein Beweis. Er faßt ohngefähr folgende Hauptsätze in sich.

„Die natürliche Religion giebt uns von gewissen Wahr„heiten gar keinen Begriff, z. E. dem Ursprung der Welt „und des Uebels. (Dieses ist wenigstens in Ansehung der gewählten Beyspiele falsch, denn sie lehret uns ja, daß ein Gott ist, und gesetzt, daß sie uns auch nicht alles lehret, so lehret uns ja die geoffenbarte auch nicht alles, und wir müssen uns damit beruhigen, daß es uns zu wissen nicht nöthig ist.) „Sie giebt uns nicht die gehörige Gewißheit, z. E. von der „Versöhnlichkeit Gottes und von einem bessern Leben nach dem

„Tode.

[illegible]de. (Der Verehrer der natürlichen Religion gründet seine Ueberzeugung auf Vernunftschlüsse, und der Verehrer der geoffenbarten, auf Zeugnisse; einer kann also so fest überzeugt seyn als der andere.) „Die Weisesten unter den Sterb„lichen haben sich hier in Widersprüchen verwickelt." (Aber auch die Verehrer einer Offenbahrung.) Sich von den Wahrheiten der natürlichen Religion zu überzeugen, erfordert viel Anstrengung und Fleiß, wozu die wenigsten Menschen aufgelegt sind. (Eine gründliche Ueberzeugung, nicht Ueberredung, nicht blinder Glaube, erfordert in einem jeden Fall Anstrengung und Fleiß.) Die Vernunft ist nicht eine ganz zuverläßige Führerin, und wird durch Vorurtheile und Leidenschaften auf Abwege geleitet. (Da sie Gott uns allen zur Führerin gegeben hat, muß sie wenigstens so zuverläßig seyn, als sie es für Menschen seyn kann, und für diejenigen ist, welche noch keine Offenbahrung haben.) Die wenigsten Menschen haben bey den Sorgen und Zerstreuungen des Lebens Zeit und Lust zum Nachdenken über Religionswahrheiten. (Dieses beweiset nur, daß sie des Unterrichts bedürfen von andern Menschen.) Es giebt ja nicht zwey Menschen, die über weit geringere Angelegenheiten gleich denken, viel weniger bey Dingen, die nicht in die Sinne fallen. (Es ist auch nicht nöthig, daß wir in der Religion in allen Stücken gleich denken. In gewissen Hauptlehren haben aber von jeher auch Menschen mit einander übereingestimmt, die keine Offenbahrung hatten.) Wenn auch der menschliche Verstand bis zur Wahrheit einer göttlichen Belehrung hindurch dringen könnte, würde nicht bey dem immer größern Wachsthum menschlicher Kenntnisse noch immer manches zu berichtigen seyn? (Ganz recht, aber wenn dieses nothwendig durch eine außernatürliche göttliche Belehrung geschehen müßte, so würden von Zeit zu Zeit immer neue dergleichen göttliche Belehrungen nöthig seyn.) Aus allen diesen folgt nun, sagt der Verf. S. 49. „daß wir einer sichern Leitung zur Wahrheit, die uns „wahrhaftig bessert und beruhiget, oder welches einerley „ist, einer nähern göttlichen Offenbahrung bedürfen." Dies ist nun aber nichts weniger als einerley, daher beweisset auch das, was er in dem Folgenden von der Weisheit und Güte Gottes sagt, nur daß wir das erstere erwarten können, nicht aber, daß wir auch das letztere zu erwarten berechtiget sind. Man sollte sich doch nicht so viele Mühe geben, die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbahrung zu beweisen. Denn

wenn uns Gott eine solche gegeben hat, so folgt auch, daß sie nützlich und nothwendig ist.

Wenn der Verf. nicht in der Folge kürzer und gedrängter schreibt, so wird dieses Werk zu einer ungeheuren Menge von Bänden hinanschwellen.

Lehrbuch der christlichen Religion zum ausführlichen Unterricht der Jugend und allgemeinen Gebrauch. Chemnitz. 1785. Mit Vorrede und Inhaltsanzeige beynahe ein Alphabet stark. in gr. 8.

„Gegenwärtige Schrift, sagt der Verf. in der Vorrede, ist, „wie es schon der Titel anzeigt, nicht nur zur ausführlichern „Unterweisung junger Christen und Christinnen in der göttli„chen Glückseeligkeitslehre des Christenthums bestimmt, son„dern zugleich auch als ein Handbuch für erwachsene Christen „— um zu einer immer gewissern und vollkommnern Erkennt„niß und Ueberzeugung in der Religion zu gelangen."

Und warum hatte der Verf. diesen doppelten Zweck, da doch ein Unterricht für die Jugend ganz etwas anders als ein Unterricht zur Erbauung des Alten und Erwachsenen ist? Nicht bloß Methode und Sprache müssen anders seyn, sondern auch die Sachen selbst, welche vorgetragen werden. Denn wie kann sich der erwachsene Christ bey den bloßen Catechismuslehren erbauen, die er in der Jugend schon gehört und vielleicht gar zum Theil auswendig gelernt hat? Aber gemeiniglich gehet es den Herren, welche Lehrbücher schreiben, so, daß sie zu weitläuftig werden, es am Ende selbst fühlen, und diese Weitläuftigkeit dann damit zu entschuldigen suchen, ihr Buch sey kein bloßes Lehrbuch, sondern auch zum Besten anderer Leser geschrieben.

Rec. glaubt gern, daß sich der Verf. bey der Ausarbeitung seines Werks viele Mühe gegeben, und, wie er selbst sagt, oft wieder ausgestrichen und verbessert hat, was schon geschrieben war. Aber seine Idee von einem solchen Lehrbuche scheint nicht die richtige zu seyn. Das, was er hier liefert, ist ein Mittelding zwischen einem Compendium der Theologie, und zwischen einem sogenannten Catechismus, zu unvollständig für das erstere, und zu weitläuftig für das letztere.

Sehr

Sehr befremdend ist es, daß zu unsern Zeiten der alte theologische Wust in einem Buche von neuem ausgekramt wird, was zum Unterricht der Jugend, und zur Erbauung erwachsener Christen, und also für Menschen bestimmt ist, die noch vieles, was ihnen weit nützlicher ist, zu lernen haben. Die aufgeklärtesten Theologen des gegenwärtigen Zeitalters gaben sich, und zwar mit Recht, alle Mühe, alles das, was ganz eigentlich zur Theologie gehört, z. B. die Lehren von der Dreyeinigkeit, von den guten und bösen Engeln, und deren Gewalt, Ordnung u. s. w. vom göttlichen Ebenbilde rc. aus dem Religionsunterricht der Jugend und überhaupt des großen Haufens auszumerzen. Und hier tritt nun ein Mann auf, der mit großem Fleiß alles wieder sammlet und herbey zu schaffen sucht, was jene sehr weislich als unbrauchbar und zweckwidrig ausgesondert hatten, und der sich das vermuthlich zu einem großen Verdienste anrechnet. Daß es doch noch immer Theologen giebt, welche sich von der Fassungskraft des großen Haufens, und von dem, was ihm nützet, beynahe gar keinen Begriff machen können, sondern durchaus der Meynung bleiben, daß der gemeine Christ alles nothwendig auch wissen muß, was der Theologe weiß!

Wenn der Verf. bisweilen in die biblische Geschichte hineingehet, und manches aus der Naturlehre und Naturgeschichte beybringt, so ist das allerdings lobenswerth, nur sollte er das doch lieber bey dem mündlichen Unterricht hinzugefügt, als dadurch das ohnehin schon weitläuftige Lehrbuch noch weitläuftiger gemacht haben. Eben so wenig war es nöthig, die Schriftstellen in so großer Menge anzuführen, sie wörtlich abdrucken zu lassen, und bisweilen noch wohl obendrein zu paraphrasiren, und auch diese Paraphrase abdrucken zu lassen; wodurch die zuvor bemerkte Weitläuftigkeit noch vermehret wird. Für den erwachsenen Leser, der sich unterrichten und erbauen will, konnte allerdings beydes von Nutzen seyn. Aber für Schüler ist es überflüßig, weil es der mündliche Unterricht ersetzen kann. Auch hieraus erhellet, daß sich ein doppelter Zweck mit einem solchem Buche nicht wohl erreichen läßt.

Die Ordnung, welcher der Verf. folgt, ist doch unstreitig etwas unnatürlich und also zweckwidrig. Es haben freylich schon manche einsichtsvolle Männer gewünscht, daß Glaubenslehre und Sittenlehre in den Lehrbüchern für das Volk nicht so ganz von einander abgesondert würden als es gewöhn-

licher Weise geschiehet. Aber, wie der Verf. gethan hat, die ganze Sittenlehre irgendwo einzuschalten, ist wohl noch keinem in den Sinn gekommen. Sein viertes Hauptstück handelt nehmlich von dem göttlichen Willen und den Pflichten, die wir als Menschen und als Christen zu beobachten haben; das fünfte, von der Sünde, und ihren traurigen Folgen; das sechste von der göttlichen Veranstaltung der Erlösung und Seligkeit des menschlichen Geschlechts, durch Christum u. s. w. Wie ist es möglich, daß der Schüler dem Faden des Unterrichts gehörig folgen, ihn dem Gedächtniß einprägen, und das Ganze am Ende gehörig übersehen kann, wenn eben dieser Faden durch eine lange Episode zerrissen, und hernach wieder angeknüpft wird?

„Meinen Namen vordrucken zu lassen, sagt der Verf. „am Ende der Vorrede, hielt ich deswegen nicht für gut, „weil ich damit vielleicht manche unpartheyischere Prüfung „gehindert haben würde. — Rec. kann versichern, daß der vorgedruckte Name ihn nicht gehindert hätte, eben so frey seine Meynung zu sagen, als es in dem vorhergehenden geschehen ist. Er siehet nie auf den Namen des Verf. sondern auf das Buch, was er beurtheilen soll.

P.

Versuch einer poetischen Umschreibung sämmtlicher Psalmen, von dem Fürstlichen Hessendarmstädtischen Oberlandkommissär Siegmund Heinrich Güldenfalk. Frankfurt, bey Reiffenstein. in 8. 1783.

Wer die vielen verunglückten Versuche kennt, die Psalmen, in gereimte Verse überzutragen, wird auch gegenwärtige poetische Umschreibung mit keiner großen Erwartung zur Hand nehmen.

Der V. stellt sich und seinem Werke in der Vorrede „an „meine Gönner und Freunde“ folgendermaaßen die Nativität! „Endlich erscheinet einmal die von mir so oft anverlangte poe„tische Umschreibung der sämmtlichen Psalmen. Ich muß „aber dabey aufrichtig bekennen, daß Sie mehr von mir ge„fordert haben, als meine wenige Fähigkeit zu leisten vermö„gend gewesen. Denn ob ich schon ein wahrer Verehrer und

„großer

„grosser Liebhaber der Dichtkunst bin, so bin ich doch nicht „auch zugleich ein Poet, und am allerwenigsten aber ein sol„cher Dichter, der ein so schweres Werk, als die Versifika„tion der Psalmen zu seyn scheint, mit glücklichem Erfolg, und „wohlgewählten Worten zu liefern vermochte, (mag wohl „wahr seyn!) als wozu die Feder (doch wohl etwas mehr?) „eines Cramers und Klopstocks eigentlich erforderlich ist. Ich „mache auch, wie Sie wissen, gar keinen Anspruch auf einige „Gelehrsamkeit, weil ich in dem Stande eines Layen (als „wenn nur Theologen Anspruch auf Gelehrsamkeit zu machen „hätten?) meine völlige Beruhigung finde; schreibe auch nur „blos für das ungelehrte Publikum, und für kindliche See„len, wozu Sie mit gezählet werden," (zum ersten wohl nicht ganz mit Unrecht, weil sie vom V. eine poetische Uebersetzung der Psalmen fordern konnten. Ob auch zu den letztern? — Rec. wünscht, daß der Verf. recht haben, und solche Gönner und Freunde kindliche Seelen seyn mögen; aber im Verstande des Ap. Paulus nicht Kinder im Verständnisse.) „welche aber den Kern mehr als die Spreu lieben, „und wobey man noch wahre Gottesfurcht und ächte Tugend „suchen darf; (Hier wäre wohl ein kleiner Kommentar nöthig, um die unrichtige Wortfügung zu berichtigen, und durch nähere Bestimmungen das gesagte verständlich und wahr zu machen.) „Folglich können Sie auch keine erhabene Schreib„art, noch sonstige blumenreiche Auszierung in diesem Werke „von mir erwarten; wiewohl auch die reine, ungeschmückte „Wahrheit keiner äußern Zierde bedarf, weil sie in ihrem „einfachen und ungekünstelten Gewande von ihren tugendhaf„ten Liebhabern auch ohne malerische Ausschmückung verehret „wird. — — Des Hrn. Pr. Knapps Uebersetzung der „Psalmen habe ich bey dieser Arbeit blos allein zu benutzen ge„sucht, weil mir solche von Sprachkennern als die beste ange„rühmt worden; und daß ich auch, so viel das Metrum nur „immer gestatten wollen, nach Ihrem Verlangen sehr nahe „an den Text gehalten, wird man sehr leicht einzusehen ver„mögen u. s. w."

Gelüstets dem Leser nach diesen Aeußerungen etwa noch nach einer Probe von des Verf. poetischem Talente, so diene hiezu gleich der Zueignungsreim an die regierende Landgräfin zu Hessenhomburg.

Wirst

Wirfst Du auf diese Gegenstände
Bey einem göttlichen Geschick
O Fürstin! einen Andachtsblick:
So breit' ich die gestärkten Hände,
Die Du mit Deiner Huld beglückt,
Und voller Güte hast erquickt,
In unterthänigstem Vertrauen,
Die Seegensfrüchte noch zu schauen,
Für Dich und für Dein ganzes Haus
Zum wahren Heil und Wohlergehen,
Und immerfort im Flor zu stehen,
Mit tiefster Ehrfurcht freudig aus.

In solchen Reimen läßt dann auch der Verf. Davidische Gedanken schwimmen. Gleich die erste beste Strophe, die dem Rec. beym Aufschlagen in die Hände fällt. Ps. 57.

Sey gnädig Gott! — du liebst ja brünstig —
Bey dir ist Zuflucht für den Feind.
Bedecke mich, und sey mir günstig,
Wenn er mich zu erhaschen meynt.
Der Schatten deiner Gnadenflügel
Ist mir ein fester Schirm und Siegel,
Wenn er mich stolz versenken will.
Ich rufe zu dem Allerhöchsten,
Zu Gott, weil er mir ist am nächsten,
Und halte seiner Führung still.

Der Prophet Hoseas aus der biblischen und weltlichen Historie erläutert, und mit kritischen, philologischen und theologischen Anmerkungen versehen von M. Joh. Gottlob Schoerr, Past. Prim. und Inspektor der Kirchen und Schulen zu Luckau in der Niederlausitz. Dessau. 1782.

Es ist diese Arbeit das Werk eines Mannes, der seine von Amtsgeschäfften freyen Stunden auf eine nützliche Weise durch das Studium seiner Bibel im Original anzuwenden sucht; der es aber von den besten neuesten Hülfsmitteln entblößt, nur

nur unter der Beyhülfe älterer Schriftsteller thun kann. Von so einem Manne große neue Aufklärungen zu fordern, oder von ihm zu verlangen, daß er mit den neuesten Schriftforschern überall gleiche Schritte halten sollte, würde unbillig seyn. Um unsre Leser mit dem Geist seiner Auslegung bekannt zu machen, wird eine Stelle aus demselben hinreichen. Hos. II. 2. schreibt der Verf. bey den Worten: die Nachkommen von Juda und die Israeliten von den 10 Stämmen sollen mit einander vereinigt werden, und werden an einem einzigen Oberhaupte mit ihren Herzen und Gedanken hangen. „Dieses Oberhaupt kann unmög„lich etwas Leibliches, Irdisches, oder Sichtbares seyn. „Denn die Vereinigten sollen predigen und zwar von Gnade, „V. 3. Der Herr will sich mit ihnen im Glauben verloben, „und sie sollen in geistlicher Weisheit und Verstande die selig„machende Erkenntniß Gottes haben, V. 22. Und Gott „will sie für sich zum Saamen behalten, V. 25. Solche ha„ben nichts Irdisches zu ihrem Oberhaupt. Christus allein „ist das Oberhaupt seiner lieben Gemeine. Was heißt hier „aber das Wort setze? Wenn es davon gebraucht wird, einen „dem Volk zum Herrn oder König setzen, so wird es mit der „Partikula על gebraucht. Und das kann man nicht wohl „sagen, daß die Gemeine selbst Christum über sich zum Köni„ge gesetzt habe, denn das that Gott allein. Die Jünger „aber nahmen ihn dafür an, und sahen auf ihn, als ihr lie„bes Oberhaupt. Ich finde aber, daß Sum auch ohne den „Zusatz Leb so viel heißt, als zu Herzen nehmen; sein Herz „und Gedanken auf etwas richten, und mit seinem Herzen „daran hangen, Jos. 41, 20. col. V. 22. Deut. 32, 45. etc. „Also hier auch, sie werden an einem einzigen Oberhaupt mit „ihrem Herzen und Gedanken hangen, in allem aus Liebe „darauf attendiren. Ferner heißt Sum etwas ihm oder andern „vorstellen, besonders, wenn Negeb Object, Gegenstand da„bey steht, als Ps. 45, 5. 86, 14. Sie haben nicht Gott „vor Augen, Gott ist nicht ihr liebstes Object; sie sehen nicht „mit ihrem Herzen auf Gott, sie hangen nicht einzig an Gott. „Also auch in dieser Stelle, sie stellen ihnen zur Freude, zur „Richtschnur, zum Besten in ihren Herzen und Gedanken „ihr einiges Oberhaupt vor. Christus unser Herr sey uns so „vorgestellt, daß wir an ihm bleiben."

Zur Probe der Uebersetzung geben wir Hos. VII, 3—7. „Mit ihrer Bosheit erfreuen sie den König, und mit ihren

„Fürst

„Intriguen die Fürsten oder Minister. Sie sind alle ehebrecherische (bundbrüchige, untreue) Leute, wie gegen Gott, so auch gegen ihren König: sie sind wie ein Backofen, der vom Becker geheizt oder glühend gemacht ist, der Becker aber, oder Wächter, der wecken soll, begiebt sich zur Ruhe, von dem an, da er den Teig geknätet, bis er durchsäuert ist. Es ist unsers Königs Krönungsfest; die Ministers machen sich krank, durch Erhitzung vom Weine, und er (der König) reicht seine Hand den Spöttern. Ob sie schon wie ein Ofen mit ihrem Herzen losfahren, und zum Tumult oder Streit losbrechen, bey ihren hinterlistigen Nachstellungen; so schläft doch ihr Becker die ganze Nacht, bis der Ofen des Morgens lichterloh brennet. Sie sind alle, wie ein Ofen erhitzt, ihre Regenten oder Könige zu verzehren. Alle ihre Könige fallen dahin; unter ihnen ist keiner, der mich anrufet.“ Der Verf. deutet diese Stelle auf die halbjährige Regierung des Zacharias, Sohns Jerobeams II. — Ob wir gleich den Hoseas überhaupt wegen seiner Kürze und Gedrungenheit für unübersetzbar halten; so ließe sich doch wohl seinem Original besser auch im Deutschen nachkommen, als vom Verfasser geschehen ist.

Uebersetzung und Erklärung des ersten Briefs Petri in den Montagsbetstunden vorgetragen, von D. Joh. Heinr. Dan. Moldenhawer, Pastor am Dohm und Lect. Sec. Hamburg, bey Kratz. 1782.

Wir können bey der Anzeige dieser Schrift kurz seyn, und alle die Erinnerungen übergehen, welche wir bey Lesung dieser Schrift über die Exegesen des Verf. zu machen Gelegenheit hatten, weil selbst nach dem Vorbericht die meisten Erklärungen mit denen übereinstimmen, die der Verf. schon in seiner Erklärung der Bücher N. T. gegeben hat.

Das Buch ist eigentlich für Unstudirte geschrieben; Rec. zweifelt aber, ob es denselben angemessen sey. Denn der gemeine Hause hat bey weitem die Vorerkenntnisse nicht, welche zum Besten und Verstand dieser Schrift erfordert werden, und der aufgeklärte Laye wird dieselbe viel zu trocken finden, und nicht leicht zu einem Erbauungsbuch wählen. Inzwischen

scheinen möchte, so doch einem Theil des Publikums nützlich seyn, nehmlich, angehenden Geistlichen und Kandidaten, um sich die Behandlungsart bekannt zu machen — wie man selbst nützlich über die vorgelesene Stücke der Schrift in den Betstunden, welche überall, aber leider nur durch Herrschung unfruchtbarer Summarien ganz fruchtlos pflegen gehalten zu werden, kommentiren, die Gemeinen zum bessern Verständniß der Schrift anführen, und ihnen den vorgelesenen Text zur Erbauung anwenden könne. Wenn der Geistliche nur die nöthige Zubereitung zu einer solchen Betstunde nicht scheut, so wird er ohne allen Verdruß den alten Schlendrian abschaffen, und ohne erst spezielle Erlaubniß von seinem Superintendenten oder Konsistorio einzuhohlen, eine nützliche Einrichtung dieser Art des öffentlichen Gottesdienstes treffen können. Rec. sind mehrere Beyspiele bekannt, wo im Stillen durch würdige Geistliche auf diese Art für die öffentliche Erbauung gesorgt worden ist. — Nur muß der Rec. die, welche diese Schrift zu der angegebenen Absicht nützen wollen, vor einige Fehler des Verf. warnen, nicht bey jeder Kleinigkeit, sondern nur da, wo es die höchste Noth erfordert, von der Kirchenübersetzung abzuweichen, — bey den Abweichungen von derselben und exegetischen Erläuterungen nicht zu weit auszuhohlen, — nicht so viel Gelehrsamkeit und Dogmatik ihrem Vortrag einzumischen, — nicht auf Gelegenheiten zu lauern, wo sich zu Gunsten angefochtener Lehrsätze ein Wörtlein anbringen, und über die Abweichungen von der reinen Lehre wehklagen und seufzen läßt; überhaupt aber dafür zu sorgen, daß sie über den trocknen Exegesen, und der genauen Erörterung des Zusammenhangs die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer nicht ermüden. — Vielleicht hat der Hr. Doktor bey seinem mündlichen Vortrage, wo er die in seiner Schrift blos hingesetzte Anwendungen weiter ausführte, jene Fehler zu vermeiden gewußt.

Jw.

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

Dr. Joh. Friedrich Brandes, außerordentlichen Professors der Rechte zu Göttingen, Geschichte der inneren Verfassung des K. R. Kammergerichts, hauptsächlich in Hinsicht der Anordnung der Senate, als ein historischer Commentar über Art. 20, 21. des Reichsschlusses von 1775. Wetzlar, verl. von Winkler dem ältern. 1785. 8. 216 S. und 28 S. Beylagen.

Der R. R. S. von 1775. hat bekanntlich, verschiedene, durch die damalige Visitation veranlaßte Realverbesserungen des K. R. Kammergerichts zum Gegenstand, und insbesondre gründet sich auf dieses neue Reichsgesetz, die auf 25 vermehrte Anzahl der Beysitzer, die Anordnung der drey beständigen, von den willkührlichen Veränderungen des Kammerrichters nicht mehr abhängigen Senate, und die gänzliche Aufhebung des Unterschieds zwischen Extrajudicial- und Judicialsenaten. Vor diese drey Senate sollen alle wichtige Definitiv- und Interlokutorische Erkenntnisse, auch die sogenannte Sabrathinsachen und Extrajudicialien, gebracht werden. Nur in Ansehung der Zahl der Beysitzer ist zwischen Judicial- und Extrajudicialsachen ein Unterschied gemacht. Bey diesen nehmlich sollen, wenn die Sache Unmittelbare betrifft, niemals weniger, aber auch nicht mehr als 6, wenn sie aber Mittelbare betrifft, wenigstens 4 Beysitzer zugegen seyn, in Jenen aber niemals anders als in Beyseyn von 6 Beysitzern, etwas abgeurtheilt, die, auf solche Art, nach Verschiedenheit der Fälle überschießende Beysitzer aber an den Bescheidtisch verwiesen werden. Als im Jahr 1776 das K. G. über die Vollstreckung dieser neuen Vorschriften Berathschlagungen anstellte, so war die Hauptschwierigkeit die, daß noch nicht 25, sondern nur 17 Beysitzer da waren, und daß, wenn eine gesetzmäßige Anzahl einmal voll seyn würde, die viele, von den Senaten überschießende Beysitzer an dem Bescheidtische nicht Beschäfftigung genug haben, hingegen in Anse-

Ansehung der übrigen, alle an die drey Senate verwiesenen Geschäffte, die Unmöglichkeit sie alle, und besonders die, meistentheils dringende, Extrajudicialsachen, gehörig zu befördern, noch größer als vorher seyn würde. Das K. Gericht erstattete deswegen noch im Jahr 1776 Bericht an den Kaiser, welcher durch ein K. Commissionsdekret vom 15ten März 1777. zum Reichsgutachten verschrieben wurde. Die bekannte damalige Unthätigkeit des Reichstags (worzu auch verschiedne Präsentationsirrungen kamen) verursachte aber, daß es vor der Hand noch bey der alten Einrichtung bleiben mußte. Endlich wurden im Jahr 1782 die 8 neue Beysitzer wirklich eingeführt. Man eröffnete nun sogleich, in vollem Rathe, die weitre Berathschlagungen über die vollständige Vollstreckung des Reichsschlusses. Man errichtete die drey beständige Senaten, zween von 8 und einen von 9 Beysitzern, setzte fest, daß in jedem derselben an Judicialtagen nicht mehr als 6, an Extrajudicialtagen aber, nach Verschiedenheit der Fälle, entweder ebenfalls nur 6, oder nur 4 Beysitzer erscheinen, und alle übrige, in sofern sie nicht gesetzmäßig verhindert wären, bey dem Bescheidtische seyn sollten. Aber der Erfolg zeigte bald, daß durch diese neue Einrichtung dem bisherigen Hauptgebrechen, nehmlich dem langsamen Gang der Justiz, nicht abgeholfen war, und vielmehr der geschwinden Beförderung der, gewöhnlich am meisten dringenden, Extrajudicialsachen neue Hindernisse im Wege standen. Im Sommer 1784 belief sich die Summe des Rückstandes dieser Art Sachen auf 250. Der Grund dieses neuen und vorzüglich schädlichen Uebels lag offenbar darinnen, daß theils die Extrajudicialien nunmehr, statt ehemals in 4, jetzt nur in 3 Senaten referirt wurden, theils der Gang der Deliberationen unter den 6 oder 4 Beysitzern, statt ehemals 4 oder auch wohl gar nur 2, langsamer werden mußte, theils endlich, daß die Partheyen selbst und ihre Schriftsteller durch allzuweitläuftige Suppliken und Libelle, durch die häufige präoccupatorische Vorstellungen, und durch den Mißbrauch des beneficii ulterioris deductionis etc. den Referenten die Arbeit erschwerten und die Geschäffte anhäuften. Dieß und eine, im Junii 1784 von sämmtlichen Procuratoren gemeinschaftlich übergebene Vorstellung, die Beförderung der Extrajudicialsachen betreffend, veranlaßten neue Deliberationen des Gerichts, welche bis in den Februar 1785 daurerten. Die Absicht war, solche Mittel zu finden und provisorisch anzuordnen,

nen, wodurch dem Uebel möglichst abgeholfen werden könnte, ohne der Hauptabsicht des R. K. G. und dessen einzlen ausdrücklichen Verordnungen entgegen zu handeln. Das Hauptresultat vieler Plenar Deliberationen war also, daß, unter diesen Einschränkungen, kein andres Mittel übrig sey, um für die Extrajudicialsachen mehrere Zeit zu gewinnen, als indem man zu der großen Anzahl derjenigen, welche Mittelbare betreffen, einen besondern Tag (den Dienstag) bestimmte, und da zu dieser Art Sachen nicht mehr als 4 Beysitzer erfordert würden, an diesem Tage aus den 3 Senaten 6 formirte, übrigens aber diese eben so unveränderlich und von der Direktorialwillkühr unabhängig, als es jenes Reichsgesetz überhaupt erforderte, seyn ließe. Die übrige, in verschiedenen weitern Conclusis pleni gegebene Bestimmungen zielen alle dahin, die Widersprüche, in welche diese neue Einrichtung mit dem R. K. G. durch zufällige Nebenumstände kommen könnte, auf die Seite zu schaffen. Zugleich ward am 18ten März 1785 ein Gem. Bescheid publicirt, wodurch den Partheyen, Schriftstellern und Procuratoren die zu große und zweckwidrige Weitläuftigkeit in Extrajudicialvorstellungen, der Mißbrauch der Prorogationsgesuche und der, gegen die denegationes processus üblichen ulteriorum deductionum, untersagt, und diesen berüchtigten Hülfsmitteln der Chicane sehr heilsame Gränzen gesetzt werden. Ueber alles dieses nun wurde, unterm 21sten März 1785 ein ausführlicher Bericht an Kaiserl. Majt. expedirt, auf welchen jetzt von der gesetzgebenden Gewalt entweder die Bestätigung dieser vorsorglichen Anordnungen, oder noch zweckmäßigere Verfügungen, zu welchen freylich das K. R. Kammergericht nicht genug freye Hände hatte, zu erwarten sind. Uebrigens hat dieses Höchste Reichsgericht, welches jetzt von einem ganz vorzüglichen preißwürdigen Eifer für eine gute Gerechtigkeitsverwaltung, als von Einem Geiste beseelt zu seyn scheint, bey dieser Gelegenheit, auch in Ansehung des Judicialprocesses, unterm 13ten May 1785, einen Gem. Bescheid publicirt, wodurch die Procuratoren und Partheyen zu Beobachtung der Proceßgesetze ernstlich angewiesen, und viele verjährte Mißbräuche, besonders in Ansehung der Fristen, der überzähligen Schriften, und der unnützen Recesse abgeschafft werden.

Diese kurze Geschichte der neuern Veränderungen in der Verfassung des K. R. K. G. ist die Veranlassung und der

Haupt-

Hauptinhalt des gegenwärtigen nützlichen Buchs, welches eine sehr gute Uebersicht der Schicksale dieses Reichsgerichts von seinem Ursprunge an, seiner verschiednen Gestalten zu verschiednen Zeiten, und seiner gegenwärtigen Verfassung giebt. Der erste Abschnitt handelt die Geschichte von Anordnung der Senate bis auf die Zeiten der jüngsten Visitation; der zweyte bis zur wirklichen Vollziehung des Reichsschlusses von 1775, und der dritte nach der Vollziehung dieses J. R. R. gründlich und pragmatisch ab. In diesem letztern Abschnitte giebt sich der Verf. hauptsächlich Mühe zu zeigen, wie diese provisorische Anordnungen des K. G. mit den vorhandnen Reichsgesetzen zu vereinigen sind. Dabey sind hie und da gute Winke zu noch vollkommneren Einrichtungen, die aber freylich nur der gesetzgebenden Gewalt zustehen, gegeben. Als Beylagen sind der K. gerichtliche Bericht an Kaiserl. Maj. vom 21sten März 1785, und die beyde Gem. Bescheide vom 18ten März und 13ten May 1785 abgedruckt. Auch der weitre, mit diesem letztern Gem. Bescheide eingeschickte Bericht, der, nach des Verf. Versicherung, von besonders wichtigem Inhalte seyn soll, ist als Beylage angeführt, hat aber, da er damals noch nicht zur Reichsdiktatur gekommen war, noch nicht beygedruckt werden können.

Gegen diese Schrift und gegen den gemeinen Bescheid vom 13ten May 1785 ist gewissermaaßen folgende gerichtet:

Etwas über den Kammergerichtlichen Gemeinen Bescheid vom 13ten May 1785. Oder Verbesserungsvorschläge, wie selbiger mit älteren Gesetzen zu verbinden, und nach diesen die ganze Gerichtsverfassung erst einzurichten sey, wenn er einen Justizbeförderlichen Nutzen haben solle. 1ster Theil. 1786. (ohne Druckort) 8. 376 S.

Der Verf. — welcher nach seinem, in der Vorrede nicht undeutlich gethanen Geständnisse, ein alter K. Gerichtsprocurator ist — sieht die Sache von einer andern Seite an. Er sucht, in diesem ersten Theile, aus der älteren und neueren Geschichte, und aus der gegenwärtigen Verfassung des K. G. zu beweisen, daß die, in dem genannten Gem. Bescheid enthaltne, die Instruktion des Processes, besonders in Rücksicht auf Procuratoren und Advocaten betreffende Verordnungen

so lange unnütz und zweckwidrig seyn würden, als nicht auch das Gericht in den Stand gesetzt seyn würde, die Sachen, wenn sie einmal beschlossen wären, alle zu referiren und zu entscheiden. Dieß hält er, bey der jetzigen Anzahl von Beysitzern und bey der zu starken Besetzung der Senate, noch immer für unmöglich, und darin hat er dann nun freylich recht, daß es den Partheyen damit allein nicht gedient ist, ihre Sachen bald zum Urthel beschlossen zu wissen, wenn sie alsdann demohngeachtet in vielen Jahren keine Hoffnung haben, ein Urthel zu erhalten. Aber gesetzt auch dieses Uebel dauerte — selbst nach den nunmehrigen neuen Einrichtungen, deren in nächstvorhergehender Recension Erwähnung geschehen ist, und denen der Verf. doch selbst seinen Beyfall giebt — noch immer, in einem höheren oder geringeren Grade, fort; so blieb doch nichts desto weniger auch ein so langsamer Gang der Proceßinstruktion, wie er vorher üblich war, die beynahe unbegränzte Vervielfältigung der Termine und der Schriften x. in mehrerem Betrachte nicht weniger ein Uebel, dessen Abschaffung die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Gewalt verdiente. Wenn es lang dauert bis eine beschlossene Sache referirt wird, so muß es noch länger dauern, bis eine nicht beschlossene zur Entscheidung kömmt. Die überzählige Schriften vermehren dem Referenten die Arbeit, und selbst die viele unstatthafte Fristgesuche müssen im Ganzen genommen, dem Gericht viele Zeit wegnehmen, die zweckmäßiger zur Ausarbeitung und dem Vortrage beschloßner Sachen angewandt werden könnte. Der vielen unnöthigen Kosten und andrer zufälligen Schäden, in welche die Partheyen dadurch gezogen werden, nicht einmal zu gedenken. Doch es ist hier nicht sowohl der Ort diese Schrift zu widerlegen, als ihren Inhalt bekannt zu machen. Im ersten Abschnitte untersucht der Verf.: „ob die innere Verfassung des K. G. von 1595 bis „1654. je so gewesen sey, daß die ältere Gesetze, auf die sich „der G. B. vom 13ten May 1785 gründet, in Absicht auf „die Justizbeförderung, sich haben ausüben lassen?“

Im zweyten: „ob bey der bisherigen Gerichtsverfassung „eine zweckmäßige Justizbeförderung sich aus dem noch so „schleunigen Gange des Processes erwarten lasse? Im dritten: ob durch den J. R. A. das Justizwesen so verbessert „worden, daß die baldige Entscheidung aller Rechtssachen „sich daraus hoffen lasse? Im vierten: ob sich aus den Ju„stiz-

„stizverbesserungen des jüngern Vis. Bescheids die geschwinde „Entscheidung aller Rechtssachen dann nun eher hoffen lasse? Endlich im fünften: „ob sich dann die baldige Entscheidung „aller Rechtssachen nach den Justizverbesserungen der letzten „Visitation, und der Reichsschlußmäßig endlich zu Stande „gekommnen Vermehrung der Assessoren, jetzt wenigstens hof„fen lasse?“ Alle diese Fragen werden verneint, und der Verf. sagt am Schlusse: „Erst alsdann, wenn diese heilsame provi„sorische Verfügungen (des Kammergerichts, wovon oben ge„redet worden) den Beyfall Kaiserl. Maj. und des Reichs „erhalten haben, und dabey die Extrajudicialien der Unmit„telbaren, zu mehrerer Beförderung, in diese (Verfügun„gen?) ebenfalls gewiesen, dabey aber auch das Gericht so „bestellt, und der Gang des Processes so geordnet seyn wird, „daß der Gem. Bescheid vom 13ten May v. J. in zweck„mäßige Erfüllung kommen — und alle beschlossne, oder „dafür angenommene Sachen, nach dem Geist der Gesetze, „auch bald können entschieden werden; erst alsdann können „die Extra- und Judicialien, mit den Bescheidtischsachen, „neben einander zum schleunigen Austrägen kommen: — „und erst alsdann können wir mit mächtigen Akkorden in „die goldne Leyer greifen, und zu der schleunigen Ju„stizbeförderung in allen Sachen Jo Triumphe! „singen.“

Man kann dieser Schrift den Ruhm der Freymüthigkeit und auch der Gründlichkeit, wenigstens da, wo sie blos historisch ist, nicht absprechen. Sie enthält manche heilsame Wahrheiten, und der Verf. hat sogar die Grausamkeit, seiner Herren Collegen, und besonders der sogenannten Hrn. Procurators Cavaliers, die durch den, so anstößigen Gem. Bescheid einen beträchtlichen Theil ihres Einkommens verliehren — ein Umstand der übrigens schon jetzt den Nutzen desselben zur Evidenz bringt — in bittern Sarkasmen zu spotten. Sein Ton ist, wie die hier gelieferte Proben beweisen mögen, nicht immer von dem besten Geschmacke geleitet; und wenn er sich damit entschuldigen will, daß er die Wahrheit gerne mit „Laune sage, und, als ein andrer Demokrit, „sich in der mühsamsten Arbeit immer eine Seite suche, wo „er mit Lachen ausweichen, und sich egayiren könne;“ so wird diese Entschuldigung, — die man auch Anmaßung nennen könnte — wohl nicht Jeden befriedigen.

Im zweyten Theile verspricht der Verf. die wichtige Frage zu untersuchen: „Wie das Gericht bestellt; wie der „ganze Proceß geordnet seyn müsse, wenn zu dem justizbeför„derlichen Endzweck gegründete Hoffnung seyn sollte?“

Uw.

Initia Historiae juris Romani a Candidatis Academiae et studii juridici cognoscenda in usum scholarum et Gymnasiorum illustrium edita. Lips. 1785. 38 S. in 8.

Ob es nöthig seye, den Jünglingen, welche sich der Rechtswissenschaft widmen, ehe sie die hohe Schule beziehen, Geschichte des Römischen Rechts beyzubringen, lassen wir dahin gestellt seyn; aber daß der Verf. mit seiner Rechtsgeschichte, deren wir so viele gute haben, hätte zu Hause bleiben können und sollen, können wir gewiß behaupten. Nur einige Proben von der Unwissenheit und von dem unbestimmten Ausdruck des Verf. Statt zu sagen, daß nach Verjagung der Könige die Römer ihre Gesetze zum Theil als Gewohnheitsrecht beybehielten, sagt der Verf. legibus carebant certis per XL annos, *excepto jure consuetudinario.* Von judiciis publicis sagt er: Nullum deficiente accusatore haberi, nec reus delinquens poena affici poterat; apud Romanos enim Magistratus accusabat, quod introducta quaestura perpetua mutatum. Von den judiciis privatis: probabile videtur, praetores *solos* rei jus considerasse, decisionem autem eius singulari judici commisisse; von Sctis: dabantur ab initio in Campo Martio postea autem autoritate Tiberii in Curia — Tempore Caesarum Scta proprio hoc nomine nota non audivimus. Das jus honorarium soll daher seinen Namen haben, weil die Edicte *in honorem* derjenigen, welche sie gaben, Rechtskraft erhielten. Dies sind Schnitzer, welche man keinem Anfänger in der Rechtswissenschaft verzeihen kann. Das Erträglichste ist die aus Heineccius abgeschriebene Geschichte der Justinianischen Rechtsbücher.

Im.

Bey-

Beyträge zur neuesten Geschichte der Reichsgerichtlichen Verfassung und Praxis mit litterarischen Nachrichten. Von D. Johann August Reuß, Herzogl. Wirtenb. Hofrath und Lehrer des Staatsrechts an der Karlshohenschule zu Stuttgart. Ister Band. Ulm. 1785. 427 S. 8.

Der um das deutsche Staatsrecht sehr verdiente Verf. hat bey diesem Werk die Absicht, die reichsgerichtlichen Gegenstände abgesondert von seiner Staatskanzley abzuhandeln, und in demselben nicht nur das Neueste von der Verfassung und dem Processe der beyden höchsten Reichsgerichte allgemeiner bekannt zu machen, sondern auch Bemerkungen über Gegenstände des Reichsprozesses bey Gelegenheit anhängiger reichsgerichtlicher Prozesse, deren Anzeige jedoch blos in dieser Beziehung bisweilen aufgenommen werden soll, bisweilen auch Auszüge merkwürdiger Deduktionen, oder wenn dieses nicht geschehen kann, die Deduktionen selbst mitzutheilen, besonders aber auch eine Beurtheilung der neuesten reichsgerichtlichen Litteratur zu liefern. Jeder Kenner der reichsgerichtlichen Verfassung wird mit ihm übereinkommen, daß zur genauen Einsicht selbst in den Prozeß der höchsten Reichsgerichte eine immer fortgesetzte Kenntniß ihrer innern Verfassung höchst nothwendig sey. Diese vollständigere Kenntniß konnte der Verf. in seiner Staatskanzley nicht wohl mittheilen; er traf daher die sehr vortheilhafte Einrichtung, daß vermittelst dieser Beyträge beyde Theile von dem Leser abgesondert und verbunden werden können. Aber auch durch ihren Inhalt zeichnen sich diese Beyträge auf das vorzüglichste aus. Mit Recht fängt die Behandlung der Verfassungsgeschichte des Reichscammergerichts mit der merkwürdigen Periode an, welche bey demselben im J. 1782 durch Vermehrung der Anzahl seiner Beysitzer und durch die neue Einrichtung der beständigen Senate sich zutrug. Sodann erzählt der Verf. in II Abschnitten die einzelnen Präsentationsstreitigkeiten, wodurch jene Vermehrung des Cammergerichts so lange aufgehalten worden, und deren Beylegung mit vieler Genauigkeit und mit vorsichtigster Enthaltung von allem Urtheil, das bey mancher jener Streitigkeiten über den ganzen Gang und die Behandlungsart jener Angelegenheiten dem

scharfsinniger Mann sich aufdringen mußte. Der IIIte Abschnitt beschreibt das cammergerichtliche Personale, und die obenerwähnte Eintheilung dieses Gerichts in drey beständige Senate; der IVte Abschnitt das cammergerichtliche Sustentationswesen und den Zustand der Cameralcasse. Der Vte handelt von der Erbauung des neuen Cameralhauses und dem Zustand der cammergerichtlichen Baukasse. Der VIte Abschn. enthält eine Ausführung von der Supplication nach den Braunschweig-Wolfenbüttelschen Gesetzen und der Renunciation auf die Appellation an die höchsten Reichsgerichte, in dem Auszug aus einer, in der bekanntgewordenen Rechtssache der Frau von Gone gegen den Herzogl. Braunschweigischen Generallieutenant von Rhez, erschienenen Deduktion. Im VIIten Abschnitt endlich giebt der Verf. Nachrichten von Schriften über reichsgerichtliche Gegenstände. — Schon diese Anzeige des Inhalts muß nothwendig den Wunsch nach einer baldigen Fortsetzung rege machen, und ein solcher Verfasser berechtigt uns zu der zuversichtlichen Hoffnung, daß dieselbe nicht nur reichshofräthliche Nachrichten, sondern auch noch eine zweckmäßige Entwickelung aller der neuen Bestimmungen enthalten werde, die der Cammergerichtsproceß noch täglich durch Conclusa Pleni, Ordinationen u. s. w. erhält. Ein Beytrag, der selbst für die wissenschaftliche Bearbeitung und Vervollkommnung des Cammergerichtsprocesses äußerst wichtig seyn würde!

Nk.

D. Heinrich Joh. Otto Königs, der Rechte Lehrers zu Halle, Lehrbuch der allgemeinen juristischen Literatur. Erster Theil, welcher die Kenntniß der Rechtsgelehrten und die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit enthält. Halle, im Verlag des Waysenhauses, 1785. 398 Seit. Zweyter Theil, welcher die Kenntniß der juristischen Schriften enthält. Nebst einem Namen- und Sachenregister über beyde Theile. 778 S. gr. 8.

Ein sehr schätzbares und ohne Zweifel allen juristischen Literaturfreunden sehr willkommenes Buch, das man als eine neue

betrācht-

beträchtlich vermehrte und verbesserte Auflage der Nettelbladtischen init. histor. literar. jurid. universal. ansehen kann; doch hat der V einiges weggelassen, was im Nettelbladtischen Buche steht, z. E. specimen scriptorum juridicorum anonymorum et pseudonymorum; specimen catalogi scriptorum jurid. rariorum, welches wir nicht billigen, weil man nun das Nettelbladtische Buch doch noch nicht entbehren kann.

Da der Verf. den Nettelbladtischen Plan völlig beybehalten hat, so ist es unnöthig, etwas von der Einrichtung des Ganzen zu sagen. Wir wollen also nur einige Erinnerungen hersetzen, welche einzelne Stellen betreffen.

S. 36. Der zweyte Band von *Gundling* exercitat. ist ein bloßer Buchhändlerseinfall. Er hat die Tractate de Henrico Aucupe, de efficientia metus, de feudis vexilli und die Historiam philosophiae moralis zusammengeschlagen, und einen Titel dazu drucken lassen.

S. 58. steht eine sehr unvollständige Nachricht von Cujazens Werken. Der schönen Ausgabe, welche Guerin und Colombet zu Paris 1617 in 6 Foliobänden besorgt haben, deren vier die opera postuma enthalten, ist nicht gedacht. Was noch nachher von postumen Schriften zusammengekehrt worden ist, und in Fabrots Ausgabe steht, war des Druckes kaum werth.

Die Verzeichnisse der Rechtsgelehrten S. 62—169. sind doch zu mangelhaft. Es fehlen manche Juristen, die mit größerem oder wenigstens gleich großem Recht eine Stelle in dem Buche verdient hätten, als die angeführte. Z. E. von Ausländern Amaya, Rotgersius, Rygerbos; von deutschen, Schlitte, Gruber, Carl Aug. Böhmer. Wir wünschen, daß der Verf. alle nur einigermaßen bekannte Juristen, so wie in den Hall. Beyträgen zur juristischen Gel. Hist. geschehen ist, in seinen Catalog aufnähme. Den gemeinen Fehler, daß statt Frider, Mindanus, statt Emmerich, Roßbach, und statt Antoni, Freudenberg angeführt wird; finden wir auch hier. Frider war aus Minden, Emmerich aus Roßbach und Antoni aus Freudenberg.

S. 80. im zweyten Bande heißt es: Joh. Sichard habe des König Alarichs breviarium, das aus römischen Gesetzen und aus Gallischen Gewohnheiten zusammengetragen sey, zu Basel 1528 edirt; auch finde man es beym Schul-

ting in jurisprud. Antejust. Dies bedarf einer mannichfaltigen Berichtigung. Alarich, König der Westgothen, ließ ein Gesetzbuch machen, welches Auszüge aus dem Gregorianischen, Hermogenianischen und Theodosianischen Codex, einigen Novellen, des Cajus Institutionen, den sententiis Paulli, und den Schriften Papinians enthielt. Er ließ auch zu allen diesen Stücken außer zu des Cajus Institutionen Auslegungen machen, die unter den Text gesetzt wurden, aber höchstunbedeutend sind. Dieses Gesetzbuch aber ist nicht mehr vollständig vorhanden. Fast alle Auszüge aus dem Gregorianischen und Hermogenianischen Codex, desgleichen aus Papinians Schriften sind verlohren. Die Stücke, welche auf unsre Zeiten kamen, sind oft, **bald einzeln, bald zusammen** ediret worden. Da es uns aber nicht sowohl um das Alarichische Gesetzbuch, als um die schätzbare Ueberreste des antejustinianeischen Rechtes zu thun war, so haben die neuere Herausgeber nicht gerade die Alarichische Auszüge allein drucken lassen, sondern andere Subsidien zu Hülfe genommen, um die antejustinianeische Gesetz- und Rechtsbücher so vollständig, als möglich war, herzustellen. Der älteste Herausgeber aller antejustinianeischen Fragmente ist Sichard. Er lies das breviarium codicis Theodos. zwey Bücher von Cajus Institutionen, die Auszüge aus des Paullus Sentenzen, einige Fragmente des Gregorianischen und Hermogenianischen Codex, und ein einziges von Papinian drucken. Die Fragmente von Ulpians Regeln, ferner, Volusius Maecianus de asse und Julius Frontinus de controvers. limit. sind beygedruckt. Ob er sich blos an Alarichs Breviarium gehalten, oder auch anderwärts gesammelt hat, weiß ich nicht. Ich glaube das erstere. Vom Cajus hat er wenigstens nichts als Alarichs Auszug geliefert. Cujacius gab nachher 1566 zu Lion die Fragmente des Gregorianischen, Hermogenianischen und Theodosianischen Codex, den Cajus und Paullus heraus, alles vollständiger als Sichard. Er lieferte z. E. in dieser Ausgabe einige Bücher des Theodosianischen Codex ganz, also nicht blos nach Alarichs Auszug. Alarichs Interpretationen ließ er weg. Diese Edition ist mehrmal aufgelegt worden. Endlich gab Schulting seine jurisprud. antejust. heraus. Darin findet man theils mehr, theils weniger, als in Alarichs breviario. Mehr, denn Schulting hat z. E. in des Cajus Institutionen (wie schon Oisel vor ihm) und in des Paullus Sentenzen (wie Rittershus) auch die Fragmente auf-

aufgenommen, die sich in den Pandekten, in der collat. LL. Mos. et Rom. bey Boethius und anderwärts finden; weniger, dann vom Theodosianischen Codex hat er nichts.

S. 105. würden wir Wesenbecks und Mynsingers Commentare nicht ausgelassen haben.

S. 108. findet der Verf. unwahrscheinlich, daß alle bekannte Pandekten Handschriften, Copien der Florentinischen sind. Wir haben unsre Meynung über diese Sache vorlängst *) gesagt, und beziehen uns also darauf.

S. 116. ist bey einer neuen Auflage die Probe einer deutschen Pandektenübersetzung, die zu Frankfurt und Leipzig 1785. 8. herauskam, beyzufügen.

S. 119. steht eine Nachricht von *Iensii* stricturis, die also verbessert werden muß. Der Titel der ersten Edition heißt: Stricturae juris romani. Rotterod. 1737. den Titel der zweyten giebt der Verf. ganz richtig an, er glaubt aber, sie sey von der ersten nicht verschieden, das sie allerdings ist. Nicht nur das, was bey der ersten Ausgabe in einem Anhang stand, sondern auch die Zusätze in der Vorede sind bey der zweyten Ausgabe an den gehörigen Stellen eingerückt, und einige neue Bemerkungen hinzugekommen. Der Titel der dritten ist ebenfalls richtig angegeben, aber nicht die Verschiedenheit dieser Edition von den vorigen. Die ersten 6½ Bogen (der demonstratio etc.) sind hier neu gedruckt und geändert, auch die zwey ersten der stricturarum, und es ist ein neuer Anhang hinzugekommen. Die übrige Bogen aber sind nicht neu abgedruckt. Die angeblich vierte Ausgabe haben wir nicht gesehen, und vermuthen, daß es die dritte mit einem blos neuen Titelblatte ist.

S. 133. fehlen *Hotomanni* observationes, *Leonini* emendationes und *Lyclaniae* studiosorum liber.

S. 163. fehlen *Anonymi* (*Guil. Pauw*) observationum juris civ. rom. liber singularis. Hag. Com. 1743. 8. und *Franc. Rygerbos* fasciculus observationum. Amst. 1745. 8.

S. 188. ist nicht bemerkt, daß *Bondam* animadversiones in *Oelrichs* thesaur. stehen. Ebendaselbst ist der Schriften, welche die widersprechend scheinende Gesetze vereinigen, gar nicht gedacht.

S. 326.

*) A. d. B. Anhang zu I—XII. B. S. 377.

S. 326. steht unter den Schriftstellern vom Concurs der Gläubiger *Voetius* de statutis, hingegen Richter und Mara fehlen.

S. 410. ist nicht angemerkt, daß die dritte Edition von *Moller* semestribus, die 1631. herauskam, sehr vermehrt sey; und S. 411. nicht, daß *Amaya* observat. auch in dessen Werken stehen.

S. 419. ist der große Unterschied zwischen der Quart- und Folioausgabe vom *Merendae* controvers. nicht bemerkt, auch die ältere Folioedition nicht angeführt.

In dem Anhang S. 653. der ein Verzeichniß aller im tractatu tractatuum, desgleichen dem Ottoischen und Meermannischen thesaur. enthaltenen Schriften giebt, hätten billig auch die in der ältesten Sammlung dieser Art: novar. declarationum et variar. lectionum resolutionumque juris libri XXII. Colon. Agripp. 1576. fol. und die von Fellenberg und Oelrichs gesammelte Abhandlungen angeführt werden sollen.

In den Namen- und Sachenregistern ist blos die Zahl der Paragraphen, und nicht zugleich der Seiten angeführt worden. Dies ist bey dem Aufschlagen sehr beschwerlich, da ein Paragraph oft viele Seiten lang ist. Auch ist das Register äußerst mangelhaft. Viele Schriften, z. E. *Rotgerssi* apodict. demonstrationes, *Hommel* corp. jur. cum. not. varior. *Coccei* jus controvers. *Struv.* evolut. controversiar. und viele andere sind nicht eingetragen. Die polemische Schriften sind weder unter der Rubrik *controversiae*, noch polemisch noch Schriften noch Streitigkeiten angeführt, auch würde es sehr zur Bequemlichkeit der Leser gereichen, wenn in dem Namenregister bey jedem Autor nicht blos die Stellen, wo seine Schriften vorkommen, bemerkt, sondern auch die Titel der Schriften angeführt wären. Daß der Correktor des Buches bey den Namen und Zahlen sein Amt besser hätte thun sollen, gesteht der Verf. selbst. Es sind uns viele Druckfehler aufgestoßen. Das in der Vorrede angekündigte Magazin der juristischen Literatur erwarten wir mit Verlangen.

Cz.

Versuch über den Grundsatz des Naturrechts, nebst einem Anhange von Gottlieb Hufeland, d. W. W. u. B. R. D. Leipzig, bey Göschen. 1785. 294 Seiten.

Nach einer kurzen, nicht übel gerathenen Betrachtung über den Werth des Naturrechts setzt Hr. H. in dem ersten Abschnitte seines Versuchs den Gegenstand dieser Wissenschaft nach der allgemeinsten Uebereinstimmung fest, indem er durch Vergleichung ihrer vornehmsten Schriftsteller herausbringt, daß die mehresten von diesen das Naturrecht als die Lehre von den Zwangsrechten oder Pflichten betrachtet haben. Diesen Begriff legt er daher auch bey seiner Untersuchung zum Grunde, und sucht ihn in dem zweyten Abschnitte durch die Entwickelung des Begriffes vom Recht und einiger andern davon abhangenden Begriffe zu rechtfertigen.

Recht, sagt Hr. H. ist in objectiver Bedeutung zunächst die Beschaffenheit einer Handlung, vermöge welcher ihre Ausübung durch keine Pflicht verboten ist, demnächst aber diejenige Beschaffenheit derselben, vermöge welcher andre verbunden sind, uns an ihrer Ausübung nicht zu hindern, weil wegen der vollkommnen Einheit im Reiche der Sittlichkeit alle Menschen verbunden seyn müssen, sich der Ausübung einer That, die im allgemeinsten Zusammenhange betrachtet durch keine Pflicht verboten wird, auf keine Weise zu widersetzen.

Die Beschaffenheit der Handlung demnach, weswegen andre verbunden sind, uns an ihrer Ausübung nicht zu hindern, besteht Hrn. H. zufolge darin, daß sie durch keine Pflicht verboten ist, und macht daher den Grundbegriff des objectiven Rechtes aus, von welchen der nähere und zweyte Begriff desselben nur als eine Folge betrachtet werden muß.

Würde Hr. H. diese Folge genauer untersucht haben, so würde er dadurch auf den ächten Begriff des Rechtes, als Befugniß genommen, geführet worden seyn, das er nur dadurch ganz gegen den Sprachgebrauch und die Natur der Sache selbst, nach welcher es eine Eigenschaft des Willens ist, zu einer Eigenschaft des Verstandes macht, indem er es S. 36. durch die Einsicht, „daß eine Handlung durch keine Pflicht gehindert werde," erklärt. Denn eben deswegen, daß die Handlung durch keine Pflicht verboten oder gehindert wird, ist sie mit den Regeln des freyen Willens vernünftiger Wesen

nicht

nicht im Widerspruche; folglich moralisch möglich; und daher muß auch ein solches Wesen das Vermögen haben, solche als eine für den Charakter desselben schickliche und fügliche Handlung auszuüben, welches deshalb auch ein sittliches Vermögen zu handeln, oder ein Befugniß genannt zu werden pflegt, und das sogenannte subjective Recht ausmacht.

Moses Mendelssohn, und andre haben daher nicht so übel gethan, wie Hr. H. meynt, wenn sie durch diesen allerdings sehr fruchtbaren und daher fast allgemein angenommenen Begriff das Recht in subjectiver Bedeutung zu erklären gesucht haben. Man kann auch nicht sagen, daß dieser Begriff einer neuen Erklärung bedürfe, weil man, wie S. 35. behauptet wird, die darin liegenden Begriffe vom Vermögen und dem Sittlichem weiter auflösen müßte. Denn ein anders ist es, einen Begriff aus sich selbst und seinen eignen Merkmalen entwickeln, dadurch verdeutlichen und dem gemeinen Begriffe näher bringen, welches der Fall bey allen Grunderklärungen ist, und eben ihre Fruchtbarkeit beweißt. Ein ganz anders aber ist es, wenn man, um einen Begriff verständlich zu machen, aus dem Umfange desselben herausgehen, und einen ganz neuen Begriff außerhalb desselben annehmen muß, der seine Stelle vertritt, und den ersten ganz unnütz macht; wie dieß der Fall bey allen schlechten Erklärungen ist; ein Fall, in welchem sich gerade Hr. H. mit seiner Erklärung vom Rechte befindet, indem er solche auf einen davon ganz verschiedenen, und noch dazu schwankenden und vielumfassenden Begriff, nämlich auf den Begriff der Pflicht zurückwälzt, so, daß man nicht eher, was Recht sey, zu sagen vermag, als bis man den ganzen Umfang aller Pflichten kennt, und damit die Handlung verglichen hat.

Ueberdem ist es ein übereilter Schluß, „daß, weil uns die Pflicht eine Handlung nicht verbietet, auch andre uns an ihrer Ausübung nicht hindern dürfen.“

Dies würde nur folgen, wenn gerade dadurch, daß die Pflicht uns eine Handlung nicht verbietet, es andern zugleich verboten wäre, uns an ihrer Ausübung nicht zu hindern. Allein eben dieß ist keine nothwendige Folge; da es noch immer darauf ankömmt, wie weit eine Handlung durch die Pflicht unverboten ist, und ob solche nur in Ansehung unser, oder auch in Ansehung andrer nicht verboten sey? Die Nothwendigkeit dieser Folge kann auch nicht, wie Hr. H. will, durch die Einheit, die im Reiche der Sittlichkeit herrschen muß, oder

durch die Uebereinstimmung der Pflichtregeln erwiesen werden. Denn diese kann sich nur so weit erstrecken, als die Regeln selbst reichen; und würde also auch, wenn die Pflicht die Handlung nur in Absicht unsrer, nicht aber in Ansehung andrer verboten hätte, dadurch, daß andre uns an ihrer Ausübung hindern könnten, noch nicht aufgehoben seyn, weil dies vielmehr mit der Einschränkung der Pflichtregel vollkommen übereinstimmen würde.

Auf diesen falschen Schritt beruhet indessen der ganze Versuch des V. weil er darauf, daß uns andre an dem, was uns die Pflicht nicht verboten hat, und also noch weniger an dem, was derselbe gemäß ist, nicht hindern dürfen, alles Recht bauet, und also auch eben deswegen die Rechte nur auf die Pflichten, als ihre Bedingungen gründen, nicht aber aus ihnen als ihren Quellen herleiten und entwickeln kann; ob er gleich dieß nicht allein S. 247. erklärt, sondern auch bey der Ableitung seines Grundsatzes selbst zu thun versucht hat. Wie ihm dieß nun gelungen sey, wollen wir sogleich ein wenig näher untersuchen.

Hr. H. nimmt eigentlich zwey Grundsätze des N. R. an. Dieß sind nun die Sätze: „verhindre, daß die Vollkommenheit andrer nicht gemindert werde, und verhindre, daß deine Vollkommenheit nicht gemindert, d. h. daß dir nicht ein Theil derselben genommen werde.“ Weil nun meine Vollkommenheit, wie S. 244. behauptet wird, auf jeden Fall der Maaßstab bleibt, nach welchem ich die Vollkommenheit andrer allein beurtheilen kann; so scheint es, als wenn Hr. H. den letztern Satz vorzüglich als den Grundsatz des N. R. angesehen wissen wolle.

Beyde Sätze leitet er nun aus dem höchsten Grundsatze der Sittenlehre: „Befördre die Vollkommenheit aller empfindenden, vorzüglich moralischer Wesen,“ dadurch als Grundsätze des natürlichen Zwangsrechtes ab, daß das Verhindern der Minderung der Vollkommenheit nicht anders als durch Zwang möglich sey, und setzt auf diese Weise gerade das voraus, was eben bewiesen werden sollte, nämlich dies, daß die Verbindlichkeit, die Minderung unsrer und andrer Vollkommenheit zu hindern in dem Falle, da sie nicht ohne Zwang ausgeübt werden kann, uns zum Gebrauche des letztern berechtige.

Hr.

Hr. H. scheint zwar den Grund zu dieser Berechtigung darin finden zu wollen, daß man nicht zum Unmöglichen verbunden seyn könne, und also, wenn die Ausübung einer Pflicht nicht ohne Zwang möglich ist, auch dazu berechtiget seyn müsse. Allein dies kann die Sache nicht entscheiden, weil die Erfüllung der Pflicht sich nach der Beschaffenheit der letztern richtet, und also der vom Verf. gebrauchte Grund voraussetzt, daß die Verbindlichkeit an sich selbst der Art sey, daß sie in dem bemerkten Falle mit Gewalt in Ausübung gebracht werden dürfe. Denn wenn die Verbindlichkeit nicht schon ihrer Natur nach von dieser Beschaffenheit ist, so kann sie auch dann nicht mit Gewalt in Erfüllung gesetzt werden, wenn es ohnedem unmöglich ist, indem dieser Umstand nicht der Grund, sondern nur die Bedingung seyn kann, unter welcher jene Beschaffenheit der Verbindlichkeit, die sie an sich schon hatte, sich äußert und in Wirksamkeit tritt.

Hr. H. hat also nichts weniger als dasjenige gefunden, was gefunden werden sollte, und er in der That mit vieler Mühe gesucht hat, die wir eben so wenig als seine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Lehren und Schriften des N. R. verkennen, sondern vielmehr rühmen müssen.

Wir setzen indessen noch die Anmerkung hinzu, daß wir nicht absehen, wie dabey, daß Hr. H. die Rechte aus den Pflichten herleitet, und den Grundsatz des Naturrechts dem Grundsatze der Moral unterordnet, beyde zwar verwandte, aber doch verschiedne Wissenschaften seyn könnten, da sie, wenn sie dies wirklich seyn sollten, sich nicht einander untergeordnet, sondern unter einem gemeinschaftlichen höhern Begriffe nebengeordnet seyn müßten. Zwar glaubt Hr. H. das Naturrecht dadurch von der Moral S. 224. zu unterscheiden, „daß in jenem die Verbindlichkeiten von einer ganz andern Seite, nämlich nur so ferne betrachtet und zergliedert würden, als Rechte daraus folgen;“ allein dies bestätiget vielmehr unsre Bemerkung, indem es beweiset, daß auf diese Weise das Naturrecht nur eine Fortsetzung und weitere Entwickelung der Grundsätze der Sittenlehre, folglich nur ein besonderer Abschnitt dieser Wissenschaft seyn würde.

Zuletzt versichern wir den Verf. noch, daß der Urheber dieser Recension von dem ihm gänzlich unbekannten Recensenten von Feders Lehrbuch in dem 1sten Bande der Bibliothek verschieden ist, ob wir gleich gar nicht glauben, daß dieser dadurch, daß er das Recht durch eine gerade Linie erklärt

erklärt hat, aus allen Begriffen von Sittlichkeit und Geistigkeit, wie Hr. H. S. 39. sagt, herausgegangen sey," sondern vielmehr der Meynung sind, daß diese Erklärung wohl verstanden allerdings einen tiefen Blick in die Natur des Rechts verrathe.

Zm.

3. Arzneygelahrheit.

Christ. Ludw. Hoffmann beantwortet die Einwürfe, welche Hr. D. J. A. Unzer über die Ansteckung, besonders der Pocken, in einer Beurtheilung der neuen Hoffmannischen Pockentheorie geliefert hat. Münster, bey Perrenon. 1781. 14 Bog. 8.

Wenn zwey solche tiefforschende, scharfsinnige, um ihre Wissenschaft mit großem Ruhm sich verdient gemachte Männer freundschaftlich zusammentreten würden, um die Arzneywissenschaft mit neuen Wahrheiten zu bereichern und alte Irrthümer zu verbannen, wie viel könnte dadurch gewonnen werden? So dachten wir, als uns Hr. U. Beurtheilung in die Hände kam, und glaubten von Hr. Hs. Wahrheitsliebe nichts weiter als lautere Prüfung und Forschung der Wahrheit. Um so empfindlicher ist uns die Täuschung, welche wir jetzt erfahren. Denn in der vorliegenden Beantwortung sehen wir mehr den Freund der neuen Theorie, als den Freund der Wahrheit, mehr den beleidigten Schriftsteller, als den kaltblütigen Naturforscher. Auffallend muß einem jeden Unpartheyischen die gleich vorausgeschickte Anklage seyn, wodurch Hr. H. bey seinen Lesern ein widriges Vorurtheil gegen seinen Gegner zu erwecken sucht, das ihm doch beym denkenden Theil der Leser nicht gelingen kann. Und der Schluß dieser Schrift hat uns mißvergnügt gemacht, weil in demselben Hr. H. wir möchten sagen, voreilig und übermüthig triumphirt, auf Einwürfe nicht mehr zu antworten drohet, als wenn sie wichtig sind — (die Unzerschen findet er gar unwichtig!!! —) und ein vor allemal seine Lehre als ausgemachte Wahrheit,

nicht Meynung, angenommen wissen will und anpreiset. — Ein Verfahren, wodurch sie am ehrsten verdächtig werden und zu Grabe gehen kann!

Diese Beantwortung betrifft nicht die ganze Beurtheilung des Hrn. Us., sondern nur einen Theil derselben, den ersten Lehrsatz, welcher hier nebst der Antwort abgedruckt geliefert wird. Ohne an dem Streit Theil zu nehmen, müssen wir gestehen, daß in der Beurtheilung nicht so viel Beleidigung steckt, wenn anders der Einwurf selbst hierunter nicht begriffen ist, als Hr. H. daraus nimmt, und daher seine Beantwortung ungemein bitter abzufassen sich erlaubt. Dergleichen Betragen verdirbt die gute Sache, erhitzt das Blut, und macht, daß die Wahrheit sich verkriecht. Indessen haben doch Hr. Us. Einwürfe Hrn. H. nach seinem eigenen Geständnisse Gelegenheit gegeben, seine Theorie in verschiedenen Stücken zu berichtigen und festzustellen. Hr. H. ist gar nicht damit zufrieden, daß man seine angenommene Theorie als eine mögliche Ansteckungsart neben andern möglichen Arten annimmt; sie soll die einzige wahre und allgemeine seyn. Dies bestreitet Hr. U. wie uns dünkt, mit Gründen der Erfahrung und Räsonnement der Natur gemäß. Denn es fällt immerhin schwer, für jede Materie ansteckender Krankheiten bestimmte natürliche Absonderungsorgane anzunehmen und zu glauben; daß deren Säften durch weit größere Fäulniß, als die Vermoderung der Leichen mit sich bringt, die ansteckende Eigenschaft beygebracht werde; daß in der Mischung des Bluts niemals ansteckendes Gift sich ausbreiten, vermehren könne, sondern daß dieses erst in den Absonderungsorganen geschehen solle, und aus solchen allein das Gift in das Blut aufgenommen werde. Stinkt dann der Athem eines Pockenkranken erst nach dem Pockenausbruch? Merkt man ihn nicht vielmehr schon früher? — Doch vielleicht giebt Hr. H. uns hievon nähern Bescheid, wenn er den zweyten Theil seiner Abhandlung von den Pocken erscheinen läßt, worauf er Hr. U. so oft vertröstet und 15 Jahre lang die neugierigen Leser schon hat warten lassen. Sollte man nicht gar mistrauisch werden?

Joh. Aug. Unzers Vertheidigung seiner Einwürfe gegen die Pockentheorie des Hrn. Geh. Raths Hofmann

mann. Leipzig, bey Junius. 1783. 8½ Bogen, in 8vo.

In dieser Schrift beurtheilt Hr. U. des Hrn. Hs. Beantwortung seiner Einwürfe, setzt diese deutlicher auseinander, und nennt, ohne beleidigen zu wollen, auch ohne zu beleidigen, Irrthum und Meynung mit deutscher Aufrichtigkeit beym rechten Namen, so oft es ihm die feste Ueberzeugung nothwendig macht. Wer in Gefahr steht, durch Autorität oder sonst einen Umstand des Hrn. H. Pockentheorie auf guten Glauben anzunehmen, dem rathen wir, dies Büchelchen fleißig zu studieren. Der aufrichtige Verf. trägt kein Bedenken, einige seiner Sätze zurückzunehmen, einzuschränken, Fehlschlüsse zu verbessern, wie es die Wahrheitsliebe erheischt. Dagegen aber stärkt er seine Zweifel und Einwürfe durch deutliche auseinandergesetzte Gründe und vertheidigt sich gegen die Angriffe eines beleidigten Schriftstellers ohne tadelnswürdige Wiedervergeltung. Die Gegengründe des Hrn. U. wider Hrn. H. Behauptungen erscheinen hier von neuen nicht in solcher Seichtheit, daß sie seine Lehre nicht erschüttern und daher keine genaue Beachtung verdienen sollten, wie er in seiner Beantwortung versichert. Sie sind vielmehr wichtig, und, wie Hr. U. zeigt, nicht widerlegt. Wir wünschen sehr, daß beyde streitenden Partheyen sich vereinigen, und dem medicinischen Publikum den großen Nutzen leisten mögen, den es von ihren großen Fähigkeiten erwarten kann. Und wir glauben gewiß, daß, wenn beyde auf gleiche Art der Wahrheit zu gefallen nachgebend seyn wollten, sie bald zur Vereinigung kommen würden. Hr. H. dürfte z. B. nur sich überreden lassen wollen, daß außer seiner angenommenen Lehre der Ansteckung auch noch andere Wege möglich wären, wie Ansteckungen geschehen können. In der Nachgiebigkeit macht Hr. U. den Anfang, denn er gesteht S. 16 daß er die Ansteckung nach seiner Hypothese von der Mittheilung des Gifts nur für möglich halte und Hrn. Hs. Assimilation ebenfalls möglich halte, ob er sie gleich vorher gänzlich verworfen habe.

Hr. H. macht keinen Unterschied des Gifts, nach dessen Herkunft, wie Hr. U. welcher das aus dem kranken Körper kommende Gift ansteckende Materie und das von andern äußern Umständen erzeugte Gift ursprüngliches, fremdes

Gift für ansteckende Krankheiten. Von Vergiftungen vermittelst der Gifte, welche kein gleichartiges Gift im Körper erzeugen, redet eigentlich Hr. U. nicht. Den letzten Umstand hält Hr. H. für das Wesentliche der Vergiftung im Gegensatz der Ansteckung. Hr. U. aber glaubt der Deutlichkeit wegen die krankmachende Wirkung der fremden Gifte, welche nehmlich nicht von Miasmen entstanden aus thierischen Körpern gekommen sind, sondern von äußern Umständen herrühren, keinesweges Ansteckung nennen zu können, sondern Vergiftungen heißen zu müssen. Wahrscheinlich hat Hr. H. seinen Gegner nicht recht verstanden, oder — der unbefangne, tiefforschende Leser wird Hr. U. gern zum Führer nehmen, um in der dunklen und durch vielen theoretischen Wirwarr noch mehr verdunkelten Lehre der ansteckenden Krankheiten die Wahrheit zu finden.

Einleitung zur allgemeinen Pathologie der ansteckenden Krankheiten von D. Joh. Aug. Unzer. Leipzig, bey Junius. 1782. 1 Alph. 14 Bogen. in gr. 8vo.

Dem gelehrten Streite des Verf. mit dem Hrn. Geh. R. Hoffmann haben wir wenigstens die beschleunigte Ausgabe dieses wichtigen Buches zu verdanken. Wenn dergleichen Streit allzeit solchen Nutzen stiftete, wie sehr würden dadurch die Wissenschaften bereichert. Was Hr. U. durch seinen tief eindringenden Scharfsinn und ausgebreitete medicinische Kenntniß zu leisten vermag, dar bezeugete vormals schon seine vortreffliche physiologische Schrift. Und von eben ihm, dem großen Kenner der thierischen Kräfte, welche von den meisten Aerzten noch verkannt werden, konnte man vorzügliche Aufklärung in der Lehre der ansteckenden Krankheiten erwarten. Mit gänzlicher Unpartheylichkeit untersucht er alle die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit dieser Krankheiten, welche so viele gute Köpfe verwirrt gemacht hat, um die Ursachen, Wirkungen, ihre Abweichungen und Uebereinkunft deutlich zu machen, so weit nur immer die Natur der Krankheiten einiges Licht giebt, den richtigen Weg zur Erkenntniß nicht zu verfehlen. Nichts wird dem Leser hier aufgedrungen. Der ganze Vortrag ist mit eben so vieler Einsicht und Gründlich-

keit

keit, als Bescheidenheit abgefaßt, welche ihrem Verfasser mehr Ehre und Vortheil bringt, als ein stolzer Ton nicht halb so viel leistender Schriftsteller. Dieses unpartheyisches Nachdenken erfordert das nützliche Lesen dieses Buchs. Wer daran nicht gewöhnt ist, lese es nicht, er möchte es nur verdammen, ohne davon zu lernen. Wer aber so denken kann und lieset, dem wird dadurch ungemeine Aufklärung zu Theil werden, und jede Schwierigkeit verschwinden, welche die bisherigen irrigen Lehren den Nachforschungen der Wahrheit sich entgegen gesetzt haben. Nach vorausgesetztem Begriff von Ansteckung und ansteckenden Krankheiten zeigt Hr. U. den Unterschied der materiellen Ursachen, nehmlich Gift und Miasmen, fremde Gifte, ansteckende Gifte, welche durch Miasmen sich ausbreiten und in welchen eine bestimmte krankmachende Kraft steckt. Die Verschiedenheit des Ursprungs der ansteckenden Krankheiten wird meisterhaft aus einander gesetzt und dazu gezeigt, daß sie nicht allzeit von Ansteckung entstehen, sondern ihren ersten ursprünglichen Anfang durch eine Vergiftung von außen oder von einer im Körper selbst entstandnen Ursache erhalten, welches durch Erfahrungen und medicinische Philosophie dargethan und belegt wird. Auch wird erwiesen, was und wie mancherley die unächten Ansteckungen sind. Von gleicher Merkwürdigkeit ist der Abschnitt, welcher die verschiedenen Wirkungen der Gifte deutlich macht, und die davon abhangenden Zufälle der Krankheiten zu großem praktischem Nutzen bestimmt. Auffallend aber sehr richtig ist es, daß einige Gifte durch gar geringe Lokalveränderungen das Miasma aus den Säften des Kranken darstellen, mit welcher Darstellung dann die bestimmte Krankheit völlig ihren Anfang nimmt, daß andre Gifte gleich die Krankheit rege machen, in welcher in der Folge das Miasma erst bereitet wird. Hieraus fließt der Unterschied der Gifte und Miasmen in der Entstehung und Wirkung auf den Körper, jene mögen im Körper erzeugt, oder durch Ansteckung oder durch Vergiftungen von außen oder Ansteckungen von Vergiftungen beygebracht seyn. Hieraus auch theilen sich die Krankheiten in zwey Hauptklassen ab; nehmlich solche, wo das Gift unmittelbar das Miasma erzeugt, und wieder solche, wo das Gift vermittelst einer förmlichen Krankheit das Miasma bewirkt, und also diese Krankheiten nicht gleich vom Anfang ihre Vollständigkeit d. i. nebst der völligen Form auch die ansteckende Kraft bekommen. Die Ausführung dieser Sätze

setzt die Richtigkeit derselben außer Zweifel, indem der Charakter beyder Klassen genau dargestellt, der Ursprung und die Wirkung ihrer Gifte vor Augen gelegt wird. Zu der ersten Klasse gehören die chronischen Krankheiten, Krätze, Flechte, Gonorrhöe, venerische Krankheit, Krebs u. s. w. Zu der zweyten die Wasserscheu, Faulfieber, Pocken, u. a. Ausschlagskrankheiten. Das Gift der letzern hat eine krankmachende Eigenschaft, welche auf das Sensorium oder Nervensystem wirkt, Fieber oder Melancholie, eine Nervenkrankheit erzeugt, in welcher Zerrückung der thierischen Oeconomie das Miasma ausgearbeitet wird, welches mit dem Gifte gleiche Kraft hat, aber auch Nebenwirkungen, wodurch die Krankheit an Mannichfaltigkeit und Heftigkeit der Zufälle vermehrt wird. Daß es wirklich dergleichen Krankheiten in der Natur giebt, wird weitläuftig erwiesen, und mit hinlänglichen Beweisen die Eintheilung derselben in Gattungen festgesetzt, nämlich pestilenzialische Fieber, Pocken- und Masernkrankheit ꝛc. und die Wasserscheu oder Wuthkrankheit. Alle diese Krankheiten werden von ihren Giften nicht nothwendig und stets auf gleiche Weise hervorgebracht. Sie entstehen auf verschiedne Arten, von Gift im Kranken selbst, von Ansteckung, wozu eine Disposition des Kranken erfordert wird, von fremden Giften, welche wohl selten fäulich sind, und die Fieber von pestilenzialischer Gattung gleichwohl erregen. Bey dieser Gelegenheit wird die Ursach erörtert, warum diese Gifte nicht alle Menschen und warum sie einige später krank machen.

Bey der schweren, aber glücklich ausgeführten Untersuchung der Art, wie Gifte ihre krankmachende Eigenschaft den thierischen Säften beybringen, und sie verderben, setzt mit philosophischen Scharfsinn Hrn. U. die Untersuchung voraus, wie sich Materien gewisse Eigenschaften blos physisch geben und mittheilen, beweiset, wie solches entweder durch Zumischung oder Assimilation oder durch beydes geschehen könne, und bestimmt hievon die Gesetze. Darauf werden die Gesetze der Verderbniß thierischer Säfte im lebendigen Körper allgemein betrachtet und gezeigt, daß die ansteckende Verderbniß physisch bey Disposition der Organe erzeugt werde durch Dekomposition und Assimilation oder durch Zumischung, und solches von ursprünglichen und ansteckenden Giften bewirkt werde. Hieher gehöret das wahre Pestmiasma, als ein zuge-

gemischtes Gift, welches durch Zumischung auch fortgepflanzt wird, wogegen Herr Hoffmann sehr gestritten hat. Außerdem aber sind noch zwey dem lebendigen Körper eigne Arten der ansteckenden Verderbniß, nämlich die organische, und thierische, welche durch Selbstverderbniß der Säfte, und bey zufälliger physischen Mitwirkung anderer Ursachen geschieht. Aus diesen Betrachtungen werden die allgemeinsten Gesetze der Ansteckungen der Natur gemäß bestimmt, und der Satz deutlich gemacht, daß Körper und Säfte, die einander anstecken, Gift und Miasma nicht brauchen, specifisch einerley zu seyn, wie viele Pathologen glauben, daß das Gift die krankmachende Eigenschaft besitzen müsse, die Säfte aber noch nicht, daß Gift und Miasma auf verschiedne Weise anstecken können, daß das Gift erforderliche Bedingungen im Körper müsse hervorbringen, bey unmittelbarer und mittelbarer Erzeugung des Miasma, durch Zumischung und Assimilation, daß bey Assimilation die beyden Miasmen doch verschieden seyn können, woran man sehr gezweifelt hat, wie die Ansteckung sich fortpflanze, und warum sie endlich aufhöre. — Man muß gestehen, daß noch niemand vor Hr. U. mit gleicher Gründlichkeit so tief in die Natur dieses Gegenstandes eingedrungen ist, und in die Dunkelheit mehr Licht gebracht hat. Freylich streiten manche Sätze und Aeußerungen gegen die Grundsätze unserer Aerzte; so lange aber als unter Grundsätzen und Wahrheit noch ein Unterschied statt findet, ist eben dergleichen Widerspruch für jene Sätze nicht verdächtig. Noch genauer dringt aber Hr. U. in das Innere bey der speciellen Untersuchung der ansteckenden Verderbnisse, wo er sehr allgemein angenommene Grundsätze widerlegt, indem er durch Gründe leugnet, daß thierische Säfte überhaupt für sich und besonders im lebendigen Körper nur auf einerley Art (Fäulniß) verderben, nur durch einerley Verderbniß, nur durch Fäulniß ansteckend werden können, und die Qualitäten, wodurch Verderbnisse ansteckend werden, nach Möglichkeit aus einander setzt. Die besondere Betrachtung über die Fäulniß, deren Ursachen und Wirkungen macht den Beschluß. So ungern wir uns auf Auszüge von Schriften einlassen, so glaubten wir doch gegenwärtigen die Neugierde unsrer Leser reizen zu müssen, ein nützliches Buch zu lesen und zu studieren. Wir wünschen, und gewiß viele Aerzte mit uns, daß Hr. U. nicht ermüden möge, seine Betrachtungen über die übrigen Verderbnisse mitzutheilen, wie er hier mit der Fäulniß den Anfang

rung gemacht hat. Der Nutzen für die Praxis ist zu groß, als daß man dies nicht sehnlich erwarten sollte, und Hr. U. gerade der Mann für solche Arbeiten. Könnten der Deutlichkeit unbeschadet, die öftern Wiederhohlungen vermieden werden, so würden die Abhandlungen noch sehr gewinnen.

Er.

Abhandlung über die Nutzbarkeit der Mineralwässer zu Achen, von Ferd. Michels, Dr. und Phys. zu Jülich. Kölln, verlegts Bourell. 1785. 298 Seit. in 8.

Nach einigen Einleitungen, sind hier die Curgeschichten, welche in den Büchern vom Achener Bade zerstreut stehen, übersetzt, und mit einigen vom Verf. selbst und seinen Freunden gemachten, vermehrt zusammen geliefert worden. Ganz nützlich ist daher diese kleine Sammlung sowohl für Aerzte als Curgäste.

Nf.

Leitung für anfangende praktische Aerzte und Wundärzte. Leipzig, bey Weygand. 1785. 15 Bogen. in 8.

Der junge Arzt findet hier die Geschichte seiner Wissenschaft kurz zusammengetragen; er kann hier Männer kennen lernen, die sich in der Medicin von ihrer Entstehung an, bis auf unsere Zeit vorzüglich berühmt gemacht haben; er erhält daher zugleich einige Bücherkenntniß, und zu diesem Endzweck mag sich der Anfänger das Buch immer anschaffen. Hofft aber der schon wirkliche Arzt davon eine Leitung bey Ausübung seiner Wissenschaft, wie er dann wohl vom Titel erwarten könnte: so wird er sich betrogen finden. Enthielte es aber doch in diesem Betracht noch etwas Neues und Leitendes für ihn, dann ist unser Rath, er lasse sich das Geld wieder herausgeben, und gehe damit zum ersten dem besten ehrlichen Handwerker, damit er ihn in seinem Gewerbe unterrichte. Wahre Beleidigung ists für einen jungen Arzt, ihn lehren zu wollen, daß

er

er in hitzigen Krankheiten kühlende, in langwierigen aber, wo die Kräfte sinken, etwas stärkende, und in faulichten säuerliche Nahrungsmittel anrathen müsse. Was von der Pharmacie gesagt wird, könnte allenfalls einem Lehrling dieser Kunst vorgetragen werden; nur müßte es in seinem ersten Lehrjahre geschehen, sonst muß der Lehrer erwarten verlacht zu werden. Von gleichem Werth ist das, was der Verf. von der Entbindungskunst, Chirurgie und der praktischen Medicin sagt. Letzteres trägt derselbe unter dem hier so gut passenden Titel des Handwerksmäßigen in der Medicin und Chirurgie vor. Er beklagt sich am Ende, daß ihn die glücklichen Stunden zu stilisiren nicht alle Tage besuchten; so müssen sie dann auch hier wohl vorzüglich weit von seinem Reviere Visiten gegeben haben! Auch beklagt sich der Verf. daß ihn nicht alle Gegenstände hätten so angreifen können, daß er die Empfindungen seines Herzens kräftig einzuweben fähig gewesen wäre. Wir erwarteten hier aber auch gar keine Empfindeleyen. Wollten wir die, so nehmen wir einen Roman zur Hand. Wir erwarteten reelle nützliche Sachen; Sachen, wo nicht das Herz, sondern der Kopf arbeiten soll. Mit letzterm hätte der Verf. nur sollen künftig Empfindungen einweben, und wahrlich ein jeder ihm dann das Erste, so empfindsam es auch immer seyn mag, gern, recht gern wieder zurück geschenkt; vielleicht, daß dann derselbe es irgendwo glücklicher anbringen konnte.

Pgr.

D. Sam. Gottl. Vogels Handbuch der praktischen Arzneywissenschaft zum Gebrauch für angehende Aerzte. Zwote verbesserte und sehr vermehrte Ausgabe. Erster Theil. Bey Franzen und Grosse. 1785. 8. 33 Bog.

Der Verf. hat hier das Neue, was ihm in Schriften und in seiner Erfahrung vorkam, nachgetragen.

Ht.

H. Fr. Dini adversaria argumenti physico — medici. Erlang. apud Waltherum. 4. *Fasc.* *IV*tus. 1783.

Auch dieser Band ist wieder von sehr ungleichem Gehalte, und enthält die Schriften XIII — XVIII. welche größtentheils in den Jahren 1783 und 1784 unter dem Vorsitze des Verf. öffentlich vertheidigt worden sind. Die erste von XVI S. enthält curas nonnullas posteriores circa acidum spathi; die Spatsäure, von welcher er geschrieben hatte, er hätte sie aus schwerem Spath erhalten, seye doch aus Flußspath gewesen; auch im Fraueneis und Bologneserspat hat er ungezweifelte Spuren von Küchensalzsäure angetroffen; vermuthlich komme manche Vererzung von dieser Säure, vielleicht auch die würflichte, rautenförmige blätterichte Gestalt bey Steinen. Die zweyte von XXVI S. ist eine brevis lustratio medicamentorum antiphthisicorum cum adversariis nonnullis physico — chemicis. Ein langes Verzeichniß von Mitteln aus dem Pflanzen- Thier- und Mineralreiche, aus der Luft, Diätetik und Wundarzneykunde, die gegen die Schwindsucht gerühmt worden sind, nebst einer kurzen Beurtheilung; wir vermissen doch die Eicheln, das Saure oder Molkenbier, u. a. die doch gewiß wirksamer sind, als manche andere, welche hier angeführt worden. Im Anhang über den Nebel von 1783. Das Farbenspiel des Schielerspats vergleicht der V. mit demjenigen des Eises auf den Eisbergen. Gallerten und Kleber aus Pflanzen müsse man nicht immer als Körper von einerley Kräften ansehen; Petersilienkraut gebe, wenn man es mit Wasser koche und dieses erkalte, eine scharfe, herbe, französische Rapunzeln eine zusammenziehende Gallerte; Drachenblut ziehe zusammen (aber lößt sich auch nur sehr wenig im Wasser auf, und gehört daher nicht zu den Klebern.) Die dritte Schrift S. XXXII. de capite mortuo vivificando cum adversariis nonnullis pathologico — practicis. Zeigt die Nutzung verschiedener Rückstände von chemischen Arbeiten und Ofenbrüche; von der Destillation des Scheidewassers aus Salpeter und rothem Eisenthon bleibe im Rückstande wahrer vitrioilischer Weinstein; dieser Thon muß also Vitriolsäure enthalten. Vom Einflusse der empfindelnden Lektüre auf Nervenkrankheiten. Die Otterköpfchen, eine Art Porcellanschneke, mit Citronensaft befeuchtet, bis sie in Schuppen zerfällt, wahr-

wahrscheinlich auch andre Schalen, wenn sie eben so behandelt werden, seye ein unschuldiges Mittel in Leberflecken, wenn man sie damit schmiere. Die vierte Schrift von XXVIII S. liefert eine syllogen propositionum et meditationum physico — medicarum. Eigentliche Metallsäuren gebe es nicht, (was ist aber Arsenicksäure?) das Wassereisen seye wahrscheinlich kein eigenes Metall, (diesen Zweifel hat die Folge allerdings gerechtfertigt.) Die fünfte Schrift von S. XXIV. de diebus intercalaribus cum adversariis nonnullis physico — medicis; in dieser sucht der Verf. den chemischen Begriff von Edukt und Produkt aus einander zu setzen, so daß nach dieser Erklärung freylich Laugensalze und Weingeist immer bloße Produkte blieben. Krebsbrühen seyen kräftiger als Vipernbrühen. Die sechste Schrift von XXXV S. ist Cogitationes nonnullae circa efficaciam medicamentorum physicam, vitalem et medicam cum propositionibus quibusdam chemicis. Vertheidigung der chemischen Zerlegung zur Bestimmung der Arzneykräfte. Die Erde im Alaun seye von Thonerde verschieden; jene, wie sie durch (aufbrausendes) Laugensalz gefällt werde, brause (von der ihr anhängenden fixen Luft) auf, diese nicht. (Dieser Unterschied dünkt uns nicht sehr wesentlich.)

Zb.

Dr. Jakob Graingers praktische Bemerkungen über die Behandlung der kalten Fieber und besonders über das anomalische niederländische Fieber der Jahre 1746. 1747. 1748. u. f. Nebst einer Sammlung der vorzüglichsten Schriften der Deutschen, Engländer, Holländer, und Italiäner über die Influenza des Jahrs 1782. Leipzig, bey Weygand. 1785. 8. auf 448 S.

Die Uebersetzung von Grainger kömmt ein wenig spät, aber doch immer noch zeitig genug, um zu zeigen, daß Grainger sie schon eher verdienet hätte. Denn er war ein guter beobachtender praktischer Arzt seiner Zeit, den man mit Recht dem Pringle, Monro und andern Feldärzten an die Seite setzet, über dessen besondre Verdienste wir aber jetzt uns hier

nicht

nicht mehr empfehlen dürfen, da sie seit 20 Jahren schon den lesenden Aerzten bekannt seyn müssen. Die Uebersetzung ist, wo wir sie mit dem Originale verglichen haben, nicht wörtlich oder sclavisch, sondern frey, und wer die lateinische Urschrift nicht lesen kann, oder gelesen hat, dem können wir sie sicher empfehlen. Die Sammlung von Schriften über die Influenza 1782 ist in der That dankenswerth, dient sie auch nur dazu, nicht die verschiednen Theorien darüber bey verschiednen Nationen kennen zu lernen, sondern der allmähligen Ausbreitung des sonderbaren Uebels nachzuspühren, und Stoff zu pathologischen Reflexionen über Epidemien überhaupt zu geben. Die Beschreibungen sind von Nürnberg, Giessen, Hamburg, Zeulenrode, Leipzig, Jena, Cassel, Helmstedt, Wien, Presburg, London, Bath, Amsterdam, Florenz und Modena.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche practischer Aerzte. 10r B.

Wir nehmen die drey letzten Stücke, welche von dieser nützlichen Sammlung noch 1785 erschienen sind, zusammen, und heben die wichtigsten Abhandlungen nach der Seitenzahl aus. Percivall — das Campechenholz würket geschwind auf die Urinblase und theilet dem Urin auch eine zusammenziehende Kraft mit. Es gebe also wohl kürzere Wege aus dem Magen nach der Urinblase S. 707. Mier (aus einem englischen Journale) liefert eine schöne Bestätigung von dem Nutzen des Quecksilbers bey dem Wasser im Kopfe. Die Zufälle von Würmern haben eine grosse Aehnlichkeit damit, und er vermuthet, daß viele Fälle von jener Art gewesen, die man für wahre Wassersucht des Gehirns ausgegeben. Eine unglaubliche Menge Calomel wurde hier mit Nutzen wider die Würmer gegeben, ohne daß es auf die Speicheldrüsen würkte. (Es ist allerdings noch nöthig, die pathognomonischen Zeichen dieses Uebels festzusetzen.) Grant über die letzten epidemischen Catarrhen von 1775 und 1782. (Der jetzige Sydenham der Engländer, dessen Beobachtungen eben nicht den Trivialen unsrer Alltagsbeobachter gleichen, und die daher nicht oft genug bekannt gemacht werden können.) Colombier über die venerische Krankheit und bösartigen Schwämmchen der

Kin-

Kinder, aus den pariser Memoiren. Chouvenel über die Bestandtheile und Kräfte der thierischen arzneyhaltigen Substanzen. Houlston über den Gebrauch des Quecksilbers bey Dysenterien S. 373. Es ist jedoch wider den Begriff einer Dysenterie, wenn sie ganze Jahre lang gedauert hat, sonst aber die Wahrnehmung merkwürdig genug, und sie beweiset mehr den Nutzen dieses Mittels bey Verstopfungen der Eingeweide. Einer schwangern Person wurden die Pocken eingepfropft S. 391, sie wurde von einem todten Kinde entbunden, dessen Körper mit Pocken bedeckt war, deren Grund sich in einem brandigten Zustande befand. Bey 2 andern ähnlichen Fällen fand man jedoch an den Kindern keinen Ausschlag. Wilson von einer Verstopfung der Gedärme. Es erfolgte in 30 Tagen kein Stuhlgang, und der Grimmdarm hatte sich verschlossen; judiciöse Bemerkungen darüber, z. E. den Unterschied der Schmerzen in den dünnen und dicken Gedärmen bemerklich zu machen. Ist auch aus dem London medical Iournal genommen, daraus wir für diese Sammlung künftig mehr Auszüge wünschten, da die ausgezogenen Beobachtungen so lehrreich sind. Portal über die Drüsen in den Lungen; sehr anatomisch, aber dem praktischen Arzte doch gewiß sehr willkommen, da alles mit praktischen Reflexionen durchwebt ist, und pathologische Leichenöffnungen beygefügt sind. P. Mascagni über das System der lymphatischen Gefäße; aus seinem Prodromus zu dem großen Werke, gleichfalls ganz anatomisch, macht aber auf das Werk selbst sehr lüstern, leidet keinen Auszug, und wird hoffentlich durch die Kupfer künftig deutlicher. Seit 10 Jahren ist nun so viel über diese und streitige Materie geschrieben worden, daß man nun allmählig in jenem großen Werke etwas zuverläßiges, vollständiges oder systematisches hoffen darf. Alsdann erst kann der praktische Arzt seine Reflexionen machen. Lehrreicher für ihn ist bis dahin in dieser Sammlung der Aufsatz von Reid über die Lungensucht, und sie gehört sicher unter die auserlesensten Abhandlungen zum Gebrauche desselben. Sogleich nach der Erscheinung des Originals vor drey Jahren wünschte der Rec. schon es übersetzt zu sehen, und wunderte sich, daß nicht bey den vielen Uebersetzungfabriken eine in Bewegung gesetzt wurde, da zugleich von weit unwichtigern jede Messe Uebersetzungen erscheinen. Gründlichers ist seit vielen Jahren über diesen Gegenstand nichts geschrieben, und wenn wir mehrere Monographien die-

nicht mehr einlassen dürfen, da sie seit 30 Jahren schon den lesenden Aerzten bekannt seyn müssen. Die Uebersetzung ist, wo wir sie mit dem Originale verglichen haben, nicht wörtlich oder sclavisch, sondern frey, und wer die lateinische Urschrift nicht lesen kann, oder gelesen hat, dem können wir sie sicher empfehlen. Die Sammlung von Schriften über die Influenza 1782 ist in der That dankenswerth, dienet sie auch nur dazu, nicht die verschiednen Theorien darüber bey verschiednen Nationen kennen zu lernen, sondern der allmähligen Ausbreitung des sonderbaren Uebels nachzuspühren, und Stoff zu pathologischen Reflexionen über Epidemien überhaupt zu geben. Die Beschreibungen sind von Nürnberg, Giessen, Hamburg, Zeulenrode, Leipzig, Jena, Cassel, Helmstedt, Wien, Presburg, London, Bath, Amsterdam, Florenz und Modena.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. 10r B.

Wir nehmen die drey letzten Stücke, welche von dieser nützlichen Sammlung noch 1785 erschienen sind, zusammen, und heben die wichtigsten Abhandlungen nach der Seitenzahl aus. Percivall — das Campechenholz würket geschwind auf die Urinblase und theilet dem Urin auch eine zusammenziehende Kraft mit. Es gebe also wohl kürzere Wege aus dem Magen nach der Urinblase S. 707. Mier (aus einem englischen Journale) liefert eine schöne Bestätigung von dem Nutzen des Quecksilbers bey dem Wasser im Kopfe. Die Zufälle von Würmern haben eine grosse Aehnlichkeit damit, und er vermuthet, daß viele Fälle von jener Art gewesen, die man für wahre Wassersucht des Gehirns ausgegeben. Eine unglaubliche Menge Calomel wurde hier mit Nutzen wider die Würmer gegeben, ohne daß es auf die Speicheldrüsen würkte. (Es ist allerdings noch nöthig, die pathognomonischen Zeichen dieses Uebels festzusetzen.) Grant über die letzten epidemischen Catarrhen von 1775 und 1782. (Der jetzige Sydenham der Engländer, dessen Beobachtungen eben nicht den Trivialen unsrer Alltagsbeobachter gleichen, und die daher nicht oft genug bekannt gemacht werden können.) Colombier über die venerische Krankheit und bösartigen Schwämmchen der Kin-

Kinder, aus den pariser Memoiren. Chauvenel über die Bestandtheile und Kräfte der thierischen arzneyhaltigen Substanzen. Houlston über den Gebrauch des Quecksilbers bey Dysenterien S. 373. Es ist jedoch wider den Begriff einer Dysenterie, wenn sie ganze Jahre lang gedauert hat, sonst aber die Wahrnehmung merkwürdig genug, und sie beweiset mehr den Nutzen dieses Mittels bey Verstopfungen der Eingeweide. Einer schwangern Person wurden die Pocken eingepfropft S. 391, sie wurde von einem todten Kinde entbunden, dessen Körper mit Pocken bedeckt war, deren Grund sich in einem brandigten Zustande befand. Bey 2 andern ähnlichen Fällen fand man jedoch an den Kindern keinen Ausschlag. Wilson von einer Verstopfung der Gedärme. Es erfolgte in 30 Tagen kein Stuhlgang, und der Grimmdarm hatte sich verschlossen; judiciöse Bemerkungen darüber, z. E. den Unterschied der Schmerzen in den dünnen und dicken Gedärmen bemerklich zu machen. Ist auch aus dem London medical Iournal genommen, daraus wir für diese Sammlung künftig mehr Auszüge wünschten, da die ausgezogenen Beobachtungen so lehrreich sind. Portal über die Drüsen in den Lungen; sehr anatomisch, aber dem praktischen Arzte doch gewiß sehr willkommen, da alles mit praktischen Reflexionen durchwebt ist, und pathologische Leichenöffnungen beygefügt sind. P. Mascagni über das System der lymphatischen Gefäße; aus seinem Prodromus zu dem großen Werke, gleichfalls ganz anatomisch, macht aber auf das Werk selbst sehr lüstern, leidet keinen Auszug, und wird hoffentlich durch die Kupfer künftig deutlicher. Seit 10 Jahren ist nun so viel über diese und streitige Materie geschrieben worden, daß man nun allmählig in jenem großen Werke etwas zuverläßiges, vollständiges oder systematisches hoffen darf. Alsdann erst kann der praktische Arzt seine Reflexionen machen. Lehrreicher für ihn ist bis dahin in dieser Sammlung der Aufsatz von Reid über die Lungensucht, und sie gehört sicher unter die auserlesensten Abhandlungen zum Gebrauche desselben. Sogleich nach der Erscheinung des Originals vor drey Jahren wünschte der Rec. schon es übersetzt zu sehen, und wunderte sich, daß nicht bey den vielen Uebersetzungsfabriken eine in Bewegung gesetzt wurde, da zugleich von weit unwichtigern jede Messe Uebersetzungen erscheinen. Gründlichers ist seit vielen Jahren über diesen Gegenstand nichts geschrieben, und wenn wir mehrere Monographien die-

dieser Art bekommt, so ist große Hoffnung zu baldigen großen Fortschritten in der praktischen Heilkunde. Portal über den Schlagfluß aus den Denkschriften der pariser Akademie von 1781. Zeigt die Unzuverläßigkeit der Zeichen von serösem Schlagflusse. Das Mittel sey auch hier Aderlassen, und keine Brechmittel. Umgekehrt sey auch die Röthe des Gesichts kein Zeichen von Blutschlagflusse, vielmehr finde man bey diesem eine ausgetretene Feuchtigkeit im Gehirne, — selten sey der seröse Schlagfluß ohne Anhäufung des Bluts im Gehirne. Portal über die erbliche Lungensucht aus eben demselben Werke. Sie sey nicht so sehr ansteckend, mehr erblich. Die lymphatischen Drüsen seyn der Sitz der Krankheit, selten die Luftröhrendrüsen, und in jenen häufe sich eine scrophulöse Feuchtigkeit an, so wie die erbliche Lungensucht fast allzeit eine scrophulöse Verstopfung zur Ursache habe. Cautere ist hier S. 701. falsch durch ein blasenziehendes Mittel übersetzt, es sollte Fontanell heißen. Die aus den schwedischen Abhandlungen hier ausgezogenen Aufsätze werden den mehresten Lesern schon bekannt seyn, da jene Abhandlungen nicht selten, und schon wirklich im Deutschen erschienen sind. Der Nutzen des Poßa wider die Dysenterie S. 725. ist auch wohl schwerlich entschieden, da die Art der Ruhr so wenig dabey bestimmt wird, und allgemein ein solches Mittel nicht recht anwendbar seyn dürfte. Die hier nicht genannten Beobachtungen verdienen weniger Aufmerksamkeit. Thunberg von dem nützlichen äußerlichen Gebrauche des Cajaputöls, besonders bey der Gicht, muß jedoch hievon ausgenommen werden.

Dieser ganze 10te Band ist, ohne Register, 740 Seiten stark, und hie und da mit passenden judiciösen Anmerkungen des Uebersetzers versehen.

Einrichtung der medicinischen Fakultät zu Wien. Ihre Gesetze, Lehrart und Prüfungen in den dahin gehörigen Wissenschaften, der Arzney, Wundarzney, Entbindungskunde, und Pharmacevtik. Wien, bey Gräffer. 1785. 115 S. gr. 8.

Dr. Ferro, der Verfasser, schildert erst die Verdienste von Maria Theresia und van Swieten um die Fakultät, bis auf

auf deren Zeiten sey sie ganz ohne Wirkung gewesen, die Aerzte haben außer Landes gehen müssen, um sich Kenntnisse zu erwerben. Van Swieten richtete auch für die Aerzte eine Witwenkasse ein, und diese bestehet noch; er schlug durch Störk zum Nachfolger vor. Der erste Leibarzt wird immer Präses. Der Prof. kann sich das Lesebuch wählen — Gott-lob! daß er sein Glaubensbekenntniß darüber auch nicht beschwören darf, oder ihm dasselbe vorgeschrieben wird! Bey dem Zergliederer S. 40 hätten wir zu erfahren gewünschet, wo er die Leichen hernehme, oder wie viel er wohl zu seinem Gebrauche habe. Daß der jetzige Prof. der Anatomie Herr Barth, an Geschicklichkeit im Injiciren einem Lieberkühn gleich komme, (wie hier behauptet wird) wird von Kennern, die dessen Arbeiten gesehen haben, geradezu geläugnet. Vielmehr sollen zuweilen diese Arbeiten noch etwas mangelhaft seyn. Ueberhaupt macht ein allzulobender Ton etwas mißtrauisch. Wir begreifen nicht, warum die Augenkrankheiten einen eignen Lehrer haben sollen, den Zergliederer, warum nicht eben sowohl andre Gebrechen des menschlichen Körpers? Daß ein guter Anatomiker am tauglichsten dazu sey S. 41. dient dieser sonderbaren Einrichtung nicht zum Vortheile, da zu einer jeden andern chirurgischen Operation auch ein guter Anatomiker erfordert wird; und soll nun der Lehrer der Chirurgie dieses Fach von Augenkrankheiten ganz übergehen? Warum nicht eben sowohl ein eigner Lehrer für die Krankheiten des Gehörs? Worin wir noch viel weiter zurück, und kurzsichtiger sind als in irgend einer andern Krankheit. Der Lehrer der Pathologie behandelt auch die gerichtliche Arzneykunst, Diätetik, und Materia medica, zu letzterer ist ein eigner Vorrath von Arzeneyen (sehr nützlich!) bestimmt. Für die Clinik gehöret ein eignes Krankenhaus. Die Ordnung des medicinischen Studiums S. 60. ist die bisher fast aller Orten gewöhnliche. Nach der Prüfung wird der Candidat anstatt der unnützen Inauguraldisputation am Krankenbette geprüfet S. 66. muß eine Krankheit beurtheilen, Vorschriften machen, und einen Aufsatz darüber liefern. Ein sehr guter Gedanke! den man nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann. Es soll nie ein Chirurgus angesetzt werden, der nicht zugleich ein geprüfter und erfahrner Geburtshelfer ist S. 105. Da ein Wundarzt, wie wir uns aus dem vorigen erinnern, ohnehin sich einer medicinischen Prüfung unterwerfen muß, so hat ein solcher wahrhaftig ein schweres Amt.

Die jetzt angesetzten Lehrer werden alle namentlich genannt; freylich sind nicht alle gleich berühmt. Zu den Lesebüchern sind fast allezeit die Boerhaavischen gewählt. Ohne Unterschied der Religion kann ein jeder auf Prüfung, Unterricht und Approbirung Anspruch machen. Dr. Ferro schreibt besser als man es vorher gewohnt ist, aber warum so oft chyrurgisch?

Wt.

4. Schöne Wissenschaften.

Virgils Aeneis, travestirt von Blumauer. Zweyter Band. Wien. 1785. 11½ Bogen. in 8.

Nur die Travestirung des fünften und sechsten Buchs werden in diesem zweyten Bande geliefert. Auch hier strömt die zur Parodie so ganz gestimmte Laune des Hrn. Bl. sehr ergiebig fort; z. B. in der Beschreibung der Spiele in Schimpf und Ernst, die der fromme Held Aeneas seinem Vater Anchises zu Ehren anstellen läßt, und besonders in der sehr burlesken Beschreibung der Unterwelt im sechsten Buche. Höllenrichter sind hier die drey Kasuisten, Eskobar, Busenbaum und Sanchez; Oberküchenmeister in der Hölle ist der Pater Kochem; das Mahl, das unter seiner Aufsicht zubereitet wird, und dessen Ingredienzen, werden sehr komisch beschrieben; und voll satyrischer Züge, besonders wider den Aberglauben, ist die Beschreibung des satanischen Lustgartens und seiner Verzierungen mit Menschenpeinigern statt der Statuen. Unter diesen findet sich auch einer ganz verstümmelt, der in seinem Leben ein Jesuit war, und die Klassiker kastrirt herausgab; und eine Koppel grimmiger Fleischerhunde nagt an dem Hirn eines Unglücklichen; jene sind Nachdrucker, dieser ein Autor. Sehr glücklich ist auch das Wonneleben in Elysium geschildert, ein wahres Schlaraffenleben. Solon, Penn, Zoroaster, u. a. schmauchen hier ihr Pfeifchen Knaster, und lesen zum Zeitvertreib die Erlanger Zeitung und Schlözers Staatsanzeigen; Sokrates dirigirt hier die himmlische Normalschule; Homer singt Bürgers Lenore; die heil. Cäcilia spielt ein Konzert

zeit von Hayden, u. s. f. Anchises zeigt hier dem Aeneas, wie beym Virgil, die Zeiten der Zukunft, aber nicht der römischen Cäsaren, sondern der römischen Päbste, deren Charaktere hier die Musterung passiren. — Doch man muß dies alles, in den, meistens sehr glücklichen, Versen des Verfassers lesen.

Bk.

Skizzen von A. G. Meißner. Siebente und achte Sammlung. Leipzig. 1785. 15½ Bog. 8. in der Dykischen Handlung.

Die siebente Sammlung enthält 1) Abdallah, der Sohn des weisen Achmet Methemir. 2) Agnes Sorell, oder diesmal die Maitresse ersprießlicher als die Gemahlinn. 3) Graf Balduin von Flandern. Mährchen. Die achte Sammlung enthält 1) die Zauberschule. 2) Sultan Massoud, sechste Anekdote. 3) Cuenna, Vivonne und Ruyter. 4) Heldentugend am Oroonokofluß. 5) Einige Criminalgeschichten. Da die Manier des Herrn Meißner genugsam bekannt, und diese Anzeige etwas verspätet ist, so braucht es keiner ausführlichern Anzeige. Nur ist zu bemerken, daß von diesen Skizzen eine zweyte viel verbesserte und vermehrte Ausgabe in vier Bänden, deren jeder zwey Sammlungen enthält, erschienen ist. In dieser ist die Geschichte der Bianca Capello weggelassen, an deren Stelle aber viele neue hinzugekommen sind, welche der ersten Ausgabe beygefügt worden, so daß die sechste Sammlung der ersten Ausgabe die Zusätze zu den zwey ersten Bänden der neuen Ausgabe, und die beyden hier angezeigten die Zusätze zu den beyden letzten Bänden enthalten. Zu der neuen Auflage soll noch ein fünfter Band kommen, in welchem theils einige in verschiedene Journale eingerückte Erzählungen des Verf. theils einige neue gesammelt werden sollen. Hiemit sollen die Skizzen beschlossen werden.

Mr.

Schriften von — — Bern, bey Walthard und Gaudard. Schriften B. A. B. (Dunker.) II.

 (soll

(soll vermuthlich zweyter Theil bedeuten.) 1785. in 8vo.

Der Verfasser muß seinem Gesichte mehr zutrauen als seinem Namen. Denn er hat statt der letztern seinen Schattenriß hingestellt. Eben so hat er sich auch unter der Zueignungsschrift an die Physiognomik unterzeichnet. Rec. hält nicht allzuviel auf Physiognomie der Gesichter. Aber desto mehr auf die Physiognomie der Vorreden und Zueignungen. Nach Durchlesung der gegenwärtigen, war sein Urtheil folgendes: Der Verfasser muß ein posierliches, geziertes, von jugendlichem Dunst, welchen er vermuthlich für Geniekraft hält, aufgeblasenes Geschöpf seyn, welcher witzig und launigt zu seyn glaubt, weil er es gern seyn möchte, und ein Claudius und Bürger sich dünkt, wenn er ihre Fehler nachgeahmt hat, und von ihren Vortrefflichkeiten nichts hat, kurz, welcher Horazens goldnen Denkspruch: Principium et fons recte scribendi, Sapere, noch nicht erwogen hat. Nichts ist in der That eckelhafter, als ein Schriftsteller von der witzigen Klasse, welcher statt wahren Witzes und Laune, fade, geziert, platt, plump und ungezogen wird. Diese zween Bände bestehen aus Poesie und Prosa, Fabeln, Briefen, Farcen ꝛc. bey welchen das schöne Papier und die häufig verschwendeten Vignetten das Beste sind. Unser Urtheil könnten wir freylich auf jeder Seite beweisen, aber der Raum erlaubt uns nur ein Paar Stellen, so wie sie uns gleich neben einander in die Augen fallen, anzuführen. Gleich im ersten Gedichte steht der abgeschriebene Einfall:

„Thät ich bey einem Haare,
„Könnt manchmal seyn,
„Statt pimpere, cacare,
„Stünds gar nicht fein.
„Die Recensenten bellen
„Bey solchen Stellen.“

In dem 2ten Gedichte hat er das Blümchen vergiß mein nicht, in 4 Strophen gar witzig verändert und angebracht, auf folgende Art. „1) Vergiß nicht Meinchen, „2) vergiß mein nichtgen, 3) vergiß mein nimmer, 4) „vergiß mein nie,“ Ferner S. 31:

„Nach-

„Nachricht an den Setzer.“

„Ich will hoffen, daß er doch den Verstand wird ge„habt haben, auf voriger Seite die Vignetten so zu setzen — „— Ueberhaupt bitt ich: nur nichts Dummes gemacht!“

„Der Autor.“

„He, He, Wie? N. B. mache der Herr mir selbst „nichts Dummes.“

„Setzer.“

Mir, dem Recensenten scheints, der Setzer sey klüger als der Autor. Es sind diese höchstmittelmäßigen und schlechten Verse und Prosa auf sehr schönes Papier gedruckt. Dazu sind eine Menge Vignetten darin, die zwar nicht Meisterstücke sind, aber in ihrer Art besser als das fade Geschreibsel, dem sie zur Zierde dienen sollen. Sollte, wie es scheint, der Verfasser ein Zeichner seyn und selbst diese Vignetten gezeichnet haben, so hätte er wohl erwegen sollen, was er hinter der Zueignungsschrift sagt:

„Es ist ein edel Sprüchlein,
„Hat gar ein fein Gerüchlein
„Wohl durch die ganze Welt;
„Heißt, (wie bekannt den meisten)
„Bleib Schuster! bleib beym Leisten,
„So wirds seyn, wohl bestellt.
„Freund! könntest dies erwegen,
„Beyseit die Feder legen!“

Qm.

---

5. Romane.

Lienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk. Frankfurt und Leipzig. Zweyter Theil. 1783. 366 S. Dritter Theil. 1785. 416 S. 8.

„Hier ist der zweyte Theil meines Buchs, sagt der Verf. in der kurzen Vorrede, das ich mit dem ersten beendiget glaubte, aber so wie ich jetzt sein Ideal träume, mögen noch zwey solche Bändchen folgen. Ich verspreche sie aber nicht und könnte sie nicht versprechen." Demohngeachtet hat der Verf. sie gegeben, und sich dadurch um das gemeine Beste ein Verdienst mehr erworben. Die unverkennbare Absicht desselben, den niedern Volksklassen, insbesondere dem Landvolk seines Vaterlandes der Schweiz, ein Buch in die Hände zu geben, das ihre Sitten und Denkungsart wie in einem Spiegel getreu darstellt, unverholen ihre Mängel und Gebrechen ihnen vorhält, aber auch ihre gute Seite zeigt, und es nicht dabey bewenden läßt, Guck aus Guck ein damit zu machen, sondern sie zu vernünftigern, bessern und betriebsamern Menschen und Bürgern zu bilden, legt sich in diesen beyden Theilen, wo möglich noch augenscheinlicher zu Tage, als in dem ersten, welcher zu seiner Zeit in dieser Bibliothek bereits ist angezeigt worden. Recensent fühlt seinen damals geäußerten Wunsch jetzt mit neuer Wärme rege gemacht, daß dieses Buch, um den Nutzen zu stiften, den es stiften könnte, auch wirklich in des Volks Hände käme. Jeder Landprediger in der Schweiz sollte ein Exemplar kaufen, und es den Hausvätern seiner Gemeinde zum Lesen mittheilen, es würde sicherlich dadurch mehr Gutes gewirket werden, als durch das Erste Erbauungsbuch. Außerhalb Landes würde es freylich, theils wegen so vieler lokalen Situationen, theils wegen des geflissentlich gebrauchten rohen Schweizerdialekts, bey weitem nicht die nämliche Sensation auf den gemeinen Mann machen, und den Hauptzweck der Nutzbarkeit entbehren müssen, wie denn die französische Uebersetzung davon, auch nur in Rücksicht der Unterhaltung Glück gemacht haben kann. Aber zu wünschen wär, daß jede Provinz in Deutschland

land ein solches Volksbuch im provinzialen Volkston hätte, der den Begriffen der Landleute und ihren lokalen Verhältnissen angemessen wär, vorausgesetzt, daß es auch wie eine Landmünze, allenthalben im Lande kursirte. Der Verf. fährt in diesen beyden Theilen fort, die Sitten der Dörfer, oder die sittliche Geschichte des Landvolkes, mit lebendigen Farben auszumalen. Bauernintrike, Starrköpfigkeit, defensiver Trutz, Vorurtheil und Aberglauben des Landvolkes, werden zur Warnung und Besserung, mit allen ihren nachtheiligen Folgen zur Schau ausgestellt, und sind mit einer Wahrheit gezeichnet, die beweiset, daß der Verf. den natürlichen Charakter der niedern Volksklassen mit Sorgfalt studirt habe. Die rauhe Schweizersprache ist hier der Sache sehr angemessen, und rückt den Leser mit seiner Imagination recht auf den Schauplatz hin, er hat die handelnden Personen gleichsam vor Augen, sieht und hört sie. Als ein besonderes lehrreiches Stück, zeichnet sich das, bey lebendigem Leibe von der Kanzel verlesene curriculum vitae des abgesetzten, zur öffentlichen Buße vom Junker Arner verurtheilten Vogts Hummel aus, welches nicht nur ein vollständiges Verzeichniß seiner verübten Bübereyen, sondern auch die Art und Weise, wie er ein Schelm und Bösewicht worden, recht nach der Natur des allmähligen Ganges zum Laster darstellt. Junker Arner, Erbherr und Eigenthümer des Dorfes Bonnal, des Schauplatzes der Geschichte, ein edeldenkender Mann, ist der Reformator seiner größtentheils übelgearteten Unterthanen, der ohne Eigennutz, blos zum Besten derselben wirkt, und thätig ist, viel gute und heilsame Verordnungen macht, die von Seiten der Bauern großen Widerspruch finden, die sie, nach einem gewöhnlichen Vorurtheile der Landleute, einer bloßen Neuerungssucht zuschreiben, und sich derselben mit Unwillen unterwerfen, bis sie nach und nach überzeugt werden, daß alles zu ihrem Besten gemeynt sey. Am Ende findet doch der Junker und sein treuer Beystand, der ehrliche Pfarrer, daß ihre Mühe nicht verlohren ist, und daß sie mit ihrer Zucht und Sittenverbesserung einen Schritt weiter gekommen sind, als sie geglaubt hatten. Der Verf. begnügt sich, das Gefühl rege gemacht zu haben, daß Volksbücher nützlich sind, und erwartet früher oder später ähnliche Versuche. Daran wirds hoffentlich nicht fehlen, auch glaubt Rec. schon hin und wieder in einigen neuern Romanen Spuren angetroffen zu haben, daß die Verff. auf diese Idee losarbeiten; denn seynsol-

leude Aufklärung, Vorschläge zur sittlichen und ökonomischen Volksverbesserung, sind jetzt die gangbaren Artikel, die gewöhnlich in den Lesebüchern abgehandelt werden. Aber so lange nur lustige Projekte darinne die Oberhand behalten, ohne Lokalität, ohne Kenntniß der Verhältnisse und Verfassung, auch des eigenthümlichen Charakters der Inwohner des Landes, oder der Provinz, wo die Scene hinverlegt wird, und wo sie eigentlich wirken soll, dürfte wohl wenig Frucht und Nutzen von dergleichen Büchern zu erwarten stehen, und ein allgemeines Nationalvolksbuch wär so gut als keins. Der Verf. hat den zweyten Theil dieses Buchs dem Schatten Iselins gewidmet, der aus Bescheidenheit bey seinem Leben nicht zugeben wollte, daß ihm der erste zugeeignet würde.

Der Verlobte zweyer Bräute, eine völlig neu ausgearbeitete Geschichte Carl Ferdiners, von Johann Jakob Dusch, Königlich Dänischen Justizrath und Professor. Breßlau und Leipzig, bey Meyer. 1785. Drey Bände, jeder zwey Theile enthaltend. Zusammen 3 Alph. 17 Bogen in 8.

Ferdiners Geschichte ist von ihrer ersten Erscheinung an bis itzt, eins der unterhaltendsten Lesebücher geblieben, welches der immer erneuerte Vorrath jüngerer Meßprodukte nicht verdrängt hat, und das wäre für den Geschmack unsers besondern Publikums ein günstiger Aspekt, wenn nicht zu gleicher Zeit das elendeste Geschreibsel in diesem Fache, sich so gar oft auch mit der zweyten auch wohl dritten Auflage brüstete. Indessen ergiebt sich daraus noch dieses, daß eben so viel Hände nach dem Bessern als nach dem Schlechten greifen, und die Vervielfältigung des erstern macht Hoffnung, daß die Zahl der Leser, die unter ihrer Lektüre eine Wahl zu treffen wissen, und nicht wie die Hayfische, alles, was ihnen vorkömmt, verschlingen und verdauen, in Zukunft eher sich mehren als mindern werde. Bey der Klasse von Lesern, die eine vernünftige Unterhaltung suchen und zu schätzen wissen, hat der Verf. durch diese neue Umarbeitung von Ferdiners Geschichte,

unstreitig vielen Dank verdienet. Nicht als wenn sie einer Umarbeitung wäre dürftig gewesen, sondern weil der Leser das Vergnügen einer angenehmen Unterhaltung dadurch doppelt genüßt, da er hier gleichsam eine neue Geschichte empfängt, in welcher doch der Grundstoff und das ganze Interesse der ältern liegt. Wie inzwischen das Auge des Architekten, bey der Uebersicht des Ganzen und der Zusammenstellung aller einzelnen Theile eines Gebäudes, kleine Unvollkommenheiten in der Symmetrie und Verzierung, etwas zu weit hervortretendes, überladenes, entbehrliches, leichter wahrnehmen, einen Balkenkopf schicklich absägen, das Sparr- und Riegelwerk besser fugen und einzapfen kann, als bey der successiven Aufführung; so hat der sorgfältige Verfasser, bey dieser neuen Bearbeitung, sich die Mühe nicht verdrüßen lassen, die wahrgenommenen Mängel zu verbessern und dem Buche die Vollkommenheit zu geben, die es anfänglich nicht wohl haben konnte. Nach seinem eignen Zeugnisse, ist mehr als die Hälfte des ganzen Werkes neu erfunden, oder gänzlich umgeschmolzen; und schwerlich sind zehn Briefe geblieben, wie sie waren. Der erste Theil ist ganz neu, und enthält Anfangs einige häusliche und naiverzählte Scenen, die den Leser gleich festhalten, weiterhin thut es die bekannte Interesse der Geschichte von selbst. Ueber einige Anmerkungen des Recensenten, die erste Ausgabe betreffend, hat Hr. D. in der Vorrede sich auf eine Art erkläret, die dem philosophischen Denker, dem es nicht um Rechthaberey, sondern um Prüfung und kaltblütige Untersuchung der Sache selbst zu thun ist, Ehre macht. R. hatte z. B. Elisens verstohlne Wallfarth zu dem Grabe ihrer Freundin, als einen hohen Grad von Schwärmerey, nach ihrem Charakter nicht wahrscheinlich gefunden, und die Handlung Ferdiners, da er das Couteau zieht, und sich in der Klinge spiegelt, nicht goutirt, weil sie für diesen gesetzten Mann, in seiner damaligen Situation, entweder zu spielend oder zu extravagant schien. Der Verf. vertheidigt aber beyde Stellen mit guten Gründen, und beweißt, daß diese Handlungen nach der Lage der Umstände völlige Wahrscheinlichkeit haben konnten. Da sie aber dennoch auffielen; so spührt er der Ursache davon nach, und entdeckt diese in dem Mangel solcher Züge und Winke, woraus der Leser abnehmen konnte und müßte, daß die handelnde Person allerdings, der ihr attribuirten Handlung fähig sey. Die Anwendung dieser Beobachtung hat ihn bewogen, die handelnden Personen in man-

mancherley neue Lagen zu bringen, ihrem Charakter neue Ausbildungen zu geben, wodurch sie von dieser Seite in ein helleres Licht gesetzt, und die Leser auf die auffallenden Scenen mehr vorbereitet werden. Nach der Empfindung des Rec. der unter den Lesern eines Buchs freylich immer derjenige ist, der Gelegenheit hat, über die Sensation, die bey ihm dadurch ist erreget worden, mit dem Autor Rücksprache zu nehmen, welche Gelegenheit den übrigen stummen Lesern mangelt, ist auch nun aller scheinbare Anstoß wirklich gehoben. Sehr wahr und richtig setzt Hr. D. bey dieser Gelegenheit hinzu: „es ist zweyerley, wie ein und derselbe Charakter von dem Verf. und wie er von seinem Leser gedacht wird. Eine Beobachtung, welche der Schriftsteller zwar niemals vergessen sollte, aber in der Hitze der Ausarbeitung doch sehr leicht vergessen kann. Jenem schwebt immer sein ganzes Ideal, mit allen Zügen vor, auch mit denen, die er entweder zu schwach oder gar nicht ausgezeichnet hat; dieser hingegen denkt selten mehr, als ihm vorgezeichnet ist.“ Was über einen Ausdruck des R. erinnert wird, da dieser die Meynung geäußert hatte, Ferdiners oben erwähnte Handlung habe theatralische aber keine historische Evidenz, hat in dem Verstande, wie der Verf. den letzten Ausdruck nimmt, seine gute Richtigkeit; aber es war hier nicht die Rede von der Thatsache selbst, sondern von der Erzählung derselben in dem Munde eines andern, und da ist Glaubwürdigkeit doch auch historische Evidenz, in dem Verstande nämlich, wie solche z. B. den Relationen der biblischen Scribenten beygelegt wird. Was sonst noch der Verf. zur Ausschmückung, Vervollkommnung und Aufklärung dieser neuen Ausgabe von Ferdiners Geschichte hinzugethan, besaget mit mehreren die Vorrede, und das Buch selbst beweiset, daß durch Anlegung der letzten Hand das Ganze durchaus gewonnen hat. Die Katastrophe, meynt Hr. D. sey nicht ganz nach dem Wunsche und der Erwartung der Leser ausgefallen, demohngeachtet hat er nichts daran verändert, und das mit Recht. Die Ungewißheit, worinne der Leser gelassen wird, ob Ferdiner Elisen noch zum Altar führen werde, oder nicht, ist für den Spekulationsgeist ungleich unterhaltender, und der Sache selbst hier angemessener, als die verlangte Auflösung dieses Heyrathsproblems. Da inzwischen der Verf. versichert, daß er die Correspondenz der beyden getrennten Personen, von der Zeit an, da Ferdiner in Italien sich aufhielt, bis einige Jahre nach seiner Wieder-

kunft

kunst, in seinem Schreibepult habe; die Leser aber, von dem endlichen Schicksal dieses liebenden Paares unterrichtet zu seyn wünschen, wie ihre geäußerte Meynung in Ansehung der Katastrophe anzuzeigen scheinet, so sehen sie aller Wahrscheinlichkeit nach, der Eröffnung desselben begierig entgegen, und die mehresten Stimmen, die der Verleger zu sammlen Auftrag hat, sind also zuverläßig für die Mittheilung dieser entscheidenden Correspondenz.

Oz.

6. Naturlehre und Naturgeschichte.

Wir haben noch einige Bände des prächtigen Neuen systematischen Conchyliencabinets (groß 4to Nürnberg bey Raspe) nachzuholen, durch dessen Fortsetzung sich der Hr. Pastor Chemnitz Verdienste erwirbt, da wir nach der Vollendung dieses so vollständigen Werks vielleicht hoffen können, daß es nicht so leicht jemand unternehmen wird, die Wissenschaft mit einzelnen Bruchstücken schon oft abgebildeter Muscheln ferner zu beschwehren. In Vortrefflichkeit der Abbildungen, typographischer Schönheit und Genauigkeit in Sammlung der Synonymien geben die vor uns liegenden Bände den vorhergehenden nichts nach.

Der 7te Band fängt mit der dritten und vierten Familie der Venusmuscheln (Veneres impuberes orbiculatae et ovales) an. Unter diesen sind wiederum viele neue vorhin noch nicht genau bestimmte, wovon wir die wichtigsten hier nennen wollen. Eine sehr schöne Abänderung der Venus prostata Lin. eine nahe Verwandtin der Ven. pensylvanicae, ohne die dritte Falte an der vordern Seite, welches der Hauptcharakter der Linneischen Art ist. Ven. excisa wie es scheint eine Abänderung der Linneischen Ven. etoletae. Venus concentrica minor, welche Lister für eine junge Ven. concentricam, der Verf. aber für eine Spielart der Ven. excisae hält. Ven. juvenis, eine äußerst seltne Muschel aus den ostindischen Gewässern, noch zwey nahe Verwandte von der Ven. exoleta. Venus jamaicensis, bey den Franzosen l'Abricot

genannt. Venus corrugata plana, eine vom Verf. zuerst beschriebene ganz neue Art. Von der Ven. scripta Lin. sechs verschiedene Abänderungen; Venus globosa, eine von Forskol zuerst entdeckte Art, viele Abarten von der ächten Steilmuschel. Sehr abweichend von allen andern Gattungsverwandten ist die Ven. monstrosa, deren rechte Schaale größer und mit vielen sonderbaren Auswüchsen besetzt ist. Ven. edulis ist hier zuerst beschrieben und genau bestimmt, sie wird von Trieste und Fiume in großer Menge nach Wien gebracht und soll an Saucen u. s. w. eine vortreffliche Speise seyn. Venus plumbea, von der Neuguineischen Küste, welche außerordentlich dicke Schaalen und eine so beträchtliche Schwere hat, daß man sie auf den ersten Anblick für eine Versteinerung hält. Unter den Lazarusklappen zeichnen sich eine safrangelbe (Sp. croceus) eine blättrichte (Sp. folium petroselinum,) eine mit breiten schattenförmigen Schuppen, (Sp. spatagus) und eine dornichte (Sp. muricatus) und Sp. ducalis als neu aus. Sp. pictorum scheint Linne' am unrechten Ort unter Ostrea nodosa aufgeführt zu haben, Aristoteles sagt von der gepulverten Schaale, die Maler haben eine purpurrothe Farbe bereitet. Der Hr. V. versichert aber, Aristoteles habe bey ihm allen Glauben verlohren. — Chama Moltkiana ist eine sehr schöne neue herzförmige Chama, die sich der äußern Gestalt nach den Cordar sehr nähert. Von der Chama gigantea sind viel Abänderungen gesammlet, bey Gelegenheit der ungeheuren großen Versteinerungen dieser Art auf Amboina wird aus Rumph eine Stelle angeführt, welche beweisen soll, daß diese Wunder auf die Berge gelegt, um die gottlosen neuern Zweifler von der Wahrheit der Sündfluth zu überzeugen. — Sehr sonderbar ist die mit einer innern Kammer versehene Chame (Chama concamerata.) Unter den Archen sind Arca nivea forskolii, A. magellanica, A. reticulata, A. laevigata, A. candida, A. indiae orientalis, A. complanata, A. martini rostrata, A. rhomboidalis, A. corbula und A. granosa minor, vorher unbestimmte Arten der ersten Linneischen Unterabtheilung mit geradem Schloß, in der zweyten Unterabtheilung mit bogenförmigem Schloß sind nun A. marmorata, A. sinuata, A. multistriata forsk. Die Kammmuscheln werden hier wieder in eine eigene Gattung Pectiner von der Auster getrennt und in drey Unterabtheilungen nach Gestalt der Ohren gebracht. Neue Arten dieser Gattung sind: P. pallium Lorenzianum, verschiedene Abänderun-

derungen von P. amusium, P. sulphureus, Pallium porphyrium und Pallium vitreum, eine fast gänzlich durchsichtige mit concentrischen Schuppen besetzte Muschel aus Norwegen.

Der achte Band fängt mit den Austern an. Sehr merkwürdig ist unter diesen die Spenglersche Hausente (O. Anas domestica Spengleri) welche durch ihren Bau von allen bisher bekannten Arten sehr abweicht, außer dieser noch 15 genauer bestimmte Arten und Abarten. Mit dem Linneischen Gattungscharakter der Anomien ist der Hr. V. nicht zufrieden. Da der Ritter so wenige im natürlichen Zustande gesehen, so habe er in diese Gattung fast alles gebracht, was in die übrigen nicht paßte. Außer den Linneischen werden hier 20 Arten genauer bestimmt, das Thier selbst ist abgebildet. Von Mießmuscheln sind 41 Arten genauer bestimmt und abgebildet, unter diesen sehr viele vom Hrn. V. hier zuerst beschriebene. Bey den Steckmuscheln eifert der Hr. V. sehr heftig gegen Linne's und anderer Naturforscher Leichtgläubigkeit in Absicht des Cancer pinnotheres, nun werden hier 14 Arten bestimmt. Die dritte Classe der Conchylien machen die vielschaaligten Muscheln aus, hieher gehören die Chitons, wovon 19 Arten und Abarten ganz neu beschrieben werden; die Meereichel, deren Thier auf der Vignette sehr schön abgebildet ist und wovon 13 neue Arten hier vorkommen. Die Pholaden, unter welchen drey neue Arten befindlich sind.

Die erste Abtheilung des neunten Bandes enthält blos Linksschnecken. Genauer angestellte Beobachtungen, die zum Theil schon im Naturforscher bekannt gemacht sind, haben den Hrn. V. nun völlig überzeugt, daß diese Linksschnecken keine besondre Arten sondern blos Mißgeburten von rechtsgewundenen Schnecken sind. Auf 14 Kupfertafeln sind solche aus allen Gattungen abgebildet. Weil diese erste Abtheilung einen ganz besondern Theil der Conchylien allein abhandelt, so wird sie auch allein als ein Buch ausgegeben.

Fw.

Herrn Dr. Joh. Ernst Theophilus Guerikens Abhandlung vom flüßigen Spießglasgoldschwefel. Braunschweig, in der Fürstl. Waysenhausbuchhandlung. 1784. 32 S. 8.

Dies

Dies ist eine Uebersetzung der lateinischen Abhandlung des Hrn. Dr. G. welche Hr. HR. Baldinger in Sylloge selectiorum opusc. Vol. III. S. 164. hat abdrucken lassen. Das Arzneymittel erfand Hr. Jakobi und bereicherte den Arzneyvorrath durch einen vortreflichen Beytrag. Wir wünschen, daß durch diese Uebersetzung das Arzneymittel zu gemeinnützigen Gebrauch bekannter werden möge.

Ew.

Dr. Joseph Priestleys, Mitglieds der Königlichen Großbrittanischen Gesellschaft der Wissenschaften, Versuche und Beobachtungen über verschiedene Theile der Naturlehre. Zweyter Band. Nebst fortgesetzten Beobachtungen über die Luft. Aus dem Englischen. Mit einem Kupfer. Wien und Leipzig. 1782. gr. 8. S. 364.

Der erste Band dieses Werks (S. A. d. B. 47 B. S. 477.) ist gewiß von keinem Naturforscher ohne den Wunsch der Fortsetzung gelesen worden, welche wir jetzt anzeigen und die an Schätzbarkeit des Inhalts dem Anfange nichts nachgiebt. Derselbe ist in 33 Abschnitten abgefaßt, deren Ueberschriften anzuzeigen nur der Raum verstattet, um die Neugierde derer zu reizen, welche etwa die Schrift selbst noch nicht gelesen haben. 1) Ueber das Wachsen des Weiderichs in verschiednen Luftarten. 2) Ueber die Reinigung der Luft durch Pflanzen und über den Einfluß des Lichtes auf diese Wirkung. 3) Mehrere Beobachtungen über das grüne pflanzenartige Wesen, mit dem verschiedene in dem vorhergehenden Bande beschriebene Versuche angestellt sind. 4) Ueber die Erzeugung der grünen Materie und der reinen Luft im Wasser durch Hülfe verschiedener vegetabilischer Substanzen. 5) Ueber die Erzeugung der Luft vermittelst grüner Materien aus thierischen Substanzen. 6) Ueber die Luft, welche die im Wasser faulenden Substanzen hervorbringen. 7) Ueber die durch verschiedene in Quecksilber faulende Substanzen hervorgebrachte Luft. 8) Ueber die Erzeugung der zündbaren Luft aus einem mit Wasser aus Eisenfeilspänen und Schwefel bereiteten Teige. 9) Ueber die Luft, die, wie man dafür hält, aus den Schweiß-

Schweißlöchern der Haut hervorkömmt, und über die Wirkung der Ausdünstung des Körpers. 10) Beobachtungen über das Athemholen, welche auf die Erklärung des Ursprungs der festen Luft, die man in der ein- und ausgeathmeten entdeckt, abzwecken. 11) Beobachtungen über die Fäulniß, welche auf die Erklärung des Ursprungs der festen Luft, die sich bey derselben zeigt, abzwecken. 12) Ueber die vermittelst der nämlichen Verfahrungsarten in verschiedenen Luftarten bewirkten Veränderungen. 13) Ueber das Athemholen der Fische. 14) Ueber die Hervorbringung und Beschaffenheit der dephlogistisirten Luft. 15) Ueber das Einathmen der dephlogistisirten Luft. 16) Beobachtungen über die feste Luft. 17) Ueber den Zustand der Luft im Wasser. 18) Beobachtungen über die Beschaffenheit der Salpeterluft. 19) Ueber die Vermischung der Salpeterluft mit der gemeinen. 20) Ueber die Erzeugung einer Salpeterluft, in welcher eine Kerze brennt. 21) Von der Beschaffenheit der dephlogistisirten Salpeterluft. 22) Ueber die Erzeugung der entzündlichen Luft aus der Laugenartigen vermittelst des elektrischen Funken. 23) Versuche, welche die große Flüchtigkeit des Quecksilbers erweisen. 24) Ueber die Gegenwart der Salpetersäure in den Metallkalken. 25) Ueber die Mischung der Vitriol- und Salpetersäuren. 26) Ueber die Meersalzsäure und die nach ihr benannten Luftart. 27) Untersuchung der Seitenexplosion und der dem elektrischen Kreise bey der Entladung mitgetheilten Elektricität. 28) Vermischte elektrische Versuche. 29) Vom Schalle in verschiedenen Luftarten. 30) Vermischte Versuche. Beobachtungen über die Vermischung des Kalkwassers mit einer Auflösung des Eisens in Salpetersäure. Beobachtung über ein ohne Vermuthung entstandnes flüchtiges Laugensalz. Von der durch faulende Substanzen nicht merkbar verdorbenen Luft. 31) Anmerkungen über einige Stellen des ersten Bandes dieses Werks, über die Luft und ihre verschiedene Gattungen. 32) Kurze Uebersicht der in diesen aus den drey Bänden des Werks über die Luft ꝛc. angeführten merkwürdigsten Erfahrungen. 33) Versuche und Beobachtungen, welche erst nach dem Abdrucke der vorhergehenden Abschnitte gemacht sind. Anhang. Register über beyde Theile. Verzeichniß der von Hrn. P. herausgegebenen Schriften.

Natürliche Magie oder Erklärung verschiedener Wahrsager- und natürlicher Zauberkünste, von Christl. Bened. Funk, Prof. der Naturlehre. Mit 13 Kupfertafeln. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1783. gr. 8. 270 S.

Zur Schande unsrer Zeiten dienen Bücher von dieser Art nicht blos zum Vergnügen der Gesellschaften, sondern sind nothwendig, dem mit der Schwärmerey einreißenden Glauben an Wunder, Zauber- und Teufelskünste Einhalt zu thun, welcher auch sonst gescheuten, selbst gelehrten Köpfen, eben so viel Schwindel erregt, als in jenen Zeiten der allgemeinen Unwissenheit. Wie gern benutzt das Heer der Gaukler und Betrüger solche Schwachheit, um von ihren Künsten den möglichst größten Gewinn zu ziehen! Aber wieviel verliert die gesunde Vernunft und Aufklärung dadurch! Jeder ehrliche Mann pflegt heutiges Tages das bekannt zu machen, was ihn sein Fleiß vorzügliches gelehrt hat, es gereiche zum Vergnügen oder zur Bequemlichkeit seiner Mitbürger. Freylich kann man niemanden wider seinen Willen zwingen, seine Kenntnisse auszukramen. Es muß ihn die Menschenliebe selbst dazu nöthigen. Aber Betrug verhüten, das darf man doch, durch Züchtigung der Betrüger und Belehrung der Abergläubigen und Schwachen. Das letzte liegt den Naturlehrern ob und bringt ihnen Ruhm, Ehre und Dank. Hierauf kann Hr. F. auch mit Recht Anspruch machen, weil er öffentlichen Unterricht giebt, und wider den Aberglauben und Betrug streitet. So aufrichtig sind die Naturforscher aller Orten nicht. Oft möchten sie wohl selbst noch gern für übernatürliche Wunderthäter durch mechanisches Spielwerk gehalten seyn, wie die Taschenspieler, Wahrsager, Geisterbeschwörer und Magnetismuskrämer durch ihre Gaukeleyen, sogenannten geheimen Künste und Einbildungen. — Rec. will zur Nachricht der Leser nur die Hauptsachen benennen, wovon im gegenwärtigen Buche gründlich gehandelt wird. Nach einer Einleitung folgt die Astrologie, daß alles, worauf die Sterndeuterey sich gründet, willkührlich angenommene, unerwiesene Sätze sind, wird entscheidend dargethan. Das Wahrsagen aus dem Eingeweide der Thiere u. s. w. Die Oxymantie, wohin auch die Kunststücke mit sympathetischer

Tinte gehören. Die Wasserzauberey. Luftzauberey. Man findet in diesem Kapitel Hrn. Crusius oder eines Andern Beantwortung der Frage, wegen des Herzauberns der Gestalt abwesender Personen, nebst Hrn. F. Widerlegung und dargethaner Ungrund der Wirkung von Geistern auf die Körper. Von Anzeichen und Ahndungen. Die Kunst Bilder zu beleben. Verschiedene Zauberkünste. Die Kunst sich fest zu machen, und die Kunst des starken Mannes. Die Wünschelruthe. Magische Stücke aus der Rechenkunst, Geometrie und applicirten Mathematik mit Physik verbunden. Kartenkünste. Zauberquadraten. Die Dechifrirkunst. Zum Beschluß wird eine Geisterbeschwörung nebst Entdeckung des Betrugs erzählt.

Dw.

Die wahre Ursache der Baumtrockniß der Nadelwälder durch die Naturgeschichte der Forlphaläne (Phalaena Noct. Piniperda) erwiesen und durch einige Versuche erörtert von D. Johann Andreas Kob, Hochfürstl. Brandenb. Onolzbachischen Physikus der Oberämter Roth, Burgthann und Stauff. Nürnberg, bey Bischof. 1786. 4to. 8½ Bog. mit drey illum. Kupfern.

Die wenigen Widersacher des unsterblichen Ritters Linné könnten sich bey Durchlesung dieses Werkes doch endlich überzeugen, worzu das System gut ist, wenn man es auch à la Buffon mit dem vermeintlich erniedrigenden Namen die Nomenclatur belegen wollte. Hier tritt ein Mann auf, dessen Bemerkungen von der äußersten Wichtigkeit sind, aber — ist den meisten Ländern Deutschlands dunkel und unverständlich, in Ansehung der Bäume, deren Verderb er durch seine Beobachtungen vorbeugen will. Wer weiß z. B. in Sachsen, in Niedersachsen und andern Provinzen mehr, was Forlbäume sind? Wenn uns nun der Verfasser anzeigt, daß es Pinus sylvestris oder nach Dieterichs Verdeutschung die gemeine Fichte sey, so weiß ganz Deutschland und Europa, wovon die Rede ist. Dieses zum Voraus gesetzt, wird unsre Anzeige verständlich werden. In der sogenannten Einleitung giebt

giebt uns der Verf. aus dem 21sten Stücke des Naturforschers, nach des Erlangischen Professors Loschge gelieferten Aufsatz, eine Geschichte des im Jahre 1725 bemerkten Fichtenraupenfraßes, wodurch innerhalb 5 Jahren eine schreckliche Baumtrockniß entstand, und Striche von vielen Morgen Waldes ausgiengen Seit dieser Zeit hat man nichts mehr davon bemerkt; ganzer 25 Jahre lang wußte man nichts von dieser Noth, bis man im Jahre 1783 diesen Raupenfraß im Onolzbachischen im Monat Julius wieder wahrnahm, welcher die greulichsten Verheerungen anrichtete; im Junius 1784, in der letzten Hälfte des Monats gieng die Verherung aufs Neue an, wovon die traurigsten Folgen bevorstehen. Denn die Baumtrockniß ereignet sich erst in den darauf folgenden 2 Jahren. Der Verf. hat als Physikus der auf dem Titelblatte bemerkten Oberämter seine Beobachtung sorgfältigst und mit vieler Mühe und Genauigkeit angestellt. Der Phaläne, welche die Raupe erzeugt, ist, nach dem Zeugnisse des angezogenen 21sten Stückes des Naturforschers noch gar nicht systematisch bestimmt, und der Naturgeschichte zum Besten sey es uns erlaubt, die Kunstdefinition nach p. 51. einzurücken.

„*Phalaena Noctua* (Piniperda) spirilinguis crista-
„ta, alis deflexis: superioribus rubicundo-luteo-
„variis, macula transversali albidiori dolabriformi:
„inferioribus griseis, pallidius fimbriatis.
„Habitat in Pinu sylvestri.

Die Brut dieser Phaläne ist eine grüngestreifte Raupe, welche die Nadeln, von der Spitze an, völlig abfressen, so, daß die Bäume in kurzer Zeit kahl werden, und wie abgestanden und verdorrt aussehen. Sobald das Schmetterlingsweibchen entschlupft ist, sucht es sich zu begatten, und wenn dieses geschehen ist, klebt es an die äußerste Spitze der Nadeln ein Anfangs blos grünes und nachher gelblicht werdendes Ey, deren es in einer Stunde 25 bis 30 legt, und jedes an eine besondere Nadel, indem es von einer zur andern flattert. Nach 6, 8, auch bisweilen 10 Tagen kriecht die junge Raupe aus, und wenn das Wetter schwulwarm ist, wie es lange beym Höhrauch war, so wächst sie sehr schnell und weiß sich durch ausgeworfene Fäden von einer kahlgefressenen Stelle auf eine frische zu schwingen. Die Methode, der sich der Verf. bedient hat, um die ganze Oekonomie dieses schädlichen In-

Insekts zu studiren, überlassen wir unsern Lesern eben sowohl in dem Buche selbst nachzulesen, als die physikalische Beschreibung desselben und die Beschreibung der Feinde der Raupen und Puppen dieser verheerenden Phaläne, mithin wollen wir nur getrost weiter gehen. Auf der 22sten Seite stoßen wir auf die Grundsätze, „von der Besaamung, Pflanzung, dem „Gedeyhen, Wachsthum, der Natur und Beschaffenheit, „dann dem Verhältniß und Einfluß der Nadelholzwaldungen „in den Luft- und Dunstkreis, wo zu merken ist, daß alle „Spitzen elektrische Materien aus der Atmosphäre anziehen, „wovon die Entwickelung, das Gedeyhen der meisten Ge„schöpfe abhängt, und welches selbst auf mehrere Gegenden „des Erdballes und auf Gebäude einen großen Einfluß hat; „aus einigen Naturbegebenheiten erläutert und mit einem „Versuch einigermaaßen bekräftiget." Der Verf. erweitert die angenommene Theorie vom Einsaugen der elektrischen Materie auf Menschen und Thiere, und die armen Glatzköpfe kommen gar übel weg, denn ihre kahlen Glatzen auf dem Haupte leiten, nach des Verf. Theorie zu viel elektrische Nervenmaterie aus dem Körper ab, so daß da, wo hauptsächlich durch die Haare des Schädels dem Gehirne elektrische Materie zugebracht wird, wovon die Schärfe des Geistes und der Sinnen gar sehr abhängt, die Saugröhren zu sehr abgenützt werden und früher verderben. — Diese Theorie möchte nun wohl durch viele Erfahrungen widerlegt werden können, denn wir kennen Kahlköpfe, die dabey an Leib und Seele gesund sind, geistreich, scharfsinnig und mit dem herrlichsten Gedächtnisse versehen und mit vortrefflichen Sinnen begabt sind. — Doch wieder zu den Bäumen! Der Verfasser hält alle Nadelhölzer für natürliche Blitzableiter, und behauptet daher, daß vielleicht niemals ein solcher Baum ganz so vom Blitz zerschmettert werde, wie Laubholz. Der Verfasser sucht seine Theorie durch einen glücklichen Versuch zu beweisen. Einige junge Forlbäumchen von 5 Fuß hoch entastete er bis auf einen Wipfel von 9 geringen Aestchen, und auch an diesen Aestchen schnitte er alle Nadeln weg, so wie sie die Fichtenraupen abfressen, er befeuchtete zwey dieser Bäumchen täglich zweymal mittelst eines Schwammes mit Wasser, worinn etwas Seife und Salmiak aufgelößt war, reichlich; dieses und die Beyhülfe dreyer bekannten Gattungen von Rüsselkäfern — was es eigentlich für Gattungen waren, sagt der Verfasser nicht — verursachte, daß die Bäumchen über den

ganzen Stamm und an den entnadelten Aestchen, theils aus den zurückgelassenen Scheiden, und theils aus denen angestochenen Punkten, die die Rüsselkäfer gemacht hatten, neue Nadeln schoben. Eines von seinen Nadeln entblößtes und eben so befeuchtetes Bäumchen besteckte er mit abgebrochenen Nähnadeln, die man Pfundweiß von den Nadlern kaufen kann, diese zogen, seiner Meynung nach, die elektrische Materie dergestalt an sich, daß das Bäumchen Aeste trieb, und binnen wenig Wochen mit dick an einander hervorsprossenden Nadeln bedeckt wurde. Der Autor ist dieser Theorie so gewiß, daß er sich schmeichelt, den von der Königl. Cammer und von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen ausgesetzten Preis zu verdienen, wenn sich dieser Versuch im Großen nachmachen ließe. Im siebenzehnten Kapitel, welches Schluß- und Nützanwendung überschrieben ist, thut der Verf. einen launichten Seitensprung, aber das ist wahrlich seine Sache nicht, und wir wünschten diese launichte Stückchen ganz weg. Auch dazu gehört, unserer Meynung nach, der Einfall von der Phalaena Piniperda und Seidenwürmern Schmetterlingebastarde zu erziehen, die uns vielleicht schönere und feinere Seide liefern würden, und deren Futter, nehmlich die Nadeln der Fichten und Tannen, man Sommers und Winters bey der Hand hätte. Nach einer so langweiligen Beschreibung wollten wir nun unsern Lesern gerne Nachricht von den Mitteln zur Vertilgung dieser gefährlichen Raupe geben, aber der Verfasser hat keins angegeben. Im Würtembergischen, erzählt er aus einer andern Erzählung, habe man um 3, 4 nach aneinander stehende Bäume starke Seile gewunden, solche scharf angezogen, und sodann mit großen Hebeln darauf geschlagen, so daß durch die Erschütterung die Raupen heruntergefallen, und so vertilgt werden konnten, da es aber nicht einmal bekannt ist, ob diese Operation mit Nadel- oder Laubhölzern vorgenommen worden, selbige auch in großen Waldungen, wenn man nicht Armeen darzu aufbietet, nicht praktikabel ist, so gehen wir ungetröstet nach Hause, und vertrauen der Vorsehung, denn der Autor muß endlich selbst bekennen, daß Nässe und Kälte das beste Mittel sey, die Raupen sowohl bey ihrer Ausbrütung, als auch nach derselben zu tilgen und am Wachsthum zu hindern. Wozu nun also der ganze Aufwand von so vielen Bemerkungen? Wirklich haben die Bauern so gar unrecht nicht, wenn sie über die Gelehrten hohnlächeln, denn daß Kälte und Nässe die meisten

Arten Raupen vertreiben, wissen sie schon lange, und haben kein mit illuminirten Kupfern versehenes Buch gelesen. Die zwote Abtheilung wird allen Entomologen höchst willkommen seyn, denn sie enthält eine systematische Bestimmung der Phalaenae Piniperdae, nebst den der Larve nachstellenden Insekten von D. Georg Wolfgang Franz Panzer, Physikus zu Nürnberg. Die drey sehr sauber gestochenen und eben so illuminirten Kupferplatten sind von dem schon bekannten Künstler Bischoff, und dienen der systematischen Bestimmung zur Erläuterung.

Des Amtsrathes Johann Riem's, der Kursächsischen ökonomischen Societät beständigen Secretärs, u. s. w. physikalisch-ökonomische Zeitung. Eine Monatsschrift aufs Jahr 1786. Jänner, Februar, März, oder Erster Vierteljahrband. Dresden und Leipzig, bey Breitkopf. 282 Seiten in 8vo.

Diese Schrift wurde ehedem wöchentlich in 4vo ausgegeben, und hieß Anfangs physikalische, und hernach, wie die gegenwärtige Monatsschrift, physikalisch-ökonomische Zeitung. Wenn doch jedes Wort, zumal auf Titeln und Schildern seine bestimmte Bedeutung haben muß, so würden wir das Wort physikalisch auf dem Titel ganz wegstreichen, und das Werk geradezu nur: ökonomische Zeitung taufen; denn von Physik im eigentlichen Verstande haben wir nichts angetroffen. Jeder Monat enthält Abhandlungen und Recensionen. Die Abhandlungen sind, wie wir schon gesagt haben, blos ökonomisch oder für den Ackerbau bestimmt, und wir treffen die Modeworte, die aber, nach gerade, Eckel verursachen, von Brache, Aufhebung der Gemeinheiten, Stallfütterung, Kleebau u. dgl. in reicher Menge an. Wir wollen unserer Leser wegen die ersten zwey Monate ein für allemal etwas genauer durchgehen, um in Zukunft nur das Daseyn und Erscheinen neuer Stücke anzeigen zu dürfen. Also Jänner. Kartoffeln aus Saamen zu ziehen, wird in Ansehung der Lage von St. Petersburg als etwas merkwürdiges angesehen. Hierauf kömmt eine Ackereintheilung auf den Güthern des Russisch-

Kaiserl Leibmedikus und Staatsrath Herrn von Kruse von ihm elbst aufgesetzt; bey der erstaunend hoch angesetzten Berechnung der Einkünfte für Enkel und Urenkel nach der projektirten Verbesserung, konnten wir uns der Vergleichung mit des seeligen Bechers Eyerrechnung nicht enthalten. Das ökonomische Schreiben von demselben Verfasser enthält berechnete Bemerkungen über den englischen Möhrenbau; von dem Herrn Schubarth von Kleefeld behauptet er, daß er seine ganze Feldkultur von den Engländern genommen habe, woselbst sie schon seit 30 Jahren im Gange gewesen sey: nach englischen Beobachtungen müsse die ganze Feldbauordnung in Norden umgeschmolzen worden. Hierauf folgen fernere Anmerkungen über den Möhrenbau der Engländer, welche wir der genauesten Durchlesung unserer deutschen Landwirthe auf das dringendste empfehlen, sie sind zwar schon alt, aber wo doch Thatsachen vorhanden sind, sie mögen alt oder neu seyn, da muß alles ohnehin unnütze Geschwätz aufhören. Das Etwas gegen den Aufsatz: über die Urbarien in Schlesien, behauptet, daß sich der Verf. viele Fehler habe zu Schulden kommen lassen; es werden zum Beweise nur zwey Sätze ausgehoben, und man erstaunt wirklich über die Kühnheit eines Mannes, der es wagen durfte, im Angesichte seiner Landsleute so etwas ohne gehörige Kenntniß hinzuschmieren. Unter den vermischten und ökonomischen Gegenständen kömmt ein Versuch vor eines Natur- und Wirthschaftscalenders von J. C. C. Löwe; er will monathlich voraus einen solchen Calender nach seiner Idee in dieser Zeitung vorzutragen suchen — in dem monatlich voraus hat der Verfasser nicht Wort gehalten, und seine monatlichen Anweisungen stehen schon in so vielen Wirthschaftsbüchern, ob besser oder schlechter, wollen wir dem Urtheile erfahrner Hauswirthe überlassen. Die Erinnerung an die Physiker von ihren Verrichtungen in diesem Monate ist höchst unbedeutend. In den Anfragen und kurzen Nachrichten sind bona mixta malis und umgekehrt. Der Pfarrer Mayer giebt Nachricht von einem neuen sehr dienlichen Futterkraut für die Schaafe, und der Herausgeber meynt, daß es die Medicago falcata sey — sollte der Herausgeber dann nicht lieber erst eine schriftliche Erklärung eingehohlt haben, als daß er aus einem deutschen Provinzialnamen etwas zu errathen sucht, was so sehr nützlich seyn soll? er hatte ja noch volle zwey Monate Zeit mit dieser Nachricht, denn mit deutscher Erde kann man doch vor dem März nichts eigentliches

ches anfangen. Einer Nachricht aus Prag zu Folge, will man die neuern Entdeckungen im Ackerbau zu Lahna, Dobritschau und Kletzau befolgen — wir hätten lieber von den Wirkungen dieser Befolgung etwas gelesen — die Brandenburgischen Colonien sollen mit Einländern besetzt werden. Die Apotheken in Berlin sollen visitirt werden — was das wohl den Ausländern angeht? Es kommen ferner Nachrichten vor, von der Unschädlichkeit des Mutterkorn; von verschiednen Erd- und Holzschichten bey Grabung eines Brunnen bey Meißen; von der Witterung in Petersburg; von einem Faulfieber in Breslau; von einer Beförderung und einem Todesfalle. Der Litterarische Theil enthält Recensionen von 5 ökonomischen Schriften.

Februar enthält meteorologische und ökonomische Resultate aus den Beobachtungen der Witterung zu Oels, im Jahre 1785. Resultate? Das klingt wenigstens wichtig, aber es gehört wahrlich mehr dazu als den Mittelstand des Barometers und Thermometers anzugeben. Hierauf kömmt wieder der Löwische Versuch eines Natur- und Wirthschaftscalenders für den Februar — also wieder nicht monatlich voraus — es ist auch so gar viel nicht daran gelegen, denn man kann es ja auch künftiges Jahr erst lesen. Etwas über den Waizen und dessen vorsichtigere und vortheilhaftere Behandlung bey der Aussaat, schmeckt gar sehr nach der Bauern-Practica in den Zwickauer Calendern von 1701. Etwas über den Acker- oder sogenannten Sommerbau in der Gegend von Creutznach Alzey ꝛc. — à la Clarisse in Briefwechsel gebracht. — Wasserfurchen mit dem Hemschuh zu ziehen. Etwas — abermal etwas — über Ackersystem und kein Ackersystem, auch von der Kleefütterung für die Schaafe, und zwar sollen wir davon in Zukunft Nachricht haben — wir hätten ja gerne gewartet. — Die physikalisch ökonomische Chronik enthält lauter kurze Nachrichten, ohne die geringste Ordnung wie sie etwan in dieser oder jener Zeitung gestanden haben; z. B. Kälte in Petersburg; Polnische Ausfuhr-Sperre; Erdbeben in Lissabon; Kälte in Gallizien; Faulfieber in Molitor und keine Pest; Epidemie in Spanien; Umzäunung der Schwarzburg Sondershaussischen Wälder mit Latten; Prager papierne Kochkessel; Ausstehlung der englischen Schaafe nach Frankreich; eisenhaltiger Sand bey Ischia; und dergleichen Herrlichkeiten mehr. Von dem Bergbau zu Tarnowitz in

Schlesien wird erzählt, daß man bey dem Schlusse des Novembers schon 4540 Centner Erz gewonnen habe — wie viel Löthig? Das stand in der damaligen Zeitung nicht — und es kömmt doch bey Gott! darauf an; rc. In dem Litterarischen Theile wird ein Buch, welches des Verf. dieser Monatsschrift in allen Ehren gedenkt, von 104 S. auf 34 Seiten recensirt; und wir müssen abbrechen, damit wir nicht in einen ähnlichen Fehler gerathen, und schon dieser Länge halber bitten wir unsere Leser um Verzeihung; wir können nunmehr künftig desto kürzer seyn.

Rz.

Ueber die neuern Entdeckungen in der Lehre von der Luft, und deren Anwendung auf die Arzneykunst; in Briefen an einen Arzt von J. F. Gmelin. Berlin, bey Pauli. 1784. 8. 272 S.

In dieser Schrift ist die Absicht des Verfassers, zu zeigen, daß Kenntniß seiner Lieblingswissenschaft, der Scheidekunst, auch einem Arzte und vielen Andern noch, nützlich sey, und ihren wohlthätigen Einfluß auf mancherley Art äußere. Um sich den Weg zu bahnen, räumt er die Einwürfe weg, die man vormals und auch wohl jetzt, der Chemie machte, daß ihre Anwendung auf die Arzneygelahrheit immer nachtheilig gewesen sey. Man hat gleich die Beyspiele von Paracelsus, Tachenius, Sylvius u. a. m. bey der Hand, und läßt die Hunderte und wohl Tausende, auftreten, die z. B. durch Sylvius Theorie der alcalischen und sauren Säfte, u. die darauf gebaute schweißtreibende Methode, getödtet seyn sollen. So unerschöpflich unchemische Aerzte mit solchen triumphirenden Einwürfen sind, so haben sie doch wohl vergessen, daß, nach gesunder Philosophie, keiner Wissenschaft ein Vorwurf vom Misbrauch ihrer Grundsätze gemacht werden darf. Ueberdem liege der ungemeßne Beyfall, den Paracelsus Methode hatte, nicht in der Anwendung seiner Chemie auf die Medicin, (die beynahe von keiner Bedeutung ist,) sondern in der Denkungsart seines Jahrhunderts; und der durch ihn gestiftete Schaden fließe aus einer andern Quelle. Aber alles von beyden Seiten abgewogen, habe dieser sonderbare Mann doch selbst in der Heilkunst mehr genutzt, als geschadet. Er wagte es

es beynahe zuerst, selbst denken zu wollen, und sich weder vom Aristoteles noch Galen, und seinen Nachfolgern blindlings leiten zu lassen, und den großen Nutzen, den er durch den freyen Gebrauch heroischer und selbst aus den Mineralien bereiteter Mittel, (z. B. des Mohnsafts und Quecksilbers), stiftete, kann ihm Niemand absprechen. Schadete Tachenius durch unrichtig angewandte Grundsätze; so entdeckten auch Chemisten zuerst das Irrige derselben: und Sylvius Ansehen wurde hauptsächlich durch Hofmann und Boerhaave unschädlich gemacht. Nach dieser Ehrenrettung der Chemie wendet sich der Verf. zu den neuern Entdeckungen über die Luft, und zeigt, wie man sie zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit anwenden könne. Die verdorbene Luft schade ungemein, und tödte sogar: allein die Natur selbst, oder vielmehr ihr Regierer, sorge für hinlängliche Mittel, jene wieder zu reinigen. So groß die Menge der Dinge auch sey (die Hr. G angiebt,) welche den dephlogistisirten Theil der atmosphärischen Luft verschlimmern, ja durchaus verderben können; so sey das überwiegende Mittel dagegen die Vegetation der Pflanzen; und die dephlogistisirte Luft, (die aus ihnen ausströme) mache durch Vermischung mit der verdorbenen, eine große Menge derselben unschädlich. Der Verf. zeigt, wie diese Sätze dienlich sind, um einen neuanzulegenden Wohnplatz für Menschen auszusuchen, oder welche Gegenmittel man, bey der Unvermeidlichkeit nachtheiliger Einflüsse, anzuwenden habe. Hieraus folgt Verbannung der Kirchhöfe und ungesunder Gewerbe aus der Stadt, deren Straßen geräumig, reinlich, auch wohl mit Bäumen bepflanzt, die Häuser nicht zu hoch gebaut seyn, und die etwanigen Moräste ausgetrocknet werden müssen. Dieselben Grundsätze sollten auch dienen, um im Kriege Läger, Quartiere und Lazarethe zu wählen, in diesem die Zimmer, (so wie auch die Schiffe) zu bester Erhaltung der Gesundheit einzurichten. Die Grade der Schädlichkeit der Luft werden noch immer am besten durch Fontana's Eudiometer angegeben. — Von der Lebensluft wendet sich Hr. G. zur fixen, rühmt ihre Heilkräfte, doch mit vernünftiger Einschränkung in ihre Gränzen, und zeigt auch den Antheil, der ihnen an der Wirkung andrer Arzneyen zuzuschreiben ist. Es sey ihr, natürlicher Weise, keine unwiderstehliche Heilkraft zuzueignen, so wenig, als irgend einer Arzeney; im Gegentheil ließen sich leicht die Ursachen ausfindig machen, warum sie die gefaßten Hoffnun-

 gen

gen der Aerzte oft täusche. Am wenigsten zuverläßig sey sie gegen die Krankheit, weshalb sie zuerst in großen Ruf kam, gegen die Steinplage: desto gegründeter sey ihre säulnißwidrige Kraft, da sie als Säure wirke, wobey sie zugleich sicherer und gelinder reize, als andre Säuren, auch etwas, wenn auch nur schwach, auflöse, da sie selten allein gebraucht werde; so kommen, bey geäußerter guter Wirkung, auch die Bestandtheile der damit gesättigten Flüßigkeiten in Betracht: überhaupt möge sie wohl in der thierischen Oekonomie keine so große Triebfeder seyn, als ihr einige Naturkundiger und Aerzte zuschreiben wollen: denn Manches sey zu wenig erwiesen; andre wahre Wirkungen wären in poetischer Sprache erzählt. Rec. stimmt dem Verf. nicht nur hier, sondern fast durchgehends bey, er hat Thatsachen, die er aus den besten Schriftstellern gesammlet hat, deutlich und verständlich vorgetragen, weil sie nicht blos für Aerzte, sondern auch Andere, die der Chemie unkundig wären, bestimmt war; auch der Vortrag ist unterhaltend, und verschafft sich vielleicht solchergestalt Eingang bey den Großen, und Lesern aller Art, die Vieles darin sehr brauchbar finden werden, und manches sehr heilsamlich anwenden können.

Db.

---

7. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche, von L. T. Spittler. Göttingen, Vandenhök. 1782. 488 S. in 8.

— — Zweyte verbesserte Auflage. 1785. 522 S.

Hr. Sp. glaubte, „daß ein kleiner Grundriß der Kirchenge„schichte, der für eigene Lektüre nicht ganz uninteressant, „doch zugleich bey öffentlichen Vorlesungen gebraucht „werden könnte, den Bedürfnissen des gegenwärtigen Zeital„ters, da allgemeine Aufmerksamkeit auf die großen Verände„run-

„rungen der katholischen Hierarchie gerichtet ist, besonders „angemessen seyn möchte. Die Schwierigkeit, setzt er hinzu, „zwey solche ungleichartige scheinende Zwecke zu „vereinigen, werde vielleicht bey billigen Richtern manche „Fehler entschuldigen, welche bey erster Darstellung eines „solchen Versuchs fast unmöglich zu vermeiden sind.“ Da er dieses selbst gesteht, und wie hätte es auch vor einem so feinen Kenner unbemerkt bleiben können? so sagen wir es desto freyer, daß wir selbst im Bewußtseyn solcher Gaben, wie die seinigen sind, es nicht versucht haben würden, beyde Endzwecke zu verbinden. Sie scheinen nicht blos ungleichartig zu seyn; sie sind es wirklich. Einer darunter muß schlechterdings leiden: und es kann gar wohl geschehen, daß keiner von beyden erreicht werde: wenigstens nicht völlig so, wie es ohne eine solche Vereinigung, in der Gewalt des Schriftstellers stünde. Bey dem einen, akademischen Lehrlingen brauchbar zu werden, ist eine gründlich gelehrte und genaue Anweisung, nicht nur elementarische Kenntnisse zu erwerben, sondern auch dieselben auf gleichem Wege künftig zu verstärken, und zur Reife zu bringen, die Hauptsache. Dazu ist also eine strengere Methode, fruchtbare Kürze, und ungeschminkte Erzählung der Begebenheiten, durchaus nothwendig. Denn wozu sollen eigentlich akademische Vorlesungen dienen? Etwan, um die Studierenden in der Geschwindigkeit zu Kennern einer Wissenschaft zu machen, die gleich nach geendigtem Collegium so fertig, als ihr Lehrer über alles entscheiden? Wehe dem Lehrer, der dieses sucht! und auch dem Zuhörer, der es erwartet. Frühreife Raisonneurs werden solchergestalt aufwachsen; aber auch frühverwelkende. Gleichwohl ist es eine auf Universitäten noch lange nicht allgemein bekannte, und doch große Wahrheit, daß man daselbst nur die richtige **Methode zu studieren**, den **allgemeinen Begriff der Wissenschaft**, ihre **Geschichte**, ihre **Quellen** und **Hülfsmittel**, ihre **Verbindung mit andern Theilen der Gelehrsamkeit**, und **praktische Regeln für ihre Anwendung**, lernen könne; daß aber erst darauf durch eigne Anstrengung im Gebrauche aller dieser Anweisungen die vertraute Bekanntschaft mit der Wissenschaft selbst, nach und nach erfolgen könne! Von einem Buche also, das zu dieser Absicht geschrieben wird, muß dasjenige ziemlich verschieden seyn, worinn sich Leser von Einsicht und Nachdenken, selbst Gelehrte, über eine Wissenschaft, der sie keinen vorzüglichen Fleiß gewidmet ha-

ben, hinlänglich belehren, oder, wenn sie ihre Anfangsgründe schon gefaßt haben, im weitern Fortschreiten üben sollen. Hier darf freylich nicht sowohl gelehrte Methode, als das Resultat der Forschungen, die nach derselben angestellt worden sind, hervorblicken; die compendiarische Kürze geht in vollständigere Entwickelung, und der Lehrton in eine freyere, auch wohl unterhaltende Schreibart über.

Und das ist auch hier größtentheils geschehen. Hr. Sp. sagt es wieder selbst, daß er alles blos Gelehrte hinweggelassen habe. Was wird aber aus den akademischen Zuhörern, die doch recht eigentlich gelehrte Kenntnisse der Kirchengeschichte erlangen sollen? Dafür hat er die pragmatischen Hauptpunkte kurz zusammengestellt, und bald mehr bald weniger merkbar den Leser auf den Platz hinzuzuführen gesucht, auf welchem das Ganze und das Verhältniß aller einzelnen Theile, seinem Bedünken nach, am richtigsten überschaut werden konnte. Wir geben sehr gern zu, daß der Verf. hierinn eine treffliche Geschicklichkeit besitze; aber diese zusammengedrängte Vorstellung bedarf öfters gewisser Erläuterungen, die freylich für ein Lehrbuch mündlich gegeben werden, für ein Lesebuch hingegen fehlen. Diesem Plane vollkommen treu zu bleiben, (welchem Plane? kann man hier immer fragen: denn obgleich der Verf. seinen Vereinigungsplan meynt; so wankt er doch stets zwischen den Methoden eines Lehrbuchs und eines Lesebuchs, neigt sich bald auf diese, bald auf jene Seite,) sind durchaus alle Citate hinweggelassen worden, und selbst der Versuch, nur hie und da einige der aufklärendsten beyzufügen, würde zu einer unangenehmen Weitläuftigkeit verleitet haben. Vollkommen wohl für ein bloßes Lesebuch des aufgeklärten Publikum; wiewohl auch darinne, wenn es historischen Inhalts ist, eine Anzahl ausgesuchter Citaten bey wichtigen oder streitigen Erzählungen willkommen ist. Allein wie ist es möglich, daß sie aus einem akademischen Lehrbuche der Geschichte wegbleiben könne? Citaten — oder, wenn manchem Deutschen von französischem Geschmack das Wort anekelt, wie dieses jetzt wirklich der Fall bey vielen unserer Schriftsteller und Leser ist — historische Beweise aus Geschichtbüchern und Urkunden, sind ja so ein wesentlicher Theil der genauen Methode, daß man junge Studierende nicht zeitig, ernstlich und anhaltend genug

daran

daran gewöhnen kann. Hr. Sp. hat zwar beym Anfange einer jeden Periode, die vornehmsten Schriftsteller derselben beygefügt, auch einige nicht sehr gewöhnliche Anmerkungen über einzele dazu brauchbare Bücher eingestreut; wird aber selbst erkennen, wie wenig dieses zureiche. Die Litterärgeschichte der Kirchenscribenten, fährt er fort, schien mir, so wie sie nach Mosheims Beyspiel gewöhnlich beygefügt wird, kein nothwendiger Theil einer pragmatischen Kirchengeschichte zu seyn. Der Nahme eines großen Kirchenschriftstellers wird am bequemsten hie und da in die Erzählung einer gewissen Hauptbegebenheit eingeflochten, und die kleinen Erläuterungen, auf welche oft ein absichtlich gewählter Ausdruck in den beygefügten chronologischen Tabellen begierig machen kann, geben häufige Gelegenheit, den Nahmen eines manchen ältern und neuern Kirchenschriftstellers zu nennen, welcher in der fortgehenden Erzählung keinen Platz fand. Hier müssen wir wiederum gestehen, daß wir dieses für einen Hauptmangel eines akademischen Lehrbuchs halten. Freylich, wenn man gerade den kleinlichen Begriff und Ausdruck einer Litterärgeschichte der Kirchenscribenten wählt; so könnte es scheinen, als wenn sich das Beträchtlichste, was derselbe in sich faßt, gelegentlich durch den mündlichen Vortrag ergänzen ließe. Allein die ansehnlicheren Lehrer und Schriftsteller der Kirche sind doch beynahe stets die vornehmsten handelnden Personen in derselben gewesen, deren Würksamkeit und Einfluß auf Religion und Menschen ungemein groß gewesen ist, und zum Theil noch fortdauert. Von solchen Männern blos hin und wieder den Nahmen oder ein kleines Gemählde in eine Hauptbegebenheit einzuflechten, kann für den Anfänger nicht genug seyn, der den ganzen Mann kennen lernen soll; und selbst in einem gemeinnützlichen Lesebuche läßt ihre vorübergehende gelegentliche Erscheinung zu wenig Licht für dasjenige zurück, was sie gethan und durchgesetzt haben. Es ist auch eben nicht Mosheim, dessen Beyspiele man in der sorgfältigern Beschreibung berühmter Lehrer und Anführer von hundert Tausenden jeder Kirche zu folgen pflegt; Spanheim, und andere vor ihm, selbst schon die Magdeburgischen Centuriatoren haben sie der Natur der Sache gemäß befunden. Endlich ist noch dieses aus der doppelten Absicht, welche der Verf. vor den Augen hatte, erfolgt, daß er eine ganz andere Schreibart gewählt

hat,

hat, als man in einem akademischen Compendium der Geschichte zu erwarten berechtigt ist. In dieses gehört doch gewiß, wenn anders der Studierende die edle Simplicität des historischen Ausdrucks lernen soll, eine ungekünstelte, gelassene und zusammenhängende Erzählung von wichtigen Thatsachen, die übrigens ungezwungen so geordnet wird, daß sie sein Nachdenken und seine Beurtheilung von selbst rege macht. Hr. Sp. aber hat sehr häufig den Ton rednerischer und witziger Schilderungen, Reflexionen, Ausrufungen und Fragen, satyrischer Wendungen und Ausdrücke, u. dgl. m. vorgezogen. Angenehm und unterhaltend ist dadurch sein Buch in einem hohen Grade geworden. Aber diese Manier ist schon an sich der genauen historischen Bestimmtheit und Wahrheit hinderlich: und da der Verf. sich überdieß noch einer bündigen Kürze beflissen hat, so kann eine Menge von Stellen demjenigen, der sich die Kirchengeschichte daraus bekannt machen will, kaum halb verständlich seyn. Oft sind es mehr Winke, Anspielungen, treffende Einfälle, als historische Darstellung; bisweilen möchte man gar sagen, Schlüsse ohne Prämissen, wenigstens ohne deutlich genug angegebene. Dennoch wünscht der Leser von einem Manne, der offenbar soviel in petto hat, so durchdringend sieht und urtheilt, auch genug zu erfahren, um etwas Ganzes in seiner Art zu besitzen. So ist alles, was der Verf. von **Julians** Verhalten gegen die Christen sagt, S. 73. in folgender Periode begriffen: „Ists zu verwundern, wenn der **unedle Julian**, dem ohnedieß alle „Anstalten der Familie **Constantins** äußerst zuwider waren, „und christliche Religion von vielen Seiten her verhaßt gemacht wurde, bey seinem Regierungsantritte **die heydnische Religion** wieder begünstigte?" Sollte er wohl so überhaupt **der Unedle** heißen können? Und that er nicht weit mehr, als blos **begünstigen**? Eine andere Frage, S. 129. „Wer sollt' es glauben, daß **Mahomed**, der **Betrüger**, „eine bessere Religion aus seiner **Arabischen Wüste** hervorbrachte, als die damalige Christliche war?" Ganz kann man es auch nicht glauben. S. 184. „Wie sollte auch noch „Respect da gewesen seyn? (gegen Ludwig den Frommen?) sie „hatten **dem Kaiser den armen Sündersrock** angezogen." Komisch genug! Aber wer nun aus dem vorhergehenden schließen wollte, die Bischöfe hätten es allein gethan, würde sich doch irren. S. 386. „Ach wie selten die Cassander waren!" Man wird begierig zu wissen, was vor ein

treff-

trefflicher Mann dieses gewesen sey; aber kein Wort mehr! S. 469 fg. „Clemens XIV. dankte durch die Bulle Dominus ac Redemtor noster das beste päpstliche Garderegiment ab.“ Wenn nun jemand den Gegeneinfall hätte: es waren Prätorianer und Strelizen, die man endlich einmal abdanken mußte, so wäre ein Einfall des andern werth; und keiner würde die wichtige Frage historisch aufklären. Die gleich folgenden Perioden: „Doch es scheint nun schon einmal „alles verkehrt in Rom zu gehen. Se. Päpstl. Heiligkeit „Pius VI. sind nach Wien abgefahren, um zu sehen, was „unser großer Kaiser verfüge,“ sind etwas platt, und wir wundern uns, daß sie der Verf. in der zweyten Auflage stehen gelassen hat. Es ist aber auch unrichtig, daß Pius in Wien blos gesehen, nicht zugleich gewürkt haben sollte. Die eindringende Gelegenheitspredigt des Dichters von Ferney (S. 473.) macht auch eine ziemlich lustige Figur. Nicht ein jeder Leser wird es wissen, daß sein Traité sur la tolerance gemeynt ist; wer es aber weiß, dem möchte das Buch wohl werth scheinen, ohne einen zweydeutigen Anstrich genannt zu seyn. Hr. Sp. warnt S. 153. denjenigen, welcher die Geschichte des Papstthums sorgfältig kennen lernen will, vor den Büchern des Mornay, Heidegger und Cyprian, weil man sich durch solche Schriften an eine gewisse platte Grobheit gewöhne, und den sanften Geist des pragmatischen Geschichtforschers verliere. Allerdings herrscht in diesen Schriftstellern viel polemischer Geist; gleichwohl finden wir die Warnung zu hart ausgedrückt, und die Besorgniß zu groß. Derbe historische Wahrheit, von welcher der letztere besonders genug hat, muß uns doch immer lieber seyn, als die verfeinerte Urbanität dieser Zeiten; ist vielleicht nicht mehr beleidigend, als die Spötterey, S. 424. „Wie es sich doch „ereignet haben mag, daß der heil. Geist im Conclave nie „für einen Jesuiten entschied, überhaupt die Italiäner so in „Affection nahm, daß kein Papst aus irgend einer andern „Nation gewählt wurde!“

Sechs Perioden sind es, nach deren Ordnung der Verf. die Geschichte vorträgt, und die Epochen für dieselben folgende: Constantin und die Nicänische Synode; Muhammed; Gregor VII. Luther; Stiftung der Universität Halle. Jede Periode hat wenige und natürliche Unterabtheilungen, die in den ältern Zeiten von der Ausbreitung des Christenthums,

thums, der Hierarchie und der Religion; in den neuern von den christlichen Hauptgemeinen hergenommen. Auch schliessen sich die vier ersten Perioden mit Tabellen.

Wir haben mit derjenigen Freymüthigkeit, die ein so freymüthiger Schriftsteller erwartet, unsre Meynung über die Methode seines Buchs gesagt. Wenn wir darinne weder ein akademisches Lehrbuch, noch völlig ein Lesebuch für das Publikum gefunden haben: so bleibt noch eine dritte Stellung übrig, und hier ist der Verf. an seinem rechten Platze. Wer seine Kirchengeschichte schon versteht, für den ist dieses Buch eine der angenehmsten Unterhaltungen. Ausführliche Erzählungen braucht er nicht; aber wie leicht und gern eilt oder fliegt er nicht mit dem Verf. über die gemeinen Nachrichten weg; bleibt nur da stehen, wo dieser etwas beobachtet, oder in einem besondern Lichte gesehen wissen will; läßt sich ganze lange Reihen von Begebenheiten und Jahrhunderten, verbunden mit einander, von ihm vorführen; erräth seine Winke, ergötzt sich an seiner Laune, an seinen Schilderungen, an seiner Kunst im Darstellen, und möchte seinen Begleiter auch da nicht missen, wo er anders denkt als dieser. Sollte es wohl nöthig seyn, von so vielen Beyspielen, die sich zur Bestätigung dieser Aussichten geben ließen, bey einem so rühmlich bekannten Schriftsteller, und aus einem Buche, das schon seit etlichen Jahren mit so vielem Beyfall gelesen wird, noch einige herzusetzen?

Man hat gewünscht, daß Hr. Sp. die Eigenschaften eines akademischen Compendiums mehr mit den Vorzügen eines allgemeinern Lesebuchs vereinigen möchte; wir wünschen gerade das Gegentheil. Die Grundanlage ist einmal zum letztern Buche von ihm gemacht; die Bestimmung zum Universitätsunterrichte mag also lieber ganz wegfallen; es mögen nach und nach solche Erläuterungen und Erweiterungen hinzukommen, die es in ein allgemein verständliches und lehrreiches Handbuch der Kirchengeschichte, noch vollkommener verwandeln können.

Ez.

M. Johann Friedrich Heynatz, Rektors der Oberschule zu Frankfurt an der Oder Handbuch. Vierter Theil, welcher die Erdbeschreibung enthält.

hält. Ausgefertigt von Joh. Heinr. Schultze. Berlin, Wever, 1785. 835 S. in 8.

Der Beyfall, welchen die ersten zween Theile dieses Handbuchs gefunden haben, hat veranlaßt, daß es immer mehr, wenn gleich von einer andern Hand, erweitert und fortgesetzt wird. Bey der Erdbeschreibung, die hier vorgetragen ist, hat sich Hr. S. Vollständigkeit zur Hauptabsicht gemacht. Damit nehmlich sein Buch auch als ein geographisch-statistisches Zeitungslexicon gebraucht werden könnte, hat er auch kleinere Städte, wenigstens dem Nahmen nach, aufgeführt, und ein genaues vollständiges Register angeschlossen, damit ungelehrte Zeitungsleser jeden Ort von einiger Bedeutung sogleich nach seiner Lage auffinden können. Wir zweifeln doch, ob dieses so gar nützlich sey. Wenn der Ungelehrte zu wissen braucht, wo ein unerhebliches Städtchen, ein Flecken oder Dorf, die in den Zeitungen vorkommen, liege: so wird ihm dazu eine gute Specialkarte weit bessere und anschaulichere Dienste leisten, als der bloße Nahme des Orts in einem Handbuche. Hingegen sucht er in diesem mit Rechte mehr eine geographische und statistische Beschreibung der Länder und merkwürdigsten Städte, welche doch der Verf. aus jenem Grunde hat abkürzen müssen. Uns ist gleich Amsterdam in die Augen gefallen, welches sich viel zu flüchtig hat abfertigen lassen müssen; und solcher Beyspiele giebt es viele. Uebrigens gesteht der Verf. daß er Büschings Erdbeschreibung zur vornehmsten Grundlage der seinigen gemacht, und, wo dieselbe aufhört, Faden und Ordnung nach der Pfennigschen angenommen habe. Doch haben wir auch Gatterers Abriß der Geographie und neuere Reisebeschreibungen gebraucht angetroffen. Außer der eigentlichen Erdbeschreibung, hat Hr. S. noch eine nützliche Sammlung von historischen, statistischen und andern Artikeln in alphabetischer Ordnung, aus Jägers Zeitungslexicon beygefügt, z. E. Emir, Pasquino, Quaker, Prinzen von Geblüt, Ostind. Compagnie, Reichsinsignien, Parlament, und dgl. m. S. 641 — 761. Auf diesen ersten Anhang folgt ein zweyter: Aussprache fremder Nahmen, spanischer, französischer, englischer, italiänischer u. s. w. Der dritte enthält ein Verzeichniß der gewöhnlichsten Münzsorten. Souverain ist vergessen. Daß ein Gul-

den in Pohlen und Preußen 8 Gr. betrage, ist unrichtig. Ein Verzeichniß der besten geographischen Bücher macht den vierten Anhang aus.

Reise nach Mariazell in Steyermark. Von Arnold. Mit einer illuminirten Platte, (die aber in unserm Exemplar erst illuminirt werden soll.) Wien, Wappler. 1785. 3 B. in 4.

Begierig nahm Recensent diese Bogen in die Hände: denn was verspricht nicht eine im J. 1785. zu Wien gedruckte Reise, an einen so berühmten Gnadenort von einem aufgeklärten Beobachter angestellt! Allein er fand nichts, was er suchte; was er aber nicht suchte, und nicht finden wollte, das fand er. Hr. A. sagt ganz am Ende S. 23 fg. „Das „vorzüglichste, was mir in der Kirche (zu M. Z.) auffiel, „waren die verschiedenen Nationen und mancherley Menschen, „welche hier bey dem Altar hingeknieet ihre Herzensangele„genheiten vortrugen. Einige waren wie Stäbe ohne Ge„fühl hingelehnt; und begafften das so alles mit, was hier „vorgieng. Andere knieeten da mit funkelnden Augen, hin„ter die Ohren gestrichenen Haaren, und erhitzten Gesich„tern, ohne ein Aug vom Altar zu wenden; andere ganz „kaltsinnig und andächtig - stumm, strichen ihren Rosen„kranz fleißig. Einige sangen so recht aus Herzensgrund; „einige in die tiefe Traurigkeit versteckt seufzeten, viele zer„flossen unter lautem Aechzen in Thränen; ein jeder thar so „nach seiner Weise, Lage, Gemüthsfassung oder Andacht, „so gut er konnte. Der Anblick aller dieser Menschen, wel„che im größten Eifer, und mit wahrer innerlicher Ueberzeu„gung, vor dem Altar hingestreckt, Hülfe suchen, ist auf„serordentlich rührend. Man wird davon mit hinge„rissen, und alle übrige Begriffe entfliehen. Nach„dem nun diese guten Leute ihr Anliegen hier vorgetragen, „und ihr Herz ausgeschüttet haben, gehen sie heiterer, ge„tröstet und gestärkt wieder von dannen, und wenige „sind darunter, welche hier nicht den Vorsatz besser zu le„ben, gemacht haben; oder bey welchen dieser Vorsatz nicht „neu belebt werden sollte." Hätte doch der Verf. dieses alles zu seiner Ehre weggelassen! Ausserordentlich kläglich und er-

andächtlich, nicht rührend zum Sympathisiren, ist es für einen vernünftigen Christen anzusehen, daß so viele seiner Mitbrüder noch in dem elendesten Aberglauben versunken sind. Er wird sich wahrlich sehr hüten, sich davon hinreißen zu lassen, nicht zugeben, daß über einem solchen Anblicke seine gesunden Begriffe entfliehen. Mag doch das arme, von blinden Leitern verführte Volk noch so jämmerliche Gesichter und Gebehrden sehen lassen! Hülfe bey einem vermeinten wunderthätigen Marienbilde suchen, ist Unsinn, nicht Christenthum; und was den Vorsatz sich zu bessern anlangt, so weiß man schon, wie viel derselbe bey den Wallfahrern zu bedeuten habe. Doch der Verf. hat selbst durch die Abschilderung der dummen gefühllosen Physiognomien und Posituren zu erkennen gegeben, daß viele gar nichts bey dem ganzen Auftritte denken mögen.

Er konnte, wenn er darüber nichts Besseres sagen wollte, desto füglicher es ganz übergehen, da seine Reise blos die Naturgeschichte, Wirthschaft, Gewerbe und Sitten der Einwohner dieser Gegend, durch welche er sie anstellte, zum Gegenstande hatte. Denn daß Lambecius vor mehr als hundert Jahren, in seinem Diario sacri itineris Cellensis, neben so vielen gelehrten und schätzbaren Erörterungen, auch eine so kindische Leichtgläubigkeit blicken ließ, unter andern eine Folioseite von der Jungfrau Maria dort gewürkten Wundern einrückte, das kann ihm wohl noch vergeben werden. — Der Verf. also beschreibt zuerst die Klause, oder das enge Thal bey Mödling, überall mit zertrümmerten Bergen und hohen Felsenstücken angefüllt, die aus grauem Kalkstein bestehen. Unweit Gaden traf er eine Menge kleiner Kalköfen an, wo auf einmal ohngefähr hundert Metzen Kalk in einem Brande gebrennt werden; aber ein einziger wohl eingerichteter Ofen könnte mehr Kalk, mit Erspahrung viel Holz und Mühe, als alle diese sehr schlecht bestellte Ofen zusammen aufbringen. Wie man Pech durch Anplätzen der Schwarzföhren (pinus nigra) erhalte, d. h. indem man sie am Fuße von der Rinde in halben Zirkeln entblößt; für die Erlaubniß, dieses zu thun, zahlt man dem Herrn des Baums jährlich einen Kreuzer. Der Verf. glaubt, daß die Schwarzföre von der Weißföre ganz unterschieden sey, und eine eigene Art ausmache, weil sie ganz von dieser verschiedene männliche Blüthen, und auch einen verschiedenen Saamen habe. Um

sie bekannter zu machen, hat er sie auf der Kupfertafel nach der Natur abbilden lassen. Schilderung von dem romantischen Thale von Kleinzell. Von der schlechten Landwirthschaft dieser Gegend; besonders von der Verwüstung der Waldungen durch das Schwenden. Merkwürdige Haushaltungen auf dem Käsberge, wo der Verf. aus reinen Kehlen Alpenfreudengeschrey hörte, und den zwischen Holz und Rinde, verdickten Saft aus Nadel- oder Tangelbäumen, die im Frühlinge ihrer Rinde beraubt waren, als eine der besten Arzneyen bey verdorbenen skorbutischen Säften, Brustkrankheiten, u. dgl. m. genoß. Eine sonderbare Gebirgkette in einem Thale, in deren Mitte ein Berg liegt, der alle übrige an Größe übertrifft, ganz von Erde entblößt, und wie ein Skelet da steht; dessen innere Struktur man von oben bis unten sehen kann. Hier, glaubt der Verf. könne man sich die Entstehung der Gebirge durch Wasser sehr begreiflich vorstellen. Wir übergehen andere Anmerkungen über die Verbesserung der dortigen Landwirthschaft, die, wie die übrigen, einen geübten Kenner verrathen.

Dm.

Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig. Zwey Theile. Leipzig. 1785. 8.

Für Leser, die die Schweiz noch wenig, oder gar nicht kennen, sind hier viele bald mehr bald weniger interessante Beobachtungen und Reflexionen zusammengetragen, die freylich oft mit der wenigen Genauigkeit gemacht seyn möchten, die man an Reisenden, die zu ihrem Vergnügen reisen, gewohnt ist, oft aber auch von besserm Gehalte scheinen. Der Verf. der sich meist zu Basel aufgehalten hat, giebt von dieser Stadt sehr ausführliche Nachrichten. Manches war ihm als einem Sachsen blos des Kontrasts wegen wichtig, den ein Land, wie die Schweiz ist, mit dem seinigen in Absicht auf Regierungsverfassung, Sitten u. s. w. machen muß. Er findet daher oft Dinge des Erzählens werth, die ein Reisender, der mehrere Länder gesehen hat, unter seiner Aufmerksamkeit gefunden haben würde. In demjenigen, was der V. von Zürch sagt, (und das ist gar wenig, und unbedeutend) hat

hat Rec. der dort auch gewesen ist, dennoch viel halbwahres, und unrichtiges gefunden. Die Namen der Orte, und andere Schweizerwörter, schreibt der Verf. auch oft fehlerhaft. Die Empfindungen des Verf. auf seiner Reise, und viele Reflexionen, über das, was er beobachtet hat, mögen seinem Freunde eine gute Unterhaltung gewährt haben. Aber fürs Publikum haben sie oft wenig Interesse.

Gz.

Der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Großbritannien gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von D. Gebh. Friedr. Aug. Wendeborn, Prediger in London. Berlin, bey Spener. 1785. Drey Theile. Zusammen etwas über 3 Alphabete. in 8vo.

Eine ziemlich umständliche Statistik von Großbritannien, welche, überhaupt genommen, und den hin und wieder etwas affectirten Styl abgerechnet, den besten Werken von der Art, die wir in unsrer Sprache besitzen, an die Seite gesetzt zu werden verdient, obgleich nicht alle Artikel mit einerley Fleiße bearbeitet, und in gleichem Grade richtig und vollständig sind. Am ausführlichsten, und, wie wir glauben, auch am gründlichsten ist von dem Religionswesen gehandelt, welches daher den ganzen dritten Theil einnimmt. Daß der V. seinen anfänglichen Vorsatz, eine kurze Kritik der neuern Schriftsteller, die als Ausländer über England geschrieben haben, voranzuschicken, aus Unmuth über die in den meisten derselben angetroffenen Fehler aufgegeben hat, ist uns nicht lieb. Eine solche Arbeit ist freylich nicht sehr dankbar; aber desto verdienstlicher. So wünschten wir auch, daß es ihm gefallen haben möchte, seine Quellen, in sofern solche nicht in der bloßen Autopsie liegen und liegen können, öfter, als geschehen ist, anzuzeigen. In Werken von solchem Umfange und so mancherley Gegenständen halten wir das für nothwendig. Wenn im 1sten Theil S. 34. die Sage, daß der Distelorden im 9ten Jahrhundert vom schottischen König Achajus gestiftet worden, wiederhohlt wird, so hätte wenig-

stens der Ungrund dieses Vorgebens zugleich bemerkt werden müssen; damals hatte man ja noch keine Ritterorden im heutigen Verstande. Ueber den Ursprung des Ordens vom Hosenbande läßt der Verf. sich gar nicht aus, vermuthlich weil sich nichts ganz zuverläßiges davon sagen läßt. Mit der brittischen Staatsverfassung ist Hr. W. gar nicht zufrieden. Nun sind seine Urtheile über das Fehlerhafte in derselben, so bald vom Mißbrauche die Rede ist, allerdings gegründet; allein jede Regierungsform ist Mißbräuchen unterworfen, und eine ganz vollkommene existiret, wie er selbst gesteht, nur in der Idee. Den Mißbrauch abgerechnet, gehört unsers Erachtens die brittische zu den besten, die sich realisiren lassen. Daß sie aber leichter gemißbraucht werden könne, wie jede andre, dürfte schwer zu erweisen seyn. S. 86. verweiset der Verf. in Absicht des englischen Kriegsstaats auf den englischen Staatskalender, mit der Anmerkung, er habe nicht Lust, diesen Kalender abzuschreiben, ob das gleich von einem unwissenden Recensenten verlangt wäre. Das wörtliche Inseriren des ganzen Staatskalenders wird Niemand im Ernst erwarten, aber daß aus demselben zweckmäßige Auszüge geliefert wären, ist bey einem Buche, wie das gegenwärtige, keine unbillige Foderung. Was S. 294 — 296. von der Macht und Glückseligkeit eines Staats, in sofern sie durch Handel, Schiffahrt, Fabriken rc. erwächst, oder befördert und vermehrt wird, gesagt ist, kann nicht so allgemein, sondern nur unter gehöriger Einschränkung als wahr zugegeben werden. Die alten Britten vor Cäsars Zeiten, ohne Manufakturen, ohne ausgebreitete Handlung, ohne tausend nachher aufgekommene Kenntnisse und Bedürfnisse können für eben so glücklich, oder gar für glücklicher als die heutigen Engländer, nur in eben dem Sinne gehalten werden, in welchem sich behaupten läßt, daß der Grönländer, der Eskimo, und der Neuseeländer glücklicher als der kultivirte Europäer, oder jeder dumme und träge Mensch glücklicher als der aufgeklärte und arbeitsame ist, weil er, eben seiner Eingeschränktheit und Unwissenheit wegen, weniger Sorgen, Unruhe und Bedürfnisse kennt, als dieser. Wenn aber das Glück ist, so wäre der roheste, seiner Bestimmung und seinen Anlagen am wenigsten entsprechende Thiermensch, nächst dem Vieh, das glücklichste Geschöpf auf dem Erdboden. Wollte jedes Volk sich unthätig in seinen Zirkel und auf seine allerersten thierischen Bedürfnisse einschränken, weil mehrere Kenntnisse, Bequem-

[illegible]lichkeiten, Reichthümer rc. nicht ohne Anstrengung, Sorgen und Gefahren erlangt werden können, wo bliebe die Verbindung der Nationen? Was würde überhaupt aus dem Menschen werden? Der Fall läßt sich auch nicht einmal bey einiger, auch noch so mittelmäßigen, Bevölkerung der Erde als möglich gedenken. Die Kunst ist, das Glück zu geniessen, ohne in den Mißbrauch zu verfallen, nicht, aus Furcht vor dem Mißbrauche und vor den möglichen, zum Theil leicht möglichen üblen Folgen dem Glücke, was Industrie, Handel, Reichthum rc. gewährt, in sorgenloser Faulheit zu entsagen. Uebrigens sind wir nicht der S. 294 angeführten Meynung gewisser Schriftsteller, daß England seine höchste Macht noch nicht erreicht habe. Uns dünkt vielmehr, daß dieses Reich nicht gar lange vor dem Pariser Frieden vom Jahr 1763, oder doch ungefähr um diese Zeit sich auf dem höchsten mora[illegible]lich möglichen Gipfel seiner Größe, seines Ruhms und seiner Ehre befand; wie es dann auch offenbar seit dem immer mehr und mehr gesunken ist, und wohl aller Kraft der noch übrigen Patrioten bedarf, um nicht ferner zu sinken. Wenn S. 312. der sämmtliche jährlich aus Sina nach Europa kommende Thee auf 13 Millionen Pfunde geschätzt wird, so dürfte dieser Anschlag wohl um vier bis fünf Millionen Pfund zu gering seyn. Sonst erinnern wir nur noch, daß entweder Hr. W. bey der Verfertigung seines Werks das Tableau de l'Angleterre pour l'Année 1780. benutzt hat, oder daß beyde Schriftsteller in Ansehung einiger Angaben aus einerley Quelle müssen geschöpft haben. So bestimmt z. B. Hr. W. im IIten Theile S. 82. die jährliche Konsumtion in London gerade so, wie der Verf. des Tableau de l'Angleterre p. 275. In andern Dingen weichen sie dagegen merklich von einander ab. So setzt z. B. Hr. W. im I. Th. S. 188. die Volksmenge in London auf 750000, das Tableau de l'A. p. 106. 274. aber auf 1110000, wovon jedoch im Sommer, wo die Grossen, und alle, die mit dem Parlemente einige Verbindung haben, auf dem Lande leben, etwa 150000 abgerechnet werden müssen, daß man demnach in dieser Jahrszeit nur 960000 Einwohner in London annehmen kann, also doch 210000 mehr, als Hr. W. rechnet. Unsers Erachtens ist hierin auf der Seite des Tableau de l'A. die größere Glaubwürdigkeit. Herr W. selbst giebt Th. II. S. 47. zu, daß London größer als Paris ist; diese letztere Stadt aber enthält nach Mercier's Tableau de Paris ungefähr 900000 Menschen, und

Mercier, obgleich ein Franzose, gesteht ein, daß London volkreicher als Paris sey. Vergleicht man die im Tableau de Paris angegebene jährliche Konsumtion zu Paris mit der Londoner Konsumtion, wie Hr. M. und der Verf. des Tableau de l'Anglet. solche bestimmen, so erhellet, daß London unter andern 226000 Stück Schaafvieh, 165000 Kälber, und 98000 Schweine mehr als Paris jährlich verbraucht, welches allerdings zu beweisen scheint, daß das Tableau de l'Angleterre die Volksmenge in London richtiger als Hr. M. angegeben habe. Es wäre denn, daß man in Anschlag bringen wollte, daß der Engländer mehr Fleisch, und überhaupt mehr auf einmal isset als der Franzose. Daß der Engländer mehr Fleisch in Substanz isset, als der Franzose, ist gewiß. Hingegen wenn ein Engländer z. B. 3 Pfund Fleisch wirklich isset, so wird auch mancher vornehme Franzose die Brühe von 6 Pfund Fleisch in einer Consommé sehr gemächlich herunterschlürfen.

Um.

Neueste Reisen durch England, vorzüglich in Absicht auf die Kunstsammlungen, Naturgeschichte, Oekonomie, Manufakturen und Landsitze der Großen. Aus den besten Nachrichten und neuern Schriften zusammengetragen von D. Johann Jakob Volkmann. Zweyter Theil. 470 Seiten. Dritter Theil. 478 Seiten. Vierter und letzter Theil. 448 Seiten in 8. nebst einem vollständigen Register über alle vier Bände. Leipzig, bey Fritsch. 1782.

Der erste Band dieser Reisen ist in unserer Bibliothek bereits (im XLIX. Bande S. 172 ff.) angezeigt worden. Von demselben Werthe, welcher dort dem ersten Bande beygelegt ist, hat der gegenwärtige Recensent auch die übrigen gefunden. Man findet hier viel Gutes und Brauchbares, aber auch viel Halbwahres und Falsches, welches daher kömmt, daß der V. nicht alle gute Quellen gebraucht, nicht hinlänglich geprüft, sondern was er gefunden, ohne sorgfältige Kritik zusammengetragen hat. Der Liebhaber wird hier oft irre geführt, oder

suche

sucht vergebens über diesen und jenen Umstand Unterricht; obgleich freylich, da wir noch nichts besseres haben, dieses Buch immer seinen Nutzen hat.

Der zweyte Band beschreibt Dorsetshire, Wiltshire, Devonshire, Cornwall, Somersetshire, Berkshire, Middlesex und Hertfortshire. Man wird leicht vermuthen, daß in diesem Bande die Beschreibung von London und Westmünster den größten Raum einnimmt. Der Verf. ist dabey vornehmlich der new history of London von Noorthouck gefolgt, welche 1773 zu London herausgekommen ist. Die Nachrichten vom Ober- und Unterhause und dessen Versammlungen sind äußerst mager, so wie auch von dem Pallaste der Königin. Von den Grabmählern in der Westmünsterabtey hätte man das trockne Namenverzeichniß dem Verf. gern geschenkt, wenn er nichts Mehreres und Besseres davon zu sagen wußte. Von der Börse, dem Ostindischen Hause, der Bank, Newgate, der Societät der Wissenschaften, den Englischen Kaffeehäusern, und andern Merkwürdigkeiten, findet man sehr wenig, da sich doch mit weniger Mühe viel Nützliches und Brauchbares, welches man hier sucht, darüber hätte schreiben lassen. Bey der Beschreibung des brittischen Musei finden sich auch viele Unrichtigkeiten. Der Trustees sind nicht 41 sondern 12. Die Gesellschaft, welche das Museum sehen will, darf nicht 15 Personen, sondern nur 8 stark seyn. Daß der Catalogus der gedruckten Bücher gedruckt sey, wird nicht angeführt.

Der dritte Band beschreibt: Buckinghamshire, Oxfordshire, Gloucestershire, einen Theil von Somersetshire, Worcestershire, Shropshire, Herefordshire, Monnouthshire, das Fürstenthum Wales, Cheshire, Staffordshire, Warwickshire, Northamptonshire, Leicestershire, Lincolnshire, Huntingdonshire, Rutlandshire, Bedfordshire, Nottinghamshire, Derbyshire. Von der Beschreibung von Oxford in diesem Bande gilt das nehmliche, was schon bey der Recension des ersten Bandes in Ansehung der Beschreibung von Cambridge bemerkt worden ist. Niemand wird daraus die eigentliche innere Einrichtung einer Englischen Universität kennen lernen.

Im vierten Bande findet man die Beschreibung von Yorkshire, Durham, Northumberland, Lancashire, Westmoreland, Cumberland, und den vier Inseln: Guernsey, Alderney, Sarke und Jersey. Die Nachrichten von den Fabriken und Canälen sind in den letzten Bänden etwas aus-

führlicher. Doch erschöpfen sie die Materie bey weitem nicht so, als sie sollten und konnten. Das Register über alle vier Bände ist nur auf dem Titel vollständig, sonst aber wird man gar sehr Vieles, wovon hier doch Nachrichten vorkommen, im Register vergeblich suchen. Auch ein wesentlicher Mangel bey einem Buche von dieser Art.

II.

Allgemeines historisches Taschenbuch, oder Abriß der merkwürdigsten neuen Welt-Begebenheiten enthaltend für 1786. die Geschichte der wichtigsten Staats- und Handelsveränderungen von Ostindien. Von M. C. Sprengel. Berlin, bey Haude und Spener. 272 Seiten ohne die Vorrede in 16.

Ob man gleich von dieser ersten Fortsetzung des 1784 zum erstenmal erschienenen Taschenbuchs schon im Jahre 1784 öftere Ankündigungen gelesen hat, wodurch sie zum Jahr 1785 gewiß versprochen worden; so ist sie doch erst im Jahr 1786 herausgekommen. Die Ursache mag liegen, woran sie will, so muß man doch gestehen, daß die vielen Ankündigungen dieses Taschenbuchs auffallen mußten, das ohnehin bey seiner ersten Erscheinung einen allgemeinen Beyfall erhalten, und also auch des vielen Anpreisens gar nicht nöthig gehabt hat. Die äußere Einrichtung ist wie die vorige, zierlich und schön, und Hr. Sprengel hat die neuere Geschichte Ostindiens hier eben so deutlich und gründlich dargestellt, als dazumal die vom nördlichen Amerika. Die verschiedenen Abtheilungen sind folgende: 1) Gegenwärtiger Zustand von Ostindien. 2) Bengalen mit dem darzu gehörenden Ländern. 3) Decan. Hierauf folgt: Geschichte von Ostindien und seiner Verbindungen mit Europa, besonders der neuesten mit Großbritannien. Gewöhnliche Lebensart eines Engländers in Bengalen. Gefolge eines englischen Befehlshabers in Bengalen auf einer Reise. Englische Waaren und Silberausfuhr und Einfuhr nach und von Ostindien. Etwas über den bengalischen Seidenhandel. Ertrag der jährlichen Einkünfte der englischen ostindischen Handelsgesellschaft von ihren dortigen

Be-

Besitzungen. Steigen und Fallen der Dividenden der Londner ostindischen Gesellschaft. Regierungsverfassung im Engl. Indien. Ueber die Sitten und Gewohnheiten der Indier. Zehnjährige Recrutirung der europäischen Truppen der engl. ostind. Gesellschaft. Europäische Theekonsumtion. Das diesjährige Taschenbuch ist auch wieder mit einer Landcharte — Ostindien vorstellend, von Sotzmann gezeichnet; mit 12 sehr schönen Monatskupfern von Chodowiecky, wovon die 6 ersten indianische Gebräuche, die 6 letzten aber Scenen aus der Geschichte der engl. ostindischen Gesellschaft vorstellen, und mit Abbildungen indianischer Personen in ihren eigenthümlichen Kleidungen und nach der Natur mit Farben illuminirt, geziert. Zu diesen Kupferstichen findet man lesenswerthe und unterhaltende Erklärungen, die wahrscheinlich Hrn. Spener zum Verfasser haben. Zuletzt trifft man auch noch von D. Berger gestochene Portraits des Lords Clive und des Gouverneurs Hastings, nebst kurzen Lebensbeschreibungen von beyden, an.

Wir wünschen, daß dieses nützliche und angenehme Taschenbuch nicht wieder so lange Zeit unterbrochen, sondern jährlich fortgesetzt werden möchte.

Vollständige und zuverläßige, geographische und topographische Beschreibung des berühmten und in aller Betrachtung merkwürdigen Afrikanischen Vorgebirges der guten Hoffnung, worin solches nach seiner Lage, Grenzen, äußerlichen und innerlichen Beschaffenheit, Verfassung, Regierungsform, Justiz- und Polizeywesen, militairischen Defensionsstand, Finanzwesen, Handlung, Gerechtsamen, bürgerlichen und ländlichen Nahrung, Gewerben, Sitten, Gebräuchen und Lebensart derer der christlichen sowohl als heydnischen Einwohner, zwar kürzlich, jedoch gründlich, deutlich und wahrhaftig beschrieben wird; herausgegeben von O. F. Menzel. Erster Theil. Glogau, bey Günther. 1785. 8.

Wer wenig lesen kann, was nicht gut geschrieben ist, wird dies Buch bald wegwerfen, und nimmer an die Stellen zu kommen, wo sich der Hr. Verf. selbst mehr äussert. Die gedehnte mit viele Beziehungen zusammenlaufende Sprache eines [illegible] Mannes, aus der man [illegible], daß [illegible] [illegible] angeordnet ist so lange [illegible] ist er war vom Jahre 17[illegible] bis [illegible] auf dem Lande die langen Verzeichnisse von Bedienten und ihren Bekleidungen, von Einnahme und Ausgabe, die dem Buche das Ansehen eines Haushaltungsbuches geben, [illegible] die blos zum Vergnügen lesen, schwerlich gefallen. Wer aber zufrieden ist, wenn er gute nahrhafte Speise auch in schlechten Schüsseln bekommt, der wird das Buch gewiß nicht verachten. Es ist zuverlässig die vollständigste und gründlichste Beschreibung, die wir noch zur Zeit von diesem merkwürdigen Vorgebirge haben, die Naturgeschichte ausgenommen, die [illegible] [illegible] und Sparrmann und [illegible] in der von [illegible] Tulbach 17[illegible]1 ausgerichteten Gesellschaft besser verstanden, als unser Hr. Verf. hier wenigstens gezeigt hat. Weil indeß dieser Gegenstand, wie auch die Beschreibung des platten Landes erst im 2ten Theile abgehandelt wird, so müssen wir doch erst erwarten, was sein Fleiß vermag; denn wir finden schon hier verschiedenes besser, als in der von ihm 1781 mit Verschweigung seines Namens herausgegebenen Lebensgeschichte des Hrn. Allemanns, auseinander gesetzt, und manches Urtheil, z. B. das über die 1778 zu Amsterdam herausgekommene und 1779 ins Deutsche übersetzte neue Nachricht von diesem Vorgebirge, geändert. Ohngeachtet er also, welches wir sehr bedauern, in diesem Theile die Sparrmannische Beschreibung noch nicht genutzt hat; so wird er sie und Eckebergs Ostindische Reise doch hoffentlich bey dem 2ten Theile gebrauchen: denn wir finden, daß er alle übrige neuere Schriften gelesen, selbst das kostbare und äußerst seltene Werk des Baudirektors Joh. Wolfg. Hayd, welches 1744 zu Wilhermsdorf unter dem Titel: „Allerneuester geographischer und „topographischer Schauplatz von Afrika und Ostindien," herauskam, nicht ausgenommen. Da er selbst nicht blos in der Capstadt, sondern auch auf dem Lande sich aufgehalten, und durch seine Bekannten aus den entlegendsten Gegenden damals Nachrichten eingesammelt, so konnte er diese neueren Schriften mit mehrerer Beurtheilung lesen, als ein anderer Schrift-

steller

steller, der das Cap nie gesehen hat, und vermittelst dersel- ben jene Nachrichten bis auf unsere Zeiten ergänzen. Er legt dabey den Kolbe zum Grunde, berichtigt ihn aber durchgehends. Vom la Caille, der den Kolbe zuerst sehr hart getadelt, bemerkt er, daß dieser sonst so scharf sehende Mann selbst verschiedene belachenswürdige Unwahrheiten auf guten Glauben Andern nach erzählt; z. B. die Elephantenjagd mit Lanzen und zu Pferde, welche wegen der Maulwurfshaufen, wenn diese nicht eben gemacht sind, so gefährlich seyn soll. Wer ebnet aber wohl dem Jäger den Platz zu seiner Jagd, und wie kann man das? Dies und die Furcht des Pferdes vor dem Elephanten war allein zum Beweise wider Hrn. v. C. hinlänglich. Wenn aber dieser weiter hinzusetzt, daß einst ein Elephant seinen Jäger sowohl, als das Pferd in die Höhe geworfen und erstern mit seinem Zahne so aufgefangen, daß er sich darauf gespießt; so erkennt man das Unglaubliche ebenfalls aus dem wenig beweglichen Halse und Kopfe des Thiers, und es war nicht nöthig, auf Kosten seiner Einsicht in die Naturgeschichte ihm die Zähne so zu verdrehen, daß die Spitze derselben nach unten zu gekrümmt ist. Kolbe sowohl als la Caille beweisen übrigens, daß es so leicht nicht ist, selbst auf dem Cap richtige und vollständige Kenntnisse des Landes zu sammeln. Dem Hrn. Verf. glückte dies besser durch andere Mittel, als Jene gebraucht haben. Doch man wird dies alles selbst aus dem nähern Inhalte des Buchs besser sehen.

Der hier genannte erste Theil besteht aus 19 Kapiteln, wovon das erste als eine Einleitung, hauptsächlich zur Bestimmung der Lage und Grenzen anzusehen ist. Daß das Kap von den Geographen (doch nicht von allen?) Cafferia genannt wird, ist nicht recht, weil man im Lande der Hottentotten 150, ja wohl 200 Meilen nach Norden hinaufreisen kann, ehe man an die Grenze kömmt, woran die fast unbekannte Nation der Kaffern wohnt. Als die Herren Thunberg und Masson ihre Reise dahin fortsetzen wollten, hatte Jacob Kock, der letzte Landbauer (auch nach Sparrmanns Karte) an dieser Grenze nicht Lust, sie zu diesen Nachbarn zu führen. Indessen findet man zwischen ihnen und den Hottentotten, Gunamaquas genannt, wenigstens in Ansehung der Kleidung die größte Aehnlichkeit. Man hat aber von diesen entlegenen Gegenden, wo die Bauern 10, 20 und mehrere Meilen von

einan-

einander entfernt sind, noch keine rechte Kenntniß bekommen. Die Kolonisten ziehen den Hottentotten nach, weil diese die fruchtbarsten Gegenden zu finden wissen, und sich hernach durch kleine Geschenke leicht bewegen lassen, die gefundenen Gegenden ihnen zu überlassen. Es sind aber der Hottentotten so viel nicht, als man aus den zum Theil erdichteten Namen auf Kolbens Karte muthmaßen sollte. Die Amaquas, große und kleine Namaoquas und die herumschweifenden wilden Bosjesmanns (Buschmänner, ehemals Saunjemanns genannt) sind ohne Zweifel unter ihnen die zahlreichsten Nationen. Die Uebrigen sind in der Zahl jenen nicht zu vergleichen, und die vielen Namen von Nationen sind weiter nichts als Verbindungen verschiedener Familien, die sich in einer besondern Gegend niederließen, und einen Kapitain erwählten, nach dessen Namen man sie benannt hat. Dergleichen neue Dorfschaften und Familien entstehen noch heutiges Tages gar öfters, hauptsächlich aus Mangel der Weide, wenn sich ihre Viehheerden vermehren. Die neuen Kolonisten, wenn sie weit von der vorigen entfernt sind, wählen sich ein Oberhaupt, das jetzt vom Gouverneur zur Bestätigung seiner Würde ein Spanisches Rohr mit einem großen messingenen mit der Kompagnie Wapen bezeichneten Knopf bekömmt. Die Kolonie behält hernach diesen Namen ihres Kapitains immer bey, auch wenn sie zu mehreren aber nahe bey einander liegenden Kraals anwächst. Nach dieser Vorerinnerung erzählt der Hr. Verf. die bekannte Entdeckungsgeschichte der Portugiesen, und im 2ten und 3ten Kap. die Errichtung der holländischen ostindischen Kompagnie sowohl überhaupt, als ihre Niederlassung auf dem Kap. Kolbe sagt, daß die Holländer deshalb mit den Hottentotten einen schriftlichen Kontrakt geschlossen, und für die Abtretung des Landes 50000 Fl. an Waaren ihnen gegeben; aber ein solcher Kontrakt mit solch einem Volke läßt sich nicht gedenken. Alles was Riebeck ihnen dafür an Geschenken gegeben, betrug (nach dem de la Caille) nicht über 1000 Fl. obgleich der Kompagnie dafür 4000 Fl. angerechnet sind. Hr. M. zeigt aber, daß die übrigen 3000 Fl. der Kompagnie wieder zu Gute gekommen sind. Uebrigens hat die Kompagnie mehr als 50000 Fl. auf diese Niederlassung verwandet. Was Kolbe von Ankaufung des Landes Natal sagt, ist eben so unwahrscheinlich, und man weiß auf dem Vorgebirge nicht einmal etwas zuverläßiges von diesem Lande. Ganz ausführlich ist hier erzählt, wie die Kolonisten nach und

nach

nach mit allem versehen und in den Stand gesetzt sind, worin sie sich jetzt befinden. Schaafe und Pferde haben sie aus Persien bekommen. Letztere sind hier sehr wohlfeil, und auch die besten bey weitem nicht so theuer, als de la Caille angiebt. Eine Postkalesche mit 4 Pferden oder Pferde und Wagen kommt 1000 Kapsche oder 333⅓ Spec. Thaler, davon 150 Thlr. für den Wagen gerechnet werden. Die Pferde sind aber klein, und können, wie der Hr. Abt will, der Flüsse wegen, nicht mit Getraidesäcken belastet werden, um solches nach der Kapstadt zu bringen. Riebeck ließ auch vom Rheine, aus Spanien und Persien Weinreben bringen. Die beyden letztern Arten kamen nach Constantia. Er legte ein neues gemauertes Kastell von 5 Bollwerken an, welches noch steht. Die beyden folgenden aber, Simon und Wilhelm Adrian von der Stoll erbaueten die darin befindlichen Häuser. Man fieng bald an, Mauerziegel zu machen, und brannte sie in Feldöfen, darin man mit einemmale 120000 Ziegel zu brennen hoffte. Man weiß schon aus Hrn. Eckebergs ostindischen Reisebeschreibung, daß die Mauersteine dort gar nicht in einen Ofen kommen; sondern sie werden so gestellt, daß das Feuer darin angelegt, und die Steine auf freyem Felde mit Strauchwerk und Haidekraut gebrannt werden können; das nennt nun Hr. M. Feldöfen, welche man gegen das Ende des Buchs näher beschrieben findet. Eben so und vielleicht auch bey solchem Feuer, also nicht wie hier steht, auf einem großen Holzstoße wird auch der Kalk gebrannt, so, daß man bis jetzt noch keinen besondern Kalkofen dort hat. Durch die Aufhebung des Edikts von Nantes ward die Kapsche Kolonie erst recht volkreich und blühend. Von den nach Holland geflüchteten Hugenotten wurden über 80 Familien, die kein Vermögen hatten, in den Jahren von 1685 bis 1690 unentgeltlich mit Lebensmitteln versehen, dahin gebracht. Sie gaben der Gegend, die man nach ihnen Fransche-hoek nennt, zum Andenken ihres Vaterlands den Namen la petite Rochelle. In der Folge besetzten sie den ganzen Distrikt Drakenstein, und breiteten sich selbst bis in die Gegenden des Piquetberges (diesen Namen gab ihm der erste Anbauer, der gern Piquet spielte) aus. Von andern Gegenden, die zwar auch im Catastro ihren Namen haben, weiß der Landmann gewöhnlich keine andere, als die vom jedesmaligen Besitzer; daher es so schwer fällt, eine Topographie des Landes, wenn man die Designation aus den Kompagniebüchern nicht hat, zu machen. Selbst

die

die Flüsse haben ihre Namen von den Einwohnern erhalten, und daher mehr als einen. Der größte Fluß dieses Landes, welcher in den Reisebeschreibungen durchgehends der große Fluß genannt wird, heißt eigentlich das große Bergrevier, und hat in der Mitte einen großen Wasserfall; seine Quelle aber ist noch unbekannt. Was für einen Fluß mag wohl Hr. M. meynen? Gewiß doch nicht den in der Gegend von Franche-hoek entspringenden, der sich in die Helenabay ergießt? Nach Sparmanns Karte wäre der Elephantenfluß, welcher zwischen S. Sebastians- und Fisch-Bay ins Meer fällt, der größte; dieser aber hat nirgend auf dieser Karte diesen Namen. Vermuthlich ist es der Cambowsfluß, der auch Groot Rivier und weiter hinauf Beare Valley R. auf dieser Karte heißt? Es ist überhaupt Schade, daß Hr. M. diese Karte, die beste, die wir noch zur Zeit haben, nicht gebraucht hat. Fast eine noch größere Schwierigkeit in der geographischen Beschreibung des Landes entsteht daher, daß man keine grade Straßen oder Landwege halten kann, sondern bey Ermangelung aller Brücken sich nach den Fuhrten der Flüsse richten muß. Doch davon, wie auch von den Flüssen und Bergen, von der ländlichen Oekonomie überhaupt, und der Lebensart der Hottentotten soll der 2te Theil handeln, wobey der Herr Verf. vielleicht auch die Sparmannsche Karte gebraucht.

Hier handelt er im 4ten Kap. nur von den äußersten Grenzen des ganzen Vorgebirges, so weit es von Europäern bewohnt wird. Die ganze östliche Seite ist durch eine unermeßliche und in den mehresten Gegenden ganz unzugängliche Bergkette abgesondert. So unbesteiglich sind z. E. die sogenannten Mondberge, davon die höchsten mehrentheils das ganze Jahr hindurch mit Schnee und Hagel bedeckt sind, wodurch auch die niedrigen Gegenden derselben, ohngeachtet sie dem Wendekreise so nahe liegen, kalt werden, und das Getraide oft in der Blüthe durch Schnee verdorben wird. Auf Sparmanns Karte heißen sie die Schneeberge. Die beyden Landbauer, Jak. Kock und Jak. von Remen waren nach dem Masson 1773 die äußersten und letzten Bewohner dieser Gegend. Das ganze Land, welches in 6 Distrikte, den Kapschen, Stellenbuschischen und Drackensteinschen, das Land Waveren, Schwartland und Schwellendam, eingetheilt wird, stellt ein stumpfwinklichtes Dreyeck vor, an dessen südöstlicher und östlicher Seite hinter den Kapschen Tafel- und

Teufelsbergen, die Holzbay, Bay Falß, Fisch, Huck, Hottentotts, Holland u. s. w. liegen. Die äußerste südliche Küste ist die Bay Falß. Die Südwestküste, so weit sie von Holländern bewohnt ist, rechnet man auf 100, und die Südostseite auf 150 deutsche Meilen. Letztes ist noch nicht ausgemacht (und offenbar viel zu wenig.) Die Beschreibung der vornehmsten Bayen an diesen Küsten macht den Beschluß dieses Kapitels. Ihre geographische Lage und Benennungen bedarf aber besonders auf der Südostküste noch größere Berichtigungen. Das 3te Kap. handelt von der Tafel Valley, den dasigen Bergen, der Festung, der Kirche, und andern öffentlichen und Privatgebäuden in 4 Abschnitten. Im ersten Abschnitte beschreibt er die Berge und seine Reise auf den Tafelberg. Kolbens Karfunkel hält er für den Schein, welchen die Sträucher verursachen, wenn sie, wie zuweilen bey großer Hitze geschieht, durch die vom Berge zurückgeworfenen und concentrischen Sonnenstrahlen in Brand gerathen. Der 2te Abschnitt handelt von der Festung, die aus großen Feldstücken aufgemauert ist, und den darin befindlichen Gebäuden. Man findet hier auch eine Vorstellung durch Linien, in welcher Ordnung die von Batavia nach Holland gehenden Retourflotten segeln müssen. Auf eben die Art ist im 3ten Abschnitte das Krankenhaus nahe an der Kompagnie Garten abgebildet, dessen innere Einrichtung, und wie Kranke dort gehalten werden, man hier ausführlich kennen lernt. Gedachter Kompagniegarten, ingleichen Rundbusch und Neuland sind weiter nichts als Küchengärten mit Obstbäumen, besonders Pfirschen, Aprikosen und Quitten, welche hier am besten gerathen, einigen Sorten von Aepfeln und Birnen, die (wie überhaupt in warmen Ländern) nur mittelmäßig sind, auch Pflaumen und Kirschen, welche die Vögel nicht reif werden lassen, bepflanzt. Der erste ist für den Gouverneur, der 2te, welcher noch größer ist und auch einen angenehmen leichten Wein liefert, dient zur Versorgung des Hospitals und der Schiffe mit Gartengewächsen. Eben dazu ist auch der 3te bestimmt. Beyde sind anmuthiger, als jener bey der Stadt. Im 4ten Abschnitte werden die Kirche und die übrigen öffentlichen und Privatgebäude beschrieben. Die 2 Geistlichen an der Kirche (nach Hrn. Allemand sind 3 Prediger an derselben) bekommen von der Kirche, die allein das Patronatrecht hat, ohne 35 Realen monatliches Kostgeld und andern kleinen Vortheilen jährlich jeder 1200 Fl. Die Kirche hat nichts merkwür-

würdiges, außer einem platten unansehnlichen Stein, der 7 bis 8 Zoll lang, 6 Zoll breit und 2½ Zoll dick ist und an einer Seite hinter der Kanzel an der Wand hängt. Ein holländisches ostindisches Schiff, das im Jahre 1738 bey dem Hafen Praga auf der Insel S. Jago mit einem fürchterlichen Krachen auf einen Felsen stieß, und doch erhalten worden, so, daß man Anfangs keinen Schaden entdeckte, hernach aber auf seiner Reise nach dem Vorgebirge so viel Wasser zog, daß man es mit allem Pumpen kaum über Wasser erhalten konnte, hatte bey dem Auslegen in der Tafelbay unten im Boden diesen ganz los darein hängenden Stein mitgebracht. Da nun darauf, daß er unterwegs bey allem Schüttern und Bewegen des Schiffs nicht herausgefallen, die Erhaltung des Schiffs beruhet hatte, so ward er, von den Schiffsleuten, als ein auffallender Beweis ihrer Erhaltung durch die Hand des Allmächtigen, in der Kirche aufgehängt. Jetzt haben auch die Evangelisch-Lutherischen, bey weitem die zahlreichsten, ihre Kirche und ihren Prediger, den sie selbst besolden. Die Kirche erbaute ein [illegible] auf seine Kosten, auch der Kirchhof und das Predigerhaus sind Vermächtnisse von ihm. Für die Unterhaltung des Predigers aber sammelte die Gemeinde den 2ten Dec. 1778 in 2 Stunden 56000 Kapsche Gulden, und in wenig Tagen waren 90000 Fl. beysammen. Daß die Häuser von Backsteinen erbauet und mit einer feinen Art Rohr gedeckt sind, ist bekannt, weniger aber dies, daß seit 1736 diese Dächer nach und nach wieder abkommen; wenigstens sagen die neuesten Reisebeschreiber nichts davon. Kein Haus hat einen Keller oder Souterrain. Ihre Keller sind besondere kleine Gebäude zu gleicher Erde. Dieser Ausdruck ist unverständlich. Vermuthlich soll es heißen: der Boden dieser kleinen Häuser ist mit der Erde gleich, denn sonst wären es wirkliche Souterrains. Niemand in der Stadt selbst hat bey seinem Hause einen Garten, und bey den wenigsten ist ein kleiner Hof. Denn die ganze aus 1200 Häusern bestehende Stadt hat nur einen Platz von 5 bis 6 hundert Ruthen lang und breit, und doch dabey breite Straßen und einen großen Marktplatz. Das 6te Kapitel handelt vom Gouvernemente und der Regierung, dem Justizsenate, und den übrigen Kollegiis, von den subordinirten Komptoiren und Kanzleyen, wie auch von allen den geistlichen und weltlichen Bedienten, welche in der Kompagnie Diensten stehen.

Das

Das Gouvernement ward 1735 von dem Generalgouvernement zu Batavia abgesondert, und für sich bestehend, doch so, daß der Gouverneur auf dem Kape in Handlungssachen, und was das Interesse der Kompagnie überhaupt betrifft, in beständiger Korrespondenz mit den Statthaltern in Batavia und Ceylon steht. Sein Gehalt ist ohngefähr 6000 Fl. außer andern nicht genau zu bestimmenden Einkünften. Die auf ihn folgenden sind der Vicegouverneur, der Independent-Fiscal, und der Kapitän der Miliz. Diese nebst 4 Kaufleuten vom Range machen den höchsten Rath aus, welcher dort der Polizeyrath genennt wird. Doch ihre und der übrigen Bedienten Beschäfftigungen und Einkünfte findet man schon in der Lebensbeschreibung des Hrn. Allemanns. Hier ist die Sache nur etwas vollständiger und so ausführlich, als in keinem andern bekannten Buche, vorgetragen. Aus dem 7ten Kap. vom Militairstande merken wir nur an, daß alle in Montur stehende Soldaten, Hautboisten, Spielleute, Rapport- und Rundengänger, Grenadiere, Musquetiere nebst 14 Korporalen, nach seiner Angabe nicht mehr als 186 Mann betragen. Dazu kommen an Paßgängern und Freywerkern, welche in Diensten der Herren der Regierung und der Officiere stehen, und, ohne weitere Dienste zu thun, doch ihren völligen Sold und Kostgeld erhalten, 100 Mann, und 100 Mann auf den der Kompagnie vorbehaltenen Ländern oder Buytenposten. Das wären also, Officiers mitgerechnet, zusammen etwa 400 Mann. Es giebt noch eine andere Art Soldaten, welche gar keine Dienste thun, sondern als Knechte oder eigentlich Verwalter und Aufseher über die Sklaven, wie auch zum Unterrichte der Kinder als Schulmeister jährlich von dem Gouvernemente gedichtet oder geliehen werden. Wenn sich diese wohl aufführen, so können sie leicht eine gute Heyrath auf dem Kap treffen, und ihr Glück machen.

Im 8ten Kap. wird von den übrigen ordinairen Unkosten und Ausgaben zum Dienste der ostindischen Kompagnie gehandelt; und im 9ten die Summe aller vom Kapschen Gouvernemente jährlich zu bestreitenden Unkosten gezogen. Sie beträgt 394965 Fl. 4 Stüber, außer was die auf der neuen Kolonie Schwellendamm und an der Bay Fals zu unterhaltenden Bedienten, welche zu des Hrn. Verf. Zeit noch nicht waren, etwa kosten mögen. Dieß Geld ist indeß keine

baare Auslage aus der Kasse der Kompagnie. Seit mehr als 60 Jahren hat sie kein Geld dahin geschickt; aber auch keines von dorther bekommen. Die Kompagnie mag allerdings mit Vorschüssen an die Kolonisten, wie Hr. Abt Raynal rechnet, an 23 Millionen Gulden darauf verwendet haben; aber die Vorschüsse werden nach und nach wieder bezahlt und sind zum Theil schon bezahlt. Sie werden aber nicht nach Holland zurückgeschickt, sondern bleiben, wie die übrigen Einnahmen, in der Kasse auf dem Kape.

Das 10te Kapitel von Anwerbung und Annahme der auf dem Kape benöthigten Mannschaft, welche sämmtlich als Transportschuldner anzusehen sind und deshalb von ihrem Solde einen Abzug leiden, welcher der Kasse zu Gute kömmt. Hier wird auch von Zeelverkooper und Zeelkooper, eigentlich Zettelverkäufern und Käufern gehandelt, welches schon aus Allemanns Lebensbeschreibung bekannt ist. Er vertheidigt das Gewerbe dieser Leute und stellt sie als wahre Wohlthäter für die ankommenden Emigranten vor, die ohne sie aller Hülfe beraubt wären, und in die Hände der Justiz fallen würden. Man muß dem Hrn. Verf. bey dieser ganzen Abhandlung das Verdienst einräumen, daß er diese in der That wichtige Materie zuerst völlig ins Licht gesetzt hat.

Das 11te Kap. von den Einkünften des Gouvernements, 1) von dem Vorgebirge und dessen Einwohnern selbst. 2) Von den Waaren, welche von Batavia und Holland zum Verkaufe überschickt werden. 3) Durch Abrechnung dessen, was in Holland auf die Besoldungen bezahlt wird. Die Einkünfte vom Vorgebirge selbst und dessen Einwohnern bestehen 1) im Zehnten vom Ackerbaue. 2) Abgaben vom Weine. 3) Von Verpachtungen, besonders Wein- und Bierpacht. 4) Vom Stempelpapiere. 5) Vom 40sten Pfennig oder 2½ pro Cent von allen liegenden Gründen, so verkauft werden. 6) Pacht- und Grundzins von den Landgütern, welche das Gouvernement ehedem zur Viehweide verpachtet, hernach aber an die Besitzer eigenthümlich mit Beybehaltung des Grundzinses verkauft hat. 7) Ankergrundgeld. Alles dieses rechnet er 206617 Fl. dabey nimmt er eine Volksmenge von 49600 Seelen, die Sklaven mitgerechnet, an; nämlich in den 1200 Häusern der Stadt, 8 Personen auf jedes Haus, 9600 Seelen, und auf dem Lande 40000 Seelen. Die Einnahme von Waaren von Holland und Batavia, die dort verkauft werden, beträgt 206500, und der Abzug von den Be-

schillingen 25 vom Hundert, und Einnahme dessen, was in Holland dafür bezahlt wird, und was das Gouvernement von den gelichtenen (verliehenen) Soldaten gewinnt, welches zusammen 51520 Fl. 10 Stüber gerechnet wird. Also die sämmtliche Einnahme ist 467637 Gulden, ohne was sie noch an Konstantierweine gewinnet. Die Ausgabe beträgt 394965 Gulden 4 Stüber, der Ueberschuß also ist 72671 Gulden 16 Stüber. Es kommen nachher noch die Abrechnungen mit Batavia und Holland, besonders vor. Ueberhaupt ist diese ganze Rechnung so speciel, als wir sie wohl noch von keinem Lande haben. Die Frage ist nur, ob bey dem starken Anwachse der dortigen Kolonisten die Angaben des Hrn. Verf. noch brauchbar sind? Sicher kann man schließen, daß die holländische Kompagnie jetzt einen noch stärkeren Gewinn vom Vorgebirge habe, als hier angegeben ist, wofern nicht solche Besuche, als der letztere von ihren Freunden, den Franzosen war, alle Vortheile wieder verschlingen. Vieles gewinnt die Kompagnie auch durch Erbschaften, wenn die Erben der Verstorbenen sich, wie gar häufig geschieht, nicht melden, oder legitimiren können. Es ist zwar dafür gesorgt, daß die Verwandten alle Jahre auf dem ostindischen Hause erfahren können, ob der nach Ostindien gegangene noch lebt, wo er sich aufhalte, oder ob er gestorben sey, wo man nebst dem Namen des Mannes auch das Schiff und das Jahr weiß, wenn er abgegangen ist; aber es kann hier auch mancher Irrthum vorgehen. Vor ungefähr 60 oder 70 Jahren gieng ein junger Ehemann dahin ab, um sich etwas zu verdienen und nach 3 Jahren wiederzukommen. Weil er länger ausblieb, meldete sich seine Frau bey dem ostindischen Hause, und bekam darauf einen Todtenschein. Sie heyrathete nun wieder, und zeugte eine Tochter mit diesem Manne. Nun kam der erste des Todtenscheins ohngeachtet: (denn ein Anderer, der eben den Namen geführt und mit dem Schiffe abgegangen, war gestorben,) mit schönem Vermögen zurück, und verlangte seine Frau. Das Gericht konnte nicht entscheiden, und überließ ihr die Wahl: sie aber wählte beyde, und das Consistorium genehmigte es. Er bemerkt, daß die Frau nachher ohne Kinder blieb.

Das 12te Kapitel. Von den Verpachtungen besonders des Wein- und Bierschanks und des Fleisches. Taback ist auch zwar ein Monopolium der Kompagnie, und wenn ein

Matrose oder Reisender mit einer Rolle Taback ans Land kommt, so wird sie ihm sogleich als Kontrebande genommen. Aber die Schiffskapitäne bitten sich die Erlaubniß aus, ihre Güter ans Land zu setzen, und da kommt dann eine unglaubliche Menge Taback mit, dazu sogleich Kauflustige genug sind. Das Gouvernement sieht es nicht, oder will es nicht sehen, weil bey dem ganzen Handel eben nichts zu gewinnen ist.

Das 13te Kapitel. Vom Militaire. Der beynahe 100 Jahre lang genossene Friede hatte die Holländer so eingeschläfert, daß die Engländer leicht hätten das Vorgebirge wegnehmen können. Die Franzosen kamen ihnen zwar noch mit 1500 Freywilligen, die sie zur Vertheidigung dahin schickten, zuvor; aber sie verlangen auch jetzt zum Ersatze der Unkosten wegen dieser Bedeckung nicht weniger als 50 Millionen Livres. Ein sehr großes Verdienst für die, welche ohne Ueberlegung nach Ostindien reisen, erwirbt sich der Verf. daß er den höchst beschwerlichen und wenig einträglichen Dienst eines Soldaten (und das müssen doch alle Solche werden, die auf gut Glück dahin reisen, wenn sie kein Vermögen haben,) sowohl auf dem Kap als vornämlich in Batavia und andern Besitzungen recht deutlich schildert.

Das 14te Kap. handelt von der bürgerlichen Nahrung, ihren Handthierungen, Geschäfften, Gewerben, und überhaupt, wie sich die in der Stadt wohnenden freyen Bürger ernähren. Auf dem Kape handelt Jeder. Man trifft zwar in der ganzen Stadt keine offene Gewölbe oder Laden an, (denn dies ist Niemanden erlaubt,) man darf auch nicht erwarten, daß man die Waare, die man heute von ihm kauft, in der Folge immer bey ihm wieder finden werde: denn Jeder hat nur das, was er etwa von einem oder dem andern Schiffe oder auch auf öffentlichen Auktionen erhalten hat. Eine vorzügliche Art des Erwerbes ist Beherbergen der Landleute und Fremden von den Schiffen. Viele ernähren sich reichlich vom Viehschlachten, wenn sie gleich keine gelernte Fleischer sind. Schöpsenfleisch ist das gewöhnlichste und beste, so sie zu verkaufen haben. Die Bäcker verbacken blos Waizen, der auf der Mühle blos geschroten, hernach aber von ihnen gebeutelt wird. Es giebt auch noch Kapitalisten und Gütherbesitzer in der Stadt, die von ihren Renten leben. Die Capitalien bringen hier 6 pro Cent Interesse und stehen sehr sicher, denn der Debitor muß 2 Bürgen stellen, die zugleich

gleich für das Kapital haften. Man hört indeß hier selten von Konkursprocessen. Die Reichen pachten auch wohl den Weinschank en gros. Manche lassen ihre Sklaven bey andern auf Tagelohn gehen, z. E. um Ziegel zu streichen, welche, wenn sie in freyer Luft völlig ausgetrocknet sind, so zusammengesetzt werden, daß sie selbst einen Ziegelofen (Feldofen) ausmachen. Gemeiniglich bekömmt ein solcher Ofen 6 Mundlöcher zum Feuern und auf jedes Mundloch werden 20000 Ziegel, also auf einen ganzen Ofen 120000 Stück gerechnet. Wenn nun ein solcher Ofen völlig errichtet und auswendig rund herum wohl verschmiert ist, so steigt der Eigenthümer mit seiner Familie und Gästen auf den Ziegelofen und schmauset, während daß das Holz in den 6 Mundlöchern angezündet wird.

Das 15te Kap. handelt von den Auktionen; das 16te von dem Umgange der Kapschen Einwohner mit Fremden und Bekannten, wo Hr. de la Caille auch Kolbe berichtigt wird: das 16te vom Heyrathen, Hochzeiten, Trauungen, Kindtaufen, (die Kinder der entfernten Kolonisten können öfters schon laufen, wenn sie getauft werden, weil sie so sehr weit von dem Prediger entfernt sind,) und Begräbnissen; das 18te von den Sklaven und Sklavinnen bey der Kompagnie sowohl als bey den Bürgern und Kolonisten, welche sie so vermehren, daß wenig auswärtige dahin kommen. Die Sklavenkinder aber werden weder getauft noch im Christenthume unterrichtet, weil damit Freylassung verknüpft ist, wofür 500 Fl. zur Bürgschaft bey der Diakonie angelegt werden müssen, damit ein solcher Mensch im Nothfalle versorgt werden könne. Das 19te Kap. enthält einige Betrachtungen, Nachrichten und Erläuterungen, welche in den vorigen Kapiteln nicht gut angebracht werden konnten; z. B. von den Geldsorten, Wallfischen, oder Nordkapern, die zuweilen dort stranden, Robben vorzüglich auf der Findlingsinsel vor der Soldanhabay, dem Trombas, einem merkwürdigen Gewächse, das vermittelst seiner Bläschen aus dem Meeresgrunde an einem so dünnen Stengel in die Höhe wächst, von der Art zu Waschen, zu Brauen, und zuletzt eine Widerlegung der 5 Beschwerden, welche nach dem de la Caille die Einwohner über die Regierung führen. Sollte es dem Herrn Verfasser möglich seyn, mehr bey der Sache zu bleiben, und nicht so viel Nebendinge einzumischen, oder schon erwähnte

Dinge zu wiederhohlen; so würde seine Arbeit gewiß noch mehr Beyfall finden.

P.

Geographie, Geschichte und Statistik der vornehmsten Europäischen Staaten. Dritter Band. Großbritannien und Irrland. Lemgo, Meyer. 1785. 563 S. in 8.

Obgleich der Verf. dieses Bandes vorgiebt, daß er von dem oder den Verfassern der zween ersten Bände verschieden sey; so können wir doch die Vorzüge nicht ausfindig machen, welche seine Arbeit vor jener haben sollte. Wir haben vielmehr gleich häufige Spuren der flüchtigen Eilfertigkeit, des Ausschreibens aus bekannten Büchern, und der seichten Beurtheilung, wie in den ersten Bänden, angetroffen. Daß allerhand Brauchbares darinne gesammelt ist, macht noch keinen besondern Werth des Buchs aus: denn wie leicht ist es jetzt, bey so schätzbaren Hülfsmitteln, als man zur Geschichte der neuern Staaten hat, etwas Erträgliches zusammen zu schreiben. Doch das Heer unsrer jetzigen Compilatoren kann oder will es nicht einsehen, wie verächtlich in der Gelehrsamkeit solche mittelmäßige Handarbeiten, wie schädlich sie für den guten Geschmack und für den Fortgang der Wissenschaften selbst, sind. Und wenn sie nur noch richtig und genau abschrieben und zusammenstoppelten. So aber verursacht bald die Schnelligkeit ihrer gemietheten Feder, bald das Leere ihres Kopfs, daß sie ziemlich plumpe Fehler begehen. Ein solcher steht hier S. 13. daß ganz neulich den Holländern die Fischerey an den Englischen Küsten verboten worden sey. Er mag wohl in den Zeitungen gelesen haben, daß neulich in England der Vorschlag geschehen ist, den Fischfang an den Englischen und Schottischen Küsten besser zu nützen. Allein der Heringsfang der Holländer daselbst ist traktatenmäßig, und kann also nicht so geschwind verboten werden. Nach S. 21. ist Roger Bacon im Jahr 1248 verstorben. Auf der S. 455. steht die kauderwelsche Nachricht, Georg I. sey in seinen Erblanden, auf der Reise aus Holland nach Osnabrück, gestorben. S. 513. werden die Englischen Besitzungen in Amerika angeführt; aber weder Cap

Bre-

Breton noch Antigua darunter genannt; sie müßten denn unter den minder Beträchtlichen karaibischen Inseln begriffen seyn? Wie geschickt der Verfasser im Beurtheilen sey, mag ein einziges Beyspiel S. 369 lehren. „Es gieng der K. „Elisabeth, schreibt er, wie andern Frauenzimmern, die zu „viele Freyer haben; sie wissen sich zur Wahl nicht zu ent„schließen!" Wie platt! und auch wie schief! Allein er widerspricht sich gleich selbst, indem er hinzusetzt, die wahrste Ursache, warum sie nicht gewählt habe, sey diese gewesen, weil sie die Herrschaft über ihr Reich mit niemand theilen wollte. Uebrigens versichert der Verf. sein Buch sey besonders für Jünglinge bestimmt, um nach ihrer historischen Lection etwas zum Nachlesen zu haben. Wenn das ist; so hätte es vollends anders geschrieben werden müssen. Es war uns überhaupt leid, S. 468. am Ende der Englischen Geschichte zu lesen, sie sey meistens nur die Erzählung des Menschenelends; den kleinsten Raum nehme darinne dasjenige ein, was zum Wohl der menschlichen Gesellschaft unternommen würde. Aber daß der Verf. von diesem lehrreichern Inhalte für Jünglinge, so wenig darinne gefunden hat, bedauern wir noch mehr. Sie ist doch gewiß nicht arm daran! In der französischen Geographie, Geschichte, und Statistik, die im folgenden Bande ihren Platz finden soll, wird der V. besonders einige Vorurtheile, die wir Deutsche von dem letztern hegen, wegzuräumen suchen. Wohl uns Deutschen zum voraus!

Denkwürdigkeiten der Bastille, und die Gefangenschaft des Verfassers in diesem königlichen Schlosse, vom 27sten September 1780. bis zum 19ten May 1782. Von Linguet. Berlin, Unger. 1782. 156 S. in gr. 8.

Einem Gefangenen, der sich von seiner Unschuld überzeugt hält, kann es leicht begegnen, daß er, in Freyheit gesetzt, und sogleich zur Beschreibung seiner Leiden übergehend, dieselben fürchterlicher und abscheulicher vorstellt, als sie wirklich waren. Das ist es auch, was man Hrn. Linguet, der überhaupt so viele verführerische Beredtsamkeit und so vielen Witz in seiner Gewalt hat, vorgeworfen hat. Allein so wenig

nig auch ein Ausländer in Deutschland über diese Privatgeschichte mit der Zuverläßigkeit eines Pariser urtheilen kann; so dünkt uns doch die offene, kühne und pathetische Sprache der Wahrhaftigkeit, in welcher er schreibt, das sorgfältige Angeben von Personen und allen kleinen Umständen, auch die Uebereinstimmung seiner Abschilderung mit andern gleichlautenden Nachrichten, ein Zeugniß für ihn abzulegen, das wenigstens den allergrößten Theil derselben unverdächtig macht: gesetzt, daß man auch über dasjenige, was er von den Versuchen, ihn zu vergiften, und von seinen Angelegenheiten sagt, noch zweifeln oder zum wenigsten sein Urtheil zurückhalten sollte. Hr. Linguet hat insonderheit die Absicht bey seiner Schrift gehabt, die Verbesserung so schändlicher Misbräuche und Bedrückungen, welche im Namen der Gerechtigkeit in den Gefängnissen ausgeübt werden, zu veranlassen; und man weiß, daß ein solcher Entwurf seit einiger Zeit in den öffentlichen Blättern dem Marquis von Breteuil beygelegt worden ist. Wir erinnern uns bey dieser Gelegenheit, daß ein deutscher Schriftsteller vor wenigen Jahren sich in einer unserer periodischen Schriften, zum Vertheidiger der Lettres de cachet aufgeworfen hat; er hatte vermuthlich eben nichts besseres zu thun! Uebrigens geben einzelne Stellen dieser Denkwürdigkeiten Gelegenheit genug zur Kritik. Denn Hr. L. hat auch hier seiner sonst bekannten Gewohnheit, über Dinge, welche er wenig kennt, auf die entscheidendste Art zu raisonniren, oder andere willkührliche Wendungen zu geben, nicht ganz entsagt. Dahin gehört die Stelle vom Despotismus der deutschen Fürsten, S. 144. Auch ist die S. 121 fg. befindliche sogenannte Anekdote, wobey der Verf. bekennt, seinem Gedächtnisse gefolgt zu seyn, eine absichtlich schiefe Vorstellung, um Heinrich IV. und Sully verächtlich zu machen. Daß, wie er gleich darauf S. 122. versichert, die Geschichte der Französischen Inquisition (oder Bastille) von Constantin de Renneville, nichts Wahres habe, als den Titel; daß sie ein Gewebe ekelhafter Grobheiten und abgeschmackter Fabeln sey; können wir ihm auch nicht nachsagen. Wir haben dies Buch bereits vor vielen Jahren gelesen. Es mag einige Mährchen enthalten, wie L. eines anführt, und wie leicht wiederfährt dieses nicht einem Gefangenen, der seiner Mitgefangenen Erzählungen und Klagen zu trauen sehr geneigt ist. Aber in den meisten Stellen hat das Buch ein starkes Gepräge der Wahrheit an sich.

Allge-

Allgemeine Geschichte der Europäischen Staaten, ein durchaus verständliches Lesebuch zur nützlichen Unterhaltung. Erster Heft. Der Staat von Portugall. Herausgegeben von M. K. E. Mangelsdorf, der Beredsamkeit und Geschichte Professor zu Königsberg. Halle, bey Heller. 1784. 237 Seiten, in 8. Zweyter Heft. Der Staat von Spanien. 1785. 312 Seiten. Dritter Heft. Der Staat von Frankreich. 290 Seiten. 1786.

Hr. M. bestimmt dieses Buch „studierenden Jünglingen, „(eigentlich Knaben) von vierzehn, funfzehn Jahren; Hof„meistern und Schullehrern, welche sich auf der Univer„sität um Geschichte nicht bekümmerten, und diese ihnen nun „auf mancherley Art nachtheilige Lücke in ihren Kenntnissen „auszufüllen wünschen, ohne Zeit und Gelegenheit zu haben, „aus der Europäischen Geschichte ein eigenes Studium zu „machen; endlich der weit größern Anzahl unstudierter „Liebhaber der historischen Kenntnisse, denen allen er „ein ohne fremde Beyhülfe durchaus verständliches Lesebuch „in die Hand geben will.“ Er hat daher die wichtigsten Begebenheiten so darzustellen gesucht, wie sie am leichtesten in ein Ganzes gefaßt und übersehen werden können, auch große Veränderungen der neuern Zeiten umständlich erzählt. Damit hat er statistische Nachrichten verbunden, und in den Anmerkungen die Grundbegriffe und Wörter erklärt, deren er sich in der Geschichte bedienen mußte.

Es scheint, daß der Verf. seine Absicht ziemlich erreichen konnte. Er hat mit einer größtentheils guten Wahl, Ordnung und Deutlichkeit die Geschichte der hier vorkommenden Staaten beschrieben, nicht blos aus Einem Hauptbuche Auszüge gemacht, sondern mehrere neuere Hülfsmittel verglichen, wenn gleich eben nicht aus den Quellen selbst geschöpft, zur richtigen Beurtheilung hin und wieder geschickte Anleitung gegeben, und nur selten einen gezwungenen schönen oder deklamirenden Ausdruck ergriffen. Für junge Leute von 14, 15 Jahren dürfte freylich eine weit bündigere Kürze nöthig seyn: denn wer wird diesem Alter, wenn er irgend pädagogisch zu

denken versteht, eine so ausführliche Staatenhistorie aufbringen wollen? Wir wissen es wohl, daß man jetzt, um ja recht zeitig der Jugend Realkenntnisse beyzubringen, schon Knaben mit Statistik u. dgl. m. zu beladen anfängt; allein die so verachteten Wort- und Sprachenkenntnisse, die doch auch auf eine sehr fruchtbare Weise gelehrt werden können, rächen sich dafür früh oder späte. Für andere Leser ist das Maas besser getroffen; wenn gleich die Französische Geschichte, als eine der reichhaltigsten im dritten Hefte, nur erst bis auf Heinrich IV. geht. Unterdessen fehlt doch dieser Arbeit noch immer manches, um musterhaft, und selbst ganz zuverlässig heißen zu können. Erstlich wäre es für Leser, zu deren Besten der Verf. schrieb, weit dienlicher gewesen, an Statt einer Staatenhistorie lieber eine Europäische Nationalgeschichte aufzusetzen. In jener sind ordentlich die Fürsten und Großen alles, und die Nation kömmt nur bey Gelegenheit vor; in dieser hingegen tritt sie immer in ihrem wahren Werthe und in ihrer eigentlichen Würde auf. Was dieses vor ein ungemeiner Unterschied sey, wie viel Einfluß und Nutzen eine solche Behandlung habe, darf nicht erst gezeigt werden. Zweytens hat es uns sehr gewundert, daß der Verf. nirgends Abtheilungen seiner Geschichte angebracht hat; sondern sie so viele Jahrhunderte nach einander ununterbrochen fortlaufen läßt. Der Kenner ist wohl überall gleich zu Hause, wenn er auch nicht einmal Jahrzahlen antreffen sollte; aber, wie können Leser, die noch nichts von der Geschichte wissen, (und solche hat sich doch Hr. M. zu seinem Publikum ausersehen,) ohne Abschnitte oder eben so viele Ruheplätze und Sammlungspunkte der mannichfaltigen Veränderungen in Eine gemeinschaftliche Uebersicht, dieselbe nur einigermaaßen überschauen und behalten? Endlich bedürfen auch verschiedene Stellen einer Verbesserung. Daß die Gothen nach Heft I. S. 8. erst seit dem zweyten christlichen Jahrhunderte aus Asien nach Europa übergegangen wären, widerspricht den Nachrichten der Alten von ihren weit frühern nördlichen Wohnplätzen in Europa. Peter der Einsiedler ist nicht, wie Heft III. S. 94. gemeldet wird, an der Spitze von 300,000 Mann fortgezogen; er führte nur 40,000 Bewaffnete an, und sein Troß kann nicht sechsmal so stark gewesen seyn. Wider die Kaper zu Kriegszeiten zieht der Verf. mehr als einmal (H. II. S. 231. H. III. S. 4.) mit nicht genugsamer Ueberlegung los. Er meynt, der Unterschied zwischen

solchen

solchen privilegirten Seeräubern, und zwischen unprivilegirten, liege in keinem Begriffe der gesunden Vernunft; und wenn bey Landkriegen jemand eben dasselbe thue, so werde er gehenkt. (Auch, wenn er es mit Vollmacht eines kriegführenden Fürsten thut?) Am meisten wünschten wir bey einem Schriftsteller der Staatengeschichte und Statistik grobe Fehler wider die Geographie weg, wie z. B. wenn H. III. S. 36. das alte Noricum der Nordgau genannt wird, der doch in weit spätern Zeiten und in ganz andern Gegenden Deutschlands aufkam; oder wenn gar (H. I. S. 61.) die berühmte holländische Colonie Surinam in Südamerika, in einer eigenen Anmerkung nach Ostindien versetzt wird.

Ub.

Geographisches Lesebuch zum Nutzen und Vergnügen herausgegeben von M. J. E. Fabri, Inspektor der Königl. Freytische ꝛc. IVtes Bändchen, mit 2 Kupfern. Halle, bey Gebauer. 1784. 12 Bogen in 8.

Der Inhalt dieses Bändchens ist: 1) von den Gebräuchen bey einer feyerlichen Bauernhochzeit im Magdeburgischen. 2) Von den Morlakschen Hochzeitgebräuchen. 3) Nachricht von den Hottentotten, aus Sparrmanns Reisen. 4) Beschreibung von Manheim. Fast alle Merkwürdigkeiten des Orts sind Werke und Stiftungen des jetzigen Kurfürsten; die Hofkirche von 1760; der Opernsaal von 1742, die Bildergallerie von 9 Zimmern, das Kupferstichkabinet; der Antiquitätensal von 1767; das Antiquitätenkabinet von 1763; das physische und mathematische Kabinet von 1776; das Naturalienkabinet von 1765; der botanische Garten von 1777; die Sternwarte von 1772; die Akademie der Wissenschaften von 1763; die deutsche gelehrte Gesellschaft von 1775; das anatomische Theater von 1754; die chirurgische Schule von 1765; die Hebammenschule von 1766; die Professur der schönen Wissenschaften, deren öffentliche Vorlesungen für Jedermann gehalten werden, von 1774; die Academie der Zeichnungs- und Bildhauerkunst von 1757; das Zeughaus von 1777; die Stückgiesserey von 1762; das Zucht- und Waisenhaus

von

von 1748, und das deutsche Schauspielhaus. 5) Von der sinesischen Hofzeitung. Sie wird zu Peking täglich 60 bis 70 Seiten stark gedruckt, und ist eine Sammlung aller dem Kaiser überreichten Memorialen und Antworten darauf, Verordnungen ꝛc. 6) Vom Eichnersee in der obern Markgrafschaft Baden, bey Schopfen — er läuft periodisch an und ab, hält aber darin keine bestimmte Zeit, und richtet sich auch nicht nach Regen und Trockne. 7) Von dem Sagobaume. 8) Von den Liquiosinseln — es sind deren 36, und liegen zwischen Corea, Formosa und Japan. 9) Von der gekrönten Dichterin, Corilla, oder eigentlich Morelli. 10) Von den Mongolischen Nationen überhaupt, der längste Aufsatz. 11) Von den Stawropolschen getauften Kalmüken; sie machen eine besondere Kolonie von 14000 Seelen aus. 12) Von den mahomedanischen Kalmüken. 13) Von den Burätten. 14) Von den Mongolen insonderheit. 15) Von den Bucharen. 16) Von den Armenianern. 17) Von der Kleidung wendischen Weibspersonen, wozu die zwey ausgemalten Kupfer gehören.

Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung. IVten Bandes 4tes Stück. Von S. 337 bis 436. Brandenburg, bey den Gebrüdern Halle. 1783. in 8.

Die Artikel dieses Stückes sind: 1) die gegenwärtige Beschaffenheit der Pyrenäen, aus d'Arcet Abhandlung über die Pyrenäische Gebirge. Berlin 1779. Unter allen Theilen des Erdbodens, heißt es, denen die Zeit die Merkmale der Veränderung und Zerstöhrung eingeprägt hat, sind keine, die so verwüstet wären, als ein großer Theil der Pyrenäen. Dieß wird nun theils aus den vielen vom schmelzenden Schnee entstehenden Ergießungen, theils von Schneelavinen, Erdbeben, beständigem Wechsel der Trockenheit und Nässe, des Gefrierens und Aufthauens, und aus der Heftigkeit der Winde erklärt. 2) Von dem Ansehen des Seewassers an verschiedenen Stellen des Oceans, von Hrn. Bladh, aus den schwedischen Abhandlungen. Besonders sieht es zuweilen am Cap und bey Java, grün aus; welches der Verf. aus den von verfaulten Seethieren entstehenden Fettigkeiten

des

des Seewassers herzuleiten scheint. 3) Der Archipelagus im östlichen Ocean, zwischen Kamtschatka und Amerika, aus den nordischen Beyträgen; sehr lesenswürdig und gewiß den meisten Lesern neu, verträgt aber nicht wohl einen Auszug. Die Beringsinsel und Kupferinsel sind die zwo bekanntesten davon. Von der letzten ist ein Stück gediegen Kupfer von 10 Pfund im akademischen Naturalienkabinet zu Petersburg. Die übrigen Inseln sind in vier Classen, 42. 4) Erste Fortsetzung des Nachtrags zur Betrachtung über die Flüsse Vom Mißisippi und dem Amazonenfluß, zum Theil aus dem Ulloa und Schneiders Anmerkungen zu demselben. 5) Eigenschaften des Harmattan, eines sonderbaren Windes in Afrika, von Matth. Dobson, aus den Philosophischen Transact. Er ist mit Nebel begleitet, trocken und sengend. 6) Ueber die Veränderung unserer Erdfläche durch die Wirkung des Wassers, aus de Lücs physikalischen und moralischen Briefen.

Wie trefflich könnte der Herausgeber mit allen diesen Aufsätzen paradiren, wenn er weniger gewissenhaft wäre, und, wie der Herausgeber des geographischen Lesebuchs, die Quellen verschwiege, aus denen er sie genommen hat!

Neue Sammlung von Reisebeschreibungen. Dritter Theil. Mit Karten. Hamburg, bey Bohn. 1782. 8 und 22 Bogen, nebst 2 Landkarten. Vierter Theil. 1782. 13 und 18 Bogen, nebst einer Landkarte. Fünfter Theil. 1783. 6, 17 und 13 Bogen, nebst 2 Kupfern in 8.

Der dritte Theil enthält, 1) Kap. Thom. Forrests Reise nach Neuguinea und den moluckischen Inseln in den Jahren 1774, 1775 und 1776, in einem Auszuge aus dem Englischen. Die ostindische Gesellschaft hatte 1771 beschlossen, auf Balambangan, einer nahe beym nördlichen Vorgebirge von Borneo gelegenen Insel, eine Pflanzung anzulegen, und bey derselben hauptsächlich auf den Anbau von Zimmet, Gewürznelken, Muskatennüssen, Pfeffer und Nelkenholz zu sehen. Es kam darauf an, die Pflanzen aus solchen Gegenden herbeyzuschaffen, die mit den Holländern in keiner Verbindung stän-

ständen. Darzu erbot sich nun Forrest, und that in dieser Absicht von Balambangan aus eine Reise nach Neuguinea oder Papua, weil er von Indianern gehört hatte, daß daselbst Muskatennüsse wüchsen. Er ließ würklich in einer in einem Meerbusen von Neuguinea liegenden Insel Manaswary einige hundert Muskatnußpflanzen ausheben und in Körbe setzen, die mit Erde angefüllt waren, die ihm aber insgesammt auf der Rückreise theils durch Seewasser verdarben, theils gestohlen wurden. Auch fand er bey seiner Zurückkunft Balambangan verwüstet, daß also aus der ganzen Pflanzung nichts geworden ist. Die Reisebeschreibung selbst enthält nur sehr weniges von Neuguinea, wovon er auch nur den einzigen Hafen Dory besucht hat. Die meisten Nachrichten betreffen die auf der Hin- und Herreise berührten Inseln, besonders die Insel Moggindanao (Mindanao) wobey wir auch erfahren, daß dem Verf. von dem Raschah Muda, bestimmten Nachfolger des Sultans, und mit Bewilligung des Sultans, eine der Stadt Mindanao gegen über liegende Insel Bunwut, für die Ostind. Compagnie abgetreten worden ist, die er auch sofort in Besitz genommen hat. (Der Auszug ist hier etwas dunkel, so daß es scheint S. 254, Forrest habe eine andere anstoßende Insel bepflanzt und besetzt.) Er wünschte in der Nähe von Mindanao eine Englische Niederlassung, weil diese große Insel Gold liefert. Sie soll 18 (vermuthlich Englische) Meilen im Umkreis haben; wir haben aber nicht gelesen, ob nachher von dieser Besitznehmung Gebrauch gemacht worden ist. Die Insel Mindanao selbst rechnet er so groß als Irland, wovon ein Theil der nördlichen und nordöstlichen Küste den Spaniern, der größte dem Sultan zu Mindanao, und der Theil Land einwärts, den Illanos, Vasallen des Sultans, gehört. Auch auf der nördlichen Küste der großen Insel Borneo sind den Engländern viele Oerter abgetreten worden. Die beygefügte Reisekarte kommt beym Lesen sehr zu statten; doch da die Küsten durch bloße Umrißlinien, ohne Schraffirungen, begränzt sind, so fällt sie schlecht ins Auge.

2) Beschreibung der Insel Sumatra, besonders in Ansehung des Handels und der dahin gehörigen Merkwürdigkeiten, nebst einer neuen Originalcharte von Ad. Eschels-Kroon, vormaligem Residenten der Holländischen Ostindischen Compagnie, zu Ayerbangies, auf Sumatra. Eine überaus

wich-

wichtige Schrift, die einem künftigen Erdbeschreiber Asiens für diese Insel classisch seyn muß. Wir können uns in die Topographie durch Abschreibung unbekannter Namen nicht einlassen, und bemerken nur einiges weniges vom Allgemeinen. Sumatra, das sich von 5½ Gr. N. B. bis zu 6° S. B. erstreckt, hat nach des Verf. Rechnung nicht völlig 500 Meilen im Umfang. Es sind auf der Insel 3 große Kayserthümer, Atchin, Minangcabo und Indrapoera, und unzählige kleine Könige, die sonst jenen dreyen großen Reichen zinsbar waren, jetzt aber, nachdem sie Bundsgenossen der Engländer oder Holländer geworden sind, unabhängig regieren. Padang, ein Ort von 400 Häusern ist das Hauptcomtoir der Holländer, worzu noch 7 Landschaften und 17 Dörfer gehören, außer welchen sie aber noch sehr viele andre Flecken und Dörfer inne haben; eines ihrer vornehmsten Comtoirs, Baros, haben sie neuerlich, wegen der Nähe der Engländer, die ihrem Handel Eintrag thaten, verlassen und zerstöhrt. Die Hauptniederlassung der Engländer ist Bencolen nebst dem Fort Marlborough. Sie haben da einen eignen Gouverneur, der unmittelbar, (nicht wie die Holländischen unter Batavia) unter England steht. Der Verf. nennt zwar bey Beschreibung der Küsten, alle Handelsplätze, die den Engländern oder Holländern gehören. Es hält aber schwehr, das zusammenzuziehen, was der einen von beyden Nationen zugehört, und so eine Vergleichung ihrer Besitzungen anzustellen. Es würde die Deutlichkeit sehr befördert haben, wenn der Verf. sogleich sowohl Engländische als Niederländische Pflanzörter, jede besonders zusammengestellt, und auch auf der Karte bezeichnet hätte, die dadurch, daß sie weder Gränze noch Name der Europäischen Besitzungen angiebt, einen großen Theil ihrer Brauchbarkeit verliehrt. Sumatra liefert sehr viel Gold aus Bergen und Flüssen, das die Ingebohrnen an der Küste verhandeln, desgleichen vielen Pfeffer, Campher, Benzoin oder Weyrauch, Ambra, und wie S. 95. noch erwähnt wird, auch Coffee. Die Holländ. ostind. Compagnie schickt jährlich gegen 1000 Mark Goldes von hier nach Batavia, von dannen es auf der Küste Coromandel zu Pagoden vermünzt und dafür Leinewand eingekauft wird, wodurch die Compagnie vielfachen Gewinn hat. Der Vortheil der Engl. Ostind. Compagnie soll geringe seyn, weil sie gegen 1000 Bediente in Bencolen unterhalten muß. Ueberhaupt giebt

der

der Verf. zur Kenntniß des ostindischen Handels überaus viel Aufklärungen.

IVter Theil. Hier findet man 1) den zweyten Theil von le Gentils Reisen in den indischen Meeren, bey Gelegenheit des Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe 1761 und 1769 abgekürzt. Er enthält in 2 Kapiteln von den Philippinen überhaupt und von Manilla insbesondere, überaus viel Neues zur Bereicherung unserer Kenntniße von diesen Gegenden. Sie haben viele Vulcane, heiße Quellen, Moraste, Sümpfe, und häufige Erdbeben, fast immerwährenden Regen, feuchte Wärme. Ruhr und Venusseuche sind fortwährende Krankheiten. Sie bauen Reiß, fast die einzige Nahrung, Waizen, Cacao, das beste Zuckerrohr, keinen Wein, als der aus Europa gebracht wird, und daher sehr theuer ist. Schweine geben hier vor andern Thierarten das eßbarste Fleisch, Baumwolle, Wachs, Kampfer, Pfeffer, Toback, Vogelnester, viel Holz, Perlen, Ambra, Gold, aus Bergwerken und Flüssen, jährlich gegen 200000 Piaster, dessen Gewinnung aber die Spanier nicht sehr betreiben. Das Land ist ungesund, die Sterblichkeit groß, so daß kaum jährlich aus Spanien und Amerika so viel neue Menschen beygezogen werden, um die Zahl der Gestorbenen zu ersetzen, woran aber auch die erstaunende Anzahl der Geistlichkeit Schuld ist. Manilla hat kaum 300 Spanische Familien und überhaupt 800 Spanier. In Mindanao haben sich die Spanier blos in Sambuangam, einen ungesunden Ort, gesetzt, wohin sie ihre Verbrecher schicken, nennen sich aber Herrn der Insel, so wie der Insel Sulu, wo sie keinen Mann haben. Manilla hat keine ¾ Meilen im Umriß. Ein Drittel bewohnen Mönche, denen fast alle Häuser der Stadt gehören; ein ander Drittel ist unbewohnt, große Häuser, in deren jedem kaum eine Familie wohnt. Man liebt hier blos ein Pflanzenleben, der starke Schweiß erhält einen in beständiger Schlafheit, und Studieren verursacht Wahnsinn; wer Latein versteht, ist hier sehr geschickt. Hier ist der Sitz aller aus Europa verjagten Vorurtheile, man ist gegen Altspanien um 100 Jahr zurück, und doch ist eine Universität, aber kein Doktor hier. Die Inquisition hat alle elektrische Versuche verboten. Die Lebensart ist ausschweifend und lasterhaft. 1768 sind die Sineser, der arbeitsamste Theil der Einwohner, vertrieben worden. In dem Zimmer, wo

wo ein Kind stirbt, werden Tänze gehalten. Die Statthalter herrschen hier unumschränkt, fast keiner aber kömmt mit seinen gesammelten Schätzen zurück, sondern sie sterben hier; sie haben 3000 Piaster Gehalt. Man erkauft ihre Gnade um Goldsand. Unter ihnen ist die Königl. Audienzia; beyde werden von der Inquisition und dem Erzbischof oft bey ihren gute Absichten behindert. Das Tagebuch von der Englischen Belagerung von Manilla hat der Herausgeber übergangen; ganz vermißt man es doch nicht gerne. 1768 war der Ort noch so ausgeleert an Ammunition, wie ihn die Engländer verlassen hatten. Die Königlichen Einkünfte zu Manilla belaufen sich über 600000 Piaster, gehen aber wieder auf die Ausgaben auf, zumal da jährlich 110000 Piaster aus Mexico herübergebracht werden, so daß also die Philippinen dem Könige nichts einbringen, sondern ihm vielmehr zur Last sind; welches aber nicht geschehen würde, wenn sie besser angebauet und regiert würden, und der Handel mehr blühte. Der Gottesdienst ist prächtig, der Unterricht erbärmlich, gute Anstalten gehen ein. Unter dem Erzbischof stehen noch 3 Bischöfe und gegen 700 Pfarrer, denen theils Weltpriester, theils verschiedne Ordensgeistliche vorstehen, und die in 564 Oertern 816615 Seelen enthalten. Die Mönche sind wahre Herren der Indianer, und regieren sie unbeschränkt. Manilla ist reicher ausgeschrieen als es ist; denn es ist hier keine Seemacht und kein Handel. Man begnügt sich jährlich ein Schiff nach Acapulco zu schicken, und sieht blos der Gallion entgegen, um für ein Jahr seinen Unterhalt zu haben. Gleichwohl könnte der Manilische Handel dem von Batavia gleich kommen, so vortheilhaft ist die Lage, und so unerschöpflich die Quelle von Reichthümern, die die Philippinen zum Handel darbieten; aber die Maniler sind zu faul. (Sind ihnen nicht aber auch durch Handelsverbote die Hände gebunden? Und nunmehr, weiß man, ist auch der Handel dahin erweitert.) Nach Indien handelt man gar nicht, wozu doch die Lage so vortrefflich ist. Doch kann an Beladung der Gallionen jeder Maniler Antheil nehmen. Daß die zu dieser Reisebeschreibung gehörende Karte von den Philippinen weggeblieben ist, hat man Ursache zu bedauern.

2) Des Hrn. Abts Vidaure kurzgefaßte geographische, natürliche und bürgerliche Geschichte des Königreichs Chili, aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt von Jagemann,

mit einer Karte. Eine sehr vollständige und ordentlich geschriebene Beschreibung dieses wichtigen Landes. Es liegt zwischen dem 24. und 45° S. B. und besteht eigentlich aus 3 Theilen, den Inseln des Chilischen Meeres, dem eigentlichen Chili, zwischen dem Meer und dem Acadischen Gebirge, und der langen Kette dieses Gebirges selbst. Unter den Inseln gehören, außer einigen andern, den Spaniern die zwey Fernandesinseln, und das Inselmeer Chilen, das aus 47 Inseln besteht, davon 32 theils von Spaniern, theils von Indianern bewohnt sind. Wir übergehen das sehr genaue Verzeichniß der chilischen Produkte aus dem Pflanzen- und Thierreich. Der Wein geräth sehr wohl und ist dunkelroth. Das Rindvieh ist, seitdem es von den Spaniern hieher gebracht worden, so häufig, daß das Stück gemeiniglich nur 3 Spec. Thaler kostet. Manche Herren haben Heerden von 12000 Stücken. Kein Berg ist ohne Gold, auch findet man Goldstaub, und darunter Stücke von 15 Unzen, im Sand der Flüsse. Das chilische Gold ist das reinste in der Welt, und wird dessen jährlich auf 4 Millionen Spec. Thaler gewonnen, wovon 1½ Million gemünzt, das übrige in Körnern oder größern Massen aus dem Lande geht, oder zu Geräthschaften und Zierrathen der Häuser und Menschen gebraucht wird. Noch besitzen die Spanier 12 erhebliche Goldbergwerke, aus einigen mittäglichen sind sie von den Araukern vertrieben worden. An Silber ist das Land ebenfalls sehr reich, es wird aber nur an wenigen Orten gegraben, weil es mehr Kosten erfordern soll als das Gold. Die berühmteste Silbergrube ist im Thal Uspallata im Indischen Gebirge zwischen 31. und 33° S. B. die seit 1762 von den Einwohnern der Stadt Mendoza mit unermeßnem Gewinn getrieben wird. Eigne Art, wie hier das Silber von seinen Unreinigkeiten geschieden wird. Sie sind weit reichhaltiger als die berühmten Silbergruben zu Potosi, und geben wohl auf 50 Centner Silberstufen, 1600 Spec. Thlr. Gewinn. Andre Gruben sind zu Gormaz und Garro. Von Kupferbergwerken bearbeitet man nur solche, die von 50 Centnern Kupfererzt die Hälfte Kupfer geben. Die chilischen Spanier handeln außer dem inländischen Handel, mit den Europäischen Spaniern, mit Peruanern, mit Buenos-Ayres und Paraguay. Kupfergeld hat man gar nicht, die geringste Silbermünze ist der Medio-real von 2 Groschen. Chili hat 2 Bisthümer, S. Jago, und Concepcion. Im ersten Ort residiren der Statthalter und die Audienzia, unter

denen

denen noch 4 Gouvernements stehen. Das Land ist, so fern es den Spaniern gehört, mit Einschluß der Inseln in 17 Provinzen eingetheilt, Copiapo, Coquunbo, Quillota, wo Valparaiso, der wichtigste Hafen, liegt, Aconcagna, Melipilla, S. Jago, die Hauptstadt dieses Namens ist schön, treibt starken Handel und hat 46000 Einwohner, hat eine Universität und Münzen; Rancagua, Colchaqua, Maule, Itata, Chillan, Puchacai, wo die Stadt Concepcion liegt. Die alte Stadt ward 1751 durch ein Erdbeben zerstöhrt, die jetzige ist 2 Meilen davon wieder erbaut worden. Der Statthalter muß 6 Monate des Jahrs hier residiren. Huilquilenum, Valdivia, mit einer wichtigen Festung und Hafen dieses Namens, der Archipelagus Chitor mit einem Unterstatthalter, der im Hafen Chacao residirt. Uebrigens ist Castro die Hauptstadt. Die 2 Fernandesinseln, und Cujo, außer den chilischen Gränzen, mit der Hauptstadt Mendoza.

Im fünften Theile finden wir 1) den dritten Theil von le Gentils Reisen durch die indischen Meere. Er enthält eine Beschreibung der Inseln Madagaskar, Isle de France und Bourbon. Die erste nennt er eine der schönsten Inseln, die er auf seinen Reisen gesehen habe, und bedauert unendlich, daß sie von seinen Landsleuten verlassen worden, wo eine Niederlassung wichtiger werden könnte als auf den Antillen, oder als die zu Manilla. Seidenwürmergespinnste findet man da in den Gehölzen, und Zuckerrohr von der vortrefflichsten Güte wächst hier wild. Seine Beschreibung ist inzwischen etwas undeutlich; er findet allenthalben Ruinen der ehemaligen Niederlassungen, und spricht doch von Fortlouis als einem noch bestehenden Wohnort; auch muß der europäische Handel nicht ganz aufgehört haben, da auf der Insel Piaster und Laubthaler coursiren, obgleich der Verf. über denselben keine bestimmte Nachricht giebt. In einem darauf folgenden Zusatz, der aus de Pagos Reisen um die Welt genommen ist, der sich 1774, 5 Wochen zu Madagaskar aufgehalten habe, wird jener Mangel nicht verbessert, wohl aber einer neuen französ. Colonie erwähnt, die eben damals ein indianisches Dorf ansteckte, und dabey versichert, daß die Fruchtbarkeit der Insel allen Glauben übersteige. Isle de France hat 35 Meilen im Umfang und wird jetzt in 13 Quartiere abgetheilt, baut meistens Getrayd und schlechten Zucker. Der Hafen Portlouis ist der Hauptort. Katar und Muskatenbaum

geriethen nicht; überhaupt sey Isle de Fr. kein Boden für indische Produkte, auch der Kaffee nehme ab, etwas Baumwolle, Eisenwerke gehen aus Holzmangel ein. Rindvieh kommt nicht fort und muß jährlich aus Madagaskar beygeschafft werden. Ueberhaupt urtheilt der Verf. daß eine neue Colonie zu Madagaskar nöthig sey, um I. de Fr. aufrecht zu erhalten. Bourbon ist fruchtbarer und bevölkerter; man findet hier die feinsten Sitten und angenehmsten Gesellschaften. Hier giebt ein Kaffeebaum mit 1 Pfund Caffee.

2) Reise nach der Insel Malta in dem Jahre 1776. Aus dem Französischen. Enthält eine Menge ohne Ordnung und Zusammenhang hingeschriebener Nachrichten von der Regierung, Naturbeschaffenheit, Produkten der Insel und der dasigen Lebensart, und mitunter manches, das bisher weniger bekannt war. Was er hie und da von der Ordensverfassung erwähnt, wird für einen grossen Theil der Leser dunkel bleiben, da er eine Menge Namen durcheinander wirft, ohne sich die Mühe zu geben, solche vorher zu erklären. Auch wird hier Brydone, ohne daß ihn der Verf. nennt, einer zweyten Unwahrheit bestraft, womit er die Welt hintergangen hat, (die erste war die erdichtete Reise auf den Gipfel des Aetna,) denn in ganz Malta wisse kein Mensch etwas von den in Stein gehauenen Mörsern, die ohnedies bey einem so weichen Steine nicht möglich wäre. In Valetta sind die flachen Dächer der Häuser mit gehauenen Steinen bedeckt.

3) Alterthümer und malerische Beschreibungen von Nordschottland. Von Carl Cordiner, Prediger. — Die Alterthümer bestehen meistens aus Ruinen alter Schlösser und Befestigungen aus dem mittlern Zeitalter, und einer Menge, in diesem Winkel des kultivirten Europa merkwürdiger, mit verschiedenen Figuren, aber nicht mit Buchstabenschrift bezeichnete, Obelisken, deren Alter der Verf. über das eilfte Jahrhundert hinaussetzt.

4) Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Schwedens im Jahr 1780. von Hrn. Prof. Joh. Georg Büsch. Die Reise geschah durch einen Theil von Schonen, Holland, Westgothland, Smoland und Bleking, nach Karlskrona, und durch Schonen zurück. Stockholm hat er nicht gesehen. Sein Hauptabsehen war, sich von dem grossen Wasserbau zu Schiffbarmachung des Flusses Götha-Elf bey

Troll-

Trollhätte, als Augenzeuge zu unterrichten; er fand aber die Unternehmung, die Polhem seit 1748 angegeben und dirigirt hatte, durch den Durchbruch eines Dammes verunglückt. Er besah auch den Dokenbau zu Karlskrona, wovon er, nur 2 halb fertig fand, einige und dreyßig aber, für so viel einzelne Kriegsschiffe, noch angelegt werden sollen. Ein erstaunendes Unternehmen des Oberbaudirector Thunbergs, indem jede Doke aus dem Felsen ausgehöhlet werden muß. Der Verf. bemerkte ferner auf seiner ganzen Reise einen totalen Mangel an innerm Geldumlauf. Der Landmann backt und arbeitet blos für sich zu seiner nothdürftigen Subsistenz, ohne auf Absatz und Erwerb zu denken, und er findet darin die Ursache, daß es dem Lande so oft an dem nöthigen Getreyde und an Materialien zu Manufakturen fehlt. Den Schluß macht ein Anhang zur nöthigen Belehrung derjenigen, die Schweden bereisen wollen. Außer Rußland, meynt der V. reise man in keinem Lande wohlfeiler, und auf bessern Wegen, als in Schweden.

Ag.

Etwas von den Verhältnissen des Adels in Kraichgau gegen die Kurpfalz, von Friedrich Caspar von Günter, Kurpfälzischen Geheimen Regierungsrath. Mannheim, in der Acad. Buchhandl. 1782. 8.

In einer gedrungenen Kürze zeigt der Hr. Verf. die Vorrechte der Pfalzgrafen am Rhein, und besonders, daß allerley der Pfalz angehörige Manne und Diener, sie möchten Grafen, Herren, Ritter ꝛc. seyn, nirgend anderswo, als vor ihnen (sie) sollten belanget werden. Der mindere Adel in der Pfalz, vorzüglich der im Kraichgau, kannte auch keinen andern Richter und Landesherren als den Pfalzgrafen, und er zog auch mit ihm unter seinem Panier zu Felde. Er fand bey selbigem Schutz und Hülfe, und dieses weit näher, als wenn er beydes bey dem Kaiserlichen Hofe oder bey den Kaiserlichen Landgerichten gesucht hätte S. 6. Der Adel im Kraichgau selbst, war auch beyräthig, daß der Kurfürst Friedrich I. im J. 1462. ein beständiges Hofgericht an-

 geord-

geordnet hat, so mit adlichen Beysitzern besetzt war S. Beylage No. I. und hier hohlte der Adel Recht.

Das Faustrecht regierte noch überall in andern Ländern und die gemachten Landfrieden schafften keine Sicherheit. Der Schwäbische Kreis ward am meisten wegen der vielen kleinen Herrschaften mitgenommen, er errichtete also 1488 einen Bund zur allgemeinen Sicherheit, unter dem Namen der Gesellschaft S. Georgen Schildes. Die Bundesgenossen waren in 4 Hauptmannschaften eingetheilet, worunter auch die 2 und 3 am Kocher und am Necker war S. 9. Dem Kaiser Friedrich III. gefiel die Einrichtung, und er ließ unter Bedrohung, auch die Ritterschaft im Kraichgau dazu einladen. Diese trug Bedenken, und gab dem Kurfürsten davon Nachricht, welcher in einem Antwortschreiben Nr. II. sie ermahnete, daß sie ferner bey ihm als ihrem rechten Landesfürsten bleiben sollten. Dieses that die Ritterschaft, wie die Beylage No. III. klar zeiget, worinn sie auch ihre Ursachen zur Verweigerung ausführen, und bezeugen, daß sie den Kurfürsten als ihren Landesherrn ansähen, und Schutz genug unter ihm hätten, sie auch nicht zu Schwaben gehörten, rc. S. 13. Nach der No. IV. und V. sieht man auch, daß sowohl der Adel im Kraichgau, als der Kurfürst an den Kaiser Vorstellung gethan, daß man sie in ihrer alten Verfassung lassen möchte, worauf auch endlich der Kaiser sie in Ruhe gelassen; und noch 1490 machte der Adel eine Verein unter sich, daß sie bey der Pfalz ferner bleiben wollten.

Wie aber endlich, und aus welcher Gelegenheit der Kraichgausche Adel, sich von der Pfalz frey gemacht und getrennet, davon fehlt hier die Nachricht, die man billig hier auch erwartet hätte. Statt dessen schließt der Verf. mit diesen Worten — Und wem wird hier nicht der Wunsch einfallen, daß der Adel auf dem Kraichgau seinen eignen Vortheil einsehend, und darin dem Beyspiel seiner Vorfahren folgend, sich lieber an die Pfalz angeschlossen halten, als dem Schatten einer eingebildeten Freyheit nachhangend, beydes, seine Freyheit, und die Gunst der Kurpfalz dem Wechsel des Schicksaals aussetzen wollte?

Bey dieser sehr überzeugend geschriebenen Abhandlung, sind IX schätzbare Beylagen, die der Hr. Verf. wahrscheinlich aus dem Mannheimer Archive mitgetheilt hat. Noch müssen wir anzeigen, daß eben diese Abhandlung auch im *V. Tomo Actor. Acad. Palat.* steht.

Nach-

Nachricht von einigen Häusern des Geschlechtes der von Schliessen oder Schlieben, vor Alters Slivin oder Slivingen. Cassel. 1784. in der Waisenhaus - Buchdruckerey. in 4to. mit Kupfern.

Dieses vortreffliche Werk, das einzige in diesem Fache, ist bereits im Jahr 1780 herausgekommen, aber nur in einer geringen Anzahl von Exemplarien, die der vornehme Verf. Se. Excellenz Hr. Martin Ernst von Schlieffen, Hessenkasselscher Staatsminister ꝛc. nur verschenket hat. Um es aber gemeinnütziger zu machen, haben Se. Excellenz geruhet, selbiges mit vielen Zusätzen und Verbesserungen nochmals abdrucken zu lassen, und durch den Buchhandel bekannter zu machen.

Die erste Ausgabe ist bereits in der Allg. d. Bibliothek im XLIX. Bande II. Stück S. 457. ausführlich und nach Würden recensiret, worauf wir uns beziehen, daher wir hier nur nöthig haben anzuzeigen, daß die Zusätze und Verbesserungen sehr ansehnlich und von Wichtigkeit sind, indem die jetzige Ausgabe, ohngeachtet sie mit kleinern Lettern gedruckt ist, dennoch in Betracht des Buchs und der Ausführung selbst über 136 Seiten, und bey den Beyträgen über 50 Seiten stärker geworden ist, mithin hat diese Ausgabe vor der erstern viel voraus.

Die vorgesetzte ausführliche und sehr gründliche Abhandlung von der Beschaffenheit des deutschen Adels in alten und mittlern Zeiten S. 5 — 159. erschöpft alles, was bisher davon gesagt ist, und auch gesagt werden kann, ein wahres Meisterstück, in der schönsten Schreibart mit tief durchgedachter historisch diplomatischer Kenntniß und kritischer Genauigkeit abgefaßt, wobey die ältesten und besten Quellen der Geschichte und der Urkunden genützet sind. Der Ursprung des deutschen Adels ist vortrefflich ausgeführt. Wenn wir den Beweis davon führen wollten, so müßten wir die ganze Abhandlung hersetzen; doch hat auch schon der vorige Recensent a. a. O. Proben davon in ganzen Stellen angeführet, worauf wir uns beziehen. Dieses aber wünschten wir, daß die ganze Abhandlung besonders abgedruckt würde, damit sie desto bekannter und gemeinnütziger würde, weswe-

gen man aber mit Recht den Hrn. Verf. vorher um Erlaubniß bitten müßte, dafern Sich Derselbe etwa nicht Selbst entschließen wollte, diese wichtige Abhandlung Selbst nochmal, etwa auch mit Zusätzen, besonders abdrucken zu lassen. Mehr als eine Ursach haben diesen Wunsch bey dem Recensenten erreget, und wir würden uns freuen, wenn er erfüllet würde.

D. Joh. Friedr. Beuchs Geschichte und Beschreibung der Stadt Cotbus bis zum J. 1740. herausgegeben und mit Zusätzen vermehrt von Johann Bernoulli. Berlin. 1785. 8.

In dem Vorber. wird etwas von der Gelegenheit gesagt, die den Verfasser, der Stadtdoctor der Medicin und Bürgermeister zu Kotbus war, bewog, die Geschichte der Stadt aufzusetzen, und von den historischen Quellen, die er gebraucht, Nachricht gegeben. Zuerst über den Ursprung des Namens sehr weitläuftig und unnütz, wahrscheinlich ist er Slavischen Ursprungs. Ihre erste Erbauung wird ohne den geringsten sichern Beweis in das Xte Jahrhundert bey der Regierung K. Heinrichs I. gesetzt, alt genug, wenn es wahr wäre, S. 11. Anfänglich unter dem K. Conrad III. sollen die Herren von Strehlen Kotbus als Kastellane besessen haben, nachher gehörte sie den Herren von Kotbus, die sie wahrscheinlich schon im Anfange des XIIIten Jahrhunderts und vielleicht noch früher als ein Eigenthum besessen haben, wie Recens. aus den Kaufbriefen des Kurfürsten Friedrichs II. mit dem letzten des Geschlechts Reinhard von Kotbus schließt, die der Verf. aber nicht gesehen hat. Auch den Johann von Kothebutz, der in K. Carls des IV. Landbuche und sonst genug vorkömmt, hat er nicht gekannt, überhaupt hat er ohne historische Kenntniß und ohne Urkunden geschrieben. Von dem Reinhard giebt er S. 13. Nachricht, daß er 1475 gestorben und in der Klosterkirche sein Monument vorhanden sey, selbiges aber hat er nicht mitgetheilet, ohngeachtet sonst unerhebliche Sachen genug angegeben sind. Durch einen Vergleich, so zu Kamenz am 16ten September 1482 geschlossen ist, ward Crossen, Cotbus, Peiz, und Sommerfeld an das Haus Brandenburg abgetreten, S. 16.

Die

Die Stadt kam hernach unter die Regierung des Markgrafen Johanns nebst der ganzen Neuen Mark, und dieser Fürst hat sich um den Ort verdient gemacht S. 24. Die Beschreibung der Stadt nach ihrer innern Größe und Kirchen findet man S. 26 ff. In dem ehemaligen Schlosse ist das Königliche Amt, worunter aber die Stadt nicht gehört; zum Kreis aber gehören 115 Dörfer. Es ist in der Stadt eine starke Französische und Reformirte Gemeinde, die ihre eigene Prediger hat, und auch ihren eigenen Richter. Der Magistrat besteht aus 15 Personen, und hat die völlige Gerichtsbarkeit, doch gehen in civilibus die Appellationen an die Landshauptmannschaft S. 36. Zur Kämmerey der Stadt gehören eigenthümlich 4 nahe bey der Stadt gelegene Dörfer mit allen Einkünften, und eine gute Holzung. Uebrige Pertinenzien sind S. 37 ff. angegeben. Auch hat der Magistrat das Ius patronatus über die dasige Pfarreyen bis auf den Inspector, welchen der König setzt S. 50. Von der Nahrung der Stadt, Märkten, öffentlichen Gebäuden, dem Rathhause rc. S. 53 f. Die Anzahl der Einwohner in der Stadt, die unter des Raths Gerichtsbarkeit stehen, denn die Vorstädte stehen unter dem Königl. Amte, belief sich 1740 nur auf 3259 Seelen, nach einer andern Angabe in der Nota S. 59, aber beträgt sie von dem J. 1783. auf 4396 Seelen. Die erste Angabe ist vermuthlich unrichtig, weil kaum zu glauben, daß die Anzahl in der Zeit über 1000 Seelen gewachsen ist. Unter den Handwerkern sind 132 Tuchmacher, 8 Tuchscheerer, und 16 Tuchbereiter, woraus die ansehnliche Tuchmanufaktur allhier erhellet S. 60. Im J. 1782 sind hier 175 Meister gewesen, und 5256 Stück Tücher verarbeitet worden. Auch sind hier 50 Leinenweber. Die Braunahrung ist stark, wie dann auch 134 Brauhäuser hier vorhanden sind. Das hiesige Bier geht stark nach Berlin, und gehört unter das Beste, so man da findet. Im XVIten Jahrhunderte sind hier jährlich über 57000 Tonnen Bier gebrauen, die aber anjetzo auf 16000 herunter gefallen sind S. 81.

Die Einnahme der Kämmerey oder der Stadteinkünfte beträgt jährlich 4586 Rthlr. Von Stipendien und milden Stiftungen S. 64 ff. Darauf folgt eine Nachricht von den Unglücksfällen bey Kriegen u. s. w. so die Stadt seit 1462 erlitten hat S. 92 ff. worunter die Plünderung des Kaiserl. Generals Götz 1631, der schlimmste war, wozu aber der

Brandenburgische Oberste Yorck, so in der Stadt lag, die Gelegenheit gegeben, daß er die Bürger zur Gegenwehr gereizet, und darauf die Stadt verlassen hat S. 95. Außer der Plünderung mußte sie noch über 20000 Rthlr. bezahlen, um den Brand abzuwenden. Mordgeschichten folgen darauf, wie bey solchen Städtebeschreibungen gewöhnlich, in Menge.

Im J. 1503. war hier eine große Versammlung von 700 Mönchen, zur Reforme des Minoritenordens, wovon man in des *Waddingi Annal. Minoritar. Tom. XV.* keine Nachricht findet. Das Stadtwapen ist ein Krebs zwischen 2 Thürmen. Den Krebs haben die Herren von Kottbus schon im Wapen gehabt, von welchen ihn die Stadt angenommen; obwohl der Verf. es umkehrt, und glaubt, daß jene den Krebs von der Stadt entlehnet, so aber gegen die Theorie der entstandnen Wapen ist, indem die Städte später Wapen gehabt, wie die alten Dynasten, worunter die Herren von Kotbus gehören. Zuletzt giebt der Verf. patriotische Vorschläge, wie die Nahrung der Stadt zu verbessern sey, davon etliche guten Grund zu haben scheinen. Am Schluß hat der Herausgeber einen kleinen Nachtrag aus dem 10 und 11 Hefte des geographischen Magazins beygefüget, worin von vielen Gnadengeldern, die der letzt verstorbene König der Stadt zu ihrer Verbesserung geschenket, Nachricht ertheilet ist, wodurch auch zugleich die Stadt und Vorstädte mit sehr vielen Häusern vergrößert worden ꝛc. Eine kleine aber artige Landkarte von Kotbus und dem ganzen Preußischen Antheil von der Niederlausnitz liegt bey dieser Stadtbeschreibung, die ausführlich, und im Ganzen genommen nicht schlecht ist.

Hk.

Neue nordische Beyträge zur physikalischen und geographischen Erd- und Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Oekonomie. Dritter Band. St. Petersburg und Leipzig, bey Logan. 1783. Ohne die Kupfer 409 S. Vierter Band. 1783. Ohne die Kupfer 404 S. in gr. 8.

Mit

Mit Beziehung auf das Urtheil über die beyden ersten Bände (Allg. d. Bibliothek XLIX. B. S. 160. u. f.) wird es hinreichend seyn, aus den gegenwärtigen, deren Anzeige durch einen Zufall ohnehin etwas spät erfolgt, und die nicht so viel Wichtiges als jene enthalten, nur einige Aufsätze auszuheben. Die wenigsten sind aus des Herausgebers, des jetzigen Ritters Pallas, eigner Feder, sondern ihm theils zum Einrücken übergeben, theils aus andern Schriften und Sammlungen entlehnt worden.

Von den angestellten Versuchen über die Selbstentzündung findet man zwar unter andern in den Werken der Acad. d. Wissensch. zu St. Petersburg v. J. 1781. schon einige Nachrichten; aber hier im 3 B. S. 37. u. f. auch im 4 B. S. 309. u. f. werden mehrere neue Versuche nicht blos mit Oel, Kienruß, Hampf u. dgl. sondern auch mit andern thierischen und vegetabilischen Substanzen hinzugefügt. Die mit Roggenkleye, Kaffeebohnen, Gerstengrütze u. dgl. verdienen fast bey jedem Hauswirth, alle Aufmerksamkeit, und haben daher den Verf. (Hrn. Georgi) veranlaßt, eine Vorsicht bey dem Malzdörren, bey dem Weglegen des gebrannten Kaffees u. s. w. S. 323. anzurathen, auch die Vermuthung zu äussern, „daß alle Pflanzensubstanzen, die sich trocknen und „zerkleinen lassen — — durch die Erhitzung zu einem gewis„sen Grade der Brennlichkeit, wenn sie nur in einiger Men„ge bey einander (liegen) und wider die äußere freye bewegte „Luft einigen Schutz finden, der Selbstentzündung fähig „sind." Daß übrigens diese sowohl bey der Admiralität, als bey der Akademie der Wissenschaften, angestellten Versuche, durch einen Brand auf einem in Haven liegenden Schiff, sind veranlaßt worden, ist schon allgemein bekannt, und wird auch im 3ten Band erwähnt.

Die Nachrichten von den zu Astrachan wohnenden Indianern S. 84. sind zwar kurz, doch ganz unterhaltend. Aber die S. 97. darauf folgende weitläufige Beschreibung von D. Messerschmidts 7jähriger Reise in Sibirien, hätte ohne Verlust für den Leser, wegbleiben, wenigstens sehr abgekürzt werden können. Eben das gilt von den trocknen Wegeverzeichnissen von Kiew nach Constantinopel. Wichtiger ist theils das Tagebuch der Reise eines Spaniers, zur Untersuchung der nordlich von Californien fortgesetzten Küsten, obgleich eine bloße Uebersetzung aus dem Englischen; theils der abgekürzte

Reise-

Reisebericht des Steuermanns Saikof, über eine bis an das veste Land von America (gegen Alaska) von Ochotsk aus i. J. 1772. unternommenen Schiffsfahrt. Von diesen beyden Reisen sind Karten beygefügt. — Der S. 323. u. f. eingerückte kurze Auszug der Geschichte von Georgien, aus der Feder des D. Jak. Reineggs, wird gewiß für jeden Leser ein angenehmes Geschenk seyn; so wie die Beschreibung der feyerlichen Verbrennung eines kalmückischen Lama S. 375. Beyde Aufsätze leiden nicht füglich einen Auszug; Liebhaber lesen sie gewiß lieber unabgekürzt im Buch selbst. Der Herausgeber führet bey dem letzten in einer Anmerkung an, daß zu Reval 1773 eine sehr fehlerhafte Beschreibung dieser Verbrennung, von einer unbekannten Hand, mit überflüßigen (er hätte füglich sagen können: mit einfältigen) gottseligen Anmerkungen verbrämt, herausgekommen sey. Rec. erinnert sich, dieses elende Produkt bey einem hier studierenden Liefländer durchgeblättert, und in der von Gadebusch herausgegebenen livländischen Bibliothek 2 Th. S. 162. gelesen zu haben, daß desselben Verfasser der Prediger Lange in Narva ist, welcher nun freylich nichts besseres liefern konnte, da er blos aus Hörensagen von unzuverläßigen Leuten, seine Nachrichten zusammenstoppelte, und vermuthlich aus der Fülle seines Herzens etwas, das gottseligen Anmerkungen ähnlich scheinen soll, hinzufügte.

Im 4ten Band findet man zuerst die etwas weitläuftigen, aber guten Beyträge zur Naturgeschichte enthaltenden Bemerkungen, welche der Assessor Hablizl in der persischen Landschaft Gilan gemacht hat. Aus dem darauf folgenden abgekürzten Tagebuch des Kasaken Sotniks (Hauptmanns über 100 Mann) Kobolef über das Land der Tschuktschen, lernt man von diesem Land eigentlich nichts, und von den dabey gelegenen Inseln nur wenig; überdies ist des Mannes Bericht unzuverläßig, da er nach einer Anzeige S. 109. in sein Tagebuch sogar die Erzählung eingerückt hat, daß es in dem gegenüber liegenden Amerika Leute mit 2 Gesichtern gebe, wovon das eine am Hinterhaupt befindlich; aber eben so wie das vorderste, mit einem redenden Mund versehen sey. Weit wichtiger ist die neue Beschreibung der 22 kurilischen Inseln, welche aus 3 verschiedenen Reisenachrichten entworfen, aber doch noch immer sehr mangelhaft ist; denn man erfährt nicht einmal, ob die 22ste den Namen Matmai oder

Atkis

Aktis führe, ob sie wirklich eine Insel oder schon vestes Land sey, ob sie ein Oberhaupt habe u. s. w. Der Seeraum, welchen diese Inseln von der Spitze der Halbinsel Kamtschatka an, einnehmen, wird auf 1300 Werste gerechnet. — Der 4te und 5te Aufsatz enthalten wenig. Der 6te von einer Reise auf das altaische Gebirge, hätte billig nicht in französischer Sprache, sondern in einer deutschen Uebersetzung, sollen geliefert werden. — Die Beschreibung der Nertschinskischen Bergwerke S. 199. u. f. ist deutschen Lesern, durch Georgi's Reisen, ziemlich entbehrlich. Und des Adjunkts Sujef Nachrichten von der Krim, stehen schon im petersburgischen historisch-geographischen Kalender v. J. 1783; ihr Inhalt ist nicht wichtig; die eingemischten historischen Anzeigen sind, wie der Herausgeber selbst eingesteht, unzuverläßig. Desto angenehmer werden vielen Lesern die Nachrichten von Tybet S. 271 u. f. seyn, in welchen gleichwohl der Kenner nichts Neues suchen muß: denn der Adjunkt Hakmann hat sie aus den bereits vorhandenen Schriften, die freylich nicht in Jedermanns Händen sind, zusammengesetzt. Ein Ausdruck S. 279. der einer kleinen Berichtigung bedurft hätte, scheint dem Verf. und dem Herausgeber entwischt zu seyn; es wird nehmlich erzählt, der Preis des sibirischen Muskus sey durch den Handel mit den Sinesen gestiegen, als welche denselben aufkaufen, ihn mit tybetischen verfälschen (das soll doch offenbar heißen, ihn unter den tybetischen mischen, denn sie verfälschen diesen, und nicht den sibirischen) und für ächten tybetischen wieder an die Europäer verkaufen. Doch die Sache betrifft nur eine Kleinigkeit. — Die übrigen Aufsätze kann Rec. füglich mit Stillschweigen übergehen.

Seit geraumer Zeit ist kein neuer Band von dieser Sammlung an das Licht getreten; es wäre aber zu wünschen, daß sie noch ferner fortgesetzt würde, da manche ausnehmend gute Aufsätze darin vorkommen.

Km.

Allgemeine Weltgeschichte für Kinder von Johann Matthias Schröckh, Prof. der Geschichte zu Wittenberg. Vierter Theil.

Da wir schon in dem Anhang zu dem 37 — 52sten Theil der A. d. B. S. 531 — 537. den Gesichtspunkt, aus welchem diese

diese Schrift beurtheilt werden muß, angegeben, und unsere Meynung darüber gesagt haben, so können wir nun bey der Anzeige dieses 4ten Theils ganz kurz seyn. Er enthält die Fortsetzung der neuern Geschichte, weil sich aber die Materien zu sehr häuften, so konnte der Verf. wie er versprochen hatte, die ganz neuere Geschichte nicht in einem einzigen Bande zusammendrängen, ohne seinen Endzweck zu verfehlen. Daher dieser 4te Theil aus 3 Abschnitten bestehet. Der erste mit 15 Kupfertafeln enthält erstlich die Geschichte der Italiener, im Allgemeinen, dann der Venetianer, Genueser, Florentiner, und Neapolitaner insbesondere. Hierauf die Geschichte der Franzosen, Spanier, und Portugiesen. Der zweyte Abschnitt mit 9 Kupfertafeln, beschäfftiget sich mit der Geschichte der Engelländer, Dänen und Schweden, und endlich der dritte mit 4 Kupfertafeln, mit der Geschichte der Russen, Pohlen, Ungarn und Sineser. Zum Beweiß, daß wir auch diesen Theil mit Aufmerksamkeit gelesen haben, wollen wir nur einige wenige Bemerkungen machen.

Wenn es auch noch nicht ganz ausgemacht ist, daß Gioja den Compas erfunden habe, so hätten wir doch seiner erwähnt, weil man ihm doch gemeiniglich diese Erfindung beylegt, und es daher immer bemerkenswürdig ist. Nach den neuesten Nachrichten ist das Zeughaus zu Venedig nicht das weitläuftigste und am besten versehene in ganz Europa. Man findet in demselben nichts, was in andern Ländern nicht eben so gut, wo nicht besser, angetroffen würde. Die Reisende werden bey dem Anblick des Arsenals nur dadurch getäuscht, daß sie zu Venedig, das an einem Ort beysammen antreffen, was in andern Orten durch die ganze Stadt vertheilt ist. — Bey der Einführung der Inquisition in Spanien hätten wir des Joh. von Torquemade erwähnt. Dieser Wüterich, der in Spanien zuerst die Inquisition einführte, hat, während den 14 Jahren, da er Generalinquisitor war, 100,000 den Proceß gemacht, von welchen nicht weniger als 6000 lebendig verbrannt worden sind. — Nach den Angaben der neuern Naturhistoriker ist der Kalekutische Hahn in Kalekut nicht einheimisch. — Den Beynamen des Königs von Portugall übersetzt Hr. S. der allergläubigste oder rechtgläubigste. Gemeiniglich nennt man ihn den allergetreuesten. Um alles Misverständniß zu verhüten, hätte das lateinische fidelissimus beygefügt werden sollen. In der Englischen

lischen Geschichte hätte bey dem Franz Drake noch der Umstand einer Erwähnung verdient, daß er zuerst die Kartoffeln nach Europa gebracht habe, zumal da der Hr. Verf. von der Einführung neuer Pflanzen und Produkte in England eine artige Nachricht giebt. „Unter Heinrich dem Achten waren „erst Möhren, Rüben, und andere eßbare Wurzeln, ingleichen Salat, Artischoken, Aprikosen und Rosen in Engelland, theils bekannt, theils zuerst gepflanzt werden. Die „Truthüner, Karpfen und der Hopfen kamen erst im Jahr „1521 dahin. Den Johannisbeerstrauch brachte man im J. „1533. von der Insel Zante ein, und im Jahr 1540 pflanzte „man in der Grafschaft Kent die ersten Kirschbäume, welche „man aus Flandern bekam. Als Elisabeth auf dem Thron „saß, wurden im J. 1563 die ersten Messer in Engelland „gemacht. Im J. 1577. kamen die Taschenuhren aus „Deutschland dahin. Man erzählt sogar, daß erst gegen das „Jahr 1580 die Kutschen daselbst eingeführt worden wären, „und daß die Königin vorher bey öffentlichen Gelegenheiten „hinter einem ihrer Kammerherren auf einem Pferd geritten „sey.“ Dergleichen Nachrichten gehören recht eigentlich in ein solches Buch, damit junge Leute schon in ihrer Jugend angereizt werden, bey Gelegenheit mit neuen Pflanzen ꝛc. Versuche zu machen, denn öfters pflegt sich der hohe und niedere Pöbel dergleichen Versuchen zu widersetzen. — In der Pohlnischen Geschichte ist die auf den Rand gesetzte Jahrzahl 1097 wahrscheinlich ein Druckfehler. Denn König Boleslav ermordete 1079 den Bischof Stanislaus von Krakau. Eben so mag es ein Druckfehler seyn, wenn er Heinrich den Frommen zum Herzoge in Krakau macht. Er war es zu Breslau. — Warum schreibt der Hr. Verf. durchgängig Chineser? da er doch selbsten von der Unrichtigkeit dieser Schreibart überzeugt ist. „China ist nicht derjenige Name dieses großen Reichs, den ihm die darinne einheimische Nation selbst giebt. Er ist nur aus der Benennung Sin oder Tsin entstanden, welche die südlichen asiatischen Völker demselben beygelegt haben, und der zufolge man auch Sineser sagen sollte.“ Nach des Hrn. S. Meynung, haben die Alten allem Anschein nach unter den Seres die Sineser verstanden, und daher die Seide Sericum genannt. Angenommen, daß diese Hypothese richtig ist, so können wir uns noch nicht überzeugen, daß die Phönicier, wie wir schon bey der Anzeige des ersten Theils erinnert haben, schon seidene Stoffe verfertiget

haben.

haben. Denn sollten damalen schon die Phönicier mittelbar oder unmittelbar Verkehr mit den Sinesern gehabt haben? — Von Kongfuzen haben wir keine so hohe Begriffe als der Hr. Verf. Nach unserer Meynung hatte er eine starke Portion von Schwärmerey. Er entschuldigt zwar seine dunkle Schreibart, ohne daß er uns überzeugt hätte. „Zwar spricht er öfters dunkel und räthselhaft, aber sein Zeitgenosse unter den Griechen, Pythagoras, bediente sich noch häufiger einer gleichen Lehrart, vermuthlich weil beyde dieses für ein dienliches Mittel hielten, Nationen, die nach höherer Weisheit nicht sehr begierig waren, dieselbe ehrwürdig zu machen." — Die Sineser sollen keine eigene Religionslehrer haben. Allein sollte es nicht unter die Pflichten der Bonzen gehören, das Volk in der Religion zu unterrichten? In der Vorrede verspricht der Hr. Verf. seinem Werk bey einer neuen Ausgabe mehr Vollkommenheit zu geben, und vielleicht eine kurze Uebersicht aller merkwürdigen Völker, von welchen unsere Erde gegenwärtig bewohnt wird, hinzuzufügen. Hier müssen wir ihn recht angelegentlich bitten, für die Besitzer der ersten Ausgabe die Verbesserungen und Vermehrungen auf besondere Bogen abdrucken zu lassen, da es manchem Jugendlehrer, der bisher das Buch mit Nutzen bey dem Unterricht gebraucht, unangenehm fallen dürfte, um derselben willen, sich das Werk zum zweytenmal anzuschaffen, und er derselben doch nicht gern entbehren wird.

Fw.

---

8. Gelehrtengeschichte.

Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. Martin Luthers, vom J. 1517 an, bis 1581. von M. Georg Wolfgang Panzer, Schaffer an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg. Nürnberg, Bauer und Bischoff. 1783. 527 S. in gr. 8.

Schon

Schon der Umstand, daß die beyden zusammenhängenden Geschichten der Lutherischen Bibelübersetzung, welche man Palms und Giesens rühmlichem Fleiße zu danken hat, sich mit dem J. 1533 schließen, konnte Hrn. P. berechtigen, an einer erweiterten und fortgesetzten Geschichte dieses Inhalts zu arbeiten. Da er aber auf diesem Felde, begleitet von einer reichen Sammlung älterer Ausgaben der lutherischen Bibel, und unterstützt durch den Gebrauch fremder Schätze dieser Art, so viele eigene Bemerkungen gemacht hat: so ist dadurch sein Werk zu einer nothwendigen Ergänzung, Erläuterung und Berichtigung der beyden vorhergenannten, ja auch vieler andern Nachrichten über diesen Gegenstand, geworden.

Er hat es in vier Perioden abgetheilt. In der ersten, welche die einzeln Stücke der Luther. B. U. vom J. 1517 bis 1533. oder bis zur ersten vollständigen Ausgabe derselben, in sich faßt, (S. 1—299.) hatte er freylich die meisten Vorgänger. Aber er hat nichts von demjenigen, was er aus ihnen wiederhohlen mußte, ohne neue Prüfung, nachgeschrieben, und daher auch Vermehrungen und Verbesserungen genung beygefügt. Es ist dieses unter vier Abschnitten, die zum Theil wieder ihre Unterabtheilungen haben, geschehen. Wenn hier und im ganzen Buche sehr vieles ins Mikrologische fällt: so wird jeder Kenner eben in dieser Genauigkeit im Kleinen einen der Vorzüge dieser Arbeit erkennen. Der Anfang wird natürlich mit den sieben Bußpsalmen vom J. 1517. gemacht; Originalausgaben und Nachdrücke werden gehörig abgesondert; alle Verschiedenheiten der Ausgaben sorgfältig angezeigt, wenn es nicht schon anderwärts geschehen ist; überall ist bemerkt, wo sich dieselben befinden, und der nützlichen Anmerkungen ist eine große Anzahl. So beweiset Hr. P. S. 77. von der Ausgabe des Neuen Testaments, Wittenb. 1530. gr. 8. daß sie als eine Hauptoriginalausgabe anzusehen sey; zeigt aber zugleich gegen den sel. Palm, daß sie mit dem N. T. welcher man in dem vollständigen Bibeldrucke vom J. 1534 antrifft, keinesweges völlig übereinstimme, indem wirklich zwischen diesem und der genannten Ausgabe, noch eine andere bisher völlig unbekannt gebliebene, noch hin und wieder veränderte Ausgabe erschienen sey. Gleich darauf beschreibt er S. 82. und 84. zwo bisher ganz unbekannt gebliebene Ausgaben des N. T. die eine noch vom J. 1530. 8. die andere vom J. 1533. 8. beyde zu Wittenberg. Merkwürdig ist wel-

ter die S. 194. folg. befindliche Ausführung, daß die sogenannte Zeidlerische Ausgabe des Psalters, die man bisher unter die ersten gezählt, ja wohl gar für die allererste gehalten hat, diese Ehre ganz und gar nicht verdiene; sondern daß Zeidler eine von den ersten Ausgaben, nehmlich die Wittenberger vom J. 1524. in Fol. abdrucken lassen, und seinen vorgeblichen Titel selbst erdacht habe. Die Erörterungen über die zu Zürch vor dem Jahr 1534. erschienenen Ausgaben der ganzen deutschen Bibel, (S. 261. folg.) ingleichen über die berühmte Wormser Bibel vom J. 1529. Fol. (S. 274. fg.) dürfen auch nicht übergangen werden. Von der letztern wird nach einer genauern Vergleichung dargethan, daß in derselben verschiedene Uebersetzungen combinirt, und daraus eine ganze Bibel zusammengesetzt worden sey.

Die zweyte Periode geht von der im J. 1534. gedruckten vollständigen Ausgabe der Lutherischen Bibelübersetzung bis zu der im J. 1541. erfolgten Revision derselben. (S. 300—342.) Hr. P. hat bey dem ersten vollständigen Drucke nicht einmal alle Fehler, die seine Vorgänger dabey begangen haben, gerügt, sondern statt dessen nur eine aus dem Augenschein geflossene Beschreibung mitgetheilt. Ohnedem hat er auch in diesem Zeitraum genug aus eigenen Beobachtungen anbringen können.

Es folgt (S. 343—391.) die Geschichte von Luthers B. U. seit der Revision des J. 1541. bis an seinen Tod, 1546. in der dritten Periode. Hier nimmt die Wittenberger Ausgabe vom J. 1541. Fol. welche aufs new zugericht heißt, den ersten Platz ein. Da gleichwohl die Verbesserungen in derselben nur vom ersten Buch Mosis an, bis zum Ende des andern Buchs der Könige reichen: so hat Hr. Götze dieses durch die Muthmaaßung zu erklären gesucht, daß der Druck dieser Ausgabe 1540 mit den Propheten, oder mit dem zweyten Theil, gemacht worden sey. Allein Hr. P. zeigt aus einem Briefe Luthers, daß die Revision dieser Ausgabe durch Melanchthons Abreise unterbrochen worden sey, zu einer Zeit, da man mit dem zweyten Buche der Könige zu Stande gekommen war; man fuhr mit dem Drucke fort, ohne auf die Fortsetzung der Revision zu warten. Aber die in Median Folio auch im Jahr 1541 sehr prächtig gedruckte Ausgabe enthält die sämmtlichen Verbesserungen, die Luther bey seiner B. U. getroffen hat.

End-

Endlich begreift die vierte Periode die Geschichte dieser Uebersetzung von Luthers Tode an, bis zum Jahr 1581 oder bis zur wirklichen Wiederherstellung der Lutherischen Bibel. In dem bekannten Streite über die letzte Ausgabe bey Luthers Leben, hat Hr. P. mit überwiegender Wahrscheinlichkeit, oder vielmehr Gewißheit, erwiesen, daß es die vom J. 1545 sey. Ferner beschreibt er die seit dem J. 1550. zu Wittenberg erfolgten drey Ausgaben, als die merkwürdigsten unter denen, die nach Luthers Tode zum Vorschein kamen, sehr fleißig nach den darinne vorgenommenen Veränderungen im Texte und in den Glossen, die man so listig für Luthers Arbeit verkauft hat; Veränderungen, die auch in so vielen Nachdrucken wiederhohlt worden sind, bis im J. 1581. diejenige Ausgabe zu Wittenb. in Median Fol. ans Licht trat, in welcher auf des Kurf. von Sachsen, Augusts, Befehl, die Uebersetzung Luthers nach der letzten von ihm besorgten Ausgabe, wieder abgedruckt wurde.

Wer nun aus dieser und den vorhergehenden Geschichten der Lutherischen Bibelübersetzung, auch so vielen andern einzelen Beyträgen zu derselben, eine bündige und kernhafte Geschichte, nur als ein Resultat so vieler mühsamen Untersuchungen, aufsetzen, und sie bis auf unsere Zeiten fortführen wollte, der könnte auch noch ein nicht geringes Lob verdienen.

Limes Franciae, auctore *Christiano Huberto Pfeffel*, *Pars Prior*. Limes Franciae ab Oceano ad Rhenum. Argentor. Bibliop. Acad. 1785. 162 S. in 4.

Eine schätzbare historisch- geographisch- publicistische Beschreibung der jetzigen Gränzen der Französischen Monarchie, von einem Sohne des berühmten Pfeffel zu Versailles.

Nach einer kurzen Erzählung, wie die Gränzen Galliens, des Fränkischen Reichs, und besonders Frankreichs beschaffen gewesen, und beym letztern sich nach und nach erweitert haben, führt der Hr Verf. hier ohngefähr die Hälfte seines Entwurfs aus, indem er im ersten Hauptstücke, (S. 10. fg.) die Gränzen Frankreichs zwischen dem deutschen Ocean und der Lys, im 2ten zwischen der Lys und der Schelde, im

ter die S. 194. folg. befindliche Ausführung, daß die sogenannte Zeidlerische Ausgabe des Psalters, die man bisher unter die ersten gezählt, ja wohl gar für die allererste gehalten hat, diese Ehre ganz und gar nicht verdiene; sondern daß Zeidler eine von den ersten Ausgaben, nehmlich die Wittenberger vom J. 1524. in Fol. abdrucken lassen, und seinen vorgeblichen Titel selbst erdacht habe. Die Erörterungen über die zu Zürch vor dem Jahr 1534. erschienenen Ausgaben der ganzen deutschen Bibel, (S. 261. folg.) ingleichen über die berühmte Wormser Bibel vom J. 1529. Fol. (S. 274. fg.) dürfen auch nicht übergangen werden. Von der letztern wird nach einer genauern Vergleichung dargethan, daß in derselben verschiedene Uebersetzungen combinirt, und daraus eine ganze Bibel zusammengesetzt worden sey.

Die zweyte Periode geht von der im J. 1534. gedruckten vollständigen Ausgabe der Lutherischen Bibelübersetzung bis zu der im J. 1541. erfolgten Revision derselben. (S. 300—342.) Hr. P. hat bey dem ersten vollständigen Drucke nicht einmal alle Fehler, die seine Vorgänger dabey begangen haben, gerügt, sondern statt dessen nur eine aus dem Augenschein geflossene Beschreibung mitgetheilt. Ohnedem hat er auch in diesem Zeitraum genug aus eigenen Beobachtungen anbringen können.

Es folgt (S. 343—391.) die Geschichte von Luthers B. U. seit der Revision des J. 1541. bis an seinen Tod, 1546. in der dritten Periode. Hier nimmt die Wittenberger Ausgabe vom J. 1541. Fol. welche aufs new zugericht heißt, den ersten Platz ein. Da gleichwohl die Verbesserungen in derselben nur vom ersten Buch Mosis an, bis zum Ende des andern Buchs der Könige reichen: so hat Hr. Götze dieses durch die Muthmaaßung zu erklären gesucht, daß der Druck dieser Ausgabe 1540 mit den Propheten, oder mit dem zweyten Theil, gemacht worden sey. Allein Hr. P. zeigt aus einem Briefe Luthers, daß die Revision dieser Ausgabe durch Melanchthons Abreise unterbrochen worden sey, zu einer Zeit, da man mit dem zweyten Buche der Könige zu Stande gekommen war; man fuhr mit dem Drucke fort, ohne auf die Fortsetzung der Revision zu warten. Aber die in Median Folio auch im Jahr 1541 sehr prächtig gedruckte Ausgabe enthält die sämmtlichen Verbesserungen, die Luther bey seiner B. U. getroffen hat.

End-

Endlich begreift die vierte Periode die Geschichte dieser Uebersetzung von Luthers Tode an, bis zum Jahr 1581 oder bis zur wirklichen Wiederherstellung der Lutherischen Bibel. In dem bekannten Streite über die letzte Ausgabe bey Luthers Leben, hat Hr. P. mit überwiegender Wahrscheinlichkeit, oder vielmehr Gewißheit, erwiesen, daß es die vom J. 1545 sey. Ferner beschreibt er die seit dem J. 1550. zu Wittenberg erfolgten drey Ausgaben, als die merkwürdigsten unter denen, die nach Luthers Tode zum Vorschein kamen, sehr fleißig nach den darinne vorgenommenen Veränderungen im Texte und in den Glossen, die man so listig für Luthers Arbeit verkauft hat; Veränderungen, die auch in so vielen Nachdrucken wiederhohlt worden sind, bis im J. 1581. diejenige Ausgabe zu Wittenb. in Median Fol. ans Licht trat, in welcher auf des Kurf. von Sachsen, Augusts, Befehl, die Uebersetzung Luthers nach der letzten von ihm besorgten Ausgabe, wieder abgedruckt wurde.

Wer nun aus dieser und den vorhergehenden Geschichten der Lutherischen Bibelübersetzung, auch so vielen andern einzelen Beyträgen zu derselben, eine bündige und kernhafte Geschichte, nur als ein Resultat so vieler mühsamen Untersuchungen, aufsetzen, und sie bis auf unsere Zeiten fortführen wollte, der könnte auch noch ein nicht geringes Lob verdienen.

Limes Franciae, auctore *Christiano Huberto Pfeffel*, *Pars Prior*. Limes Franciae ab Oceano ad Rhenum. Argentor. Bibliop. Acad. 1785. 162 S. in 4.

Eine schätzbare historisch - geographisch - publicistische Beschreibung der jetzigen Gränzen der Französischen Monarchie, von einem Sohne des berühmten Pfeffel zu Versailles.

Nach einer kurzen Erzählung, wie die Gränzen Galliens, des Fränkischen Reichs, und besonders Frankreichs beschaffen gewesen, und beym letztern sich nach und nach erweitert haben, führt der Hr Verf. hier ohngefähr die Hälfte seines Entwurfs aus, indem er im ersten Hauptstücke, (S. 10. fg.) die Gränzen Frankreichs zwischen dem deutschen Ocean und der Lys, im 2ten zwischen der Lys und der Schelde, im

dritten zwischen der Schelde und der Maas, im 4ten zwischen der Maaß und Mosel, und im 5ten zwischen der Mosel und dem Rhein darstellt. In den vier übrigen Hauptstücken wird er künftig die französischen Gränzen längst der Queich, dem Jura, der Rhone, den Alpen, dem mittelländischen Meere, und den Pyrenäen, erörtern.

Daß der Verf. etwas vorzüglich Gründliches leisten konnte, dazu trug der Beystand seines Hrn. Vaters, und der mehrmals angeführte Gebrauch des königlichen Archivs, auch anderer handschriftlicher Nachrichten, das meiste bey; ob man gleich auch sonst die besten gedruckten Quellen nirgends vermißt. Ueberall also sind nicht nur die Gränzen sehr genau angegeben, sondern es ist auch hauptsächlich gezeigt worden, Kraft welcher Ansprüche, Friedensschlüsse und Grenztraktate, Frankreich dazu gelangt sey; was vor Streitigkeiten darüber geführt worden sind, u. dgl. m. Freylich werden deutsche Geschichtkundige und Publicisten hin und wieder finden, daß der Verf. als französischer Patriot geschrieben habe. Dahin gehört die Vertheidigung der berühmten Chambres de Reunion (iudicia recuperatoria) Ludwigs XIV. aus einem Rechte der Wiedervergeltung gegen spanische Anmaassungen, und aus den Westphälischen Friedenshandlungen selbst; wiewohl er doch in Ansehung der erstern Ansprüche gegen Spanien gesteht, (p. 71.) daß darunter mehrere eben nicht gebilligt werden könnten. Unterdessen bleiben selbst diese Untersuchungen, so wie andere über die Cession und die Gränzen des Elsaßes und Lothringens, durch manches Neue oder wenig Bekannte, und die überhaupt gelehrte Methode des Verf. lehrreich.

Dm.

De ignotis nonnullis antiquissimis hebr. textus Editionibus ac critico earum usu. Accedit de editionibus Hebraeo-Biblicis Appendix historico-critica ad nuperrimam Bibliothecam sacram Le Longio-Maschianam. — Edidit *Io. Bern. de Rossi.* Erlangae, sumtibus Palm. 1782. 72 S. 4.

Io. Bernh. de Rossi Annales typographiae ebraicae Sabionetensis, appendice aucti. Ex italicis latinos fecit M. *Io. Frid. Roos*. Erlangae, sumtibus Palm. 1783.

In der ersten Schrift beschreibt der Verf. 15 theils seltene theils ganz unbekannte Ausgaben bald der ganzen hebr. Bibel, bald eines Theils derselben; und sucht dabey ihren kritischen Nutzen dadurch ins Licht zu stellen, daß er gewisse Lesarten aus jedem aushebt, die ihm vorzüglich merkwürdig scheinen, und dabey angiebt, was für Auctoritäten sonst noch für die angeführten Lesarten streiten. Hierauf folgen Zusätze zu Masch's schätzbarer Le Longischen Bibliothek. Der Verf. supplirt Herrn Masch's Arbeit in mehr als hundert Artikeln, wo derselbe entweder nicht vollständig genug war, oder eine Ausgabe ganz übergangen hatte. Solche Zusätze benehmen der Maschischen Bibliotheca sacra nicht im Geringsten ihren Werth; sie zeigen nur, daß ein Mann von de Rossi's Glück litterarische Schätze zusammenbringen kann, die bisher den fleißigsten Litteratoren entgangen sind. Auszuziehen ist hier nichts, wofern wir nicht einen großen Theil des Buchs abschreiben sollen; der Litterator, für den die Schrift ist, kennt nun die Quelle, aus der er zu schöpfen hat.

Die 2te Schrift hat folgenden Titel im Original: Annali ebreo-tipografici di Sabioneta sotto Vespasiano Gonzaga distesi ed illustrati dal Dottore *Giambernardo de Rossi*. Parma 1780. 4. Hr. M. Roos hat sie recht gut ins Lateinische übersetzt; nur an wenigen Stellen möchte der Verf. seinen Sinn verfehlt finden.

Wiederum ein angenehmes Geschenk für den Litterator! Es wird für unsern Zweck hinreichen, wenn wir das Resultat der gelehrten Forschungen des Verf. hier mittheilen. Die Druckerey fieng A. 1551 an, und dauerte bis 1590. Der Anleger war Joseph Jacob Tedesco von Padua, der nebst der Oberaufsicht auch Correctur und Herausgabe der Bücher besorgte; Tobias Foa, der sein Haus darzu hergab, Aharon Chabib von Pesaro und andre, traten in Compagnie, um dieses Institut zu unterstützen. A. 1551 am 15 May wurde der Anfang mit dem Druck gemacht; und gleich darauf der berühmte Cornelius Adelkind aus Venedig gerufen,

der schon A. 1553 durch die Herausgabe grosser wichtiger Werke der Druckerey großen Namen verschaffte. Nach A. 1567 kommen keine Sabionetischen Drucke weiter vor. De Rossi vermuthet, zufolge eines ungedruckten Briefs des Marani an den Herzog Vespasian Gonzaga, daß man von christlicher Seite aus Religionseifer den Juden fortzudrucken verboten habe, weil sie gegen die christliche Religion und catholische Fürsten allerley anstößige Aeußerungen drucken ließen. Die Buchstaben kamen darauf nach Venedig. Man zählt 31 Bücher, aus der Sabion. Officin, wovon de R. selbst einen ansehnlichen Theil besitzt, die sich alle durch Schönheit des Drucks und Papiers empfehlen, und wovon viele auch noch den Vorzug haben, Originalausgaben zu seyn. Dies alles führt de R. weitläuftiger aus, und beschreibt darauf die Sabionetischen Drucke selbst.

Fw.

---

8. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Publii Terentii Andria ex recensione Lindenbrogii, accedit lectionis varietas summae vetustatis codicis Ienensis manu exarati, nec non editionum aliquot priorum, cum variorum notis atque animadversionibus, accurante M. *Io. Georg Lenz.* Ienae, bey Strauß. 1780. 8. 227 Seiten. *Publii Terentii* Hecyra — bey demselben. 1781. 8. 192 Seiten. *Publii Terentii* Eunuchus — bey demselben. 1782. 8. 209 Seiten. *Publii Terentii* Phormio — bey demselben. 1783. 8. 147 Seiten. *Publii Terentii* Heautontimorumenos — 1783. 8. 152 Seiten. *Publii Terentii* Adelphi — 1784.

Diese

Diese vorher besonders erschienenen Ausgaben vereinigt endlich die letzte in zween Theilen, unter dem Titel:

Publii Terentii Comoediae ex recensione Lindenbrogii cum lectionibus variantibus et notis selectissimis variorum, accuravit *Io. Georg Lenz*, philos. doctor in Acad. Ienens. etc. Ienae, apud viduam Croekerianam. 1785. in 8vo.

In gedrängter Kürze hat der Verf. die besten Anmerkungen anderer angeführt, und wo diese nicht hinreichten, eigene hinzugesetzt, erstere in lateinischer, letztere in deutscher Sprache; auch dunkle Stellen übersetzt, welches in manchen Fällen mehr zur Einsicht des Sinnes beyträgt, als ein langer Commentar. Die Varianten sind nach Hrn. Heynens Beyspiel von den erläuternden Anmerkungen getrennt. Wir können diese Ausgabe mit Recht als vorzüglich brauchbar empfehlen, was zum Verstande nothwendig ist, findet man, ohne Umschweif, und gelehrte Weitläuftigkeit beysammen.

Uz.

Adami Friderici Kühnii spicilegium *Christophori Friderici Loesneri* observationum ad Novum Testamentum e Philone Alexandrino. Pfoertenae, cum typis Benekii. 1785. in 8. 172 Seiten.

Es ist von vielen schon gezeigt, wie ein wichtiger Schriftsteller Philo für den Erklärer des Neuen Testaments sey. Es ist auch ernsthaft darüber geklagt, daß er bey dem allen noch immer vernachläßiget worden sey. Und wirklich ist bis jetzt noch immer Herr Abt Carpzov der einzige, der den Philo, obgleich nur zu dem einzigen Briefe an die Hebräer, recht gebraucht, und nicht blos Wörter und Phrasen, sondern auch Gedanken, Vergleichungen, allegorische Spielereyen und Deutungen dieses Briefs, aus ihm erklärt, erläutert, oder doch mit Stellen seiner Schriften verglichen hat. Jetzt wür-

de man viel weiter und freyer darin fortgehen können, ohne sich gegen nachtheilige Consequenzen aus einer solchen Uebereinstimmung der neutestamentlichen Schriftsteller, und insbesondre der Denkungsart und Methode eines Paulus mit der des Philo, verschanzen zu müssen. Allein die neuern Versuche der Erläuterungen des N. T. aus Philo bleiben immer noch blos bey Aehnlichkeit des Ausdrucks oder einzelner Wortbedeutungen stehen, womit man dann, in Ermangelung von etwas wichtigern, auch zufrieden seyn muß, ob sich gleich schwerlich noch viele neue Ausbeute wird herausbringen lassen. Herrn Prof. Lösners Observationen sind rühmlichst bekannt. Hier giebt uns Hr. Kühn, Rector in Sorau, eine Nachlese zu denselben. Nach seinem eignen Geständniß hat er gleichfalls nicht, wie sein Vorgänger, auf Aehnlichkeit der Sachen und Gedanken, sondern auf Aehnlichkeit des Sprachgebrauchs zwischen dem N. T. und Philo, seine Aufmerksamkeit gerichtet, ob er gleich weiß, daß jene wichtiger sey als diese. Er bringt zu vielen von Lösner übergangenen Stellen des N. T. Exempel des Philonianischen Stils; zu andern aber, die jener schon erklärt hatte, vermehrt er die Allegate. Er dehnt sich aber auch nicht selten über seine erste Absicht aus, und läßt sich auf die Erforschung des Sinns schwerer Stellen, und auf Berichtigung eingeführter Interpretationen aus andern Hülfsmitteln ein.

Den fleißigen und denkenden Leser des N. T. kann man in allem diesen nicht verkennen. Allein man bemerkt zugleich, daß der Verf. nicht selten auf gewisse Erklärungen ausgieng, und die Belege zu ihnen aus seinem Philo aufsuchte, daß er ferner, ein gewöhnlicher Fehler solcher Observationsmacher, den Worten der beyden Schriftsteller, die er mit einander verglich, zuweilen irgend einen ihm beliebigen Sinn unterlegte, den sie zwar wohl vertrugen, aber nicht eben foderten, und daß er endlich aus dem Zusammenhang gerissene Redensarten des Philo für Bestätigungen der gewöhnlichen, oder neuen Interpretation einzelner Stellen des N. T. ansah. So klein das Buch ist, möchte es doch auch, ohne auf Wahrheit und Richtigkeit der Bemerkungen zu sehen, manches unnöthige enthalten; denn wozu dient es, ganz gemeine Wortbedeutungen mit Exempeln aus Philo insbesondere zu bestätigen? Der ganze Fleiß der Vergleichung des Sprachgebrauchs der Schriftsteller sollte besonders auf das eigne, seltsame und charak-

charakteristische gerichtet seyn. Daß wir dem Verf. nicht unrecht thun, wollen wir jetzt in einigen Exempeln zeigen.

Gleich die erste Anmerkung zu Matth. I, 18. ist sehr seltsam. Der Verf. übersetzt: Solchen Ursprung hatte also die menschliche Natur Jesu Christi, und zieht die Worte auf die vorhergehende Stammtafel. Daß das nicht angehe, zeigt der Zusammenhang des ουτως zu dem folgenden γαρ. Aber es müßte auch heißen: Τη μεν, oder μεν ην, ἡ δε γενεσις ουτως ην. Μνηστευθεισης δε, nicht τη δε — μν. γαρ. Wozu also hier die Stellen aus Philo, in welchen τουτο, ταυτα περι τουτων u. s. w. wie der Lateiner haec hactenus vorkommt? Da der Verf. die Lesart γενεσις für γεννησις annimmt, so bemüht er sich ohne Noth zu zeigen, daß damit soviel als φυσις sonst heißt, gemeint sey. Aber er hätte ja nach dem ersten Verse βιβλος γενεσεως viel natürlicher den 18ten so übersetzen können: das wäre also Jesu Abkunft. — V. 19. wars unnöthig, δικαιος aus Philo zu erklären. Der Hebraismus und der Zusammenhang hilft hier weit leichter aus. — V. 24. soll προσταττειν den Rath geben, die Vorstellung machen heißen, weil Philo es dem καθαρχειν entgegen setze. Aber es ist vielmehr überhaupt anweisen, und kann daher sowohl vom Befehl, als von Lehre und Rath gebraucht werden. — C. 2, 1. daß Philo der Magier, als Persischer Weisen erwähnt, daraus folgt nicht, daß die hier erwähnten Weisen aus Persien waren. — V. 3. εταραχθη soll heißen: fürchtete Rebellion; und warum? weil ταραττειν bey Philo heiße *tumultum excitare*, ganz recht, weil da auch Unruhe ist, wo Rebellion ist; aber auch umgekehrt, wo Unruhe, da Rebellion? Und wie steht es mit der Grammatik hier aus: εταραχθη müßte ja heißen: es entstand Rebellion, nicht man fürchtete sie. — Zum 11 V. ist die Anmerkung, daß Philo πνευμα für significanter hält, als πυρ, und ihm den Begriff von ισχυς, ευτονια, δυναμις zueignet, auch μετανοια von der ganzen Besserung versteht, recht gut, obgleich beydes bekannt ist; aber daß πνευμα ἁγιον και πυρ so viel sey, als πυρ ἁγιωτατον, αιθερον, und dem Wasser entgegenstehe, ist dunkel, und giebt keinen einleuchtenden Sinn. C. 4, 1. πειρασθηναι sey, spectari, num satis sis constans, weil Philo gesagt habe: εις πειραν ανδρειας ηχθησαν, welches doch wohl nichts mehr heißt, als in periculum paupertatis venire, von Hrn. K. aber erklärt wird: in ea tempora incidere,

dere; ubi ob rerum necessariarum inopiam periculum confidentiae in Deum fit. Hier werden, wie jeder fühlt, den Worten des Evangelisten und des Philo Bedeutungen zugeschoben, die dem Erklärer gefallen. — C. 5, 17. Daß πληρουν beym Philo lehren heiße, war uns ganz neu, und willkommen; aber wir mußten es auch gleich wieder aufgeben, als wir die Stelle, die es beweisen soll, ansahen: ΚΕΝΟΝ ὀντα σοφιας, ἀθανατοι λογοι ΕΠΛΗΡΩΣΕΝ, denn hier ist aus der Antithese ganz deutlich, daß πληρουν nichts mehr als implere sagt. — Die Anmerkung zu der Anrede Vater im Gebet, daß es auch einen Lehrer bedeute, paßt nur nicht gerade hieher; sonst aber würden die hier aus Philo angezogenen Stellen sehr wohl zu den öfters im Johannes vorkommenden Versicherungen Jesu, daß er von seinem Vater gelernt habe, gesetzt seyn. — Daß ἀκεραιος C. 10, 16. duldsam heißt, gleichsam incornutus, wird der Verf. den Grammatikern schwerlich einreden. C. 11, 12. soll βιαζειν bedeuten, mit Ueberzeugung lehren, weil Philo gesagt hat ὀ προτρεπειν μαλλον ἠ βιαζειν (vielmehr ermuntern als zwingen) was für eine Folgerung! und βιασται also überzeugende Lehrer, ἁρπαζειν aber mit vielem Beyfall ausbreiten. Alles gerathen, und sehr unglücklich gerathen; die drey eben genannten Worte schicken sich gar nicht zu einer Lehre, sondern zu dem, was der Text sagt, zu einem Reiche. — V. 19. Και ἐδικ. u. s. w. übersetzt Hr. K. so: Sed veritas Messiae probabitur et agnoscetur a posteris horum hominum, weil er mit Valla αὐτης (γενεας) für αὐτης (σοφιας) lesen will; aber γενεας steht zu weit zurück, und Kinder der Weisheit ist üblicher als Kinder des Geschlechts, jene sind auch nähere und schicklichere Richter der Weisheit, als die Nachkommen von Jesu Zeitgenossen, die doch nur zum kleinsten Theil ἐδικαιωσαν την σοφιαν. Allein wie kann hier σοφια veritas Messiae bedeuten! Und wie leicht ist alles ohne Künsteleyen: sed, quid recte factum sit et sapienter, periti iudicant. — C. 16, 17. δοξα του πατρος erklärt der Verf. von den Engeln, weil gleich hinzugesetzt sey: μετα των ἀγγελων; aber eben darum muß δοξα etwas allgemeineres bedeuten; daß aber Philo die Engel δοξαι nennt, thut nichts zur Sache, weil er nicht sagen wollte, die Engel wären Engel Gottes, so sagt er, sie wären δοξα θεου.

Diese

Diese Proben mögen genug seyn, des Verf. Manier im Interpretiren zu zeigen. Indessen wird man auch manche brauchbare, feine und wo nicht der Annehmung, doch der Untersuchung würdige Bemerkung bey ihm antreffen; nur im Ganzen zu viel Witzeley und mehr Jagd auf neue Erklärungen, als Bemühung bessere herauszubringen, oder gute zu bestätigen. Wir wünschten, daß sich der Verf. ermuntern ließe, seine Nachforschungen über die Sprache des N. T. fortzusetzen, aber auch vor den bemerkten Fehlern sich zu hüten; dann aber auch, daß er seine eigne Sprache etwas sorgfältiger zu bilden suchte. In der Vorrede und in den Anmerkungen sind uns arge Sünden wider die lateinische Grammatik vorgekommen.

Dm.

Marcellus Palingenius von Stellada Thierkreis des Lebens. Ein Gedicht in zwölf Gesängen, ins Deutsche übersetzt von Franz Schisling. Leipzig und Wien, bey Mößle. 1785. 1 Alphabet 3½ Bog. gr. 8.

„In mehr als einer Hinsicht, sagt Hr. Schisling, zieht mit „dem alten Mäoniden Palingenius Parallellen. (soll Parallelen heißen) Arm und verachtet, so lang er lebte, ist auch „er nach seinem Tode manches großen Geistes, ja manches „großen Landes Abgott und Taggebeth." — Wirklich stand dieser Dichter nach Baylens Versicherung in solcher Achtung in Holland, daß eine unzählige Menge Leute, die sonst die Weisheit eben nicht plagte, aus ihm lange Stellen auswendig wußten. Auch die öfteren Auflagen seines Gedichtes, besonders in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhundertes, (die neueste und vollständigste, ebenfalls in Holland veranstaltet, ist Roterodam. 1772. 8vo.) beweisen, wie häufig er sonst gelesen worden sey. Er bekam sogar die Ehre eines Commentators in einem seiner Editoren, Christoph Wirsung, bekam Uebersetzer in verschiedenen Sprachen. Die einzige deutsche Uebersetzung, die man hatte, war von M. Johann Spreng aus Augspurg, einem sehr rüstigen und allzeit fertigen Uebersetzer im 16ten Jahrhunderte, der

auch am Homer, Virgil, Ovid u. a. m. seine Kunst versucht hat. Diese Sprengsche Poesie ist selbst für ihre Zeiten schlecht, ohnerachtet sie 1599 die zweyte Auflage erlebte. Ein Pröbchen aus dem Anfange des ersten Gesanges mag wenigstens unsern Lesern hier zu Dienste stehn:

Mir ist Herz und Gemüt verzuckt,
Auch gar inn dem Geblüt verruckt,
Richten thu ich jetzt meinen sin,
Clar zu dem Berg Parnaso hin,
Es haben die Göttin bereyt,
Lang da gewonet der Weißheyt,
Lustige Wäld und grüne Awen
Verlanget mich jetzt anzuschawen,
So meyd ich auch die dunkle Nacht u. s. w.

In unsern Zeiten schien indessen der treuherzige, freymüthige, wahrheitsliebende Palingen, wo nicht ganz vergessen, doch gleichgültig bey Seite gelegt zu werden. Jetzt erneuert Hr. Sch. voll Wärme für diesen Dichter sein Andenken durch eine treue Uebersetzung, zu deren Beendigung ihn der Hr. von Retzer anfeuerte. Voran geht eine Einleitung, welche einige unvollständige literärische Nachrichten und Conjecturen über Palingens Namen, Stand und Gedicht, zwischendurch auch eine weitläuftige Excursion über Intoleranz und Römische Bigotterie enthält. Von dieser Einleitung zuerst.

Es ist noch nicht ausgemacht, ob **Marcellus Palingenius** der wahre Name des Dichters oder nur ein angenommener sey. Das letztere nehmen **Bayle**, **la Croze** (nicht **la Croce**, wie Hr. Sch. schreibt) und die mehrsten mit ihnen an. Auch R. findet diese Meynung bey weitem am wahrscheinlichsten. Die bittern Ausfälle auf verschiedene Laster seiner Zeiten, besonders aber auf die heillose Verderbtheit der Röm. Clerisey und der Päbste, sind in diesem Gedichte so gerade, so heftig, daß es scheint, es würde fast kein Vernünftiger das gewagt haben, in den damaligen Zeiten und in Italien selbst, so offenen Gesichts und unverhohlnen Namens die Rache geistlicher Tribunale, und der Legionen von Pfaffen und Mönchen aufzufordern. Ich sage, es scheint mir so. Uebrigens getraue ich mich freylich keineswegs, zu entscheiden, ob Marsilius Ficinus, oder ob Petrus Angelus

Mazolli

Mazolli (welcher Name sich beynahe wenigstens durch Buchstabenversetzung in Marcellus Palingenius umändern läßt,) oder ob Marcellus Palonius, ein Römer, von dem man ein historisches Gedicht auf die Schlacht bey Ravenna von 1512 übrig hat, oder ob irgend sonst ein noch nicht gefundener Name der rechte sey. Hr. Sch. hingegen sucht es durch mehrere Gründe wahrscheinlich zu machen, daß der Verf. mit seinem Namen sehr offenherzig zu Werke gegangen sey. Wegen der Eigenheit einiger dieser Gründe will ich sie hier kurz beysammen stellen, damit jeder selbst urtheilen könne, wie stark oder schwach sie sind. 1) Die Anfangsbuchstaben der ersten Verse im ersten und im siebenten Gesange bezeichnen ausdrücklich den Namen Marcellus Palingenius Stellatus; Stellatus bezeichne seinen Geburtsort Stellada, ein kleines Städtchen im Gebiete des Herzogthums Ferrara. (Borrichius machte aus Stellatus, worauf im Titelblatte Poeta doctissimus folgt, einen gestirnten Dichter.) — 2) Es gab einen Theologen zu Genf im sechzehnten Jahrhunderte, Elias Palingenius, der de S. coena geschrieben hat, und im siebzehnten einen Wilhelm Roland Palingenius, der Gedichte herausgab; der Name Palingenius kann also auch in Italien, seiner fremden Abstammung ohnerachtet, ein wirklicher Familienname gewesen seyn. — 3) „Wenn er, „wie ers wünschte, erzwecken wollte, daß sein Buch edlen, „geraden Seelen nicht nur ans Herz greifen, sondern auch „hier und da Einen so weit begeistern möchte, daß er mit eben „der männlichen Unerschrockenheit und Kraft den Scepter- „und Kronengeschmückten die Wahrheit nakt, wie sie ist, „durch die Augen in die Seele drückte, so mußte er seinen „wahren Namen nennen: denn einen Mann, der in die „Welt hineinbramarbasirt, und indessen immer im Hinter- „halte bleibt, für wen halten wir den? für einen Schurken, „der weder unserer Achtung, noch unsers Zutrauns, am „allerwenigsten unserer Nachfolge werth ist." — Das ist nun ganz ungereimt. Die Geschichte zeigt, daß viele den trefflichsten Schriftsteller anonymisch und zwar aus guten Gründen geschrieben haben. — 4) Er hat sein Gedicht dem Herzoge von Ferrara, Herkules dem Zweyten, dedicirt. Das durfte er nicht, ohne seinen wahren Namen zu nennen: „Denn welcher Herzog, welcher viel minder Mann von Ehre „würde sich so herunter würdigen, daß ein Mann — — un- „ter einem erlognen Namen ihm vor den Augen der ganzen

Welt

„Welt ein Buch gewidmet habe? Von Seiten des Verfassers „schon wär es eine gewaltige Beleidigung, wenn er den Für„sten zum öffentlichen Beschützer einer Sache erklärte, mit „der ihr Urheber selbst, sogar unter seinem Schutze nicht öf„fentlich zu erscheinen wagte.“ — Das ist wieder kein Grund, denn wir haben ja mehrere Beyspiele, daß Fürsten solche Dedicationen annahmen, und den wahren Namen des Schriftstellers wußten, wenn er gleich der übrigen Welt verborgen blieb. — 5) Endlich das Jahrhundert unsers Dichters war das Jahrhundert des Heldengeistes der Tugend wider das Laster. — Deklamation. —

Am gewöhnlichsten ist die Meynung, daß Palingen Leibarzt beym Herzoge von Ferrara gewesen sey. Andere machen ihn zum Priester, ohne erklären zu können, wie er auf den Fall seinen eignen Stand auch nur bey der geringsten Vorliebe so heftig und blutig geißeln konnte, als es selbst Luther und Calvin nicht thaten. Noch andre geben ihn für einen aus Frankreich vertriebenen Protestanten aus, den die Herzogin von Ferrara Rennata (Renata) an ihrem Hofe geschützt habe. Hr. Sch. läßt ihn, ohne einer dieser Meynungen beyzupflichten, in solitärer Dürftigkeit privatisiren. Da Palingen am Schlusse des neunten Gesanges berührt, daß damals Pabst Clemens (der Siebente) gemeinschaftlich mit dem Kaiser Florenz belagert habe, und diese Belagerung in das Jahr 1527 oder 1528 fällt, so ist dies das sicherste Wahrzeichen von dem Zeitalter, in welchem er lebte und schrieb. Sein Gedichte wurde zu Rom in den indicem expurgatorium gesetzt, und sogar sein Körper soll nach seinem Tode noch ausgegraben und verbrannt seyn. (Hätte man ihn im Leben bey seinem wahren Namen gekannt, so wäre es ein großes Wunder, daß man erst mit dem begrabenen Leichnam den Anfang und zugleich auch den Beschluß der Rache machte.)

Bey Gelegenheit, daß Hr. Sch. das vix penetrabile Verum von dem Stande des Dichters berührt hat, fängt er eine lange Parenthese an, in welcher er, freylich ohne eigentlichen zusammenhangenden Plan, und fast unwillkührlich von der Fülle seiner Gesinnungen hingerissen, den Katholicismus, selbst Katholik, aufs empfindlichste angreift. Er thut dies mit einer Wärme, mit einer Unerschrockenheit und mit einer Stärke in der Argumentation, die seinem Herzen sowohl als

seinem Kopfe Ehre machen. In dem Lande, wo er lebt, kann es freylich jetzt nicht ohne Nutzen seyn, dergleichen Materien auch bey unvermuthlichen Anlässen anzuregen. Mit Recht konnte er bey Gelegenheit der vorgeblichen Ketzereyen in diesem Gedichte sagen: „Wenn man die Ketzerartikel so durch„geht, und das Evangelium dagegen um Rath fragt, so wird „man fast versucht, den allgemeinen Schluß zu machen: Das „ist als Ketzerey verdammt, also ist es im Evangelium „geboten. Sogar oft und sogar genau stimmen die von „Rom verdammten Lehren der Ketzer mit den Lehren des „Evangels und der Apostel überein." — Er hatte dazu schon vorher mit unwiderleglichen Gründen die Beyspiele beygebracht, an der Verfolgung und Verdammungssucht der Kirche gegen Andersdenkende, an dem Despotismus und der Gierigkeit geistlicher Oberhäupter nach weltlicher Macht und Hoheit, an dem Cälibat der Geistlichen und andern Grundsätzen der Röm. Kirche. Er zeiget unwiderstehlich, wie oft Concilien und Päbste durch Verdammung mancher Sätze Christum und die Apostel selbst so gut als für Ketzer erklärt, wie sie dadurch jeden Klügeren sich abgeneigt gemacht haben, und wie eben sie unvermeidlich die Ursache des Verderbnisses unter den Christen und des Verfalles des Christenthums werden mußten. Auch die Römischen Kanonisationen werden nach Verdiensten geschildert. „Ich weiß, (sagt er) man „möchte sich, da jetzt manche Sachen aufgedeckt werden, oft „in die Zunge beißen, daß man gewisse Leute heilig gesprochen „hat. Indessen waren wir noch so glücklich, erst im J. „1784. auf einmal fünf neue Heilige zu erhalten. O „fruchtbares Jahr! o herrliche Kraft der Armuth der Kassen „Roms! Dir haben wir es zu danken, daß wir mit so vielen „Legionen Himmelsbürger bekannt sind, als kein Kalender „sie faßt. Wer als du kann in so religionslosen, so unergiebi„gen Zeiten Heilige zu halben Dutzenden herstellen? und so„gar aus der Anzahl der Müßiggänger und Mönche?" — Merkwürdige Ergießung eines freymüthigen Denkers in Wien!

Nun von der Uebersetzung selbst. Sie ist nach Rec. Vergleichung getreu, fließend, und läßt sich wie ein Original lesen. Wenn dem Palingen doch jetzt noch die Ehre wiederfahren sollte, ins Deutsche übersetzt zu werden, so hat er von Glück zu sagen, einen Uebersetzer von so gutem Geschmack

und von so beharrlichem Fleiße zu bekommen. Freylich lassen sich hier und da einzelne kleine Erinnerungen machen, die doch aber dem Werthe des Ganzen nichts benehmen. Es finden sich nehmlich zuweilen Provincialausdrücke, z. B. hübsche Gespäne, fräselen, Frommheit, u. s. w. oder, von der guten Grammatik abweichende Beugungen und Wortfügungen, als S. 193. „Aber wenige nur — — „Brauchen sich sein," statt gebrauchen es. Oder S. 70. — — „durch Schiffbruch, durch Kappern (Kaper) beraubt wird." — Hier und da neue Wörter oder Wörtergestalten, die doch zuweilen sehr expressiv sind, als: „Sage dem Weisnichts —/ihm wohlts nicht." — S. 67. „Uebergenossen verschlürft sie das Mark, verweibischt die Glieder."

Die Uebersetzung ist ebenfalls in Hexametern. Aber man höre des V. heterodoxes Glaubensbekenntniß vom deutschen Hexameter. „Eigentlich, schreibt er in der Einleitung, „erkenne ich keine Regel des Hexameters, als Ausdruck der „Leidenschaft, Bild des Gegenstandes, Drang der Gedanken, „Handlung, Leben. Was diesen günstiger ist, ist mein Sylbenmaaß." Freylich findet man lieber die kleineren Schönheiten vernachläßiget, als die grösseren. Aber wenn Sylbenmaaß doch mit zur Verschönerung eines, zumal langen, Gedichtes gerechnet und benutzt wird, so kann es nicht gut ohne Regel seyn, und Ausdruck der Leidenschaft und Regel des Sylbenmaaßes lassen sich noch sehr gut mit einander combiniren. Man darf also nach dieser Erklärung nicht erwarten, daß der Numerus und die Quantität jedesmal gehörig beobachtet sey. So wird z. B. scandirt:

∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪

— — „Des Meineiders erbarmte,

– ∪ ∪ ∪ ∪ – ∪

Oder: — — „und weicht der lieblosen Anpestung

Oder: „Jener allmächtige Kön'g, der den weiten Allkreis beherrschet, S. 25.

– ∪

Oder S. 217 — — „da | zeigten sich | uns im | Raume |

– ∪ – ∪ – ∪ – ∪ ∪ ∪ – ∪

„einer Ungeheuren | Straße | von verschiedenen |

– ∪

„Seiten."

Doch

Doch stoßen in der That dergleichen grobe Nachläßigkeiten nicht so häufig auf, als man nach obiger Lossagung von der Regel etwa befürchten sollte. Im ganzen sind aber doch die Verse unharmonisch.

Um übrigens dem Leser nun selbst einen Vorschmack von dem Werthe dieser Uebersetzung zu geben, hebe ich hier nur eine, in Rücksicht ihres dreisten Inhaltes merkwürdige Stelle heraus. Im Anfange des zehnten Gesanges fingirt Palingen ein Gespräch zwischen Merkur und Pluto. Merkur kömmt zur Unterwelt hinab, mit dem Auftrage vom Jupiter, daß Pluto jetzt solle den Antichrist aus der Hölle auf die Oberwelt abgehen lassen. Pluto beschwert sich dagegen, daß seinem Reiche jetzt fast alle Sterbliche allein zuwanderten, und daß der Raum seiner Stätten dadurch sehr beenget würde.

— — „Scheint dir es nicht selbst höchst ungerecht, schändlich,
„Unanständig, daß ihr so einen Gränzenlos weiten
„Himmel besitzt, da eurer so Wenige sind, und der Menschen
„Kaum, nach der längsten Zeit, drey oder viere dahingehn!
„Unterdessen das Reich, wo ich mich befinde, so enge
„Und so klein ist, da doch in dasselbe mit jeglicher Stunde
„Zahllose Sterbliche ziehn? Die Juden alle, die Türken
„Alle, zwar doch (ich gestehe dirs ein) die Christen nicht alle,
„Aber gewiß der größere Theil, herunter, herunter
„Rennen sie alle zu mir, und machen mein Reich zum Behälter.
„Warum sendet man denn sie zu mir in größeren Haufen?
„Oder warum nimmt er, der den Aether beherrschet, mein Bruder,
„Nicht zum wenigsten doch die Priester, die Fraters, die Mönche
„Auf in den Himmel, und läßt sie da wohnen, und heißt sie da bleiben?
„Schämt er sich nicht, daß er diese Leute, die in den Kirchen

„Täglich so schön zu singen pflegen, täglich die Glocken
„Auf den heiligen Thürmen ermüden, die so viel Weyhrauch
„Brennen zum Opfer, die sich so vieler Huren erbarmen,
„Die, sich selber zwar nicht, doch Andre der Sünde entbinden,
„Die sich so gut auf das Amt der Todtengräber verstehen,
„Und mit Gemälden und Säulen und Gräbern das Gotteshaus schmücken;
„Diese zur Wohnung hinab in die Tiefen der Hölle zu senden,
„Und sie daselbst mit so tausendley Arten von Strafen zu quälen,
„Als im heißen Apulien nicht der Fliegen sich finden?
„Und er scheuet sogar nicht einmal die hochheiligen Päbste:
„Ja, er verdammt sie viel mehr, weit ärgere Strafen als alle
„Andere auszustehn: drum werden die Armen im Abgrund
„Eingesperrt, und dort mit seltsamen Martern gepeinigt."

Wenn man die Stelle mit dem Originale vergleichen will, so wird man finden, daß Hr. Sch. freylich die oft zur matten Prose herabsinkende Sprache des lat. Dichters nicht verschönert, aber auch nicht verunstaltet, kurz, sehr treu übersetzt hat.

Df.

Der Brief Judä übersetzt und erläutert aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle von Friedr. Joach. Hasse. Jena. 1786. 92 S. 8.

Nachdem Herder die neue Zoroastrische Quelle zu Erläuterungen fürs N. T. geöffnet hatte, war es kaum zu erwarten, daß nicht irgend ein junger Ausleger auftreten sollte, der den Strom weiter zu leiten suchte, so wenig auch immer für die

die eigentliche Erklärung des N. T. damit mag gewonnen werden. Es ist schon über diese Erläuterungsart im Ganzen in unsrer Bibliothek (Anh. zum 25 — 36 B. V. S. 2562. fg.) geurtheilt, und wir finden jenes Urtheil durch die gegenwärtige Arbeit vollkommen bestätigt. Der Verf. ein Candidat aus Lübek, der seine academische Laufbahn eben beschließt, folgt ganz Herdern in seinen Briefen zweener Brüder Jesu. (S. diese Bibl. l. a. S. 2594.) Nur mit dem Unterschied, daß hier die Stellen ausführlich stehen, die Herder nur angedeutet hatte. Da jener Recensent den Brief Judä übergangen hat, so wollen wir doch einiges von diesen neuen Erläuterungen anführen. Und worin bestehen dann diese? Darin, daß bey V. 6. auf 24 Seiten die ganze Classification guter und böser Geister, die Amshaspands, Izeds, Dews und Dervands aus dem Zendavesta aufgezählt werden, von welchem allen die Stelle, die mit keinem Wort der Engelordnungen gedenkt, keine Aufklärung erhält. Vielmehr widerspricht die Zoroastrische Vorstellung dem, was Judas sagt. Nach dem Zendavesta hatte Ormuzd den Ahriman gefangen gekettet; aber er hat sich losgerissen, und ist noch gewaltiger geworden, ist stets Stifter von Unglück und Bösen; nach Judas sind die bösen Engel in Ketten der Finsterniß verwahret, bis zum großen Gerichtstag. Nach jenem soll Ahriman einst ganz rein werden; und Judas sagt, δεσμοις αϊδιοις. Was hernach von Auferstehung und Gericht vorkömmt, ist für diese Stelle völlig überflüßig. Das Sonderbarste ist, daß der Verf. (S. 63.) die Anwendung auf die Stellen des Briefs den Lesern überläßt. Am meisten Aehnlichkeit haben noch mit V. 9. die Zendischen Vorstellungen von der Geschäfftigkeit der Dews bey den todten Leichnamen und dem Schutz der Amshaspands gegen sie; aber auch hier sind sehr seltsame Vorstellungen im Zendavesta beygemischt, und die Stelle ist schon hinlänglich und treffender aus jüdischen Schriftstellern erläutert. Wenn es erwiesen wäre, daß die Zendbücher wirklich alte und reine Parsische Lehren und Meynungen enthalten, ohne durch den Einfluß jüdischer Begriffe verändert zu seyn, so müßte ihre Anwendung nicht erst bey den Büchern N. T. sondern viel früher hinauf, bey den Schriften der Juden in und nach dem Exil anfangen, und ihr Einfluß auf die Vorstellungen der Nation während ihres Aufenthalts in Babel gezeigt werden, der durch die stete Verbindung mit babylonischen Juden unterhalten wurde. Zur Zeit der Erscheinung des Christenthums

waren diese Ideen schon unter den Juden da, und es ist ein sehr willkührliches Verfahren, wenn man wegen entfernter Aehnlichkeit mit einigen Zoroastrischen Vorstellungen annimmt, daß einzelne Bücher des N. T. für Juden in Persien und Medien geschrieben sind.

Unser Verfasser indessen thut dieses, nach Herdern; der Brief sey an Juden in Oberasien gerichtet, wobey die fabelhafte Sage des angeblichen Abdias von Babylon angeführt wird. Allein diese erzählt das von Judas Thaddäus dem Apostel, Bruder Jacob des Jüngern. Hr. Hasse nimmt mit Herdern an, daß er kein Apostel war, leugnet aber, daß er Bruder Jesu und Jacobi gewesen sey, sondern macht ihn blos zum Anverwandten des letztern. Die Uebereinstimmung mit dem Briefe des Petrus erklärt er aus der gemeinschaftlichen Quelle dieser beyden Briefe, den Vorstellungsarten der Leser, auf die beyde Apostel angespielt hätten; eine Lösung, die eben so wenig hinreicht, die Uebereinstimmung in Ausdrücken und der ganzen Gedankenreihe zu erklären, als wenn man die Uebereinstimmung der Evangelisten unter sich aus der Einerleyheit der Begebenheiten erklärt.

Die Uebersetzung ist rein und fließend, aber zu frey und willkührlich. V. 15. steht mit Myriaden von Christen, wobey in der Anmerkung nichts gesagt wird. Ueberhaupt haben wir in den Anmerkungen, außer dem was aus dem Zendavesta beygebracht ist, nichts eignes gefunden. Als Probestück betrachtet, mag die Arbeit immer hingehen, und wir zweifeln nicht, daß der Verf. seine Absicht, den Beyfall seiner Vaterstadt zu erhalten, erreichen werde.

Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur. Sechzehnter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1785. 266 Seiten in 8vo.

I.

Zuerst Hrn. D. Köhlers Bemerkungen über die Königsbergischen Bibelhandschriften, denen eine Schriftprobe, sowohl aus der königlichen Handschrift, als aus dem Mscpte der Rathsbibliothek, beygefügt ist. Sie enthalten Zusätze und Berichtigungen zu dem bekannten Lilienthalischen Buche. Die Handschrift der Rathsbibliothek zieht der Verf. der Königli-

zugleichen, die Lilienthal für wichtiger hielt, weit vor: die letztere ist voller Auslassungen und Schreibfehler, die zum Theil von derselben Hand, zum Theil von einer spätern sind verbessert und ergänzt worden. Auch Proben der größern und kleinern Masore aus der erstern Handschrift, und zugleich öftere Verbesserungen der Buxtorfschen Bibel und der amsterdamer Ausgabe Moses Frankfurters, die der Verf. (wie schon vor ihm Paul Theodor Carpov Animadversion. philol. crit. sacr. Cap. I.) sehr fehlerhaft fand, auch Vergleichungen andrer masoretischer Schriftsteller zur Bestätigung der bessern Lesarten. Ueberhaupt, wie man aus dieser Probe sieht, ist die gedruckte Masore sehr mangelhaft und unrichtig, und von derselben ganz verschieden die Masore der Handschriften, so daß R. Jakob Ben. Chajim, der die Masore zusammen trug, seine Handschriften gar nicht sorgfältig scheint excerpiert, und alles sehr willkührlich behandelt zu haben. Weiter einige erheblichere Randglossen der Handschrift, oft mit Verbesserung der Lilienthalischen Angaben. Zuletzt zum Chaldäer Onkelos über die drey ersten Kapitel der Genesis die Varianten der Handschrift, die gemeiniglich richtigere und bessere Lesarten hat, als der gedruckte Text. Weniger fand der Verf. von der Handschrift der Schloßbibliothek nachzutragen. Auch aus dieser giebt er einige von Lilienthal übersehene, oder nicht ganz richtig angezeigte Varianten an, ferner auch einige Randglossen, und zuletzt den Targum über Jos. X, 32.—XII. den L. sehr fehlerhaft ausgezeichnet hatte. Ps. XVI, 3. wo dieser glaubte, eine wichtige Abweichung gefunden zu haben, (die Stelle selbst ist als Schriftprobe beygelegt) hat die Königliche Handschrift die gewöhnliche Lesart. S. 60. Z. 11. muß für wo nicht unstreitig, wo unstreitig gelesen werden; und die Worte, wo unstreitig bis zu lesen ist, sollten zwischen einer Parenthese stehen.

II. F. A. Stroths Parallelen zur Geschichte des A. T. aus griechischen Schriftstellern. Der Hr. Kirchenrath hat zum Zweck, was sich bey den Griechen, sowohl aus der Geschichte der Länder, die vom Mose und andern Schriftstellern des A. T. erzählt wird, findet, als überhaupt aus dem Zeitraum, der den Inhalt der jüdischen Schriften ausmacht, zu sammlen, und zwar nicht blos den historischen Parallelism, (mit Ausschließung des mythologischen, der doch

 nicht

nicht wohl davon zu trennen ist) anzumerken, sondern auch den moralischpolitischen, oder die Uebereinstimmung in den Gesetzen, Sitten, Denksprüchen und Vorstellungen; welches letztere aber sehr weit führen wird. Das hiesige erste Stück giebt zuerst Nachrichten von Mose selbst, und bemerkt hernach hauptsächlich die Kosmogenieen der Alten, und die Erzählungen von der Sündfluth. Zusätze könnte man verschiedene machen; und der Verf. verspricht selbst von Zeit zu Zeit Nachträge zu liefern.

III. F. L. Walther vom Einhorn. Nach den hier aus ältern Reisen gesammleten Nachrichten, und besonders nach dem, was Hr. D. Sparrmann davon erfahren, wird es einigermaaßen wahrscheinlich, daß wirklich ein solches Thier, dessen Existenz man bisher leugnete, vorhanden ist; und vielleicht wäre es dann auch, wie die LXX wollen, das ראם der Bibel, worunter doch der Verf. mit Schultens den wilden Ochsen versteht. Hrn. D. Pallas Urtheil aus einem Briefe an den D. Sparrmann wollen wir auch hieher setzen: Quod monocerotem in interioribus Africae partibus etiamnum latere suspicionem moves, id mihi quidem haud inexpectatum; certeque jamdudum persuasus sum, non ex nihilo apud veteres illam fuisse famam, sed vel casu unicornes Antilopas, de quibus in duodecimo fasciculo spicilegiorum dixi, ansam dedisse, vel peculiarem forte speciem unicornem nobis hucusque ignotam antiquitus innotuisse, quando interiora Africae itineratoribus Europaeis erant frequentiora.

IV. Fortsetzung der Varianten aus einem Wolfenbüttler syrischen Codex der Evangelien von P. J. Bruns. Die noch übrigen Varianten dieser Handschrift, zur Fortsetzung der 4ten Abhandlung des 15ten Bandes. Sie hat oft bessere, und überhaupt dem griechischen Text sich mehr nähernde Lesarten, als die gedruckten Ausgaben.

V. Ueber Sprichw. VII, 22. 23. von D. Joh. Bernh. Köhler. Der V. nimmt עכס für den Kettenhund, den auch die Lateiner catenarius nannten, liest mit den alten Uebersetzern, die Vulgate und den Symmachus ausgenommen, וְכַעֶכֶס אֶל עֹסֶר וּכְאַיָּל אֱלֵי חֵץ יְפַלַּח כְּבֵדוֹ, und giebt von der ganzen Stelle folgende Uebersetzung: Er gieng ihr nach, der Einfältige, wie ein Ochs zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Hund an die Kette, und wie ein Hirsch in den Wurf des Pfeils, der die Leber ihm spal-

spaltet; wie ein Vogel zum Strick eilet, und weiß nicht, daß es das Leben ihm gilt.

VI. Ueber Salomos vorgeblichen Götzendienst von K. J. C. Justi. Der Verf. kann nicht begreifen, wie Salomo bey seiner großen gerühmten Weisheit ein Götzendiener habe seyn können. Freylich war doch auch Sokrates ein weiser und sonst sehr richtig denkender Mann; und doch opferte er, wie Xenophon sagt, den Göttern oft zu Hause, oft auch auf den öffentlichen Altären der Stadt. Aber, meynt der Verf. das Betragen der griechischen und römischen Weisen war sehr ungleich dem Betragen Salomos, wenn sich dieser von dem wahren Gott zum Götzendienst wandte. Der Sohn des eifrigsten Verehrers des wahren Gottes, von diesem und dem Propheten Nathan erzogen; der Weise, der oft auch als Naturforscher die Werke des Schöpfers betrachtete und studierte; der selbst in seinem Gebet, als er den Tempel einweiht, vom Jehova als Weltregierer in den erhabensten Ausdrücken spricht: der könne unmöglich ein Götzendiener gewesen seyn. Zwar die Weiber! die Weiber! setzt er hinzu, die sollen ihm Kopf und Herz verdreht haben. Allein auch das kann er unmöglich annehmen, daß der größte Denker seines Zeitalters durch Weiber von anerkannten höchstvernunftmäßigen Wahrheiten ab, zum Unsinn, und, wenn unter dem Molochsdienst wirklich Menschenopfer sollte zu verstehen seyn, zur gräulichsten Verletzung des Menschengefühls verleitet worden. Und endlich: dieser gemein angenommenen Meynung widerspreche selbst die Geschichte; denn gleich nach Salomos Tode finde man eine solche Anhänglichkeit des Volks am wahren Gottesdienst, daß zufolge 2 Chron. XI, 16. 17. nach erfolgter Absonderung der zehn Stämme nicht blos die Leviten, sondern auch eine große Menge Volks aus den zehn Stämmen sich in das Reich Rehabeams begaben, weil sie die Trennung von dem gesetzmäßigen Orte des Gottesdienstes nicht ertragen konnten. Salomo also, meynt der Verf. war selbst kein Götzendiener, sondern begünstigte nur den Götzendienst, indem er seinen Weibern Höhen baute, und ihnen die freye Ausübung ihrer väterlichen Religion gestattete, und so sey alles, was vom Götzendienst unter dem Salomo vorkommt, zu verstehen; aber wir können ihm nicht Beyfall geben. Denn erstlich, dünkt uns, kann man es gar wohl glauben, daß ein solcher Weiberfreund, wie der König Salomo war,

zumal da er schon ziemlich in die Jahre gekommen war, da seine schönen Weiber sich nicht mehr nach seinen Umarmungen sehr sehnen mochten, um seinen geliebtesten Gemahlinnen besser zu gefallen, auch um ihnen und ihrem Aberglauben mehr Ansehen zu geben, selbst bisweilen Theil an ihren abgöttischen Gebräuchen genommen habe. Ueberdieß weiß man, daß selbst der klügere Israelit seinen Gott oft nur für den Gott seines Landes ansah; und so konnte es auch Salomo für kein besonderes großes Vergehen halten, wenn er einmal auch einem fremden Gott an einem dem Dienste desselben gewidmeten Orte opferte; und er war überhaupt sehr für das Ausländische eingenommen. Dem Moloch wurden, wie der V. selbst zeigt, nicht blos Menschen, sondern auch Thiere geopfert. Daß das Volk im Ganzen nicht viel Antheil an diesem Götzendienst des Hofes genommen habe, finden wir freylich; aber es waren doch wirklich schon einige zu dem vom Könige geduldeten und geübten Götzendienst verleitet worden, wie man aus 1 Kön. IX, 33. sieht. Und endlich, so viel wir sehen, widerspricht der Hr. Prof. offenbar den Worten des Geschichtschreibers 1 Kön. XI, 5. denn der Ausdruck ילך אחרי, den er durch er begünstigte den Dienst der fremden Götter, übersetzt, wird vielmehr allezeit vom wirklichen Götzendienst gebraucht.

VII. Christ. Friedr. Schnurrers Probe eines samaritanischen biblischen Kommentars über 1 B. Mos. XLIX. Dieser samaritanische Kommentar, in arabischer Sprache und arabischer Schrift, ist ein huntingtonsches Mscpt in der Bodlejanischen Bibliothek, wovon schon Hr. D. Bruns in seiner Ausgabe der Kennikottschen Dissert. gener. p. 573. einige Nachricht gegeben hatte; aus diesem hat der Hr. Prof. von der vor uns liegenden Probe durch einen Freund in Oxford eine Abbildung vermittelst durchsichtigen Papiers verfertigen lassen, und hier nur die Textesworte, die im Original mit samaritanischen Buchstaben geschrieben sind, doch ohne die Fehler zu ändern, mit hebräischen drucken lassen. Schon das Neue empfiehlt diesen Aufsatz, denn bisher hatte man noch nichts von einem samaritanischen Ausleger gedruckt; obwohl, nach der hier gelieferten Probe zu urtheilen, für die Bibelerklärung selbst nur wenig von den samaritanischen Kommentatoren dürfte zu lernen seyn. Auch hier findet man manchmal bessere Lesarten, wie im samaritanischen Pentateuch,

treuch, als im [illegible]; auch einiges richtiger, als es in jenem gefunden wird. Hingegen im roten steht das fehlerhafte שילה für שְׁלֹה und der Verfasser setzt hinzu: وسماه שילה من של وهو رفعة الحق والياء علامة الاسم والها تعظيم لغرض الحق ورفعه; Appellat illum שילה a verbo של, quod notat ablationem juris: et littera Iod est signum nominis, et He est augmentum, ob ablationem juris. (Vielmehr: et He est augmentativum, ut indicet detractionem et ablationem, d. i. omnimodam ablationem juris.) Und hernach: حتى قام هذا فاخلف الراي وافسد العقل وغير الترتيب, usque dum exortus est hic, qui pervertit consilium, et corrupit rectam rationem, mutavitque ordinem.

VIII. *Io. Bern. Koehleri* Observationes criticae ad Ecclesiastae caput ultimum. Editio nova, passim emendata et aucta. Ist ein neuer fleißig vermehrter Abdruck der Königsbergischen Inauguraldissertation des Verfassers, worinn er auch S. 813. eine ehemalige Vermuthung zurücknimmt. כי מעטו welches er ehedem כי מְעַטּוּ änderte, wo doch nur מֻעֲטוּ dürfte punktiret werden, versteht er jetzt besser, quoniam imminuerunt molitrices, für imminutae sunt, wie beym Sallust in den Fragm. lib. I. ignoscendo populi Romani magnitudinem auxisse, für auctam esse, und andre ähnliche Ausdrücke bey lateinischen Schriftstellern.

IX. Variae lectiones ad LXX; lectiones Aquilae, Symmachi, Theodotionis, et editionis quintae atque sextae. Ad Canticum Canticorum. Aus einer Handschrift des Hrn. Prof. Matthäi.

X. Ein Gesicht, Jes. VI. Es ist die Stelle, wo der Dichter seine Einweyhung zum Propheten mit großer Einfalt und Kürze beschreibt; entweder Traumgesicht, oder (denn warum sollte man nicht auch dieses annehmen) bloße poetische Fiktion. Wir wollen die ganze Stelle, wie sie hier schön und mit Geschmack, vielleicht vom Herausgeber des Repertoriums, übersetzt ist, hieher setzen.

1. „Ich sah den Herrn im Todesjahr Usias!
„Er saß auf einem hohen und erhabnen Thron;
„Den Tempel füllte seine Schleppe.
2. „Seraphe stunden um ihn her;
„Sechs Flügel hatte jeder:
„Mit zwe'n bedeckten (mit zween deckten) sie ihr Angesicht,
„Mit zween ihre Füße,
„Und mit zwe'n (mit zween) flogen sie.
3. „Und einer rief dem andern zu, und sprach:
„„Heilig, heilig, heilig ist der Himmelsheere Gott, Jehova;
„„Voll ist die ganze Erde seiner Majestät.“
4. „Von Schall der Rufenden erzitterten die Säulengänge;
„Die Wohnung ward voll Rauch.
5. „„O wehe mir, sprach ich, ich bin des Todes;
„„Unrein sind meine Lippen;
„„Ich wohne unter einem Volk, unrein an Lippen;
„„Und meine Augen sahn den König,
„„Der Himmelsheere Gott, Jehova.“
6. „Darauf flog einer der Seraphe zu mir hin;
„Er hatte einen heißen Stein in seiner Hand,
„Den er vom Altar mit der Feuerzange weggenommen hatte.
7. „Damit berührt' er meinen Mund, und sprach:
„„Sieh, dieß berühret deine Lippen!
„„Hinweg ist deine Missethat,
„„Und deine Sünde ist versöhnt.“
8. „Sodann hört' ich Jehovas Stimme sprechen:
„„Wen soll ich senden?
„„Und wer gehet uns?“ (Und wer wird gehn?)
„Ich sprach: ich bin bereit, send' (Herr; sende) mich.
9. „„Geh, fuhr er fort, und sprich zu diesem Volk:
„„Hört, und begreifet nichts;
„„Seht, und erkennet nichts.
10. „„Mach dieses Volkes Sinnen blöd,
„„Und seine Ohren taub,
„„Und seine Augen blind:
„„Damit es nichts mit seinen Augen sehe,
„„Und nichts mit seinen Ohren höre,

„„Mit

„„Mit seinen Sinnen nichts begreiffe,
„„Und es nicht wiederum genese!“
11. „Wie lange dieses, Herr?“ versetzte ich.
„„So lange, sprach er, bis die Städte unbewohnt,
„„Und menschenleer die Häuser sind,
„„Und bis das Land wüst, öde liegt.“
12. „Entfernen wird Jehova aus dem Land die Menschen,
„Und eine große Leere wird darinn entstehn.
13. „Und wäre noch der zehnte Theil darinn vorhanden,
„Vermindert soll auch dieser wieder werden.
„Doch, wie von einer abgehaunen Eiche oder Terebinthe
„Der Rumpf noch übrig bleibt,
„So soll das Land auch einen Rumpf
„Zu heil'gen Sprößlingen behalten.“

So weit unser Uebersetzer. Aber in der That halten wir die letzten Worte, זרע קדש מצבתה, die in der alexandrinischen Uebersetzung fehlen, nicht für Worte des Dichters, sondern für den Zusatz eines spätern Juden, dem sie sehr ähnlich sehen, und übersetzen auch die beyden letztern Verse als Worte Gottes:

Die Menschen wird Jehova weit hinwegthun,
Und eine große Leere wird im Land' entstehn.
Und bleibet gleich ein Zehntheil noch darinnen,
So wird es wiederkommen zur Verwüstung?
Wie von der abgelaubten Eiche oder Terebinthe
Der Rumpf noch steht!

Die Psalmen, aus dem Ebräischen übersetzt, und zum gemeinen Gebrauch in drey Bücher geordnet von D. Georg Friedrich Seiler. Erlangen, in der Bibelanstalt. 1784. 294 S. in 8.

Um unsern Lesern diese neue Uebersetzung bekannt zu machen, wollen wir vier ganze Psalmen, wozu wir nicht gerade die schwersten wählen, auszeichnen, und gleich unterm Text, was wir nicht billigen können, anmerken. Zuerst nehmen wir den

16ten Psalm, in welchem, nach der hiesigen Ueberschrift, ein Liebling Gottes, der sonderlich dem Götzendienst zuwider ist, dagegen die Verehrer Jehovas liebt, sich seiner künftigen Herrlichkeit freut.

„Eine Denkschrift *a*) Davids.

„Beschirme mich, Gott; denn ich hoffe auf dich. *b*) Ich „sage zu Jehova: mein Herr bist du; du bist allein mein „höchstes Gut. *c*) An den Heiligen auf Erden; und an den „Edlen hab' ich all mein Gefallen. *d*) Viele Plagen machen „sich die, die einem Andern nacheilen. Ich werde ihnen blu„tige Trankopfer nie bringen; werd' ihre Namen auf meine „Lippen nie nehmen. Jehova, du bist mein bestes Theil, „du mein Freudentrank! Du versicherst mein Erbe mir. *e*) „Auf eine liebliche Gegend fällt mir mein Loos; mir wird ein „herrliches Erbgut zu Theil. *f*) Ich preise Jehova, der mich „sowohl berathen hat; auch des Nachts leitet mich mein inne„res Gefühl dazu an. *g*) Ich habe Jehova immer vor Au„gen

a) Besser, eine Inschrift, das syrische ܟܬܒܐ.

b) Denn ich traue auf dich.

c) Wir lesen בר מעליך, wie Hr. D. Köhler in den kritischen Anmerkungen: meine ganze Seligkeit kömmt von dir.

d) in den Heiligen in seinem Lande thut der Herr Wunder; all sein Wohlgefallen hat er an ihnen. Wenn man nämlich den Text liest, wie ihn die LXX. hatten.

e) Die häufen nur ihr Weh, die einem Andern (einem fremden Gotte,) nacheilen. Ich mag ihre blutigen Trankopfer nicht opfern, will ihre Namen in meinen Mund nie nehmen. Herr, du mein Erbtheil, und mein Becher! du bist es, der mir mein Loos erhält.

f) Mein Antheil ist mir gefallen an einem lieblichen Ort, und mein Erbe gefällt mir.

g) Wir hätten den metaphorischen Ausdruck der Hebräer hier behalten: auch des Nachts züchtigen mich meine Nieren.

gen, denn er ist mir zur Rechten, ich werde nicht wanken. „Darob erfreut sich mein Herz, und frohlocket mein edelster „Theil. Auch mein Leib wird einst sicher liegen. Denn du „wirst in der Unterwelt meine Seele nicht lassen; du wirst „nicht zugeben, daß dein Geliebter verwese. h) Du „zeigest den Weg zum Leben mir, der Freuden Sättigung „vor deinem Angesicht, die Wonne zu deiner Rechten ewig„lich. i)

Der 45ste Psalm ist nach unserm Uebersetzer ein Lied auf Salomos Vermählung, mit Hinsicht auf den ewigen König im Reiche Gottes. Nach unsrer Einsicht ist er nichts mehr, als was der Text sagt, ein Lied der Liebe, und besingt die Vermählung eines Königs, und sehr wahrscheinlich, worauf ihn auch allein Hr. Oberconsistorialrath Teller über den *Turretin* de Interpr. S. S. p. 280. deutet, Salomos Vermählung mit der ägyptischen Prinzessin, 1 Kön. III, 1. VII,

8.

h) Bey dieser Stelle sagt die Anmerkung; „Wenn auch „der ganze Psalm unmittelbar von David handeln sollte, „so gehen diese Worte doch auf den Messias, dessen „Körper allein unter denen, die ins Grab gelegt wur„den, nicht verwest oder gänzlich im Grabe zu Grunde „gegangen ist, Apg. II, 29—31. Eben auf die Auf„erstehung des Messias gründete David die Hoffnung, „daß auch seine Seele nicht in der Unterwelt bleiben „würde. Es ist aber gar nicht unschicklich, den ganzen „Psalm auf den Messias zu ziehen.“ Aber sagte denn nicht David kurz vorher, auch sein Leib werde sicher im Grabe ruhen? Und sagt nicht hier, nach dem Parallelism der hebräischen Poesie, das zweyte Glied nur stärker, was im ersten gesagt wurde? Die ganze Stelle hätten wir so übersetzt: **Den Herrn habe ich immer vor Augen; er ist mir zur Seite; ich kann nicht wanken. Darum freut sich mein Herz, und mein Geist ist fröhlich; auch mein Geist wird sicher wohnen. Denn du wirst meinen Leib nicht im Grabe lassen, und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese.**

i) **Du thust mir kund den Weg zum Leben; der Freuden Fülle ist vor dir, und ewige Wonne in deiner Rechte.**

s. 2 Chron. VIII, 11. Paulus aber Hebr. I, 8. (wenn anders der sehr judaizierende Brief nur von ihm ist) wendet. k)

„Ein Vermählungslied. l)

„Meinem Geiste entquillet ein edles Lied: dem Könige „sing' ich mein Gedicht; ihm ist meine Zunge, ihm mein „Meistergriffel geweiht. m)

„(Erster Chor.)

„Du bist der schönste der Menschen, Lieblichkeit fließt „um deine Lippen her; dich segnet Gott ewiglich! Gürte „dein Schwerdt um deine Lenden, o Held! zieh an deine „Pracht und Majestät; und in deiner Herrlichkeit sey beglü„cket; zieh aus der Wahrheit zum Besten, und Bedrängten „Recht zu verschaffen; Wunderthaten lehre dich deine Rechte! „Deine Pfeile sind scharf gespitzt; Völker fallen unter dir „hin; es trifft ins Herz der Könige Feinde. n)

„Zwey-

k) Eine Stelle unsers Psalms, so wie er sie in der alexandrinischen Uebersetzung fand, die vom Salomo gesagt ist, in sofern dieser als Vorbild auf den Messias anzusehen ist, auf Christum an.

l) Die alte Inschrift dieses Liedes ist: Von den Söhnen Korahs auf Schisschannim zu spielen, nach der Weise Maskil, ein Liebesgesang. Hr. D. S. hat diese Ueberschriften, weil sie, wie er sagt, sehr oft unrichtig sind, und die in denselben vorkommenden Namen der musikalischen Instrumente auch die Gelehrtesten nicht verstehen, überall weggelassen.

m) Mein Herz strömet in guten Wünschen aus; meine Lieder sing ich dem Könige; meine Zunge ist wie der Griffel eines fertigen Schreibers.

n) Du bist der Schönste unter den Adamkindern; Anmuth ist über deine Lippen ausgegossen: darum segnet dich Gott ewiglich. Gürt dein Schwerd um deine Hüfte, Held; gürt an deinen Ruhm und deinen Schmuck. Und in deinem Schmucke sey glücklich, und zieh aus für Wahrheit und leidende Unschuld; so wird Wunder thun deine Rechte. Scharf seyn deine Pfeile; Völker müssen hin-

„(Zweyter Chor.)

„Dein Thron, o Gott, steht immer und ewig fest; „und ungebeugt bleibt dein Reichsscepter. Du liebest Ge„rechtigkeit, und hassest das Böse; darum salbt dein Gott „dich mit Freudenöl, mehr denn deine Genossen. o)

„(Erster Chor.)

„Myrrhen und Aloe und Kasia duften alle deine Kleider. „Aus den elfenbeinernen Pallästen Armeniens erfreuen sie dich, „der Könige Töchter; unter deinen Herrlichsten (Schönen) „stehet die Braut zu deiner Rechten im ophirischen Gold. p)

„(Zweyter Chor.)

„Höre, Tochter, schaue her, und neige dein Ohr, ver„giß dein Volk und väterlich Haus: so wird der König dann „an

hinstürzen unter dir! Das Herz der Königsfeinde! Gelegentlich erinnern wir hier, daß wir nicht Hrn. E. Meynung sind, daß noch mehrere Psalmen, als von ihm geschehen, in Chöre zertheilt werden könnten. Wir haben nicht einen einzigen Psalm gefunden, in dem man eine solche Abwechselung des Gesangs annehmen dürfte; und in allen Psalmen, die für dramatisch gehalten werden, findet man Worte des Dichters. Auch die Araber kennen die dramatische Dichtkunst nicht. Man sehe Reiskens Vorrede zum Tharapha S. 4.

o) Dein Thron, Monarch, (wie אלהים bekanntlich an mehrern Orten genommen wird; und hier in einem Gedichte das erhabene Wort) steht ewig fest; deines Reiches Zepter ist ein gerades Zepter. Du liebst Gerechtigkeit, und hassest das Böse; darum hat Gott, dein Gott, dich mit Freudenöl mehr als andre Fürsten gesalbt.

p) Myrrhen, Aloe und Kassia duften deine Kleider; aus elfenbeinernen Pallästen erfreuet dich Saitenspiel. (מנים, wie Hr. Teller liest.) Unter deinen Geliebten sind Königstöchter; aber die Königin steht zu deiner Rechte in ophirischem Goldgewand.

„an deiner Schönheit sich vergnügen; denn er ist ja dein Herr, „ihn mußt du verehren. Die Tochter Tyrus kommt mit Ge„schenken; die Reichen im Volke erbitten sich deine Gnade. „Ganz herrlich ist der Königstochter innerer Schmuck; q) „von goldenen Spitzen ihr äußeres Gewand. In gestickten „Kleidern wird sie zum König geführt, nach ihr der Jung„frauen, ihrer Gespielinnen, Chor; im freudigen Jubelge„sang ziehn sie einher, und gehn in des Königs Pallast. An „deiner Väter Statt sollst du Söhne haben, und sie zu Für„sten setzen im ganzen Land.

„(Beyde Chöre.)

„Ich will deinen Namen preisen durch alle Zeiten hin; „darob sollen die Völker dich loben immer und ewiglich! r)“

Daß der 50ste Psalm ein Lied Assaphs sey, findet man hier nicht angemerkt, weil durchaus die Ueberschriften fehlen. Wir

q) פנימה übersetzt Hr. Mendelssohn; im Frauenzimmer, im fräulichen Gemach. Unser Uebers. versteht mit Andern die innere Kleidung. Wir denken, wie Grotius, es werde damit auf die körperliche Schönheit der Prinzessin gesehen. Höre, Kind, (oder Prinzessin) merke auf, gönne mir dein Ohr! Vergiß dein Volk und deines Vaters Haus, so wird der König Lust bekommen zu deiner Schöne; er ist dein Herr, neige dich vor ihm! Und die Tochter Tyr wird kommen mit Geschenken; die Reichsten im Volk werden dir huldigen. Vollkommen schön ist die Königstochter, gekleidet in Goldgewand, mit Stickwerk geschmückt. Zum Könige wird sie geführt; auch ihre Gespielen, die Jungfrauen, die ihr nachtreten, führt man zu dir. Sie gehn freudig und mit hüpfendem Fuß, hinein in des Königs Pallast.

r) Statt deiner Väter, o König, werden dir deine Söhne seyn; zu Fürsten wirst du sie rings im Lande setzen. Deinen Namen will ich singen von Geschlecht zu Geschlecht; immer und ewig werden die Völker dich preisen.

Wir wollen auch diesen schönen Psalm, der mit wenig Schwierigkeiten hat, und dann noch den 73sten Psalm, aus unserm Uebers. ganz hieher setzen.

„Vom rechten Gottesdienst.

„Der Gott der Götter, Jehova, redet; er redet den „Erdkreis vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang an. s) „Aus Zion, der Schönheit Krone, kömmt Gott im strahlenden Glanz hervor. Er kömmt, unser Gott, und schweiget „nicht; verzehrendes Feuer geht vor ihm her, und um ihn „ein gewaltiger Sturm. Er rufet dem Himmel dort oben zu, „und hier der Erde, um Gericht zu halten über sein Volk. „Versammlet mir meine Lieblinge, die den Bund erneuern „beym Opfer. Die Himmel verkünden seine Gerechtigkeit; „denn Gott ist Regent. t).

„Höre, mein Volk! ich will reden, o Israel! und dich „belehren; Gott, dein Gott bin ich. Wegen deiner Opfer „hab' ich dich nicht anzuklagen; deine Brandopfer rauchen im„mer vor mir. Ich verlange keine Farren aus deinem Hause, „und keine Böcke aus deinen Viehställen. Denn alles Wild „im Walde ist ja mein, die Thiere bey Tausenden auf den „Bergen. Mir sind alle Vögel auf den Hügeln bekannt, „und

s) Gott, unser Gott, (so muß man unsers Erachtens nach den Accenten, denen auch viele Alte folgen, übersetzen,) der Herr redet, und ruft der Erde vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang.

t) Im strahlenden Glanz kömmt Gott von Zions herrlichem Gipfel. Unser Gott kömmt, und schweiget nicht; verzehrend Feuer geht vor ihm her, und um ihn her ein Sturmwetter. Er ruft oben den Himmel, und ruft die Erde zum Gericht über sein Volk. „Versammlet mir meine Heiligen, die beym Opfer mit mir einen Bund gemacht haben.“ Und die Himmel werden seiner Gerechtigkeit Zeugen seyn; denn Gott richtet, Sela! Dieses musikalische Wort, das wohl unstreitig eine Pause anzeigte, könnte wohl in der Uebersetzung, wo es sich im Texte findet, mit ausgedruckt seyn.

„und die edelsten Geschöpfe des Feldes gehören mein. u)
„Wenn mich hungerte, würde ich dir es nicht sagen; denn
„mein ist der Erdkreis, und alles was darauf ist. Eß ich
„denn Stierefleisch? Trink ich denn der Böcke Blut? Opfere
„Gott Dank und bezahle dem Höchsten seine Gelübde. Rufe
„mich an in der Noth: so will ich erretten dich, und du sollst
„mich preisen. x)

„Und zu dem Sünder spricht Gott: was redest du von
„meinen Gesetzen, und nimmst mein Bündniß in deinen
„Mund? Und du hassest doch die Zucht, und setzest meine
„Gebote hintan. Siehst du einen Dieb, so läufst du mit
„ihm, und hast Gemeinschaft mit den Ehebrechern. Deinen
„Mund mißbrauchst du zum Bösen, und mit deiner Zunge
„zettelst du listige Streiche an. Du setzest dich hin, wider
„deinen Bruder zu reden, und den Sohn deiner Mutter be-
„schimpfest du. Das thust du, und ich schweige; da meynest
„du, ich wäre dir ähnlich, aber ich will dich bestrafen, ich
„will dirs unter die Augen hinstellen. Gedenkt doch dies, ihr
„Gottesvergeßnen, daß ich euch nicht ohne Rettung hinreiße.
„Wer Dank opfert, der ehret mich, und das ist der Weg, auf
„dem ich ihm die göttliche Hülfe erzeigen will.“ y)

Und

u) Höre, mein Volk, ich will reden; Jsrael, ich will dirs bezeugen; Gott, dein Gott bin ich. Nicht um deine Opfer strafe ich dich; sind doch deine Brandopfer immer vor mir. Ich werde mir kein junges Rind aus deinem Hause nehmen, nicht Böcke aus deinen Ställen. Denn alles Wild im Walde ist mein; mein sind alle Heerden, die auf meinen Bergen bey Tausenden gehn. Jeden Vogel im Gebirg kenne ich; alle Thiere des Feldes sind in meinem Hause.

x) Und ich sollte Stierefleisch essen, und Bocksblut trinken? Opfere Gott Dankopfer, und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Und rufe mich an in der Noth; so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen:

y) Aber zum Sünder spricht Gott: Was verkündigest du meine Rechte, und nimmst meinen Bund in deinen Mund? Und hassest doch Zucht, und verwirfst meinen Befehl! Einen Dieb siehst du,

und

Und nun noch den 72sten Psalm, der, nach der Ueberschrift, die ihm Hr. S. gegeben hat, „vom ewigen Reichs-[illegible]essen, der einst Davids und Salomos ewiger Thronfolger seyn sollte,“ handelt. Wir denken, ein Ungenannter habe ihn beym Antritt der Regierung Salomos gedichtet; denn wir übersetzen לשלמה, auf den Salomo, auf Salomos Thronbesteigung. Man findet eine poetische Uebersetzung dieses Psalms vom Hrn. D. Köhler, dessen Verbesserungen in der Uebersetzung dieses Psalms wir oft gefolgt sind, im 13ten Theil des Repertoriums.

„Vom Salomo.

„Gott vertraue dein Richteramt dem König an, dein „Gericht dem Königssohne. Er beherrsche dein Volk mit „Billigkeit, und mit Gerechtigkeit die Bedrängten. Die „Berge tragen dem Volke Segen, und die Hügel Glückselig„keit. Er schaffe dem Bedrängten im Volke Recht, er helfe „den Kindern der Armen, und zerschmettere den Unter„drücker.“ z)

und läufst mit ihm, und machst gemeine Sache mit den Ehebrechern. Deinen Mund lässest du Böses reden, und deine Zunge treibt Falschheit. Du sitzest im Gericht, und redest wider deinen Bruder; deiner Mutter Sohn legst du eine Falle. Das thust du, und ich schweige; und du denkst ich werde seyn wie du; aber ich will dich strafen, und will dirs unter Augen stellen. Merket doch das, die ihr Gottes vergesset, daß ich nicht vertilge, und sey kein Retter mehr. Wer mit Dankopfer bringt, ehret mich; und dieses ist der Weg, auf welchem ich ihm zeige göttliches Heil.

z) Gott, dein Gericht gieb dem Könige, und deine Gerechtigkeit dem Königssohn, daß er dein Volk mit Gerechtigkeit richte, und Recht spreche deinen Unterdrückten. Die Berge werden Friede dem Volke tragen, und die Hügel Gerechtigkeit. Er wird bey Recht erhalten die Armen im Volk, wird helfen den Dürftigen, und den Unterdrücker in den Staub treten.

„So müsse man dich verehren, so lange die Son„ne, so lange der Mond scheint, durch alle Zeiten „hin. aa) Er gleiche dem Regen, der sich auf abgemähtes „Land ergießt, den Wassertropfen, die die Erde befeuchten. „Zu seiner Zeit blühe der Tugendhafte, und große Glückse„ligkeit, bis einst kein Mond mehr ist. Er herrsche von ei„nem Meere bis zum andern, vom Euphrat bis an die Ende „der Erden. Vor ihm müssen sich beugen die Wüstenbewoh„ner, und seine Feinde Staub lecken. Die Könige von „Tarschisch, die äußersten Küstenbewohner bringen Geschenke „herzu, die Könige von Schaba und Seba nahen sich ihm „mit Huldigungsgaben. Alle Könige müssen ihn verehren, „alle Nationen ihm dienen. Denn er errettet den Armen „von seinem Jammer, und den Bedrängten, der keinen Hel„fer hat. Voll Mitleid sieht er herab auf den Armen und „Dürftigen, und rettet den Bedrängten das Leben. Er be„freyt sie von Betrug und Gewalt; ihr Blut ist ihm theuer „und werth. Er wird glücklich leben, man bringt ihm des „Goldes von Seba, man betet immer für ihn, man segnet ihn'

aa) Der Verf. merkt hierbey an, hier werde nun derjenige beschrieben, der das dem David verheißene ewige Reich einst beherrschen sollte, doch so, daß der Dichter immer dabey auf Salomo zurücksehe. Wir finden hier blos einen poetischen Ausdruck, wie beym Martial IX. Epigr. 2.

Manebit altum Flaviae decus gentis,
Cum sole, et astris, cumque luce Romana:
Invicta quicquid condidit manus, coelum est.

Und im Ovid I. Amor. XV. 15.

Nulla Sophocleo veniet iactura cothurno:
Cum sole et luna semper Aratus erit.

So lange Sonne und Mond uns leuchten, wird man dich fürchten, von Kind zu Kindeskind. Herab kömmt er, wie Regen auf die gemähte Wiese, wie Tropfen, die das Erdreich befeuchten. Gerechtigkeit wird unter ihm blühen, und großer Friede, bis der Mond nicht mehr sey. Er wird herrschen von einem Meer bis zum andern,

„ihn täglich. Das Land steht voll Korn, und die Gipfel der „Berge sind voll wallender Aehren, wie Libanon; die Städtebewohner blühen, wie die Blumen des Feldes. Seines „Namens Ruhm währet ewig; so lange die Sonne scheint, „dauert er. Durch ihn werden gesegnet seyn alle Völker, „und werden ihn selig preisen. Gelobt sey Gott, der Gott „Israels, der allein Wunder thut; gelobt sey sein herrlicher „Name ewiglich! Die ganze Erde werde seines Ruhmes voll! „Amen, Amen!“

Noch müssen wir von der Eintheilung der Psalmen in drey Bücher anmerken, daß sie der Hr. Geh. Kirchenrath mit Rücksicht auf die mehrere Gemeinnützigkeit der Lieder [illegible] ge-
[illegible]

dern, und vom Strom, dem Euphrat, bis zur Gränze des Landes. Vor ihm wird der Wüstebewohner sich neigen, und seine Feinde werden Staub lecken. Die Könige von Tarschisch (dem spanischen Tartessus; hier sagt die Anmerkung: „dieß ist „die Gegend um Spanien) und die Küsten werden mit Gaben ihm frohnen; die Könige von Scheba und Seba Geschenke ihm zuführen. Alle Könige werden vor ihm niederfallen; alle Völker werden ihm dienen. Denn er wird schützen den Armen wider die Gewalt des Mächtigern, und dem Elenden helfen, der keinen Helfer hat. Er ist gütig gegen den Armen und Niedrigen, und erhält das Leben der Dürftigen. Er schützet sie vor List und Gewalt; ihr Blut ist theuer in seinen Augen. Und der Arme wird leben, wird vom Gold Arabiens ihm zum Geschenk bringen, und immer für ihn beten, täglich ihn segnen. Eine Handvoll Getraides auf den Gipfeln der Berge ins Land gestreut, wie Libanon wird rauschen seine Frucht; und die Bürger in der Stadt werden grünen, wie das Kraut des Feldes. Ewig wird sein Name seyn; so lange die Sonne bleibt, wird sein Ruhm dauern; und alle Völker werden sich in ihm segnen, ihn glücklich preisen. Das Folgende gehört nicht zu unserm Psalm, sondern ist die Unterschrift des zweyten Buchs der Psalmensammlung.

gemacht habe. In das erste Buch nahm er alle die Psalmen auf, die für jeden christlichen Leser, auch besonders für die Jugend, nützlich und belehrend sind. In das zweyte Buch stellte er die in Absicht auf Inhalt und Ausdruck schon etwas schwereren Psalmen, und alle übrigen setzte er ins dritte Buch.

Mo.

9. Mainzer Schriften.

Mainzer Monatschrift von geistlichen Sachen, herausgegeben von einer Gesellschaft. Ersten Jahrgangs zweyter Band, VII—XII Heft. (S. 605—1244.) Mainz, gedruckt in der Kurf. Buchdruckerey des St. Rochus Hospitals, durch Andreas Craß. 1785.

Siebentes Heft.

Erzbischöflich-mainzische Verordnung, die Ordensobern betreffend. Es soll von nun an keiner der damalen öffentlich studierenden Religiosen sowohl, als andere Ordensgeistlichen zu einem Abte, Provinzial, Prior, Gardian rc. in der Mainzischen Diöcese gewählt werden können, der nicht wenigstens einen *gradum academicum e theologia vel iure canonico* sich erworben, oder aber in dessen Ermangelung eine besondere Dispensation von hieraus (nehmlich vom Mainzer Vikariat) erhalten habe. In der Voraussetzung, daß die akademischen Würden nur gelehrten und verdienten Männern ertheilt werden, ist das Gesetz zu loben; die edle Absicht, jungen Ordensgeistlichen eine starke Aufmunterung zum fleißigen Studieren zu geben, und die Klöster und Convente vor solchen Vorstehern zu sichern, die nichts weiter als faule Bäuche sind, wird alsdenn gewiß erreicht werden; zugleich ist diese Verfügung dienlich dazu, theils der Universität, theils den akademischen Würden eine größere Achtung zu verschaffen; jene wird dadurch

durch für das Corpus von Männern erklärt, welche geschickt und dazu bestellt sind, die Würdigkeit der von ihnen gebildeten Gelehrten zu messen; diese, die akademischen Würden, werden zu ihrer ursprünglichen Bestimmung und zu ihrer wahren Bedeutung zurückgeführt. Aber, wenn ein Gesetz gut und weise ist, wozu denn Dispensation? oder wozu vielmehr die gleich mit der Publikation des Gesetzes verbundene Ankündigung der Möglichkeit einer willkührlichen Ausnahme? Da jeder bürgerliche Gesetzgeber ohnehin das Recht hat, von seinen Verordnungen nach Umständen bey einzelnen Fällen zu dispensiren, so war es wohl nicht nöthig, in dem Gesetz selbst darauf Rücksicht zu nehmen; die Kraft des Gesetzes wird allemal geschwächt, wenn der Bürger die ausdrückliche Erklärung vor sich hat, daß es sogar ernstlich nicht gemeint sey, und daß es nur auf den Willen des Gesetzgebers ankomme, ob von der Regel abgewichen werden könne oder nicht; je unbestimmter die Bedingungen gelassen werden, unter welchen eine Ausnahme vom Gesetz versprochen wird, desto leichter hoffen alle, die es angeht, daß auch sie wohl durchdringen werden, und desto mehr giebt der Urheber des Gebots zu erkennen, daß dasselbe nicht auf einem festen Grunde beruhe. — Die Herausgeber der Monatsschrift sagen zwar in einer Note: daß jene Regel, die Ordensobern betreffend, Ausnahme leide, das sey billig; denn es könnten Umstände seyn, wo ein geschickter Mann ohne sein Verschulden zu den akademischen Würden nicht gelangen könne; (was könnten das für Umstände seyn?) es könne geschehen, daß ein Mann, der nicht schulgerecht, aber von Natur mit einem guten Verstande und edeln Herzen begabt ist, und diese Gaben nicht ungeübt, nicht brach hat liegen lassen, zum Verstande tauglicher sey, als ein stolzer Akademiker. — Warum wird aber ein solcher gerade nur einem stolzen Akademiker entgegengesetzt und vorgezogen? Es müßte doch, wenn der Vorwand für Dispensation gültig seyn sollte, billig heißen: tauglicher, als ein geschickter Akademiker. Oder ist etwa Stolz der Charakter aller Akademiker, so ist das Gesetz lächerlich, daß solche Leute zu Ordensobern erwählt werden sollen; sind nur einige Akademiker stolze Leute, so paßt die Bemerkung, daß Leute von gesundem Verstande und guten Erkenntnissen tauglicher sind, als dergleichen Pedanten, eben so wenig, als wenn jemand sagte: die Thore der Stadt müssen mit einer Soldatenwache besetzt

seyn, doch können auch Bürger dazu gebraucht werden; indem ein gesunder und mannhafter Bürger geschickter ist, auf dem Posten zu stehen, als ein kränklicher Krüppel vom Soldatenstande. — So lange jedennoch es dabey bleibt, daß gerade die geschicktesten Leute zu den akademischen Ehrenstufen gelangen, findet keine erhebliche Instanz gegen seinen Gesetz Statt; denn der von Natur mit gutem Verstande begabte Mann ist doch nicht so brauchbar, als der zugleich in der Schule wohlgebildete, oder wie es hier zur Beschimpfung der Sache verächtlich heißt, schulgerechte Gelehrte. Am Ende kommt alles auf die allerdings sehr mißliche Voraussetzung an, daß die akademischen Ehren nur Würdigen gegeben werden; so lange man davon nicht aufs gewisseste versichert, oder so lange auch nur zu besorgen ist, daß es dabey partheyisch und eigennützig zugehe, sind sie allerdings sehr trügliche Zeichen der Würdigkeit. Könnte es aber in einem Staate wirklich dahin gebracht werden, daß sie zuverläßige Zeugnisse der Geschicklichkeit abgäben, so möchte es immer wohlgethan seyn, daß auch nur solchen Männern, welche damit versehen wären, diejenigen Aemter und Würden, zu welchen man vorzüglich gelehrte Subjecte zu haben wünscht, ohne alle Ausnahme anvertrauet würden. Die Universitäten bleiben sonst mit ihren Würden nicht nur unbedeutende Dinge, sondern machen auch im Staat zugleich einen abgesonderten Staat aus, der mit dem Ganzen nicht zusammenhängt. Allein es ist, außer den gewöhnlichen und besorglichen Misbräuchen, auch noch der Umstand in Betrachtung zu ziehen, daß diese Würden sehr kostbar zu erwerben sind; und billig sollte doch ein gelehrter und vorzüglich zum Dienst des Staats und der Kirche brauchbarer Mann das Zeugniß seiner Brauchbarkeit nicht erst für vieles Geld kaufen müssen, sondern als den gebührenden Lohn seines Verdienstes davon tragen. —

Religions- und geistliche Staatsangelegenheiten.

Die zu München künftig zu errichtende Päbstliche Nunciatur. Die Herausgeber betrachten diese Neuerung als eine Beeinträchtigung der bischöflichen Gerichtsbarkeit. Uns aber dünkt die Sache, von dieser Seite betrachtet, gar so erheblich nicht, (ob sie gleich durch andere Umstände, in der jetzigen Lage der Sache immer eine höchst sonderbare Erscheinung ist.) So lange nehmlich die deutsche katholische Kirche

nicht

nicht alle Verbindung mit dem Römischen Stuhle aufgehoben hat, so lange noch Dispensationen, und andere Erkenntnisse in Kirchensachen von Rom verlangt werden dürfen, und für Geld erhalten werden müssen, sind die Deutsch-katholischen so gar viel übler nicht daran, wenn ein Nuncius entscheidet, als wenn die unmittelbare Sentenz des Pabsts eingeholt wird; wenn sie nun einmal so schwach bleiben, daß sie noch dem Ausspruche des Papstes die geringste Kraft zuschreiben. Aber freylich was von der Politik eines weltlichen Staats zu halten sey, der sich eine solche auswärtige geistliche Macht über den Hals ladet, darauf kommen unsere Journalisten gar nicht; und so wollen auch wir davon schweigen. Sie wissen übrigens aus guten Nachrichten, daß wider diese Neuerung im Namen der Deutschen, besonders einschlägigen Erzbischöfe und Bischöfe die nachdrucksamsten Vorstellungen beym Papste gemacht sind; aber sie vernehmen auch, daß diese Vorstellungen nicht zum besten genommen werden. Denn, wie sie sich in ihrem nachdrucksamsten Stil ausdrücken, man ist am Römischen Hofe halt noch gar zu stark an die eingewurzelten Grundsätze einer unbeschränkten monarchischen Gewalt angehäftet.

Viele andre Nachrichten unter diesem Artikel sind bloße Wiederhohlungen aus Zeitungen oder Journalen, theils bekannte Dinge (z. B. die Nachricht vom Zustande der Katholiken in England seit dem Parlementsschluß von 1780; was soll die hier?) theils unsichere Gerüchte oder Vermuthungen. Bey der Nachricht von der bischöflichen Einweihung des Kurfürsten von Kölln thun sich die geistlichen Herrn sehr viel auf dessen hohe Abkunft zu gute. Unserer katholischen Kirche, sagen sie, gereichet es zur besondern Ehre und Glorie, daß wir noch heutiges Tages unter unserer höhern Geistlichkeit einen Kaisersohn und Josephs Bruder zählen, der von einem Königsohn (dem Kurfürsten von Trier) zum Bischofe geweihet wurde. Was müssen es doch für kleindenkende Leute seyn! wie wenig bringen doch sie in das Wesen und in die Ursachen der Dinge, oder wie wenig müssen sie ihren Lesern zutrauen, denen sie einen so leeren Schimmer vormachen! Aber noch nicht genug; sie setzen ein Epiphonema hinzu. So wachet immer durch seine Fürsicht der Stifter der christlichen Kirche, bey der er bis an das Ende der Welt seyn wird, damit auch durch dergleichen Mittel das Ansehen der von ihm

errichteten hierarchischen Gewalt erhalten werde. Daß die hierarchische Gewalt von dem Stifter der christlichen Kirche errichtet sey, ist eben so falsch, als daß es sein Wille gewesen seyn soll, daß seine Apostel, oder deren Nachfolger, welches nach dem katholischen System die Bischöfe seyn sollen, als solche gekrönte Häupter seyn, und dadurch das Ansehen der von Ihm gestifteten Religion befestigen sollte. Er sagte ja den von ihm bestellten Lehrern: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und „die Oberherren haben Gewalt; die Mächtigen nennt man „gnädige Herren: so soll es nicht seyn unter euch.“ — Aber besonders die letzten Worte dieses seinen Epiphonema müssen wir hiehersetzen, da sie den hämischen Geist der Verfasser dieses geistlichen Mainzer Journals recht deutlich zeigen: Wie sehr müssen dadurch jene niedrige Schriftsteller und Schmäher zu Schanden werden, die hier immer, wie Nicolai und Consorten mit Pfaffheiten um sich werfen, und die Geistlichen in die geringste Klasse der Menschheit herabsetzen! Nein, liebe Herren, jene Schriftsteller werden nicht zu Schanden durch dergleichen Feyerlichkeiten, als die Weihe eines Erzherzogs ist; sie sehen nur die Sache mit andern Augen an, als Sie bey ihrem durch Möncherey und geistlichen Hochmuth verdüsterten Verstande vermögen; sie haben allen gebührenden Respekt gegen die Würde derer, die auf eine in der Verfassung des deutschen Reichs gegründete Art Regenten der deutschen Bistümer geworden sind; sie setzen auch nicht die Geistlichen in die unterste Klasse der Menschheit herab, wissen vielmehr den Werth und Nutzen dieses Standes nach seiner Bestimmung, und würdige Mitglieder dieses Standes nach Verdienst zu schätzen; aber Menschen, die sich selbst tief herabwürdigen, Mönche, die untaugliche Erdenlasten sind, unwissende, abergläubische Pfaffen, stolze, grobe, herrschbegierige, unduldsame Priester, — die sind ihnen verächtlich, nicht, weil sie zu dem ehrwürdigen Stande der Geistlichen gehören, sondern weil sie dem wahren Zwecke dieses Standes zuwider handeln.

S. 619. steht das Ausschreiben, wodurch der Bischof von Wienerisch-Neustadt, Heinrich Johann Kerens, (ehemaliger Jesuit) der Geistlichkeit seiner Diöcese die bevorstehende Vereinbarung seines bisherigen Bistums mit dem

Wie-

Wienerischen Erzbisthums unter dem 22sten April 1781 ankündigte; und S. 621. ein anders, wodurch eben derselbe, als darauf bestellter Bischof der neuerrichteten Diöcese St. Pölten, die ihm zugewiesene Klerisey im Viertel Oberwienerwald und Obermannhartsberg, am ersten May in Pflicht nahm. Es ist merkwürdig, daß in diesen beyden encyklischen Briefen die mit den Bisthümern veranstaltete Veränderung als eine Sache vorgestellt wird, die der Kaiser nur bittweise, der Pabst aber durch seinen Machtspruch zu Stande gebracht habe. Es heißt: hoc negotium, *consentientibus iis, quorum intererat*, confectum esse, jamque *rescripta* super hac nova dioecesanorum limitum definitione *Romae* venisse. Ferner: Augustissimus Imperator noster *gratissimum sibi fore significaverat*, — Sanctissimus vero *Dominus noster* Pius VI. transactionem *probavit*, omnique post hoc tempore *firmam ratamque haberi voluit* etc.

Rechtsfall; und zwar über — einen violettenen Rock. Man möchte denken, so ein Handel könne die Verfasser der Monatsschrift von geistlichen Sachen nicht interessiren; aber was läßt sich nicht alles zu geistlichen Sachen rechnen? Diese hochwichtige Sache nun bestehet darin: der Bischof zu Speier hatte 1770 dem Reichsritterstifte Odenheim zu Bruchsal das Privilegium gegeben, daß seine Kapitularen, wie es in dem Decret lautet, wegen erhabener Geburt und Würde sowohl als andern besondern Begabnussen in Zukunft eine distinguirte und erhabene Kirchenkleidertracht tragen dürften, nämlich violet dammstene oder seidene Talare mit dergleichen Birett und Krägen, ohne oder mit Schleifen, doch letztere nicht roth, sondern von gleicher violettenen Farbe. Nun maßte sich aber auch der Stiftsprädicator Gärtler diese Oberkleidung unter dem Vorwand an, daß sein Vorgänger Linz dieselbe getragen hätte; man wandte von Stifts wegen dagegen ein, daß diese Kleidung, in Ansehung des Prädicators, ein blos personelles Privilegium sey, das dem Prädicator Linz, wegen seiner Verdienste, deren aber Gärtler keine hätte, gestattet wäre. Gärtler appellirte an das Mainzer Metropolitangericht, welches dahin erkannte, Appellant sey im Besitz und Recht solches Habits zu beschützen. Allein der Promotor Fisci von Speier machte die Sache zu Rom an-

hängig;

hängig; der Papst ernannte neue Richter, die Bischöfe von Hildesheim und Fulda, die sich aber bedankten. Gärtler nahm wegen dieser arbitrarischen Procedur seinen Rekurs an den Kaiserlichen Reichshofrath u. s. w. Dieser intrikate geistliche Handel ist noch nicht entschieden. Künftig giebt er vielleicht einmal einem deutschen Boileau zu einem deutschen Lutrin Gelegenheit.

Anstatt der Recensionen liefern die Herausgeber diesmal eine Ausarbeitung oder Beantwortung acht wichtigen einem Mainzischen Theologen vorgelegten Fragen über den Ursprung, die Geschichte des Fasten- und Abstinenzgebots, und über die Abänderung in Betreff des letztern. (S. 637 — 714.) Solche Aufsätze würden die Leser allemal lieber haben, als Recensionen, wären sie gleich, wie der gegenwärtige, größtentheils ist, blos gelehrte Compilationen. Der Verf. ist Hr. Prof. Jung. Die Fragen sind: 1) Worin das Fasten der Christen in den ersten vier Jahrhunderten bestanden habe. Es ist unerweislich, was hier gegen Daille behauptet wird, daß wenigstens im vierten Jahrhundert eine Gattung vierzigtägiger Fasten allgemein üblich gewesen sey; die dafür angebrachten Zeugnisse reden wohl von einer Zeit, die quadragesima geheißen, auch zum Theil von einem Fasten überhaupt in dieser Zeit, nicht aber von Dauer und Art dieser Fasten, noch weit weniger von einer allgemeinen Gewohnheit und Verbindlichkeit. Für diese hat der Verf. weiter keine Autorität als eine nichtssagende Stelle aus Basilius (die von ihm, wie alle griechische Zeugnisse, nur in der lateinischen Uebersetzung angeführt wird) und ein paar andre aus Homilien, die dem Ambrosius untergeschoben sind. Woher sollte auch eine solche allgemeine Verpflichtung zum vierzigtägigen Fasten ihren Ursprung haben, da in frühern Zeiten keine Zeugnisse davon vorkommen, in spätern Zeiten aber die Beobachtung solcher Fasten gleichfalls nicht allgemein gewesen ist, wie Launoy und andre hinlänglich gezeigt haben. Wenn aber der V. die Frage, ob wohl gar die Apostel das Fasten eingesetzt haben, höchstens nur für unentschieden hält, so muß man sich wohl wundern, daß gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts über eine solche Frage, selbst ein katholischer Schriftsteller noch eine so wunderliche Aengstlichkeit zeigen kann. Daß die Mittwochen und Freytage Stationes genannt wur-

den, ist eben so falsch, als die Ableitung dieser Benennung. Statio heißt sowohl die Handlung als die Zeit jeder eifrigen Andacht, und das Wort ist aus der Soldatensprache. Woher die Worte homophagia und xerophagia kommen, mögen griechische Elementarschüler vom Verf. S. 456 lernen. Die Schrift des Pseudohermas citirt er ebendaselbst ohne alles Bedenken, als eine uralte christliche Schrift eines apostolischen Vaters aus dem ersten Jahrhundert. Gegen die Behauptung des Verf. daß an Fasttagen alle Christen sich des Fleisches und Weins enthielten, streitet das Decret der vierten Toletanischen Synode vom J. 633. welches nur Bischöfen, Presbytern und Diakonen in der Quadragesima Fleisch und Wein verbietet. Die 2te Frage: Ob die Defällige Disciplina circa ieiunium in nachherigen seculis allgemein fortgewähret, und wie lange? nimmt der Verf. mit der 3ten: Ob hierin eine Veränderung vorgegangen sey, wann, wo und worin? zusammen. Auch die beyden folgenden sind historisch: 4) Ob von jeher die abstinentia a carnibus und allenthalben einen partem constitutivam ieiunii ausgemacht habe, oder ob man den Anfang davon wisse, und in welche Zeit derselbe gehöre? 5) Wie lange die Frey- und Samstägige Abstinentia a carnibus allschon befohlen oder eingeführt sey? Wann und von wem? Ob dieselbe gleich allgemein geworden sey? Alle diese Fragen erhalten keine bestimmte entscheidende Antwort, die auch nicht zu erwarten ist, indem von Gebräuchen, welche nicht anders als nach und nach, und in verschiedenen Gegenden nicht zu derselben Zeit, aufkommen, Ursprung und Veränderungen sich überhaupt nicht mit Zuverläßigkeit angeben lassen. Uebrigens ist uns in der Beantwortung gar nichts neues vorgekommen. Eine freye Untersuchung über den ersten Ursprung, über das Vaterland, und die Gelegenheiten zur Verbreitung der Abstinenz, darf man hier gar nicht erwarten; und doch liegt einem, der die Geschichte pragmatisch zu studieren gewohnt ist, die Bemerkung sehr nahe, daß die gänzliche Enthaltung vom Fleisch nur in gewissen, vornehmlich wärmern Ländern, wo überhaupt weniger Fleisch gegessen wird, entstanden sey, und durch die Regeln und Exempel der Enkratiten, Asketen und Mönche, immer mehr Empfehlung ihrer Nutzbarkeit für den Geist, erhalten habe. Jüdische und Neuplatonische Philosophie haben unstreitig, nebst dem Klima der Mor-

gen-

genländer, den größten Antheil an den unter die Christen aller Gegenden allmählig verbreiteten Vorstellungen vom großen Werth einer solchen Enthaltung. Morgenländische Missionairen und Bischöfe aus dem Mönchsstande priesen, auch in den Abendländern ihre von Haus mitgebrachten oder angewöhnten Regeln und Uebungen der Abtödtung. Angemaßte Autorität der Bischöfe und Concilien machte aus freywilligen Uebungen Zwangsgesetze. Eine kleinliche Andacht, und die Gewöhnung an Gebräuche, die willkührlich nach Tagen und Stunden abgezirkelt waren, unterwarf sich gern dem despotischen Eigensinn der Bischöfe u. s. w. — Die drey letzten Fragen betreffen die Zuläßigkeit einer Veränderung mit der Abstinenz, besonders im Mainzischen. Der Verf. behauptet zwar fest, daß sowohl das natürliche Recht, als die h. Schrift nach der ächten Väterlehre, uns im Allgemeinen zum Fasten verbinde, insoweit es ein nöthiges Mittel ist, für die Sünden genug zu thun und die bösen Lüste zu bezähmen. Was für verwirrte Vorstellungen! Was mag doch das für ein natürliches Recht seyn, das zum Fasten verbindet, und das für die Sünden genug zu thun, theils überhaupt Mittel, theils insbesondere dies Mittel anweiset! Und wo verbindet die h. Schrift dazu? Ist etwa Fasten und Mäßigkeit dem Verf. einerley? Wenn das, so brauchte es weder der Autorität der h. Schrift, noch der ächten Väterlehre, um zur Mäßigkeit zu verpflichten; aber diese ist auch nur etwas werth, als eine fortwährende Tugend, als eine Fertigkeit; Fasten hingegen, das ist, eine an Zeiten und Tage gebundene Mäßigung kann gar keinen Werth und Nutzen haben, oder soll es gar eine unnatürliche Uebermäßigung, noch mehr als Mäßigung heißen, so ists gar etwas thörichtes, für Körper und Geist schädliches. Für die Sünden genug thun, welch ein Gedanke! Und den soll die h. Schrift enthalten? sie soll noch dazu das Fasten als ein nöthiges Mittel, für die Sünden genug zu thun, gebieten? Doch nein! die heil. Schrift nach der ächten Väterlehre, sagt Hr. Jung, und das ist eben soviel, als vollwichtige Münze nach der Kipper und Wipper wahrhaftigem Vorgeben. — Er fährt indessen fort: Die Kirche hat den Gebrauch der Fleischspeisen, weil sie insgemein nahrhafter und stärkender sind, zu gewissen Zeiten verboten, um dadurch ein Mittel an die Hand zu geben, sich selbst mehr zu verleug-

leugnen, und die unordentlichen Begierden zu schwächen. Ein treffliches Mittel! ein weises Verbot! zumal da es so leicht, und in vielen Gegenden so unvermeidlich ist, Dispensation davon zu erhalten und zu ertheilen, und da mit der Enthaltung von Fleischspeisen der Genuß viel nahrhafterer, gänzlich unverbotener Leckereyen bestehen kann, wie die beständige Praxis in allen katholischen Ländern zeigt. Launoy, selbst ein katholischer Theologe, meynt doch ganz richtig, daß die Absicht der Fastenordnungen von denen, welche ein wenig Fleisch äßen, gewisser erreicht würde, als wenn sie piperata ostrea, salmones, rhombos, carpiones, soleas, confecta ex anguillis minutalia, eaque aromatis condita manducarent, et vinum Punicum aut Falernum biberent. — Eine Aenderung der Abstinenz ist nun aber, nach unserm Verfasser heut zu Tage darum rathsam, weil 1) dadurch die Katholischen von einem großen Schaden für die häuslichen Umstände befreyet werden, indem ein Abstinenztag, wie Freytag und Sonnabend, ungefähr noch einmal so viel kostet, als ein Fleischtag; (das kann nur davon kommen, daß man an Fasttagen eben so leckerhaft leben will, als an Fleischtagen, denn wollte man nur bloße Sättigung haben, so könnten die geistlichen Herren an Fasttagen auch für den zehnten Theil dessen leben, was eine Schmauserey am Fleischtage kostet.) weil 2) die heutige Abstinenz zum geistlichen Nutzen fast gar nichts beytrage; (sehr wahr! und ein ganz unpartheyischer würde hinzusetzen, daß diese sogenannte Abstinenz vielen auch wohl zum großen geistlichen Schaden gereiche. Aber hat denn solche Abstinenz je genützt?) weil 3) in den Umständen, in welchen sich besonders das Erzstift Mainz und das Bistum Worms befindet, eine allgemeine Beobachtung des Abstinenzgebots nicht wohl zu hoffen (vielmehr schlechterdings unmöglich) sey, indem theils der ganze Soldatenstand dies Gebot ohne große Beschwerniß nicht halten könne, und daher an den meisten Orten auf immer Dispensation habe, theils eine große Menge von vermöglichen unter dem Vorwande der Gesundheit, sich Römischer Dispensationen bediene, theils aber auch allenthalben sowohl, in Protestantischen als gemischten Städten und Oertern, mit welchen das Mainzer und Wormser Land durchkreuzet oder umzingelt sind, die Gastgeber ohne Unterschied der Tage Fleischspeisen aufzustellen um der dispensirten Katholischen und um der Protestanten willen genöthiget wären,

wären, welches dann viele Katholische veranlaßte, theils aus Schamhaftigkeit, theils aus Willmuth, ohne Unterschied mitzuessen, und sich dadurch eines strafbaren Vergehens schuldig zu machen. Dazu kommen 4) noch politische und staatswirthschaftliche Ursachen, indem aus Gelegenheit des Abstinenzgebots sehr vieles Geld in fremde, und zwar (welches wohl in der theologischen Staatswirthschaft eine Sache von großem Gewicht ist) und zwar in protestantische Länder verbracht werde. Dies wird hier mit Gründen eines andern Schriftstellers (wir glauben, P. Schallmeyers in Bonn; denn Hr. Jung erklärt sich nicht deutlich genug) augenscheinlich dargethan. Das alles, sagt Hr. Jung, sähen die Landesherren in Deutschland schon längstens ungern; und er sey der Meynung, daß sie bey dergleichen Gegenständen auch etwas mit zu sagen haben. (Das ist was rechts eingeräumt! in Sachen, die den Regenten allein angehen, die er allein richtig beurtheilen kann, soll er doch etwas, freylich nicht alles, zu sagen haben; auch etwas, so beyläufig, mit zu sagen haben, mit der Geistlichkeit nehmlich, deren Vorfahren das Recht Gesetze zu geben usurpirt haben! wenn doch Fürsten aufmerken wollten!) Es sey aber bey fernerer Unthätigkeit der geistlichen Macht zu befürchten, daß die weltliche Macht einseitig Hand einschlage. (Patrioten haben das längst gewünscht; Kanonisten nur befürchten es.) — Wenn indessen eine Abänderung vorgenommen werde, so müsse es nicht ohne einen Ersatz geschehen, weil dieses dem Bußgeist der katholischen Kirche weit angemessener, bey den katholischen Gemeinden weniger anstößig seyn, und den Verdacht entfernen werde, als wolle man durch solche Abschaffung eine lockere Lebensart begünstigen, (als ob Fleischessen lockere Lebensart wäre,) dem Fleische schmeicheln, und die dem Christenthum so eigene Verläugnung der bösen Lüste durch dazu schickliche Mittel mißkennen. (Wer die Zweckwidrigkeit der Fastengebote aus der Natur der Sache ermessen kann, ihre Wirkungen aus der Erfahrung kennt, und freymüthig urtheilen will, wird keine solche Besorgnisse sehen.) Der Ersatz nun, den der Verf. vorschlägt, ist, daß, anstatt aller bisherigen Abstinenztage künftig nur ein monatlicher Fasttag, in Fleischspeisen gehalten werde, und zwar am ersten Freytage jedes Monats. (Gewiß ein sehr seltsamer Vorschlag; wenn man einmal das Fasten für eine so heil-

heilsame Seelenkur ansieht, so sollte man nicht oft genug fasten können. Nun will Herr Jung statt mehr als hundert Fasttage jährlich nur zwölf beobachtet wissen; ist das nicht sehr lax gedacht? Werden nicht fromme Seelen dennoch auf jene Besorgnisse gerathen, die durch den vorgeschlagenen Ersatz verhütet werden sollten, und wenn der Vorschlag durchgeht, verleitet werden zu glauben, daß, wenn weniger gefastet würde, die katholische Kirche jetzt zehnmal mehr eine lockere Lebensart zu begünstigen anfange, als sie bisher gethan. Der orthodoxe, für die Ehre der Kirche so eifrig besorgte, und von der seligen Kraft des Fastens so überzeugte Mann, sollte doch die Sache etwas besser überlegt haben. — Man sieht, wie arg seine theologischen und seine staatswirthschaftlichen Grundsätze sich einander widersprechen.) Diese Abänderung nun könne, weil sie eine Disciplinarsache betreffe, von jedem Diöcesanbischofe, vermöge seiner ordentlichen Gewalt, geschehen, ohne Anfrage beym Römischen Hofe, gesetzt auch, daß die Abstinenz durch ein Gesetz des Papsts oder einer allgemeinen Kirchenversammlung eingeführet wäre, welches doch nicht so sey, indem sie vielmehr durch **bloße Gewohnheit**, und zum Theil durch **Mißbrauch** entstanden; doch werde es rathsamer seyn, wenn vom Abstinenzgebot blos **dispensirt**, als wenn es gänzlich aufgehoben würde. (Wie seltsam! von einer bloßen Gewohnheit, die zum Theil aus **Mißbrauche** entstanden ist, soll man blos **dispensiren**. Warum soll denn der Mißbrauch nicht ganz aufgehoben werden?) Endlich könne allenfalls Mainz, auch ohne besonders Bedenken, in diesem Stück einseitig vorfahren.

Das ist der Inhalt der Abhandlung, welcher die Herausgeber (zu denen doch der Verf. selbst mit gehört,) am Ende die Anmerkung beyfügen, daß sie ihres Orts dieselbe den angegebenen Absichten ganz gemäß, und überhaupt gründlich und gelehrt finden, und daß sie deswegen ihren gänzlichen Beyfall habe. (Ein hübsches Kompliment an ihren Herrn Mitarbeiter.) Wir unsers Orts bekennen, daß wir, was gelehrt darin ist, schon von Launoy, Daille, Bingham und Schallmeyer vorgearbeitet finden, Gründlichkeit aber, Festigkeit und Consequenz der Hauptgedanken gänzlich vermissen. Hätte der Verf. sich von den ungereimten und überspannten mönchischen Begriffen über den hohen Werth der Fasten loszumachen gewußt, hätte er die Rechte der

christlichen Freyheit im Fasten, einer Sache, die höchstens nur alsdenn, wenn sie mit willigem und frommem Herzen geschieht, eine untadelhafte Tugendübung heißen kann, anerkannt und eingestanden; wäre er nicht von Vorurtheilen für die Hoheit der geistlichen Macht und für die Heiligkeit solcher Gebräuche, die eine übelverstandne Frömmigkeit in barbarischen Zeiten aufgebracht hat, eingenommen, so würde er, mit Hülfe seiner Sammlung von historischen und patristischen Zeugnissen, etwas gründlicheres und zusammenhängenderes geschrieben haben. Die vielen grammatischen Fehler und Provinzialismen, (z. E. die Streitigkeit wegen dem Tage — er beschreibet, mit was Strenge sie gefastet haben — wir wollen weitschichtiger hören — hier findet die sogenannte *Epikia* statt, soll heißen ἐπιεικεια ꝛc. andere Beyspiele sind schon angeführt) machen die Lektüre dieses Aufsatzes noch verdrießlicher.

Unter der Aufschrift: **Nachrichten, Berichtigungen** ꝛc. wird in diesem Heft zuerst etwas von der gegen die **Procurationen der Kirchenvisitatoren besonders im Erzstifte Mainz** gerichteten Schrift gesagt; die Herausgeber scheinen die Stacheln der Wahrheit, die in dieser Schrift redet, gefühlt zu haben; sie drehen und krümmen sich, um es sich nicht merken zu lassen, mit wunderlichen Gebährden.

Achtes Heft.

Erzbischöflich-Trierische Verordnung, die Eheversprechungen betreffend, welche nur alsdenn gültig seyn sollen, wenn sie nach der Vorschrift des neuen Rituals vor dem eigenen Seelsorger (des Bräutigams? oder der Braut? oder des Hauses, wo die Verlobung geschieht?) und vor zwey glaubhaften Zeugen geschlossen werden. — **Religions- und geistliche Staatsangelegenheiten.** Diesmal erstlich Beschreibung des feyerlichen Einzugs des neuen Bischofs von St. Pölten, und zweytens der Fronleichnamsprocession in Wien, sehr umständlich und im Ton der Zeitungen. Wozu aber solche Nachrichten in einem Journal von geistlichen Sachen? Gereicht etwa auch das der katholischen Religion zur Glorie, daß dem neuen Herrn Bischof die Domkapitularen, Prälaten und übrige Geistlichkeit die Hand küßten? daß der Kaiser in Feldmarschallsuniform mit anhängenden Orden der Procession beywohnte u. s. w.

Da die Herausgeber sich fast auf jedem Bogen über die Enge ihres Raums beklagen, so handeln sie gewiß nicht haushälterisch, wenn sie denselben durch Beschreibungen solcher ganz unbedeutenden und allenthalben bekannten Cerimonien noch mehr beschränken. — Rechtsfälle. Reichshofraths-Sentenzen in Sachen der Aebtissinn zu Burscheid gegen den Abt zu Gottesthal, und wiederum in Sachen der Priorinn und des Convents zu Burscheid gegen die Aebtissinn. — Recensionen. Kösters philosophische Moral wird sehr gerühmt; das war billig, denn dieser sehr schwache Mann schmeichelt dafür den Katholischen, und besonders den Mainzischen Theologen wiederum auf eine sehr kriechende Weise. Ueber alles aber wird P. Schwarzhübers Religionshandbuch angepriesen; was dieser Mann von Verehrung der Heiligen, Reliquien und Bilder sagt, das sey die wahre Lehre der Kirche, und **könne** auch von **vernünftigen** Protestanten nicht gemißbilliget werden. Das wäre! Der Rec. hat das Buch noch nicht gesehen; aber, da es von unsern Mainzern so höchlich gerühmt wird, so darf er sicher vermuthen, die wahre Lehre der Kirche sey auch hier höchstens nur auf gut Bossuetisch übertüncht, um sie den Protestanten weniger anstößig zu machen. Und wir setzen hinzu, sie könne nicht allein, sondern sie werde auch ganz gewiß von allen vernünftigen Protestanten gemißbilliget werden. Vorläufig mögen uns die Verfasser nach ihrem Begriff von Vernunft und Unvernunft für vernünftige Protestanten halten, wenn ihnen alle diejenigen so heißen sollten, die P. Schwarzhübers Lehre nicht annehmen. —

Unter den Nachrichten, Berichtigungen rc. steht zuerst etwas über die auch in unserer Bibliothek angezeigten Streitschriften wegen des Wallthürner Wunderbildes von Frater Deogratias, und andern. Die Verfasser reden in einem ganz andern Ton, als da zum erstenmal davon die Rede war. Indessen beharren sie auch hier bey jener zweifelmüthigen Furchtsamkeit, die in keiner Sache entscheidend urtheilen will, wo ein gerades und entscheidendes Urtheil entweder für abergläubische Leute oder für Vernünftige anstößig ausfallen müßte. Sie sagen: ein sehr mäßig Denkender, der in zweifelhaften Dingen sich gern entfernt von aller Täuschung hält, wird nach abgewogenen Gründen und Gegengründen, nichts entscheiden, und jene Wun-

dergeschichte vielleicht eben so wenig für völlig ausgemacht, als für erwiesen falsch halten ꝛc. Das ist denn freylich sehr mäßig gedacht, oder vielmehr gar nicht gedacht, eine so grobe handgreifliche Unwahrheit dahin gestellt seyn lassen; es ist um nichts besser, als sie für wahr halten. — Am Ende wird es nicht undeutlich gut geheißen, daß manche Leute zu Wallthüren wegen der Erinnerung eines dort geschehenen Wunders eine zärtlichere Andacht verspührt, zumal da auch der eben so erleuchtete als fromme Fürstbischof zu Bamberg und Würzburg erst dieses Jahr das Wallthürner Wunderbild besucht und mit seiner gewöhnlichen inbrünstigen Andacht alle anwesende Walleute ungemein erbauet hat.

Es folgt Io. Casp. Müller ad editores Annalium literariorum Helmstadiensium epistola ὑπερεκτικη. Ein mehr als bogenlanges Gewebe von den gröbsten und ungesittetsten Scheltwörtern und Schmähungen auf mehrere protestantische Gelehrte, insbesondere auf die Helmstädtischen. Die Herausgeber haben sich nicht entblödet, diesen verabscheuungswürdigen Aufsatz einzurücken, vermuthlich weil der Verf. desselben so diskret ist, allen denen, welchen die Mainzer Monatschrift nicht gefällt, *sensum communem* abzusprechen. Wir verschonen unsere Leser mit Wiederhohlung aller der pöbelhaften Grobheiten, die hier der Verf. der Dissertation von dem leichten Uebergange der Protestanten zu der Secte der Unitarier (vergl. A. d. B. LXI. I. S. 292.) auswürgt. Der Mann ist noch immer überzeugt, daß diese Dissertation nichts als Wahrheit enthalte, und daß Niemand seine Ausfälle auf Unitarier, auf König Friedrich II. von Preußen, auf Preußische Universitäten und ihren Curator, auf Semler und die allg. deutsche Bibliothek zu hart finden werde, nisi *in eodem luto* haereat. Er will auch mit nächstem *foetidissimum Berolinensium coenum contrectare*; — solche Feinheiten im Stil sind ihm durchaus eigen. Seine großen Kenntnisse in der Gelehrtengeschichte beweiset er damit, daß er Molanus, Fabricius und Mosheim, als Helmstädtische Professoren neben einander stellt; Molanus war Abt des Klosters Loccum und hat nie zu Helmstädt gelehrt; von Calixtus aber scheint Herr M. nichts zu wissen. P. Merz findet an ihm einen seiner würdigen Vertheidiger gegen Zimmermann, der ihn, (wie der

saubere

saubere Jo. Casp. Müller sagt) inenarrabili rabie des h. R. Reichs Erzdummkopf, Pius VI. geliebten Sohn genannt hatte; Hr. M. hätte wohl gethan, wenn er dies Exempel von protestantischer Intoleranz (denn dafür will ers gehalten wissen) nicht angeführt hätte; jedermann findet hier P. Märzens Charakter zutreffend ausgedrückt, als daß er darüber böse werden könnte. Keiner kanns ihm recht machen; nicht einmal der Verfasser der Gießenschen Briefe über Mainz, von dem er erwartet, daß er vini nostri bonitate mitior factus esset, gegen ihn, Herrn Müller nehmlich. Lessing sey ein *pestilentissimus scriptor*; und doch werde in den Helmstädtischen Annalen geurtheilt, sein theologischer Nachlaß enthalte viel gutes. — Proben genug von der Unheilbarkeit des kranken Mannes!

Neuntes Heft.

Es hebt mit einer langweiligen Vorerinnerung an zu der Mainzischen Vicariatsverordnung, die Entfernung der Pfarrer und Kapläne von ihren Pfarren betreffend. Die Verordnung ist wohl überall in der katholischen Kirche nöthig, oft genug auch in einzelnen Diöcesen, auf sogenannten allgemeinen Concilien und von Päbsten gegeben und wiederhohlt. Aber der größte Anstoß bleibt immer, daß die Bischöfe selbst so viele von ihrem Amte getrennte Geschäffte zu verwalten haben, welche ihnen nicht erlauben, in der perpetuirlichen Residenz Muster für die Pfarrer ihrer Diöcesen zu seyn. (Wir sprechen nicht von den Bischöfen, die Fürsten sind; denn das Amt eines Fürsten ist selbst wichtiger als das Amt eines Bischofs.) — Im zweyten Artikel dieses Hefts theilen die Herausgeber einige schon sonst bekannte Urkunden mit, welche die Duldung der Katholischen im Schwedischen Pommern, und besonders zu Stralsund, betreffen. Sie sind von den Jahren 1775. 1776 und 1779 und enthalten theils Gesuche, theils Vergünstigungen, die Niemand an sich für unbillig halten wird. Wir gönnen auch den Herausgebern gern die Freude, welche sie bey der Mittheilung dieser Urkunden empfinden. Nur fehlt es noch immer gar zu sehr an Exempeln einer ähnlichen Toleranz von katholischer Seite. Am Ende des Hefts wird noch einiges hieher gehöriges nachgehohlt, und versichert, daß guten Nachrichten zufolge der Bischof von Hildesheim, als apostolischer

Stellvertreter in jenen Welttheilen (in welchen der Papst doch gar keine Stelle zu vertreten hat) schon im J. 1780 sich an mehrere Stellen und Kirchenprälaten um Unterstützung der Schwedisch-Pommerschen Katholischen gewandt habe. Also ein Beytrag zu dem, was anderswo über dieses Bischofs besonderes Amt und seinen thätigen Eifer in Beförderung des Pabstthums im Norden gesagt ist, und was manche Leute gern für Träume ausgegeben hätten. — Der Nachricht, daß der Päbstliche Nuncius zu München mit eben den Fakultäten versehen werden solle, die zeither der Köllnische ausgeübt hat, wird ein Auszug aus der zu Regensburg erschienenen gelehrten Abhandlung de Legatis et Nunciis Pontificum, nebst verschiedenen Beylagen, angehängt. — Statt der ersten Recension (warum binden sich doch die Herausgeber so ängstlich an die Ordnung ihrer einmal erwählten Artikel, daß sie bey den öftern Ausnahmen davon etwas anstatt eines andern ein quid pro quo, geben müssen? Aber freylich, sie schreiben und liefern vieles, was nur statt dessen und dessen gelten kann.) steht hier Versuch einer nähern Beantwortung der Frage: Ob der Kaiser das Recht habe, in seinen deutschen Erbländern aus eigner Macht eine neue Diöcesaneintheilung vorzunehmen, die Gerichtsbarkeit der auswärtigen Bischöfe und Metropoliten aufzuheben, und neue inländische Bischöfe und Metropoliten zu machen, ohne daß diese die Bestätigung des Römischen Hofes nöthig haben. Wiederum loben die Herausgeber diese ihre Waare, wie immer; es sey dieser Versuch aus der Feder eines gelehrten weltlichen Philosophen und Publicisten geflossen. Hier werde auch den philosophischen Gründen für das System einer hierarchischen Religions- und Kirchengewalt das Uebergewichte zu verschaffen gesucht; und es sey hohe Zeit, die ächtphilosophischen Grundsätze der hierarchischen Gewalt aufzustellen; sonst räsonniren unsere heutigen Philosophen solche ganz hinweg. Hierarchie und Philosophie sind unverträgliche Dinge; oder beyde Worte müssen in einer ganz besondern, von dem Sprachgebrauch abweichenden Bedeutung genommen werden. In der vorliegenden Frage hat ohnehin keine Philosophie etwas zu entscheiden; es kommt dabey alles auf die Festigkeit und auf die Erklärung besonderer Verträge und Capitulationen

nen an. Der Aufsatz ist übrigens durch müßige Wiederhohlungen tausendmal gesagter Dinge gar sehr gedehnt, und die Frage selbst noch nicht aufgelöset; denn hier erhalten wir nur den ersten Abschnitt, welcher die allgemeinen Grundbegriffe festsetzt, die der Staatsphilosoph und besonders der Katholische vom Staat und der Kirche überhaupt sowohl, als von ihren wechselseitigen Verhältnissen zu fassen hat. Der katholische Philosoph muß, als Katholischer, in einer solchen Materie nothwendig vieles annehmen und voraussetzen, was nicht philosophisch, was blos willkührliche Glaubenslehre oder Erklärung ist, und worauf doch am Ende die ganze Sache beruhet; z. B. die Lehre von Petri Schlüsseln, von seiner vornehmsten Autorität, von den Bischöfen, als Nachfolgern der Aposteln, und von dem Römischen insbesondere, als Nachfolgern Petri, u. s. w. Wie können dann seine Grundsätze ächtphilosophisch genannt werden? — Nach diesem spielt Hr. Jung wieder einmal eine ganz seltsame Figur, in einer Recension der unter seinem Vorsitz gehaltenen Diss. de lapsu Adami. (Vergl. A. d. B. LXIV. B. S. 535.) Er will durchaus nicht Verfasser davon seyn; alles aber, was er zu seiner Vertheidigung sagt, reicht nicht zu, ihn von dem Vorwurf einer unschicklichen Flüchtigkeit oder den Verf. von dem Vorwurf des Plagiums und grober Ignoranz zu befreyen. Er wagt es, zu versichern, daß bey der Censur verschiedenes angemerkt sey, unter andern auch wirklich dies, daß Matthias Flacius nicht zwey Personen wären. Wenn das angemerkt war, wie kam es doch, daß ein so grober unverzeihlicher Schülerschnitzer in zwey verschiedenen Stellen abgedruckt wurde? Und doch versichert er, diese Abhandlung sey mit vieler Gelehrsamkeit und Beurtheilungskraft geschrieben. Uebrigens schimpft er sehr bitter auf die Helmstädtischen Annalen, daß sie ihm den doppelten Flacius, als sein Geschöpf vorgehalten hätten, da er doch den schwärmerischen Flacius gar zu wohl kenne, und ihn öfters seinen Schülern in seinem angenommenen Ordenshabite als einen Freybeuter der Bibliotheken mit seinem Diebsmesserchen dargestellt habe. Was das nicht für ein in der Litteratur bewanderter Mann ist! Schwärmerischer Flacius; wie angemessen charakterisirt! Und das Diebsmesserchen; was ist auch wohl merkwürdiger von dem Manne, als diese — nur schade, lügenhafte — Sage. Das aber

 wären

wären litterarische Schnitzer, sagt er, daß die Helmstädtischen Annalisten von ihm, Herrn Jung, gesagt hätten, er sey Professor primarius theologiae; denn das zeige von großer Unerfahrenheit in der katholischen Litteratur. Wie wichtig muß sich der Mann zu seyn dünken, den Männern, die ihm den rechten Titel nicht geben, so etwas zum litterarischen Schnitzer zu machen!

Zehntes Heft.

Theologisches Gutachten über sechs Fragen, die Aussetzungen des Venerabile und die damit verbundenen Segnungen (müßte wohl, um Mißverstand zu verhüten, Segensprechungen oder Benedictionen heißen) betreffend. Es dient zur Einleitung einer Mainzischen Verordnung in dieser Sache. Erste Frage: Wann die öffentlichen *Expositiones Sanctissimi* ihren Anfang genommen? Antw. Etwa in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, auf Veranlassung der überall eingeführten Fronleichnamsprocession; da haben Particularkirchen angefangen, auf verschiedene Art das Sanctissimum zuweilen auszusetzen und in Processionen herumzutragen. (Der Ursprung davon hätte sich wohl pragmatischer auseinandersetzen lassen; aber die Frage war absichtlich nicht darnach eingerichtet. Sonst ist offenbar, daß nicht eher, als nachdem das arme Volk glaubte oder belehret wurde, der leibhaftige Gott sey in einer Oblate enthalten, und seitdem man ihm kleine wohl ausgezierte Häuserchen, Monstranzen u. dergl. zur Wohnung zugerichtet hatte, dergleichen Spielereyen mit Ansehung und Herumtragung aufgekommen seyn können.) Das Fronleichnamsfest ist übrigens von Urban IV. schon 1264, nicht erst, wie hier steht, 1269 eingesetzt; und daß es darauf erst durch eine feyerliche Prosession Johannes XXII. in der ganzen katholischen Kirche eingeführt, nicht früher schon hie und da gehalten sey, möchte der Verf. schwerlich beweisen können. Zweyte Frage: Ob sie erst in spätern Zeiten häufiger geworden, wann und aus wessen Gelegenheit? Antw. Sie hätten besonders im funfzehnten Jahrhundert vornehmlich in Klosterkirchen so überhand genommen, daß die Kirchenversammlung zu Mainz vom J. 1451 und die zu Kölln von 1452. den Misbrauch darin verboten. Dritte Frage: Ob die jetzigen öftern *Expositiones sacramenti* das Jahr

hindurch auf einem Tag in dem nämlichen Gotteshause dem wahren Geist der Kirche gemäß und von einem Seelennutzen seyen? Antw. „Dergleichen öftere Expositiones, die ohne wichtige vom Ordinario anerkennte Ursachen geschehen, scheinen dem wahren Geiste der Kirche nicht allerdings gemäß, und dem Volke, insgemein davon zu reden, ohne merklichen Seelennutzen zu seyn.“ Wie eine wunderlich unbestimmte, auf Schrauben gesetzte Antwort! Man merke, zuerst wird es dem Erkenntniß des Ordinarius gänzlich überlassen, ob die Ursachen zu Expositionen wichtig sind oder nicht; was ist das aber für eine unwürdige Unterwerfung des Urtheils, in welcher eines jeden gesunde Vernunft so leicht das Wahre sieht! Wenn demnach der Ordinarius die Ursachen für wichtig hält, so sind sie auch wichtig. So sollte Niemand richten, dem man es einmal zutrauet, ein theologisches Gutachten auszufertigen. Aber weiter, welche Ursachen wären dann wohl für wichtig genug zu halten? Kein Wort davon! Und dann, was ist das: dem Geist der Kirche nicht allerdings gemäß? also ist doch der übertriebene Gebrauch der Sache diesem Geist einigermaßen gemäß. Wiederum eine Einschränkung: insgemein davon zu reden; und endlich: der Seelennutzen solcher Expositionen ist nicht merklich; also doch immer ein Seelennutzen von Mißbräuchen zu hoffen; nur kein merklicher, vielleicht unmerklicher, geheimer. — Vierte Frage: Ob die in manchen Kirchen schier alle Sonn- und Feyertage, in manchen alle Tage, und zwar mehrmalen übliche Segengebungen mit dem *Sanctissimo* in den Gebräuchen und der Disciplin der ersten Kirche fundirt seyen und wann dieselbe eigentlich ihren Anfang genommen und sich vermehrt haben? Der erste Theil dieser Frage beantwortet sich schon aus dem vorhin gesagten. Der Verf. aber hat hier, um die Neuheit der Sache zu zeigen, das nichtswürdige Gedicht von einer disciplina arcani der alten Kirche in ihren Geheimnissen, besonders im Betreff des Sacraments des Altars, als des Heiligsten und Schrecklichsten unter allen, mit angebracht. Wozu doch solche Vorspiegelungen! Die alte unverdorbne Kirche weiß von keiner Schrecklichkeit der Abendmahlshandlung. Und zugegeben auch, daß sie dieselbe in der Stille gefeyert hätte, so geschah das aus Besorgniß feindseliger oder unverständiger Misdeutungen; nicht, wie es hier heißt, aus Furcht, die

Gottlosen und die noch nicht getauft waren; möchten Kenntniß davon bekommen. Zudem ist eine Abendmahlsfeyer ganz etwas anders, als die Ausstellung und Aufhebung eines Kästchens, worinn eine geprägte Oblate enthalten ist; daher ist es auch ein dem Sprachgebrauch der alten Kirche ganz widerstreitender Ausdruck, dessen sich der Verf. bedient, daß heutiges Tages das Sakrament öffentlich in den Kirchen ausgesetzt werde. Der andre Theil der Frage setzt den Anfang der öftern Expositionen in die Zeit der Einführung der Brüderschaften vom heiligsten Sakrament, und leitet die dabey gebräuchlichen Segengebungen vornehmlich von der Begierde verschiedener Ordensstände her, mehreres Volk herbeyzuziehen. Unstreitig sehr richtig; wir wünschen, der Verf. hätte die Sache etwas ausführlicher und freyer abgehandelt. Aber da würde man gesehen haben, daß Eigennutz der Mönche diese leere Ceremonie vervielfältigte. Fünfte Frage: Ob diese Segengebungen in den Seelen der Christen eine besondre übernatürliche Wirkung hervorbringen können? Diese Frage wird hier beantwortet: „Man hat keinen Grund weder in der h. Schrift, weder in der Tradition, diesen Segengebungen eine übernatürliche Wirkung zuzuschreiben." Also etwa eine Natürliche? Oder kann überhaupt eine Ceremonie, sey sie auch in der heil. Schrift und in der Tradition gegründet, eine übernatürliche Wirkung hervorbringen? Soll aber übernatürlich so viel heißen als geistlich, moralisch, so heißt das mit dunkeln Worten spielen. — Sechste Frage: Ob es *theologice* erlaubt und räthlich sey, die öftern *Expositiones Sanctissimi* und Segengebungen *cum Sanctissimo auctoritate ordinaria* in der Mainzer Diöcese einzuschränken und wie? Daß es erlaubt sey, leidet selbst, nach dem, was der Verf. zuvor vom Ursprung der Gewohnheit gesagt hat, keinen Zweifel weiter. Er fügt aus Declarationen der Congregation der Gebräuche hinzu, daß überall, ohne bischöfliche Erlaubniß keine solche Expositionen verstattet seyn sollten. Räthlich sey die Einschränkung in diesem Stück darum, weil durch gehäufte Wiederhohlung die höchsterforderliche Ehrerbietsamkeit gegen dieses göttliche Sacrament gemindert werde. Allein hier gilt wieder die eben gemachte Anmerkung, daß das, was ausgesetzt wird, nicht das Sacrament ist; um gegen dieses, das ist, gegen die Handlung und Feyer des Abendmals Ehrfurcht

zu erwecken und zu unterhalten, können dergleichen Expositionen und Processionen weder beförderlich noch hinderlich werden. Dazu sind andre Mittel nöthig, und andre Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Aber falsche Vorstellungen, abergläubische Einbildungen und Erwartungen veranlassen und fortpflanzen, das können sie, und das thun sie auch, nach dem Geständniß einsichtsvoller Katholischer, nur allzusehr. Und eben deswegen sollte es auch nicht blos als räthlich, sondern als pflichtmäßig vorgestellt werden, sie nicht nur einzuschränken, sondern eigentlich gänzlich abzustellen. Ueber das Wie erklärt sich der Verf. nach des P. Benedikts XIV. Maaßregeln, daß es mit Ueberlegung und Klugheit geschehe; er wünscht auch, daß die Expositionen mit majestätischen Ceremonien begleitet werden, und daß bey dem in Mainz üblichen zwölfstündigen Gebet zu jeder Stunde etliche zur Anbetung zugegen seyn möchten, damit das Venerabile nie in leeren Kirchen ausgesetzt da stehe. — Das Resultat von diesem theologischen Gutachten, oder auch wohl nur die Veranlassung dazu, sind zwey einsweilige Erzbischöfliche Verfügungen, welche darauf folgen, und nach welchen in allen Stifts- Pfarr- und Klosterkirchen in Mainz (wie es scheint, blos in der Stadt) künftig weder vor und nach der Communion, noch bey Transferirung des Ciboriums und der Monstranz von einem Altar zum andern, auch nicht bey häuslichen Krankenversehungen, mit dem Ciborium der Segen gegeben werden, sondern solches lediglich bey der öffentlichen Krankenversehung erlaubt seyn soll, (ist der Segen etwa hiebey vorzüglich kräftig? Es läßt sich sonst kein Grund dieser Ausnahme denken,) und zwar nur in der Kirche vor dem Ausgange und der Zurückkunft des Volks. Auch sollen bey ausgesetztem Venerabile weniger nicht als sechs Kerzen brennen. Endlich ist in fünf Kapellen zu Mainz die Expositio Sanctissimi mit der Monstranz sowohl als dem Ciborium für immer untersagt.

Unter den Neuigkeiten dieses Hefts sind verschiedene aus der Wiener geistl. Zeitung entlehnt, und von den Herausgebern weder bestätiget noch verworfen, welches bey einer sehr im Posaunenton gestimmten (vielleicht gar spöttisch gemeinten) Nachricht von einem nicht sonderlichen Exempel Mainzischer Toleranz gegen einen kranken Lutherischen Züchtling am auffallendsten ist. Die Nachrichten von Rom sind alle

unerheblich, es möchte denn, nach dem Geschmack vieler, etwas wichtiges seyn, daß unter mehrern Seligsprechungsprocessen einer auch für die berühmte fromme Schwester Maria Crescentia Höſſinn, ehemalige Klosternonne zu Kaufbeuren, in Bewegung gebracht sey, und daß die Congregation bereits alle vorgelegten Schriften der Seligen für ächt erklärt habe, welches zur Beschleunigung ihrer Seligsprechung vieles beytragen dürfte. Wir wünschen der seligen Schwester Glück dazu, und hoffen nun bald, vielleicht von P. Geishagen in Mainz eine Höſſiade zu lesen, wie wir von dort her die schöne Labriade erhalten haben.

Verschiedene Urkunden, die Mainzische und Hessische Klostersache betreffend, werden denen willkommen seyn, die den Gang des Processes weiter übersehen wollen. Sie sind 1) Hessendarmstädtische und Hessenkasselsche Vorstellung an die Reichsversammlung, um dem Reichshofrath ferneres Fürschreiten zu untersagen. 2) Gegenvorstellung abseiten Kurmainz. 3) Neuestes Reichshofraths-Conclusum vom 2ten Aug. 1785. darin dem Kurfürsten zu Pfalz und dem Markgrafen zu Baden der Auftrag ertheilt wird, nach fruchtlosem Ablauf eines zwey monatlichen Termins über impetratischen Theil die Kaiserlichen Verordnungen zu exequiren. — Die erste Recension giebt den Inhalt von zwey Deductionen beyder Theile. Anstatt der dritten Recension wieder eine Abhandlung, und zwar: Ueber die Ketzerey des Mainzischen Erzbischofs Wezilo, die darin bestand, daß er dem Pabst Gregorius VII. abfiel. — Einige Erläuterungen des aus Schlözers Staatsanzeigen bekannten Processes des abgesetzten Prälaten zu Schwarzach, besonders zur Vertheidigung eines darinn verwickelten P. Beda Dilg, werden von den Herausgebern mit einem anonymischen Briefe begleitet, in welchem ihre Monatschrift die wahre Krone aller Journale genannt wird, welches die Herausg. würden ausgelassen haben, wenn nicht der Wiener Kirchenzeitungsschreiber es ihnen gütig erlaubt hätte, wenigstens Lobsprüche von Andern erwarten zu dürfen. Wie kindisch ist doch diese Neckerey von beyden Theilen? Wie wenig Ehre macht den Verfassern das viele Gerede, das sie in ihrem Journale von ihrem Journale treiben! Männer, die eine gute Sache haben, überlassen das Urtheil darüber der verständigen Welt, die

schon

schon richten wird, was daran ist, und brüsten sich nicht mit Lobe und Complimenten von guten Freunden, Nachbaren und Ungenannten, und weder die Wohlanständigkeit, noch die Hochachtung, mit welcher Schriftsteller vor ihrem Publikum erscheinen müssen, erlaubt ihnen viel von sich selbst zu sprechen, oder dergleichen nichtsbedeutende Beweise ihrer Würdigkeit bey erzwungenen Gelegenheiten anzubringen.

Eilftes Heft.

K. K. Verordnung, die Dispensation von Verkündigung der Ehe betreffend, daß nehmlich diejenigen, welche solche Dispensation schon von einer weltlichen Stelle erhalten haben, und eine weitere geistliche Dispensation nicht suchen wollen, von jedem Seelsorger getrauet werden, zuvor aber, jedoch bey der politischen Stelle, eidlich erhärten sollen, daß sie sich keines zwischen ihnen bestehenden Ehehindernisses bewußt sind. Dies Gesetz findet keinen Beyfall; denn, weil doch einmal das Gebot der Kirchenversammlung zu Trient, von der öffentlichen Verkündigung der Eheeinsegnung, eingeführt und üblich sey, so könne es vom **Willkühr der Untergebenen eines Regenten nicht** abhangen, demselben nachzukommen, oder nicht. (Also auch nicht vom Willkühr der Bischöfe, davon zu dispensiren, oder nicht; denn sie sind nicht weniger, als alle Einwohner eines Landes, **Untergebene** des Regenten. Kann irgend eine Kirchenversammlung den Regenten ihre Macht nehmen?) Und die Abschaffung dieses Disciplinargesetzes **durch landesherrliche Gewalt** habe allerley **Bedenklichkeiten**; denn erstlich, es sey mit demselben ein **Religionsgegenstand** verbunden; (welcher? vielleicht schämen sich die Verfasser es zu sagen. Es ist auch nicht so; die Hierarchie hat zwar mit den Ehebündnissen, und sie mit in ihr Gebiet zu ziehen, Religionsgegenstände zusammengedacht, und zusammenzudenken geboten; aber **Verbindung** ist keine. In den Preußischen Staaten wird die Ehe als eine bloße Civilverbindung behandelt, welches sie auch ist. Daselbst richten nicht die Consistorien sondern die Landeskollegien über Ehestreitigkeiten.) Zweytens hätten die einsichtsvollesten Regenten ehemals allgemein, und, so viel die Verfasser wissen, in der ganzen katholischen Kirche in die Einführung dieses Gesetzes gewilliget (nicht immer die einsichtsvolle-

vollesten, und wenn auch, immer doch hintergangen von den Eingebungen und Einwirkungen des anmaßlichen geistlichen Regiments. Zudem ist hier nicht von der Einführung des Gesetzes, die ihre guten Gründe hat, sondern von der Dispensation davon die Rede. Haben die Regenten die Einführung des Gesetzes veranstaltet, so steht es auch bey ihnen, davon zu dispensiren.) Und drittens sey das Gesetz aus den wichtigsten Gründen von der geistlichen Gewalt gemacht worden. (Der wichtigste Grund des Gesetzes ist, daß dadurch die Verheimlichung neuer Ehebindnisse verhindert wird; an diesen Grund dachten aber wohl die Päbste, die das Aufgebot verordnet haben, gar nicht; das wichtigste war ihnen, Ausbreitung und Befestigung ihrer unrechtmäßigen Macht.) Und aus diesen Ursachen schließen nun die Verfasser, daß, wenigstens ohne gemeinschaftliches Einverständniß der Bischöfe und Hierarchen, keine Aenderung solle oder könne vorgenommen werden. Das ist aber nichts anders gesagt, als es soll ewig dabey bleiben; denn wie ist je ein solches Einverständniß zu erwarten. Aber wäre es auch zu erwarten, was bekümmern einen Regenten, der in seinen Staaten Verordnungen über bürgerliche Händel und Verträge machen will, die Meynungen auswärtiger Bischöfe? Es soll nicht, es kann nicht geschehen; wie dictatorisch ist das gesprochen! Was die Verfasser endlich hinzusetzen: Einmal würden die Bischöfe Deutschlands, die zugleich Reichsstände sind, eine solche Abänderung ihres Besitzstandes und Schmälerung ihrer hierarchischen Gerechtsame schwerlich jemals zugeben; dafür ließe sich eher etwas sagen. Die Sache geht aber keine andre reichsständische Bischöfe an, als deren Kirchensprengel in die Kaiserlichen Staaten sich erstreckt. Da kann nun nicht die Frage seyn, ob sie überhaupt Reichsstände sind, und ob ihnen, als solchen, der Kaiser Ordnungen in Kirchensachen vorschreiben dürfe, sondern ob sie auch reichsständische Vorrechte und Gewalt in des Kaisers Staaten ausüben können. Sind sie, als Reichsstände, von dergleichen landesherrlichen Edikten und Verfügungen exemt, so müssen ihnen freylich ihre Rechte den Verträgen gemäß bleiben, und sie könnten ihnen ohne Ungerechtigkeit nicht genommen werden. Aber der Grund davon ist gewiß nicht hierarchische Gewalt, sondern wirkliche weltliche Verträge und Rechte eines weltlichen Staats, das deutsche Reich genannt

kannt, dessen Stände auch wider ihren Kaiser, wenn der Fall sich ereignet, reichsconstitutionsmäßig ihre Rechte vertheidigen dürfen. — Man sieht leicht, wie unstatthaft die Grundsätze der Hierarchie, in der Anwendung auf deutsche Reichsverfassung sind.

Die Religions- und geistlichen Staatsangelegenheiten enthalten wieder bekannte Zeitungsnachrichten; unter andern aber auch die wichtige Neuigkeit, daß in der Versammlung von den heil. Gebräuchen zu Rom, die Mirakel, welche Gott auf Fürbitte des Dieners Gottes Thomasso von Cori, eines Priesters aus dem Orden der mindern Brüder von der Observanz, gewirkt hat, und die Processe des Laienbruders Sebastian von Jesu, aus eben diesem Orden, gutgeheißen sind. Auch, daß die Schriften der Dienerin Gottes, Maria von der Menschwerdung, einer beschuheten Carmelitissin von Paris, nicht minder die Einführung des Heiligsprechungsprocesses, Franzens von Bergamo, eines Priesters aus dem Capucinerorden, anerkannt worden. Sollten so erleuchtete und freymüthige Männer, als die Verfasser seyn wollen, sich nicht einmal über den Römischen Canonisations-Unfug deutlich auslassen? oder, wenn sie das nicht dürfen, sollten sie, aus Achtung für ihre Kirche, nicht lieber solche Fratzen verschweigen?

Es folgen zwey unbedeutende Reichshofraths-Erkenntnisse; ferner Fortsetzung des im neunten Heft angefangenen Aufsatzes über des Kaisers Recht in seinen Erbländern neue Diöceseintheilungen zu machen; wiederum statt der ersten Recension. — In dem Artikel Nachrichten, Berichtigungen, wird dem Gothaischen Zeitungsschreiber, Herrn Winkopp, und andern, verschiedenes, nach dem feinen Ausdruck der Mainzer Theologen anzuriechen gegeben. Auch lieset man hier einen Brief voll von Complimenten an einen von ihnen (den Hrn. D. Jung, der doch so bescheiden ist, sich nicht zu nennen, — weil man ihn nicht verfehlen kann) von einem reformirten Prediger, Zwipf, über ein Document vom heil. Philipp von Zelle, der zu den Zeiten des Fränkischen Königs Pipins in der Gegend von Worms gelebt, und sich durch ein merkwürdiges Wunder, das sich gleich nach seinem Tode im Beyseyn eines mächtigen fränkischen Herrn zutrug, berühmt gemacht hat. — Wie ists? glaubt

glaubts Hr. Zwipf das Wunder, oder glaubts P. Jung? Oder wozu steht die Legende hier? Unter der Aufschrift: Nachrichten vom katholischen Privatgottesdienste in verschiedenen Städten von Thüringen, wird von Weimar, Gotha und Rudelstadt gerühmt, daß sie sehr tolerant sind; und die Verfasser hoffen noch immer mehr für ihre Glaubensgenossen. Sie sind dabey gar sehr mit interessirt, weil Thüringen von uralten Zeiten her unter die geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Mainz gehörte. — Es lassen sich hiebey mancherley Betrachtungen anstellen; allein, wir wollen lieber, da die Mainzer Theologen so gern den Ruhm der Toleranz haben möchten, ihre Aufmerksamkeit darauf hinrichten, woher es komme, daß in der Stadt Mainz selbst, in welcher unter Soldaten, Universitätsverwandten, Kaufmannschaft ꝛc. unstreitig mehr Lutheraner sind, als in Weimar, Gotha, Rudolstadt katholische Einwohner, noch nicht daran gedacht sey, den guten und gerühmten Exempeln, welche diese Städte und ihre Herren gegeben haben, völlig in eben der Art zu folgen.

Zwölftes Heft.

Mainzische Verordnungen, die Verbesserung des Pfarrgottesdiensts betreffend. Sie befehlen; die erste: die Einführung der deutschen Lieder und Gebete beym Pfarrgottesdienst, die 1785 zu Mainz gedruckt sind, in vier dortigen Stadtpfarrkirchen, kurze Unterweisungen über die Religion, und Erklärungen der Evangelien und Episteln; die andere: häufigere und auf einander folgende Messen in den vier Hauptpfarreyen; die dritte: Einschränkung der Gewohnheit des Segnens mit dem Heiligsten in den sämmtlichen Stiftern, Kirchen und Klöstern zu Mainz. Diese Verordnungen sind neue Beweise der rühmlichen Sorgfalt, mit welcher der vortreffliche Kurfürst das Religionswesen in seinem Lande zu verbessern sucht. Es ist aber traurig zu lesen, was die Herausgeber in ihren Anmerkungen zu diesen Gesetzen über die Ursach und Veranlassung derselben zu verstehen geben. Durch die nichtswürdigen Künste, welcher sich der Eigennutz der Klöster bedient, das Volk an sich zu ziehen, und durch die dem Volk tief eingeprägte Einbildung von der grossen Heiligkeit der Klöster, und der verdienstlichern

Andacht in den Kirchen derselben, werden die Gottesdienste in den Pfarrkirchen gar sehr heruntergesetzt; sie bleiben unbesucht, und scheinen ganz überflüßig. Der gemeine Mann in der Stadt läuft, wenn er fromm ist, einer andern Andacht nach, wo er Legenden und Anekdoten von den Thaten und Verdiensten dieses oder jenes Heiligen, von der Größe und Vorzüglichkeit dieses oder jenes Ablasses hört. — Reiche und Angesehene lassen sich auch lieber die Seele von einem fremden Geistlichen aussegnen u. s. w. So ists dann freylich noch in allen katholischen Ländern. Aber, wenn dieß Protestanten, als Beweise von der schlechten Beschaffenheit der Religion in katholischen Ländern, anführen; so heißt es, sie sind Träumer oder erregen Mistrauen bey den Katholiken.

Unter der Rubrik Rom, 12ten Nov. liefern die Verf. Nachrichten und Urtheile von dem Rohanschen Processe und dem competenten Richter in demselben, welche wohl schwerlich von Rom mitgetheilt sind. Das Datum des Briefs mit dem Datum der Herausgabe dieses Hefts, dem 6ten Dec. verglichen, macht es fast unglaublich, daß jener so neu seyn könne. Die Nachrichten aber sind von der Art, als man sie damals schon in allen Zeitungen gelesen hatte. In den darüber mitgetheilten Reflexionen erkennt man einen deutschen Canonisten; z. E. wenn gesagt wird, man wolle demjenigen eben nicht entgegen seyn, der behaupten würde, daß der ordentliche und gesetzmäßige Richter in dieser Sache der Erzbischof von Mainz sey. — Das Schreiben des Kaisers an die Kurfürsten von Mainz, Trier und Kölln, und an den Erzbischof von Salzburg, in Betreff der zu München neu angestellten Päpstlichen Nunciatur, wird sehr gepriesen, und mit allem Rechte. Wie aber reimt sichs mit den sonstigen Begriffen und Grundsätzen der Verf. von den Rechten des Papsts, wenn sie sagen: Hat der Abgesandte von Venedig keine Gerichtsbarkeit bey uns, und ist es noch keinem Kaiser eingefallen, ihn z. B. zum obersten Justizpräsidenten zu bestellen; warum sollte der Päbstliche Gesandte Oberrichter der Kirche seyn? rc. — Und wenn die Verf. in diesem Stück so frey denken, welches zu loben ist, wie übel sticht es dagegen ab, wenn sie bald nachher mit einer sehr sichtbaren Schadenfreude erzählen, zu Landshut in Baiern habe unlängst ein geistlicher Hofmei-

sten von dem Ablasse, Brevirbeten, Rosenkranze, Primat des Papsts rc. zu frey von der Brust gesprochen, sey von einem Ordensgeistlichen belauscht, und nach darüber eingezogenem Gutachten der Sorbonne von dem Ordinariat zu Freysingen zu achttägigen Exercitien angewiesen, zur Hofmeisterstelle aber für unfähig erklärt? Der Hofmeister hatte gesagt, der Rosenkranz sey ein dürftiges Vehikel für die Andacht des gemeinen Mannes, und müsse es bleiben, so lange der schlechte Unterricht des Volks nicht verbessert würde; sehr vernünftig! aber unsere Mainzer werfen einen Einfall dazwischen, der zu erkennen giebt, daß sie bey diesem Mann wohl noch in die Schule gehn könnten. Sie sagen: hoffentlich wird doch das Vater Unser nicht auch abgeschafft werden. Es ist doch wohl ein großer Unterschied unter dem Vaterunser und unter dem Rosenkranz. Und doch können auch abgeplapperte Vaterunser, ohne Unterricht, wenig helfen. Wie neu, wie parador, und wie kühn würde es unsern Verfassern vorkommen, wenn sie einmal hören oder lesen sollten, das Vater Unser sey kein zum wörtlichen Nachsprechen vorgeschriebenes Gebetsformular, — es passe nicht ganz für unsre Zeiten, noch weniger für alle besondere Umstände und Angelegenheiten, in denen wir zu Hause oder in der Kirche beten, — man könne herzlicher und schicklicher beten, wenn man sich an gar kein Formular binde, — u. s. w. — Uebrigens sollen, den Aeußerungen jenes Hofmeisters öffentlich zu widersprechen, am jüngst verflossenen Rosenkranzfeste alle Kanzeln zum Lob und zur Ehrenrettung des Rosenkranzes ertönt haben. Schlecht genug! Die Referenten dieser Nachricht wissen ihre Ausdrücke sehr abgemessen zu wählen; um dem Hofmeister zu widersprechen, also nicht so sehr um zu widerlegen, haben die Kanzeln ertönt. Vermuthlich würden die Referenten, wenn sie in Baiern lebten, auch widersprochen, und die Kanzeln haben ertönen lassen. Auch gönnen sie dem Hofmeister sein Schicksal, und fügen mit bedeutenden Seitenblicken hinzu: Vielleicht denken einige unsrer Leser, dieser Geistliche sollte sich anderswo — hinwenden; dort würde man ihm vermuthlich die erste beste Hofmeisterstelle anvertrauen. In den übrigen Aufsätzen dieses Hefts finden wir nichts erhebliches. Die Berichte von Rechtshändeln und die Recensionen, unter welchen wir die über das Mainzische deutsche Gesangbuch noch

etwas näher zu beleuchten Gelegenheit haben werden, desgleichen die Nachrichten, Berichtigungen ꝛc. alles ist, in Absicht der Auswahl, der Gedanken und der Einkleidung, den Begriffen gemäß, die sich unsre Leser aus unsern bisherigen Expecten von dem Geist und von den Grundsätzen der Verfasser schon gesammelt haben werden. Wir sagen daher auch kein Wort weiter zu den ganz in diesem Geist ausgeworfenen pöbelhaften Grobheiten, mit welchen sie am Schluß dieses Hefts gegen die A. d. B. und namentlich gegen Herrn Nicolai, verfahren. Sie zeigen dadurch nichts, als ihre eigene Niederträchtigkeit, und wir lassen ihnen gern die Freude, sich gegen gegründete Erinnerungen mit niedrigen Schimpfwörtern zu vertheidigen.

Lieder und Gebete beym Pfarrgottesdienste. Mit Erlaubniß der Obern. Mainz, gedruckt in der Kurf. privil. St. Rochus Hospitalsdruckerey, durch Andr. Craß. 112 S. 8.

Alle Sprachfehler oder falsche Constructionen, oder Unrichtigkeiten in der Prosodie und im Reime zu rügen, würde nicht möglich seyn. Denn davon wimmelt es auf allen Seiten. Widrige Wortzerrungen, und harte Elisionen, z. B. Genade, genädiglich, wir lob'n dich, du sitz'st, herrsch'st ꝛc. und vom Reim erzwungene Archaismen, z. E. o Jesu mein, ꝛc. fehlen auch nicht. Von der Noth, die den Verfassern der Bau der Verse und die Erfindung der Reime verursacht hat, mögen diese wenigen Proben zeugen.

Dein hochheil'ger Namen
Sey von uns gebenedeit
Christen! ruft zusammen. —

Du, o Herr Gott Sabaoth
Unser Heil und unser Hort. —

Dies, dies waren die Gebote
Die du noch vor deinem Tode
Sterbend uns ins Herz geprägt. —

Dich mit dem dankbarsten Willen
Aufs genau'ste zu erfüllen.

Du bist mit den Missethaten
Deines ganzen Volks beladen.

Der uns stets Gut's mit Vaterhuld
Im Ueberfluß verleihet
Uns täglich unsrer Sündenschuld
Erbarmungsvoll verzeihet.

Dir Gott sey in der Höhe
Lob, Preis, und Dank und Ruhm,
Barmherziger Vater, sehe (sieh),
Auf uns dein Eigenthum. —

O Christenvolk sey heilig, heilig nun
Sey heilig und gerecht
Du bist und bleibst das wahre Eigenthum.
Das selige Geschlecht
Das Jesus, der vermenschte Gott
Sich auserkiesen hat
Verharre fromm in seiner Gnad.

Hier in diesem Sakrament
Ist das Lamm, das uns versöhnt.

Der einst von dem Himmel kam
Nahm sich der verlornen an.

Aber auch in den Gebetsformeln finden sich Barbarismen z. B. S. 7. was zum gemeinen Frieden, und (zur) Wohlfahrt der Christenheit gedeihen mag. S. 12. Verschone denen, (derer) die ihre Sünden bekennen. S. 13. Reinige unsere Herzen und Nieren mit dem Feuer deines Geists, u. s. w.

Wir würden diese Stellen nicht einmal bemerkt haben, wenn nicht in der Mainzer Monatschrift gerühmt würde, (12s Heft S. 6116.) daß man auf bessere und mehr von Sprachfehlern gereinigte Verse bedacht gewesen sey. Freylich ist das nur vergleichungsweise zu verstehen; es finden sich freylich in unzähligen katholischen Gebetbüchern und Gesangbüchern größere Nachläßigkeiten im Ausdruck, als man in diesem Gesangbuche bemerkt. Aber wenn die Verf. oder Sammler nicht abgesagte Feinde des Lutherischen

Deutsch

Deutsch wären, so hätten sie den beleidigenden Uebelstand, welchen Sprachschnitzer einem der Andacht des Volks gewidmeten Buche geben, mit mehrerem Fleiß wegzuschaffen gesucht. — In der Mainzer Monatschrift wird nun die Absicht dieser Sammlung dahin bestimmt, daß sie einsweilen, bis das vollständige Andachts- und Gebetbuch für die ganze Mainzische Diöcese herauskömmt, beym Gottesdienst in den Hauptpfarreyen der Stadt Mainz gebraucht werden solle. Auf Ersuchen des Herausgebers wird ebendaselbst das Publikum aus wichtigen Ursachen avertirt, daß sämmtliche Lieder von katholischen Verfassern herrühren, und daß keine Zeile, vielweniger eine ganze Strophe aus einem protestantischen Gesangbuche entlehnt sey; derjenige aber, der aus boshaften Absichten das Gegentheil ausstreut, wird öffentlich aufgefodert, das Gegentheil zu erweisen, oder sich gefallen zu lassen, als ein Calumniant namentlich bekannt gemacht zu werden. Was das für eine mannhafte Verwahrung gegen Verdacht ist! gegen den Verdacht, der Klugheitsregel: Prüfet alles, das gute behaltet, gefolgt zu seyn. Weiter läßt sich der Haß und die Verachtung gegen die Protestanten nicht treiben, als daß man nicht nur gar nichts mit ihnen gemein haben, nichts von ihnen annehmen, keine Zeile ihrer Gesangbücher mitsingen will, sondern auch sich etwas damit weiß, so trotzig, eigensinnig und selbstgenügsam zu seyn, daß man denjenigen für boshaft erklärt, der vermuthen sollte, daß es mit dieser Versicherung nicht ganz richtig sey. Weil dann aber dem Herausgeber dieses Liederbuchs so gar viel daran gelegen ist, daß kein solcher Verdacht angeregt werde, so wollen wir, für unser kleines Theil, hiemit völlig betheuert haben, daß wir nicht die geringste Spur von Aehnlichkeit zwischen seinem und irgend einem neuern guten protestantischen Gesangbuche gefunden, ob wir uns gleich darnach umgesehen haben; ja, es ist uns auch keine Zeile vorgekommen, von welcher wir mit Gewißheit behaupten könnten, sie sey aus einem protestantischen Gesangbuche erborgt. Wie viel dadurch dies Mainzer Liederbuch gewinne oder verliere, das wollen wir nicht untersuchen; wir wollen es aber an sich selbst näher betrachten, und seinen Werth, ohne alle Vergleichung mit protestantischen Büchern von ähnlicher Absicht, erwägen.

Das Verdienst ist gar sehr klein, einen Vorrath von mehrentheils ganz kurzen Seufzern und Reimen, (denn eigentlicher Lieder kommen gar wenige vor) aus andern katholischen Gesangbüchern zusammengesucht, und mit einigen Veränderungen oder Vermehrungen herausgegeben zu haben. Selbst für ein Interim ist die Arbeit zu unbedeutend und zu nachläßig abgethan. Die eingemischten Gebetsformeln scheinen alt zu seyn; aber war es dann entweder so gar schwer, oder zu bedenklich, unschickliche und nichtssagende Stellen auszulassen, und etwas richtigeres, erweckliches einzuschalten? Wir werfen uns zu deinen allerheiligsten Füßen (S. 8.) wie sinnlos und widrig ist hier das Epitheton zu einem anthropomorphischen Ausdruck! Kaum hast du deine Hand zurückgezogen, (soll heißen: aufgehört uns zu strafen; also in ganz verkehrter Bedeutung) so suchen wir dich aufs neue zum Zorn zu reizen, (ein sehr unnatürlicher Zug von einem demüthigen und reuig bittenden Sünder.) Sage dem schlagenden Engel, daß seine Hand aufhöre; doch willst du den Kelch der Strafen nicht von uns nehmen — von solchen fremden, unverständlichen Ausdrücken und zum Theil auch falschen Gedanken sind diese Formeln angefüllt. Es sind freylich die katholischen Gebetsformulare im Ganzen noch gar zu weit von jener Anbetung im Geist, nach dem Sinn Jesu, entfernt. Es besteht auch nur allzu oft das, was die Katholiken Andacht nennen, mehr in Werkheiligkeit und in Zeichen, als in Empfindung und Gedanken; es ist fast alles sehr grobsinnlich und roh; daher dann auch die Sprache in Gesängen und Gebeten um vieles, nicht sowohl bilderreicher und prächtiger, als vielmehr handgreiflicher und krasser ist, als bey uns. Wenigstens ists so in diesen Liedern, die uns darum der allgemeinen und niedrigen Denkungsart des großen Haufens gar sehr angemessen, aber zur Erweckung und Unterhaltung einer vernünftigen, für Herz und Leben fruchtbaren Andacht sehr unkräftig scheinen. Ausdrücke, wie diese: Gott, schau von deinem Thron, oder von der Höhe deines Throns; wir fallen dir zu Füßen; wir umfangen deine Füß; öffne deine Ohren, laß dich rühren; zeige dein Angesicht: schaue auf deinen Sohn, seine Thränen, seine Wunden rufen um Barmherzigkeit; laß uns zur Himmelspforte zu kommen würdig seyn; wasche mich von meinen Missethaten; kräftiges Blut, lösch aus die

wohl-

wohlverdienten Strafen; ich seh' deine Wunden; laß mich deine Wunden küssen; und so viele andere dergleichen, als wir fast aus allen Liedern dieser Sammlung anführen könnten, führen, wo nicht unrichtige, doch sehr dunkle und verwirrte Vorstellungen, dem Verstande des größern katholischen Haufens zu; und, wenn sie gleich alle einer vernünftigen Deutung fähig sind, so ist doch nicht zu erwarten, daß Menschen, welche in ihren Religionsbegriffen und Religionsübungen so sehr an Wunder, an Zeichen und Bilder gewöhnt sind, beym Singen und Beten solcher Redensarten gerade den einzigen rechten, biblischen Sinn derselben finden und denken werden. Ihr Singen und Beten geschieht ja mehrentheils sinnlos, und ohne Zustimmung des Gemüths; es würde ihnen auch natürlich das allerverdrießlichste Geschäft seyn müssen, wenn nicht die falschen Ideen von einem Dienst, den sie Gott und den Heiligen schuldig sind, von dem Werth, den das Beten und Singen nebst allen übrigen Kirchengewohnheiten an sich, als opus operatum hat, und von einer großen Verdienstlichkeit desselben, sie bey guter Laune erhielten, und wenn nicht zugleich, bey diesem verstandlosen Nachsprechen, Augen, Ohren und Phantasie unterhalten würden. Wäre es dem Herausgeber Ernst gewesen, ein verständliches und erbauliches Liederbuch zu geben, hätte er selbst richtige Grundsätze von der Beschaffenheit eines solchen, und nöthige Fähigkeiten eins zu bearbeiten, so würden alle dergleichen Redensarten, die einen unreinen, undeutlichen, oder gar keinen, oder falschen Begriff erzeugen, von ihm verbannt, und mit hellern, dem gemeinen Verstande einleuchtendern, unserm Sprachgebrauch und der christlichen Lehre angemessenern Ausdrücken vertauscht seyn, welches auch ganz ohne den geringsten Anstoß wider den Lehrbegriff der Kirche, und ohne Besorgniß, daß protestantische Gesangbücher bey der Arbeit gebraucht zu seyn scheinen möchten, hätte geschehen können.

Viele Lieder haben noch andere Undeutlichkeiten, entweder in der Wortfügung, oder in gewissen mystischen Witzeleyen und Anspielungen, z. E. S. 4.

An dich glaub' ich, auf dich hoff' ich,
Gott, von (vom) Herzen lieb' ich dich.
Niemand soll mir meinen Glauben
Weder Welt noch Hölle rauben,

Es ist dunkel, ob Welt und Hölle nicht rauben, oder nicht geraubt werden sollen; da es. statt Niemand hätte Nichts heissen, und Welt und Hölle nicht hinter dem Worte Glauben stehen sollen. Die Construction ist ganz verwirrt. Lieder fürs Volk müssen keiner Erklärung bedürfen, und es war leicht, denselben Gedanken ganz verständlich zu bilden:

Künftig soll mir meinen Glauben
Weder Welt noch Hölle rauben rc.

Wenn es S. 31. im Liede nach der Wandlung heißt:

Nehmt und trinkt mein Blut, vergesset,
Ich geh' für euch ins Gericht,
Meines blut'gen Todes nicht;

Wer sucht da nicht eine doppelte Zweydeutigkeit, welche besser, als durch eine Parenthese, in die der mittlere Vers einzuschließen gewesen wäre, gleich gehoben war, wenn die beyden letzten Verse mit einander umgekehrt würden:

— vergesset
Meines blut'gen Todes nicht.
Ich geh' für euch ins Gericht.

Eben solche Zweydeutigkeit ist S. 77. in dem Verse:

Fließt heiße Zähren! Israel,
Gott sündigte an dir nicht mehr!
Größer ist mein Verbrechen.

Der Commentar, den die Monatschriftsteller darüber geben, daß hier der christliche Sünder unter dem Kreutz des Heilands vorgestellt werde, wie er sich der Worte des h. Paulus erinnere, daß Christen, die Jesum Christum für den Sohn Gottes erkennen, ihn mit mehr Bosheit kreuzigen, als die Juden, ist viel zu gesucht für den christlichen Sünder unter dem Volke. Die Zweydeutigkeit verschwindet wohl, wenn man mit der richtigern Interpunction lieset:

— Israel,
Gott! sündigte an dir nicht mehr; —

Allein auch so bleiben die Worte dunkel. Dieser Dunkelheit, und zugleich dem Uebelstande, daß mehr sich zu Israel reimen,

reimen, und das Größen ausgesprochen werden muß: Ge[illegible]ter, hätte der Verfasser, ausgekommen sollen, wenn gleich der schwerfällige Gedanke, den er ausdrucken will, aufgeopfert wäre.

Süßer Jesu, du kennst meine Wunden,
Hülfreicher Samaritan!
Kennst die Last, die mich erdrücket;
Nimm dich meiner Schwachheit an!
Wie ein Hirsch verlangt zur Quelle,
Schmachtet meine Seel nach dir 2c.

Welch eine Vermischung der Bilder, die erste von einem Verwundeten, die andre von einem Lastträger, die dritte von einem Durstigen! Und wie weithergeholt die Anrede Samaritan! Eine Anspielung auf eine erdichtete Geschichte, und ferner eine Anrede, die zugleich eine verhaßte Nebenbedeutung enthält.

Aus einem Liede am Allerheiligenfest S. 109.

Auserkohrne Jungfrauen!
Nun könnt ihr den Bräutigam schauen,
Nach dem eure Seel geschmacht,
Und voll Inbrunst stäts getracht! 2c.

Folgende Worte, S. 97.

Wann in der starren Hand
Die Sterbekerze brennet,
Und nun das letzte Band
Der Todesstoß getrennet. —

heißen nichts weiter, als wenn ich nun sterbe; und eben dieser Gedanke war schon im vorhergehenden Verse auf diese Art gezerret.

Wann ich mit Wehmuth nun
Von allen Abschied nehme;
Und was sie mir noch thun,
Mit stummen Dank erkenne;
Wann mir der kalte Schweiß
Vom blassen Angesicht
Herabtropft, und ich weiß
Nicht mehr, wie mir geschicht.

Die Spielerey, da Jesus ein Lamm, das wahre Osterlamm genennt wird, kommt gar oft vor; wollte man auch sagen, das sey biblisch geredet; so ist es, wenn auch diese Entschuldigung gelten sollte, doch nicht biblisch, zu sagen: das Lamm gieng am Kreuz, das Lamm kam, um den Tod zu leiden. — Für eins der schönsten Lieder in der ganzen Sammlung halten die Monatschriftsteller den verbesserten alten Gesang: da Jesus an dem Kreutze stund, oder die sieben Worte vom Kreutz. Wir wollen ihn doch hersetzen:

1.

Auf Golgatha! am Kreuzesstamm
Hieng das wahrhafte Gotteslamm,
Jesus in Todesschmerzen;
Die sieben Worte, die er sprach,
Betracht in euren Herzen!

2.

Zum ersten hat er voll Lieb und Huld
Zu Gott für seiner Mörder Schuld
Die ihn ans Kreuzholz hiengen:
Vergieb ihnen Vater, sie wissen nicht,
Was sie an mir vollbringen.

3.

O Jesu laß auch unsre Feind
Und Hasser brüderlich vereint,
Ach laß sie uns umfangen!
Wie wir vergeben und verzeihn
Laß uns deine Gnad erlangen.

4.

Hernach gedenk der Barmherzigkeit,
Die Gott dem Schächer hat bereit,
Er sprach zu ihm: O neige dein Ohr
Heut wirst du bey mir seyn
In meines Vaters Reiche.

5.

Laß uns in bitterm Todesschweiß
Dieß Trostwort stärken auf der Reis,

Uns

Ins Reich der Ewigkeiten,
Daß du uns in dem Paradeis
Die Wohnung willst bereiten.

6.

Mit Zärtlichkeit schaut er herab
Ruft der, die ihm das Leben gab,
Der Mutter voll der Schmerzen:
Weib, sieh Johannes deinen Sohn!
Sprichst mit gebrochnem Herzen.

7.

O die du an dem Kreuze standst
Und jenes Schmerzens Schwerdt empfandst
Da du ihn sahst verscheiden!
Empfiehl uns deines Sohnes Huld,
Wenn wir den Tod einst leiden.

8.

Mich dürstet, ruft in Todespein
Der Weltversöhner, auf sein Schrey'n
Wird ihm ein Trank gemischet;
Ein Schwamm voll Gall' und Eßig ists
Der grausam ihn erfrischet.

9.

Du dürstest nach der Sünder Heil
Geopferter, des Todes Pfeil
Durchbort nicht so dein Herze;
Du siehst dein Blut an viel'n verlorn,
Dies ist dein größter Schmerze!

10.

Sein blutigs Haupt empor im Tod,
Laut röchelt er: Mein Gott, mein Gott!
Wie hast du mich verlassen!
Die Qualen, die er dulden muß,
Sind groß über die maßen.

11.

Erbarmen! o Erbarmen! Gott!
Wenn wir nun in der letzten Noth
Des Todesstachel fühlen.
Wenn seine Qualen Mark und Bein,
Und jede Nerf durchwühlen.

12.

Nun bricht sein Herz; da ist sein End;
Meinen Geist befehl ich in deine Händ,
O Vater! sprichts, und scheidet!
Der Erdkreis bebt, der Vorhang reißt,
Die ganze Schöpfung leidet.

13.

In deine Wunden, Jesus Christ!
Der du für uns geopfert bist!
In deine offne Seiten
Befehlen wir dir unser Seel.
Wenn wir von hinnen scheiden.

Unsre Leser mögen selbst ermessen, wie die übrigen beschaffen sind, wenn sie wissen, daß dies eins der schönsten nach dem Geschmack und Urtheil der Mainzer ist, die es auch von Seiten der Richtigkeit in der Setzung, im Silbenmaaße und in der Zahl der Füße empfehlen, ja sogar bey der zehnten Strophe anmerken: sie sey nach Rubens oder Vandyk gezeichnet. Unsern Lesern wird wohl das Ganze vielmehr nach Hans Sachsen gedichtet und versificirt scheinen.

Ft.

---

10. Hand-

10. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Der gordische Knoten aufgelöset durch Joseph II. den Grossen. Oder die Rechte des allgemeinen Besten hergestellt, sind der Menschheit und dem Staatskörper Deutschlands so angemessen als erwünschlich, weil sie die allgemeine Glückseeligkeit Deutschlandes bestimmen. Zur Beleuchtung vorgelegt vom Verfasser entdeckter Geheimnisse. Frankfurt und Leipzig. 1785. 8. 396 S.

Die vorangesetzte kurze Geschichte von Deutschland ist zu deklamatorisch abgefaßt, als daß sie wahre Kenntniß des ehemaligen Zustandes verschaffen könnte. Der Verfasser läßt die Gothen, Wandalen, Normännen und Longobarden aus dem Nördlichen, aus Schweden, Dänemark, Norwegen, Rußland, Preußen, Pommern, Brandenburg und Sachsen kommen; — welche Verwirrung. Er hebt im panegyrischen Ton von Joseph II. an. Im ersten Hauptstücke wird das allgemeine Beste seiner Wesenheit und die Stärke seiner Rechte abgehandelt, und soviel wir errathen können, setzt der Verf. das allgemeine Beste in einer vollkommnen Sicherheit wider alle feindliche Anfälle und Bedrückung gewaltsamer Nachbarn; in der Freyheit alles zu thun, was die mit dem Besten des Staates einstimmige Gesetze erlauben; in ein versichertes Eigenthum mit gemäßigten Abgaben, und endlich in blühenden Gewerben, die niemals ein Privatinteresse einschränken darf. Diese Definition oder Beschreibung möchte nun freylich — doch was geht uns Logik und Methode an, wenn wir nur sonst aus dem Buche Nutzen schöpfen können! Die Hinderung dieses allgemeinen Besten ist nun eigentlich der Gordische Knoten, den Joseph II. aufgelößt hat, und weswegen Er, wie der Verf. sagt, selbst seine Ehre und guten Namen auf die Spitze setzte — die Wahrheit zu bekennen, verstehen wir dieses nicht. Nun kommt unser Verf. auf den Zustand der deutschen Staaten, den er, mit vieler Allegorie verbrähmt, beschreibt, deklamirt sodann über den Zustand einiger Staa-

ten im Grunde verbessert. Giebt aber auch ferner Rath, auf was Art Teutschlands Glückseligkeit zu gründen sey. Die dazu dienlichen Mittel sind aber gar zu sehr untereinander geworfen; Duldung, Gewissensfreyheit, Abschaffung der überzähligen Geistlichen, Bevölkerung, innerliche Sicherheit und dergleichen, durchkreuzen einander so wunderbar, daß man öfters nicht weiß, wie man aus dem mehr als gordischen Knoten und Verschlingung wieder herauskommen soll, und auf einmal stößt man auf die Besoldung der Schulmeister und auf die von ihnen und den Frau Schulmeisterinnen geforderten Geschicklichkeiten. Von der Minderung der allzuzahlreichen Geistlichkeit wird uns eine lange — lange Anzeige geliefert. Mit Bitterkeit tadelt er die Geistlichen, welche unter der betrügerischen Hülle heiliger Gebräuche und Zucht, die Gelder den armen Unterthanen abnehmen, und sie für Heringe, Stockfische, Laberdan und andere stinkende Fische rc. nach Holland sendet. Unter einem Mönch stellt er sich einen Mann ohne Kopf vor, der nicht mehr denken kann, weil er ohne Sinnen ist, oder weil seine Sinnen in Unsinn ausgeartet sind. Ein Mönch thut alles, was er nicht thun sollte, und nichts von dem, was er zu thun schuldig ist. Man kann leicht denken, daß der Verf. diesen Entwurf völlig ausmalt, und alle nur mögliche Misbräuche der Ordens- und anderer Geistliche erzähle. Das vierte Hauptstück behauptet, daß die Bevölkerung den Grund zum allgemeinen Besten Deutschlands lege. Der große Friedrich habe durch Bevölkerung seiner Staaten das übrige Deutschland beschämt. Hierauf zeigt der Verf. die Ursachen der Entvölkerung und Hindernisse der Bevölkerung, giebt Mittel an, sie zu mindern und zu heben. Zu den ersten rechnet er die Auswanderungen, die ungeheuern Wildgeheege, das unterlassene Urbarmachen, Unwissenheit im Ackerbau, Zünftigkeit der Gewerbe, Ausfuhr roher Producte, unerschwingliche Abgaben, Processe, Luxus, epidemische Krankheiten, Krieg und Cölibat. Aus diesem Verzeichnisse wird man nun gar leicht auf die Mittel kommen, welche der Verf. zur Bevölkerung der Staaten angewendet wissen will, wie er die Vorurtheile gegen die Bevölkerung bestreitet, und die Wichtigkeit der daraus fließenden Vortheile darthut, Dinge, die schon tausendmal gesagt sind, und welche man auch ohne Berufung auf Beyspiele bevölkerter Staaten allenthalben als wahr angenommen hat, man mag sich auf Frankreich, England und China beziehen oder nicht. Die Grund-

sätze

Künste und Nahrungszweige sind bey unserm Verf. Jagd, Fischerey, Viehzucht, Ackerbau und Bergwerke, richtig und gut. Handwerker, Gewerbe, Manufakturen und Künste sind auf diese gebaut, und der Verf. geht dabey so ins Detail, daß wir wirklich seine Kenntniß bewundern. Er scheint manches zu vermissen, was doch in der That da ist, nur vielleicht in seiner Gegend nicht, und in diesem Falle dient es doch zur Ermunterung. Hierauf kömmt der Verf. auf den inn- und ausländischen Kaufhandel, wo er, unsers Bedünkens den Activ- und Passivhandel nicht genau genug unterscheidet, und manches zu einem Passivhandel macht, was doch unter den deutschen Activhandel gehört, es kann vielleicht in des Verf. Gegend wahr seyn, aber nicht in Ansehung ganz Deutschlands. Wenn der Verf. über fremde Gewürze, Weine und dergleichen schreyt, so halten wir es ihm zu Gute, es gehört unter die abgedroschnen Gemeinörter. Mit den nachherigen Spekulationen, den deutschen Kaufhandel zu erheben, hätte der Verf. ganz ruhig zu Hause bleiben können, dergleichen muß man Kaufleuten überlassen, denn es geht den gelehrten kaufmännischen Spekulanten gerade wie den Stubenphysikern, und unsre Kaufleute werden zuverläßig sehr gut und gründlich handeln können, wenn sie auch des Verfassers ohnmaßgebliche Vorschläge nicht gelesen haben. Im 8ten Hauptstücke wird viel unbestimmtes gesagt, und vieles das an andern Orten schon besser gesagt ist. Der Beschluß wird mit den nothwendigsten Verbesserungen zur Erzielung der allgemeinen Glückseligkeit gemacht, und so zu sagen, das ganze wieder recapitulirt. Provinzialismen, wovon das Buch strotzt, mögen wir nicht rügen, denn diese gehören doch nicht zur Sache. Junge Kameralisten und künftige Staatsmänner werden überhaupt dieses Buch mit vielem Nutzen lesen, wenigstens es zu einem guten Collectaneenbuch brauchen können.

Rz.

Italiänisch-buchhälterisches Elementar- und Methodenbüchlein von J. M. F. Schulze, ordentlichem Lehrer der Handlungswissenschaft und Geschichte am Dessauischen Erziehungsinstitut. Halle, bey Gebauer. 1784. 8 Bog. in 8.

Dieß

Diese Schrift liefert einen kurzen faßlichen und für den Zweck vollständigen Unterricht von der Italiänischen oder Doppelten Buchhaltung. Ihr Gebrauch kann sowohl Anfängern, welche sich ihrer Bestimmung wegen auf das eigentliche Buchhalten legen müssen, als auch solchen nützlich werden, denen es nothwendig oder angenehm ist, theoretische Kenntnisse der Sache zu besitzen, oder die auch andere Arten von Rechnungen darnach einzurichten wünschen.

F.

Practische Beyträge zur Cameralwissenschaft für die Cameralisten in den Preußischen Staaten, von Gustav August Heinrich Baron von Lamotte. Zweyter Theil. Leipzig, verlegts Breitkopf. 1784. 1 Alph. 10 Bog. 8.

Die anhaltende Fortsetzung dieses Werks scheint einen vortheilhaften Beweis für die Nutzbarkeit desselben zu enthalten. Auf eine verbesserte innere Einrichtung hat aber demohnerachtet der Hr. V. bisher nicht gedacht. In diesem Bande ist für R. vorzüglich das 19. Stück merkwürdig gewesen, welches von Abstellung des Schafmelkens und Verbesserung der Schäferordnungen in der Churmark handelt. Es ist ein wichtiges Document über die große Behutsamkeit, welche es erfordert, wenn man Unterthanen, die von Vorurtheilen eingenommen sind, oder aus andern Ursachen ihren wahren Vortheil nicht erkennen, durch Gesetze unmittelbar auf Beförderung ihres eigenen Bestens lenken will.

Pr.

Joh. Heinr. Ludw. Bergius Sammlung auserlesener deutschen Landesgesetze, welche das Policey- und Cameralwesen zum Gegenstande haben, fortgesetzt von Joh. Beckmann, ordentlichem Professor der Oekonomie zu Göttingen. Sechstes Alphabet. Frankfurt, in der Andreäischen Buchhandlung. 1784. 1 Alph. 22 Bog. 4.

Oder:

Oder:

Joh. Beckmanns, ordentl. Prof. der Oeconomie zu Göttingen, rc. Sammlung auserlesener Landesgesetze, welche das Polizey- und Cameralwesen zum Gegenstande haben. Zweyter Theil.

Man kennt dies schätzbare und nützliche Werk schon aus B. LVIII. St. 1. S. 247 der Bibl. daher wir uns in Rücksicht des Werths und der Einrichtung desselben darauf nur beziehen dürfen. Der gegenwärtige Theil liefert eben soviel wichtiges und praktisches, und wird folglich nicht minder sowohl dem Sammler, als Fortsetzer den Dank aller derjenigen erwerben, deren Beschäfftigung Polizey- und Finanzsachen sind.

Die in demselben enthaltenen Verordnungen sind: 1) Kayserl. Königl. Berg- Teutsch- Hammer- und Radwerks-Ordnung zu Hüttenberg Massinz und Lölling. Wien den 24 April 1759, mit Anmerkungen vom Bergamtsassessor Wille in Schmalkalden. (Unter Radwerken versteht man im Oesterreichischen Schmelzhütten. Die Eigener derselben heißen Radgewerke, und sind fast durchgängig eben so vermögend, wie in Schweden die Bruchspatrone. Die Verordnung begreift 79 Artikel, in deren zweytem gesagt wird, daß dies Gebirge über 1000 Jahre bearbeitet worden, und welche sämmtlich auf Abstellung der dortigen Mängel und Gebrechen abzwecken.) 2) Allgemeine Holz und Jagdverordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein, wie auch die Herrschaft Pinneberg, Christiansburg den 30sten April 1781. (Ein meisterhaftes Gesetz, das wir allen Staaten billig empfehlen, denen es an vernünftigen Einrichtungen dieser Art gebricht.) 3) Großfürstl. Schleswig-Holsteinische Policeyordnung, Kiel den 29 Januar 1768. (Ebenfalls ein Muster. Nur sehen wir nicht ab, warum nach §. 8. liederliche Weibspersonen gerade über die Grenze, und nicht vielmehr ins Zuchthaus gebracht werden sollen.) 4) Erneuerte Gräfl. Wied. Runkelsche Feuerordnung, 1765. (Hat denn doch eben nichts neues oder besonderes.) 5) Gräfl. Wied. Runkelsche Mahl- und Waagordnung, vom 1 Sept. 1770. (Gleichen Gehalts mit der nächstvorhergehenden, und begreift Rec. nicht, warum von 145 Pf. Korn und drüber dem Müller an Staub und Abgang nur 8 Pf. von 115

bis 130 Pf. hingegen 5 Pf. gut gethan werden, wie ihm denn auch die Bann- oder Zwangmühlen nicht gefallen.) 6) Erneuerte Gräfl. Wied. Runkelsche Forst- Wald- und Rügeordnung von 1773. (Ein würdiges Gegenstück zu No. 2. enthält zugleich gute Vorschriften in Ansehung der Fluß- und Teichfischerey.) 7) Gräfl. Wied. Runkelsche Verordnung über die jährliche Bannbesichtigung ꝛc. von 1773. ingleichen 8) Gräfl. Wied. Runkelsche Verordnung über die im Amt Dierdorf vorzunehmende Mauer- und Fluhrzaunbesichtigung, von eben dem Jahr. (Anhänge zu No. 6.) 9) Gräfl. Wied- Runkelsche Verordnung wegen Ablieferung der Spatzenköpfe, von 1773. 10) Gräfl. Wied- Runkelsche Policeyrügegerichtsordnung, vom 11 Febr. 1765. 11) Gräfl. Wied- Runkelsche Polizey- und Feldschützenordnung, vom 4ten Febr. 1765. 12) Strasburgsche Verordnung, den Kauf und Verkauf des Gifts betreffend, von 1769. 13) Strasburger Verordnung, die nöthigen Anstalten, so wegen den (der) mit Wuth befallenen Thiere zur allgemeinen Sicherheit vorzukehren sind, betreffend, von 1778, und 14) Verordnung des Strasburgschen Gesundheitscollegii wegen Heilung der von wütenden Thieren gebissenen Personen, 1779. (Zwey menschenfreundliche, wohlgemeinte Sanctionen, welche nebst ihrer Zugabe wir allen Obrigkeiten zur Beherzigung bestens empfehlen, unter deren Jurisdiction sich mehr Hunde als Menschen befinden. 15) Strasburgsche Verordnung, die Ertrunkenen betreffend, von 1782. (Läuft hauptsächlich nur auf Anwendung der Tabacksklystiere und anderer schon allgemein bekannten Maaßregeln hinaus.) 16) Hildesheimische Verordnung wegen Abschaffung der Krüppel- und Bettelfuhren, von 1779. (Eine Verordnung, die dem Herzen ihres Urhebers wahre Ehre macht, und zum Besten erkrankender Armuth Nachahmung und Publicität verdiente.) 17) Innungsartikel vor (für) die Perückenmacher in Gotha, von 1782. (Zwar nur eine gewöhnliche Gewerksrolle, die aber doch manchen Misbrauch und Zwang abschafft.) 18) Polizeyverordnung, die steinerne (Gassen) Platten in Gotha betreffend, von 1781. 19) Gothaische Taxe der Riemer- Hufschmide- und Wagnerarbeit, 1768. 20) Das dänische Indigenatrecht, d. D. Christiansburg den 15ten Januar 1776. (Die vornehmste Frucht der Cabale wider Struensee, von dem noch sehr dahinsteht, ob es Dänemark nützlich, oder schädlich, so wie überhaupt politisch, gerecht

und

und billig ist, oder nicht. Aus den Zeitungen sonst schon längst bekannt.) 21) Cirkular wegen Einführung der einschürigen Schaafe in Schlesien, von 1766. 22) Königl. Preussisches Reglement zur besseren Einrichtung des Bleichwesens in Schlesien und der Grafschaft Glatz, von 1766. (Verräth durchgehends den Preußischen Geist der Ordnung, Gründlichkeit und Accuratesse. Wer denkt wohl anderwärts daran, Bleichmeister zu examiniren?) 23) Würtembergsche Medicinalordnung, von 1755. (Vortrefflich und in aller Absicht empfehlenswerth.) 24) Dorf- und Feldordnung des Dorfs Fremerswalde, von 1761. 25) Approbirte Armenordnung des Amts Plauen, vom Jahr 1772. (Rec. wünscht derselben mehrerwärts Anwendung, und ist überzeugt, daß sie allenthalben dem Unwesen des Betteins eben so gewiß, wie an ihrem Entstehungsorte wehrat.) 26) Revidirtes und erweitertes Edict und Reglement der Königl. Giro- und Lehnbanquen zu Berlin und Breslau, von 1766. 27) Churbraunschweigsche Verordnung wegen Vertilgung der beyden Unkräuter: Wucherblume (Chrysanthemum segetum) und Dorekraut (Equisetum arvense) von 1737. (Beweiset, daß im Hannöverschen schon seit beynahe 50 Jahren Dorfpolizey und wahre Oeconomie geübet worden.) 28) Churbraunschweigsche Verordnung wegen der durchreisenden Emigranten, von 1754. 29) Churbraunschweigsches Verbot des Handels mit Kaffee auf dem platten Lande, von 1780. (Auf dem Lande wird aller Handel mit Kaffee gänzlich verboten. In Städten soll niemand gebrannten, oder gemahlenen Kaffee feil haben, und roh ihn keiner unter 1 Pfunde verkaufen. Das Kaffeeschenken ist blos den Wirthen an den großen Post- und Heerstraßen oder schiffbaren Ströhmen erlaubt.) 30) Nassausches Verbot der Hazardspiele, von 1770. 31) Hessen-Casselsches Verbot des unnöthigen Schiessens, von 1776. 32) Fuldasches Verbot gefährlicher Bücher, von 1775. 33) Hildesheimsche Kleiderordnung, von 1779. (Geht lediglich nur auf den gemeinen Mann). 34) Hildesheimsche Verordnung wegen der Wittwenkasse, von 1782. (Ist eine bloße Erläuterung zweyer daselbst schon vorhandenen Gesetze über den nämlichen Vorwurf.) 35) Reglement bey den Armenanstalten in Zellerfeld, von 1782. (Die Bettlerey soll schlechterdings nicht geduldet werden. Almosen sind nur solchen Armen zu reichen, die sich ganz oder zum Theil nicht mehr

 selbst

selbst nähren können. Wer noch arbeiten kann, dem wird in einer Wollspinnereyanstalt dazu Gelegenheit verschafft. Die Kinder müssen vom sechsten Jahre an in die Schule gehen. Arme Kranke werden nicht nur mit Medicamenten, sondern auch mit Wartung, Pflege und allem, was zur Stillung des Hungers und Kummers gereicht, versorgt. Uneheliche Kinder sind von dem Vater zu alimentiren und zu erziehen ꝛc.) 35) Instruction vor (für) Schultheiß, Meyer und Bürgermeister in den Nassau-Weilburgschen Landen, von 1772. (Sie haben insonderheit auch auf den Feldbau und die ordentliche Haushaltung der Unterthanen zu sehen.) 36) Churbraunschweigische erneuerte und extendirte Fallitenordnung, von 1750. — Ein Paar folgende Theile zeigen wir nächstens an.

Te.

---

11. Kriegswissenschaft.

Bellona. Ein militärsches Journal. 15—18tes Stück. Dresden, 1784. In der Waltherischen Hofbuchhandlung. gr. 8.

Nach der Gewohnheit dieser Bibliothek zeigen wir nur an, daß dieses Journal fortgesetzt wird. Wir haben davon das 15te, 16te, 17te und 18te Stück vor uns. Es erhält sich stets bey seiner bekannten Güte. Das Hauptsächlichste in diesen Stücken machen Journale von den Preuß. Feldzügen von 1758 und 59 und die Fortsetzung der sehr guten Abhandlung über den Dienst der leichten Kavallerie im Felde aus. Im 18ten St. ist noch ein sehr guter Aufsatz, betitelt: Bemerkungen über verschiedene Ideen und Systeme der Kavallerie nebst drey Plans. Die Recensionen sind sparsam, kurz, und von nicht sehr wichtigen Werken, eine Vertheidigung der Verf. dieses Journals gegen die Militär. Bibl. ausgenommen, die eine weitläuftigere Recension dieses Buchs veranlaßt hat, die sie aber, weil es an sich, und also auch der Anfall auf die Bellona sehr unbedeutend ist, vielleicht eher hätte weglassen, und an dessen Stelle ein wichtigeres Werk beurthei-

theilen können. Ueberhaupt da der oder die Verf. der Bellona Bücher so gründlich beurtheilen, und dabey so nützliche und lehrreiche eigne Betrachtungen anbringen, so wünschten wir, daß sie mehr solche Beurtheilungen und dagegen weniger Journale von Feldzügen lieferten. Freylich sind diese sehr nützlich, aber für wen? Für den, der ihrer mehrere zusammenhält, und daraus ein Ganzes macht, entweder zu seiner eignen Belehrung, oder als militärscher Geschichtsschreiber. Das ist aber die bey weitem kleinere Zahl. Denen andern müssen sie trocken vorkommen, zumal da deren schon viele sind; und sich der Verf. der Kriegsnachrichten der Preußen dieses Faches fast bemächtigt hat, dem man es daher auch unsrer Meynung nach überlassen sollte, um ein anderes desto vollkommener zu bearbeiten.

Elementarbegriffe in Dienstsachen. Wien, bey Wappler. 1784. gr. 8. 17 Bogen nebst acht Kupfern.

Dieß ist ein vortreffliches Buch, dessen aufmerksame Durchlesung wir jungen, ja selbst auch vielen alten Offiziers nicht genug anrathen können. Es scheint in besonderer Rücksicht auf eine militärsche Erziehungsanstalt in Kayserlichen Diensten geschrieben zu seyn, wobey der Verf. zur Bildung der jungen Leute zu Offizieren angestellt seyn mag. Das läßt sich wenigstens aus einigen Stellen muthmaßen, und in dem Falle wünschen wir der Anstalt zu einem solchen Lehrer Glück. Dieß sind die Dinge, die im Werke abgehandelt sind. I. Abschnitt. 1) Von Erhaltung des Mannes; 2) von seiner Dreßirung; 3) von der Disciplin. II. Abschnitt. 1) Vom Exerziren. In diesem Artikel, wo zwar außerordentlich viel Gutes steht, hat uns doch einiges nicht ganz gefallen. Aber es ist dem Verf. nicht, sondern der in seinem Dienste üblichen Taktik zuzuschreiben, worin sich manches unzweckmäßige befindet. III. Abschnitt. 1) Vom Orientiren. In diesem Artikel kommt eine ins kurze gezogene, aber höchst richtige und nöthige militärsche Theorie der Erde vor, so wie sie sich Rec. immer gedacht hat, und wir können unsre Hrn. Kameraden nicht genug anrathen, diesen Artikel recht genau durchzustudieren, und auf jedem Spatziergang oder Ritt, in den

Gedanken zu haben, zu prüfen, und anwenden zu lernen. 2) Von Posten und Positionen. Auch vortrefflich. 3) von Patrouillen; 4) vom Rekognosciren; beyde Artikel höchst wichtig und vortrefflich ausgearbeitet. 5) Vom Rapportgeben; 6) von Präkautionen; 7) von Kriegslisten; 8) von Affären; 9) von Detaschements auf Kontribution; 10) von Furagiren; 11) von der Bagage; 12) von Konvois; 13) von Kriegsgebräuchen; 14) Resultat, worinnen sehr gut von den Eigenschaften des Körpers, des Kopfes und des Herzens, die ein tüchtiger Offizier haben muß, gehandelt wird; und endlich 15) ein Nachtrag vom Metier studieren. Dieß ist kürzlich der Inhalt dieses ganz exzellenten Werkes, aus dem wir nichts ausheben, weil es jeder Offizier ganz lesen und wirklich studieren muß. Bey der Vorrede muß man aber ja nicht anfangen; der preziöse Styl derselben könnte einem leicht einen Widerwillen dagegen beybringen. Man findet zwar im Buche selbst manche Spur davon, aber das ist eine Kleinigkeit, die man wegen der Güte des Inhalts willig übersehen muß und wird. In den Figuren ist von No. 18. an, eine Irrung, die sehr unangenehm fällt, auch wünschten wir eine Tabelle des Inhalts oder ein kleines Register dabey, um beliebige Stellen wieder auffinden zu können. Da dieß Buch seiner Güte wegen gewiß bald mehrere Auflagen erleben muß, so lassen sich diese beyden Punkte dabey leicht heben.

Pb.

Bibliothek für Officiere 1stes Stück vom Jahre 1785. Mit sieben Kupferplatten. Göttingen, bey Dietrich. in 8vo. 12 Bogen, 2 halbe Bogen Kupfer, und das Bild des Grafen von Turpin zum Titelkupfer.

Von diesem Journale sollen jährlich vier Stücke erscheinen, und jedes ½ Rthlr. kosten. Es soll eine Fortsetzung der Militärbibliothek eben dieses Verfassers seyn, die, wie er selbst in dem Vorberichte sagt, aus Ursachen, die hier nicht erzählt werden können, nicht ganz der Absicht ihrer Herausgabe entsprochen hat. Am Ende dieses Stücks steht unter der Rubrik, Beschluß, folgendes: „Ich bitte den Leser dieser Schrift, daß er nicht aus diesem Stücke das Gan-

ze

zu beurtheilt. — Ich hätte dieses Stück leicht interessanter machen können, wenn ich nicht hoffte, daß die ganze Schrift sich erst nach und nach durch ihren innern Werth empfehlen sollte." Da man nicht leicht ungerecht gegen sich selbst ist, so wird dies Urtheil des Verf. über sein voriges Journal und über den Anfang des gegenwärtigen uns die Mühe erspahren können, weiter etwas darüber zu sagen. Sollte es interessanter werden, so wollen wir dem Publikum Nachricht davon geben.

Wk.

12. Haushaltungswissenschaft.

Johann Carl Gottlieb Henzens, Inspektors über die Hochfürstl. Weimarische Stutterey zu Allstädt, Nachrichten von Veterinarischen Werken. Als Commentar über dessen Entwurf eines Verzeichnisses veterinarischer Bücher. Erster Band. Stendal, bey Franzen und Grosse. 1785.

Ein sehr brauchbares Werk, dessen Fortsetzung wir sehr wünschen.

La Fosse Handbuch zum Gebrauch für Pferdeärzte bey den Regimentern. Hannover, in der Helwingschen Buchhandlung, 1785.

Es ist für angehende Thierärzte ganz nützlich. Der Uebersetzer hat ein Register angehängt, das die alphabetische Ordnung des Originals ersetzt.

Johann Nicolaus Rohlwes, Regimentspferdarztes bey den Hannöverschen Leibregiment, Abhandlung von den äußerlichen Krankheiten der Pferde. Zur

Bildung für angehende Thierärzte. Marburg, 1785. bey Lemke.

Es sind hier die äußerlichen Krankheiten der Pferde nebst der gewöhnlichen Heilmethode abgehandelt, und die Mittel gegen dieselbe gut gewählt; nur in Ansehung der Grammatik hätten manche lateinische Formeln richtiger seyn müssen. Wir geben folgende zum Beyspiel. R. Ung. alb. Camph. ℥iv. Pulv. Vitrum Subtill ℥ij m. f. Ung.

Ek.

Sammlung praktischer Abhandlungen von verschiedenen Krankheiten der Pferde und Schaafe, wie auch der allgemeinen Hornviehseuche, nebst dagegen dienlichen Fürsehungs- und Heilungsmitteln. Zweyte sehr vermehrte Auflage. Nürnberg, bey Stein. 1785.

Es enthält dieselbe verschiedne sehr gute Abhandlungen von dem Freyherrn von Hartmann; Franz von Paula Schranck von der Stallfütterung des Rindviehes; von Saubbeck von der Unnützlichkeit der Huthweyden und dem vielfältigen Schaden derselben. Dorners kurze Abhandlung von der allgemeinen Hornviehseuche, welche insgesammt verdienen gelesen zu werden. Die erste Auflage kam 1779 heraus.

Peter Christian Abildgaard, der Arzneygelahrheit Doctors, Lehrers der Vieharzneykunst an der Königl. Veterinairschule zu Kopenhagen, Mitglieds der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften u. s. w. Pferde- und Vieharzt in einem kleinen Auszuge, oder Handbuch von den gewöhnlichsten Krankheiten der Pferde, des Hornviehs, der Schaafe und Schweine, sammt der bequemsten

und

und wohlfeilesten Art sie zu heilen, zum Gebrauch des Landmanns. Nach der zweyten vermehrten und verbesserten Auflage aus dem Dänischen übersetzt. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitschke. 1784.

In diesem Handbuch ist alles, was die neuern Entdeckungen in der Vieharzneykunst gelehrt haben, kurz und gut zusammengetragen.

F. G.

Nelkenkalender oder monatliche Verrichtung mit den Grasblumen (Grasblymen), in einer Gegend vom 51sten Grad, nach 24jähriger Erfahrung — — von M. Erh. Ludw. Henne, Rector — — Halle, Hendel. 1785. 2 Bog. 8.

Enthält manche gute Vorschrift; darunter auch etliche überflüßige, z. B. S. 14. Nr. a. im Junius „Häckgen (Häckchen) „zum Absenken im Vorrath zu machen." Solche sind doch wohl bald zu haben, wenn man absenken will. Ueberhaupt scheint der ganze hier ertheilte Unterricht entbehrlich zu seyn, da er etwas mager ausgefallen ist, und wir schon von Weissmantel, Winkler u. a. m. weit vollständigere Vorschriften haben. Ueberdieß stößt man oft auf Sprachfehler, welche doch ein Schullehrer sich billig nicht sollte zur Schuld kommen lassen; dahin gehört, daß der Verf. durchgängig für, anstatt vor schreibt. Auch fehlt es nicht an undeutlichen und ungewöhnlichen Ausdrücken, z. B. S. 6. „die von (vom) Frost „gezogenen (auf- oder herausgezogenen) Pflanzen sanft wie„der einzudrücken," auch S. 7. Aesche mit guter Erde vorrichten, anstatt in Bereitschaft halten oder in voraus fertig setzen.

S. 11. wird empfohlen, den Nelkensaamen nicht eher zu begießen, als bis er gut aufgegangen ist, außer bey anhaltender Dürre; und wenn er in Töpfe gesäet ist, ihn „durch „untergesetzte Gefäße, wenn es nöthig (ist), von unten auf „zu wässern, bis die Pflänzgen (Pflänzchen) 4 bis 5 Blätter

„haben." Das letzte scheint ein brauchbarer Vorschlag zu seyn, weil das Begießen der zarten Nelkenpflänzchen mit großer Behutsamkeit geschehen muß.

In einer Zugabe lehrt der Verf. die Zubereitung einer guten Nelkenerde; er gedenkt aber dabey weder der Maulwurfserde, welche einige Blumisten mit Grund empfehlen, noch der Holzerde aus hohlen Bäumen, welche Rec. schon oft mit Nutzen gebraucht hat.

Daß auf dem Titel der Grasblumen gedacht wird, ist etwas sonderbar. Der Unterricht geht blos auf die Nelken, und was für Blumen man dadurch bezeichne, ist sogar den Kindern bekannt.

Journal für die Gärtnerey, welches eigene Abhandlungen, Auszüge und Urtheile — — enthält. Neuntes Stück. Stuttgart, Mezler. 1786. 140 S. in 8.

Dieses Journal wird immer magerer. Schon über das vorhergehende Stück hätte Rec. eine Unzufriedenheit äußern können; doch hielt ihn die Hoffnung zurück, im gegenwärtigen desto reichhaltigere Aufsätze zu finden; aber diese ist fehlgeschlagen. Gleich die voranstehenden Aufsätze, welche nach Anzeige des Titels, eigne Abhandlungen seyn sollen, befriedigen keinen Gartenliebhaber. Der erste, unter der Aufschrift der Apfelbaum, liefert längst bekannte Sachen. Der zweyte hat den Titel: „de la Quintinie, d'Andilly und „Girardot." Hier wird mancher Leser ganz neue Sachen erwarten, aber nur kurze Nachrichten von 3 französischen Gartenliebhabern finden, welche diese Namen führten, und unter Ludwigs XIV. Regierung manche gute Versuche machten. Der dritte über den Zimmt und Zimmtbaum, gehört gar nicht hieher, und ist aus den schwedischen Abhandlungen genommen.

Die darauf folgenden Bücheranzeigen, so wie die Nachrichten und Erfahrungen, kann Rec. füglich überschlagen, da letztere keine wichtigen, sondern nur aus andern Schriften entlehnte Sachen enthalten Am wenigsten sollte man das Publikum so oft mit Verzeichnissen von feilgebotenen Blumen, Bäumen u. dgl. heimsuchen. Das Journal geht in

ent-

entfernte Gegenden, wo keine Abnehmer zu erwarten sind. Wer Blumen verkaufen will, der findet wohl andre Mittel, das Verzeichniß in einigen Gegenden zu verbreiten.

Hf.

Vorschlag einer Verbesserung aller Gattungen von Heizöfen, mit geringen Unkosten, und der daraus erfolgenden beträchtlichen Holzersparung. Mit einem Kupfer. Von A. Alons Edlen von Wüstettau. Wien, mit Ghelenschen Schriften. in 8. 2 Bog. 1785.

Der Vorschlag ist sehr thunlich, und fast alle Oefen, wie sie in den Zimmern befindlich sind, können durch einen kleinen Aufwand zur Holzsparung eingerichtet werden. Das Zugloch des Ofens wird erhöhet und darf keine größere Weite als 2½ Zoll im Quadrat haben, dieses gründet sich auf den wahrbefundenen Satz: das Feuer muß in seinem Zuge eingeschränkt, nicht ausgedehnet werden, wenn es erwärmen soll.

Ag.

Abhandlung, von dem Bau, Erkenntniß des Alters und der Farben der Pferde. Wien, bey Wappler. 1785. 8.

Die Vorrede am Hochgeehrtesten Leser fängt folgendermaassen an:

„So groß scheinet die Vieharzeney, in unsern Landen dieses Jahrhunderts durch die allerhöchste Gnade des unsterblichen Monarchens in Blühen gekommen zu seyn, so stark war sie von Verrähtern verfolgt; wie feucht denken solche Menschen, für den Monarchen, für den Raht, für das allgemeine Beste; lasse ich jeden vernunftvollen Mann reiflich überdenken.“

Die darauf folgende Einleitung so wie der Inhalt des ganzen Buchs, ist so richtig gedacht als gut geschrieben, um desto mehr contrastiret selbiges mit der Vorrede, worin noch gesagt

gesagt wird — „daß die Vieharzeney blos durch die Gnade „des Monarchens auf die Welt gebohren kam.“ — Unmöglich können Vorrede und Inhalt des Buchs, Kinder von einem Vater seyn, in ersterer ist kein Menschenverstand, und letzterer sehr lehrreich; ohne Zweifel, sind Wolsteins Vorlesungen, von einem Mann ohne Kopf, richtig abgeschrieben, aus Autorsucht herausgegeben, und damit der Herausgeber, doch auch etwas eigenes am Ganzen habe, mit einer verstandlosen Vorrede von ihm begleitet.

Georg Ludwig Rumpelts, der theoretischen und praktischen Vieharzeneykunst, bey der Churfürstlichen Sächsischen Thierarzeneyschule zu Dresden, Professors, auch der Leipziger ökonomischen Societät Ehrenmitglieds, Unterricht für die Churfürstl. Sächs. Fahnenschmiede, vom vernünftigen und zweckmäßigen Beschlage der Pferde, sowohl bey gesunden als fehlerhaften und kranken Füßen. Mit Kupfern. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1786. 8.

Möchten doch die guten Anweisungen, zum vernünftigen, dem sowohl, gesunden, als fehlerhaften Fuß angemessenen Beschlag, allgemeiner praktisch angewandt werden. Weber, Kersting, Bouwingshausen und der Verfasser, haben sehr wahr und lehrreich hierüber geschrieben, und wenn gleich selbiges bey einigen Maarställen und Cavallerien benutzet wird, so klebt doch leider! der größere Theil von Schmieden, noch immer an seiner alten, durch Zunft- und Gildemäßigen Eigensinn, gesteiften Unwissenheit, und stiftet durch schneiden, brennen, raspeln u. s. w. täglich unendliches Unheil. Zur Aufklärung dieser so gefährlichen Praktiker in diesem Fach, wünscht Rec. herzlich, daß einer der geschicktesten Männer ein so kurz als deutlich mögliches Büchlein, „ganz im allge„meinen Volkston, blos für ordinaire Stadt- und Land„schmiede schreiben möchte.“ Des verstorbenen Webers Buch entsprach diesem Zweck noch am besten, „und gegenwärtiges „am wenigsten, welches auch freylich des Verfassers Absicht „nicht war,“ da er für die churfürstlichen Fahnenschmiede

schrieb.

schrieb, welches vermuthlich mehrentheils seine Lehrlinge gewesen, und an seinen Vortrag gewöhnt sind.

Der vom Fesselbein bis zur Zehe, durchschnittene Fuß, eines im höchsten Grad verschlagenen Pferdes, welcher auf der 2ten Tafel Figur 2. abgebildet, ist lehrreich und warnend für jeden Thierarzt, der verschlagene oder Rehkranke Pferde unter Händen bekömmt, und er wird am sichersten gehen, wenn er der guten Methode des Verfassers, in Behandlung dieser Krankheit folgt. Ein ganz ähnliches Präparat hatte der seelige Kersting, nicht lange vor seinem Tode fertig, woben die Trennung des Hufbeins von den Wänden die Aufschwellung der Fleischwand und die Dislocation des Hufbeins, ganz die nehmliche war, vielleicht hat sein zu früher Tod die Herausgabe behindert, vielleicht hat es auch der Verfasser daher erhalten.

Fr.

13. Vermischte Nachrichten.

Dictionnaire François-Allemand et Allemand-François, à l'usage des deux nations, redigé par une société de gens de lettres. *Tome II.* première livraison. A—G. formant la partie françoise expliquée par l'allemand. Composé suivant le Dictionnaire de l'Academie et le Catholicon de M. *Schmidlin.* Seconde edition augmentée de plusieurs articles revus par M. de la *Veaux*, Professeur royal. A Berlin. 1785.

Da wir den ersten deutsch-französischen Theil dieses Wörterbuchs angezeiget haben, so müssen wir nun auch die Herausgabe des französisch-deutschen Theils bekannt machen, welcher auf 934 S. nur die Buchstaben von A bis G enthält, woraus man gleich sehen kann, daß das französisch-deutsche Werk ungleich viel weitläuftiger ausfallen werde. Es ist wirk-

wirklich sehr reichhaltig, und man findet nicht nur die veralteten und unbrauchbar gewordenen Wörter, die aber zu Verständlichkeit der alten französischen Schriftsteller nöthig sind, sondern auch oft Provinzialwörter angeführt. Zuweilen ist auch der eigentliche Unterschied ähnlich bedeutender Wörter mit vieler Richtigkeit bestimmt, wie bey den Wörtern Charge, fardeau und faix, ingleichen Charge und fret u. a. m. Nur Schade, daß Papier und Druck so schlecht ist. Manche Buchstaben sind so undeutlich ausgedruckt, daß man die Wörter nur rathen muß, und Druckfehler sind auch hin und wieder eingeschlichen, wovon doch am Ende kein Verzeichniß gemacht ist.

Beym Schluß dieser Anzeige erhalten wir von diesem Werke die seconde livraison, welche den Ueberrest des französisch-deutschen Theils ausmacht.

Tz.

Einleitung zur kroatischen Sprachlehre für Teutsche.

Bey einer gänzlichen Unkunde der kroatischen Sprache, können wir nichts anders thun, als blos das Daseyn dieser Grammatik und ihren Inhalt anzeigen.

In dem Exemplare, welches wir vor uns haben, stehet auf dem Titelblatte weder der Name des Verf. noch Druckort und Jahrzahl, am Ende der Vorrede aber findet man, Warasdin den 20sten May 1783., und es scheinen mehrere daran gearbeitet zu haben, weil die mehrere Zahl von ihnen gebraucht wird.

Der erste Theil handelt, von dem Gebrauche und der Aussprache der Buchstaben. Die Kroaten bedienen sich heutiges Tages der lateinischen Buchstaben, welche meistens gewöhnlich und von den deutschen nicht verschieden ausgesprochen werden, q und x aber fehlet ihnen, weil der Laut dieser Buchstaben in ihrer Sprache nicht gehöret wird. Dagegen haben sie verschiedene ihnen eigene Töne, welche sie durch zusammengesetzte Buchstaben anzeigen, nehmlich

ch oder ty, lautet wie tsch
cz — — — wie z
dy oder gy — wie dsch
ly — — — wie Lji, fast wie das Ital. gli

ny

ny — — — wie nj

ß oder ſh — wie ſch

ſz — — — wie ſ.

Die andern Regeln über die Ausſprache der Buchſtaben anzuführen, würde hier zu weitläuftig ſeyn.

Der zweyte Theil handelt von dem Nennworte, Geſchlechte und Abänderung deſſelben, von den Beywörtern, Zahlwörtern und Fürwörtern.

Der dritte Theil, von dem Zeitworte und Mittelworte.

Der vierte, von den unveränderlichen Redetheilen. Ob nicht manches faßlicher und deutlicher hätte gemacht werden können, müſſen wir andern zu beurtheilen überlaſſen. Wir glauben indeſſen, daß diejenigen, welchen die Erlernung der kroatiſchen Sprache nöthig iſt, dieſe Sprachlehre mit Nutzen werden gebrauchen können.

Tj.

Die Kakomonade, ein Nachlaß vom Doktor Panglos, als ein Supplement tes Kandide, von Linguet. Berlin. 1786. 12½ Bog. 8.

Die Ueberſetzung iſt äuſſerſt elend. Was das Werk ſelbſt betrifft, ſo enthält es, ſtatt ernſthafter Betrachtungen über die Entſtehung der Luſtſeuche (die hier mit dem ſinnreich erfundenen Namen Kakomonade belegt wird) über die ſicherſte und beſte, noch nicht bekannte Curart, und über die Mittel, den Fortſchritten derſelben durch gute Polizey Einhalt zu thun, nur Perſifflage. Die kleinen Witzeleyen, obgleich ſie zuweilen fein genug ſind, die eingeſtreueten, oft ſehr platten Zweydeutigkeiten, der, den neuern franzöſiſchen Schriftſtellern ſo eigene preziöſe Styl, das Alles macht im Ganzen nicht die beſten Eindrücke auf einen Leſer, der über einen ſolchen eckelhaften Gegenſtand lieber gar nichts als blos Declamation und ſpaßhafte Einfälle hören mag. Auch der am Ende angehängte Brief iſt nicht mehr werth als das Uebrige.

Yr.

Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, von Johann Beckmann. Zweyten Bandes, zweytes Stück. Leipzig, im Verlag Kummers. 1785. 10 Bog. 8.

Den Anfang machen mühsam aus vielen Schriftstellern zusammengetragene Nachrichten von der Falknerey. Diese Art der hohen Jagd, welche selbst das Vergnügen müßiger Regenten und Großen ist, mögen die Griechen noch nicht gekannt haben; aber den Anfang haben sie schon gemacht, die Raubbegierde einiger Vögel zur Jagd anzuwenden. Die ersten Nachrichten findet man beym Ktesias 400 J. vor Chr. Geb. aus Indien, und hernach beym Aristoteles in der Thiergeschichte aus Thracien. Die Griechen nennen die Raubvögel, welche zur Beize von den Alten gebraucht wurden, ἱέρακες, (aber auch ἀετοὶ wurden dazu gebraucht; man sehe nur Aelians Thiergesch. II. 42.) und Plinius nennt sie accipitres. Diese, so wie auch ἀετοὶ, aquilae, welches die größeren Arten sind, gehören zu dem Geschlechte, welches Linne Falco nennt; vultures, γῦπες, sind die Geyer. Gemeiner ward nachher die Jagd in Italien; denn Martial und Apulejus reden von ihr, als einer überall bekannten Sache: bey jenem heißt der Falke Famulus aucupis. Auch in der L. 22. §. 3. D. Quod vi aut clam (der V. citirt unjuristisch Digest. 43, 24, 22.) findet man: qui dumtaxat iter per fundum meum fecerit, aut ovem egerit, venatusve fuerit sine ullo opere. Frühe nahmen in der christlichen Kirche die Geistlichen an dieser Jagdlust Antheil; sie wurde ihnen aber oft auf den Kirchenversammlungen verboten. Am meisten ward die Falknerey im 12ten Jahrhundert an den vornehmsten Höfen beliebt. Der Erfinder der Falkenjagd und Falkenabrichtung ist unbekannt; einige schreiben die Erfindung dem K. Friedrich Barbarossa, andre Heinrich VI. noch andre Friedrich II. zu. Nach dem Pancirollus (dessen Buch aber der Verf. anzuführen vergessen hat, so wie er überhaupt hier seine Quellen nicht mit der ihm sonst gewöhnlichen Genauigkeit angiebt,) soll Friedrich I. als er Rom belagerte, diese Jagd erfunden haben. Der Gebrauch des Schießpulvers hat diese Jagd am meisten in Abnahme gebracht.

II. Im-

II. Italiänisches Buchhalten. Dieser Aufsatz ist ein Zusatz zum ersten Theil, und giebt Nachricht von Stevins Anweisung zum Buchhalten, welches Buch Hr. Prof. Heuß aus Kopenhagen dem V. zugeschickt hat. Die Anwendung der kaufmännischen Buchhaltung auf das Rechnungswesen herrschaftlicher Kammern ist darin mit vielem Fleiße und Scharfsinn ausgearbeitet; aber, ob wohl sie viel einfacher und ungekünstelter ist, als die Anleitungen, welche wir kürzlich dazu aus Wien in einem dunkeln, undeutschen, scholastischen Stil, wie der Verf. sagt, erhalten haben, so hat sie doch, wie jene, die Unbequemlichkeit, daß nicht jede Post hinlänglich erklärt ist, und man also nicht wohl begreifen kann, was das für Summen sind, die man in Rechnung gebracht findet. Der V. wünscht, daß ein Kenner eine ganze Kammerrechnung, mit einer vollständigen Erläuterung begleitet, und eine solche Anleitung zur kammeralischen Buchhaltung gäbe, wie S. F. Helwig Berl. 1774. 8. zur kaufmännischen gegeben hat. Ueberhaupt haben wir noch einige Zweifel gegen die Nützlichkeit der Anwendung des kaufmännischen Buchhaltens auf das Kammeralwesen, weil sie des Schreibens zu viel macht; aber mancher Leser wird hier wünschen, daß der Verf. von dem Inhalt des seltnen Stevinschen Buches mehr gesagt hätte.

III. Torf. Verschiedene niederländische Chroniken melden, daß der Torf und dessen Zurichtung um 1215 erfunden, und 1222 erst recht allgemein geworden sey; aber der Gebrauch der Erde zur Feurung ist viel älter. Plinius Natgsch. XVI. 1. sagt von den Chaucen: Captum manibus lutum ventis magis, quam sole siccantes, terra cibus et rigentia septemtrione viscera sua urunt. Auch im Antigonus Karystius findet sich davon eine Nachricht. Von der Verkohlung des Torfs bemerkt der Verf. hier, daß dieselbe um 1669 von dem bekannten Joh. Joach. Becher zuerst vorgeschlagen und versucht, und hernach 1708 durch den Kursächs. Oberberghauptmann v. Carlowitz erst recht bekannt worden; aber er hatte selbst schon, dessen er sich hier nicht erinnert hat, in der phys. Bibl. XI. S. 385. eines Versuchs um 1560 gedacht.

IV. Artischocken. Es giebt zwo Gattungen; die eine, wovon der dicke fleischigte Boden gegessen wird; und die andre, die man spanische Kardonen nennt, die wegen der fleischigten Ribben der Blätter, und der zarten Stengel, in den Gärten gezogen, und zu einer Artischockenbrühe zugerich-

tet wird. Der Alten Cynara, Carduus, wenn er eßbar ist, Scolymus und Cactus hält man für unsre Artischocken, die der Verf. genauer zu bestimmen sucht. Scolymus ist gewiß von der Cinara und dem eßbaren Carduus zu unterscheiden; und so auch Cactus ist eine von diesen dreyen verschiedne Distelart. Die alten Griechen und Römer scheinen von mehrern solchen Pflanzen, die zu den Distelarten gehören, die fleischichten Blumenböden und die zärtesten Stengel, auch wohl die Schößlinge gegessen zu haben. Unsre Artischocken aber sind gewiß erst im 15ten Jahrhundert aus der Levante nach Italien gekommen; im 16ten kamen sie nach Frankreich, und nach England erst unter Heinrich VIII. Der Name, wovon der V. nichts gewisses hat, scheint entweder das arabische الشوك zu seyn, das nach dem Golius der gemeine Name aller Distelarten ist, oder auch vielmehr الحرشف, cynara, carduus altilis, im Golius; und daher auch im Spanischen alharçofa. Doch den letztern Gedanken, wie wir aus dem Folgenden sehen, hatte schon Salmasius Exerc. de homon. hyl. iatr. p. 77.

V. Knallgold. Eine Nachricht davon aus einer Schrift des Basilius Valentins, eines Mönchs, der 1413 lebte, und schon die Kraft des Essigs, dem Knallgolde wider die Kraft des Platzens zu nehmen, gekannt hat. Nach ihm scheint Oswald Crollius in der Basilica chymica dieses Pulver am meisten bekannt gemacht zu haben. Den Namen Or fulminant findet man zuerst vom Bequin gebraucht.

VI. Intelligenzblätter. Das erste Intelligenzkomtor ist zu London 1637 errichtet, und in Deutschland sind die ältesten Intelligenzblätter zu Berlin 1727, und zu Halle 1729 gedruckt worden. Das Hannöversche Intelligenzblatt fieng 1750 an, und das Leipziger 1763.

VII. Bücherprivilegien. Ein Zusatz zum ersten Theil. Das älteste nun bekannte ist ein Bambergisches von 1490.

VIII. Büchercensur. Auch ein Zusatz zum ersten Bande. Sie nahm ihren Anfang im 15ten Jahrhundert, und unter den Päbsten hat sie Alexander VI. angeordnet, dessen Bulle der Verf. dem vornehmsten Theile nach anführt.

IX. Sägemühlen. Anfangs spaltete man die Stämme mit Keilen, so weit sichs thun ließ, und behauete sie hernach, um sie noch dünner zu machen, auf beyden Seiten.

Nam

Nam primi cuneis scindebant fissile lignum,

sagt Virgil. Und diese einfältige und verschwendrische Weise, Bretter zu machen, hat sich noch bis auf unsre Zeiten erhalten: Rußlands große Kaiserin suchte sie dadurch abzuschaffen, daß sie verbot, gehauene Bretter auf der Newa passiren zu lassen. Doch kann die Säge das Spalten des Nutzholzes nicht ganz verdrängen; denn dieses hat eigenthümliche Vorzüge, die keine Säge geben kann. Der Spalter arbeitet geschwinder, als der Säger, und das gespaltene Holz ist dauerhafter, weil die Spalte dem Laufe der Holzfasern folgt, und eben deswegen läßt es sich auch leichter und besser krümmen; auch raubt die Säge, vornämlich nach der alten Weise, zwey bis drey Linien Holz. Unsre gemeine Säge, deren Erfinder die Griechen Talus, Plinius hingegen, und nach ihm Seneka, unrichtig Dädalus nennen, war den Amerikanern vor dem Einbruch der Europäer noch nicht bekannt. Daß Augsburg schon 1322 Bortmühlen gehabt, eine Nachricht aus den dortigen Bauamtsrechnungen vom Hrn. von Stetten. Im folgenden Jahrhundert kamen sie häufiger, und in vielen Ländern vor. Das holzreiche Norwegen erhielt die erste Schneidemühle um 1530. Die Holländer scheinen erst 1596 die ersten Schneidemühlen angelegt zu haben. Schweden erhielt die erste Mühle dieser Art 1653; und jetzt hat es vielleicht die größte, die jemals in Europa erbauet ist; ein 12 Schuh breites Wasserrad treibt auf einmal 72 Blätter. In London ließ man eine Windsägemühle, die ein Holländer 1633 angelegt hatte, bald wieder eingehen, weil man Verminderung des Tagelohns davon besorgte, und noch 1768 ward eine Windsägemühle, die ein reicher Holzhändler angelegt hatte, vom Pöbel niedergerissen. Der Schaden aber ward von der Nation ersetzt, und eine neue Mühle aufgeführt, die auch fortgearbeitet, und noch mehrere veranlasset hat. Edimburg hatte eine Sägemühle schon einige Jahre früher.

X. Branntewein. Auch ein Zusatz zum ersten Bande. Ein altes Gedicht zum Lobe des Branntweins, aus der Leipziger Quartalschrift für ältere Litteratur und neuere Lektüre hier von neuem abgedruckt.

XI. Milchzucker. Ein wesentliches Salz, das durch Abrauchen und Krystallisation aus der Milch erhalten wird; es wird durch öftere Reinigung immer weniger zuckerartig, wie der gewöhnliche Zucker. So viel man jetzt weiß, gehört

die Erfindung einem Italiäner, Fabrizio Bartoletti, in seiner Encyclopaedia hermetico-dogmatica, die zuerst zu Bologna 1615 gedruckt worden; er nannte es mannam seu nitrum seri lactis. Nach ihm hat Ludov. Testi, ein Arzt in Venedig, der 1707. starb, es für seine Erfindung ausgegeben, und als ein kräftiges Mittel wider Podagra und andre Uebel verkauft. Die Vorschrift dazu, die von dem gewöhnlichen Verfahren etwas abweicht, hat Ant. Valisneri durch seine Ausgabe des Testischen Buchs de praestantia lactis bekannt gemacht; und er nennt dieses Salz il sale di sero dolcificato. Gegenwärtig wird im Kanton Bern der meiste Milchzucker aus frischer Milch, durch Abkochung mit Eyern, und nach der dadurch bewirkten unvollständigen Scheidung der Milch, durch Abseigen, Einkochen und Anschießen im Kühlen bereitet. Aber dieser Zucker aus frischer Milch ist weit fetter, und der Verderbniß mehr unterworfen, als der aus Molken, die ihrer Käsetheile sorgfältiger entlediget sind.

XII. Sympathetische Dinte. Einer andern Art hatte schon der B. I. S. 446. gedacht; hier von der, die aus dem Kobolt bereitet wird, deren Schrift in der Kälte verschwindet, aber nach einer mäßigen Erwärmung, in einer angenehmen grünen Farbe erscheint. Man schreibt gemeiniglich dem Hellot diese Erfindung zu; er hat die Dinte auch zuerst untersucht, und ihre Bereitung 1737 in den Memoires der Pariser Akademie bekannt gemacht; aber ihr Erfinder ist er nicht. Vor ihm hatte auch schon Herm. Friedr. Teichmeyer diese Dinte gemacht, und seinen Zuhörern unter dem Namen der sympathetischen Dinte vorgezeigt; aber noch vor beyden soll ein deutsches Frauenzimmer 1705 ihre Bereitung gelehrt haben, wie Pot Observat. Chymicar. Collect. I. p. 163. meldet, der aber den Titel des Buchs unvollständig durch D. I. W. in Clave angiebt, welches der Verf. näher kennen zu lernen wünscht.

XIII. Stempelpapier. Der Verf. möchte lieber Stämpfelpapier schreiben, von stampfen; aber dieses können wir nicht billigen; es ist das französische estampe, und daher auch stampare. Justinian führte schon in der Nov. XLIV. K. 2. gestempeltes Papier ein; aber nicht das, was wir jetzt haben, welches eine wahre Steuer ist. In Holland, wo alles versteuert wird, was Menschen brauchen, ist auch zuerst die Stempelsteuer 1624 durch eine Verordnung vom

1sten Aug. eingeführt worden; und bald folgten andre Länder nach. In Frankreich scheint dieses um 1673 geschehen zu seyn. Kursachsen und Kurbrandenburg führeten diese Steuer 1682 ein, und im Hannöverschen ist sie, wie es scheint, 1709 aufgekommen.

Mf.

Fanny, die den 14ten Wintermonats 1785. in München vom Frauensthurm stürzte. Ein Traumgesicht von Anton Baumgärtner, Auditor des Churf. Leibregiments. Zweyte verbesserte Auflage. München. gr. 8. 1785.

Ist in einer pathetischen Sprache erzählt, und enthält manche gute Gedanken, nur sehr weitschweifig! Die Scheingründe, womit man so gern den Selbstmord zu entschuldigen pflegt, werden durch die darauf folgenden Gegengründe von selbst gehoben. Zuletzt werden Regeln angegeben, durch deren Befolgung der Verf. die Keime des Selbstmordes aus Empfindeley erzeugt, verhindern will; die Regeln wären ganz gut, wenn nur die Ausführung möglich gemacht werden könnte.

Ef.

Kurze Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten, sonderbarsten Entdeckungen und nützlichsten Erfindungen in allen Wissenschaften und Künsten von C. L. Reinhold. Erste Sammlung. Zwote Auflage. Osnabrück. 1785. (3 Bog.)

Dies Büchlein von 46 Seiten ist, wie Rec. muthmaßet, schon in unsrer Bibliothek B. LXIII. St. II. S. 455. doch ohne Ankündigung des Namens des Verf. angezeigt worden. Wir bestätigen das daselbst bereits gefällte Urtheil, und sollten auch 100 Auflagen von diesem sehr entbehrlichen und von Druckfehlern wimmelnden Produkte gemacht werden. R. dächte, Hr. M. und Prof. Reinhold hätte doch gewiß Fähigkeiten und

Kenntnisse genug, um was Besseres in der Art zu liefern.

Ct.

Sonnenfels gesammelte Schriften. Fünfter Band. Wien, mit von Baumeisterischen Schriften. 1784. 1 Alph. ½ Bog. 8. — — Sechster Band. Ebendas. 1784. 1 Alph. 5 B. 8.

Im fünften Bande steht zuerst: das weibliche Orakel, das ehedem einzeln gedruckt wurde, und für das andre Geschlecht viel lehrreiches enthält. Den übrigen Raum dieses fünften, und den ganzen sechsten Band füllen die bekannten Briefe über die Wiener Schaubühne, die bey ihrer ersten Erscheinung mit Recht vielen Beyfall erhielten, und auch jetzt noch ihren Werth haben, wenn gleich viele einzelne Beziehungen derselben vielleicht in Wien selbst nicht mehr so treffend, und viele darin angebrachte Erinnerungen jetzt nicht mehr so nothwendig sind, als damals. Denn daß sie es nicht sind, ist vielleicht eine heilsame Wirkung dieser Briefe selbst. Vor dem sechsten Bande steht eine Inschrift des Verf. an Hrn. Rath Adelung, aus der wir folgende Stelle hersetzen. „Es vermindert unsre Hochachtung nicht, daß Sie „unsre Gegend, wie unsre Zeitverwandten, von dem Rechte „und Ruhme ausschließen wollen, zum gemeinschaftlichen „Nationalreichthume etwas mit beyzutragen. Wir sehen „darin nicht kleinfügige Provinzialpartheylichkeit, sondern „Strenge des Geschmacks, die den deutschen Varro auch gegen den Verfasser der Geschichte der Kultur des menschlichen „Geschmacks (Geschlechts) selbst unbillig zu werden verleitet hat."

Fr.

Liefländischer Adreß- und Postkalender. Mitau. in 8. 343 S. 1784.

Lief- und Ehstländischer Staats- und Adreßkalender auf das J. 1785. Marienwerder. Ueberhaupt 440 S. in 8.

Der

Der Colleg. Assessor und Gouvernements-Anwald Bergmann in Riga, welcher sich unter den Zueignungsschriften als den Herausgeber namhaft macht, liefert hier seinen Landsleuten brauchbare Verzeichnisse, in welchen man nicht nur die Namen aller dort in öffentlichen Bedienungen stehenden Personen, sondern auch vieler Kaufleute und Professionisten, findet; der erste Kalender enthält auch die Namen der sämmtlichen liefländischen Güter und deren Besitzer. Solche im Lande selbst, gemeiniglich unentbehrliche, und eine gute Aufnahme verdienende, Localnachrichten haben für entferntere Gegenden nur zuweilen eine Brauchbarkeit; daher kann es Rec. füglich bey einer ganz kurzen Anzeige bewenden lassen.

It.

Schattenrisse edler deutscher Frauenzimmer oder offenherzige und unpartheyische Nachrichten von jetzt lebenden — berühmten schönen und biedern Damen, aufgesetzt von einem ihrer Verehrer und Freunde. Erster Heft. Halle. 1784. 8. 492 Seiten. Die Kupfer zu diesem werden beym zweyten Hefte geliefert.

Wenn ein Freund, ein angeblicher Freund und Verehrer eines Frauenzimmers, nicht unter vier Augen, sondern öffentlich, sogar gedruckt sagen wollte: „Sie kann keine Sprache, keine Naturgeschichte, keine Historie und Philosophie. Sie hat noch manchmal etwas adeliches, das ihren Stand verräth, besonders gegen Personen, die weit unter ihr sind. Sie strickt einen guten Strumpf, kocht ein Gericht deutscher Klöße, liest den Abendseegen aus dem Paradiesgärtlein; ihr Gemahl besaß gar keine Wissenschaften, denn das wenige, was er wußte und eine reiche Bibliothek machen keinen Gelehrten. Sie ahmet vieles nach, was ihr nicht kleidet; hat Hang zum Sonderbaren; affectirt was sie nicht ist; will absolut ein groß Genie seyn, und ist deswegen oft steif, stumm und ungesellschaftlich; hat die Genieseuche; versäumt höhere Pflichten, Artigkeit und Aufmerksamkeit, die man andern ihres Standes schuldig ist; hat ein bischen zu viel Gefühl von ihrer Größe; trägt sich manchesmal ein bischen affectirt. Dem

Autor fällt das an einer so würdigen Dame auf, wenn er es an einem schön geputzten Pfingstochsen — eine artige Vergleichung — auch gerne verträgt. Sie genießt einer guten Gesundheit, flickt aber immer daran und glaubt sich kränklich. Sie ist sich ihrer Vorzüge bewußt, und ziert sich mit ein wenig Stolz; ihr Blick ist der Liebe suchende; ihre Rede ist ein bischen gezirt und affectirt. Sie nimmt es mit der Liebe so genau nicht. Der Autor will die Geschichte ihrer Erziehung und ihres Lebens nicht umständlich erzählen, er möchte sonst an manches stoßen, das keinen guten Klang gäbe. Sie opfert blos ihrer Schönheit.“ — Dies sind Floscula, die uns nur bey Durchlesung etlicher Lebensläufe aufgestoßen sind. — So würde ohne Zweifel jeder unbefangene Leser über diese Grobheiten erstaunen, und gleichwohl will der Verf. jetzt lebende schöne und biedere Damen schildern, will sogar ihr Verehrer und Freund seyn. Gewiß werden sich die schönen und biedern Damen für diese Verehrung und Freundschaft bedanken. Geschichte, wenn sie auch nur von Privatpersonen geschrieben werden soll, kann nicht bey ihren Lebzeiten bekannt gemacht werden, denn der Verf. muß nothwendiger Weise auf der einen oder andern Seite sündigen, wenigstens sich dem Verdacht der Schmeicheley oder der Verläumdung aussetzen. Wir zweifeln gar nicht an der künftigen Erscheinung des angedroheten zweyten und mehreren Hefte, aber da nun unsre Leser wissen, wie der Autor seine Freundinnen behandelt, so werden wir künftig nur das Daseyn der folgenden Hefte anzeigen, und ihn der Behandlung der silhouetirten Frauenzimmer überlassen.

Schattenrisse edler teutscher Frauenzimmer; oder unpartheyische Nachrichten von schönen und edlen Damen. Zweyter Heft mit sieben Kupfern. Halle, in J. C. Hendels Verlage. 1785. in 8. 340 Seit.

Der Verleger zeigt in einer kurzen Nachricht an, daß es dem Verfasser des ersten Theils nicht länger gefällig gewesen sey, zu schreiben, er habe also einem andern die Bearbeitung dieses zweyten Theiles auftragen müssen, und dieser neue Verfasser sagt in der Vorrede, daß er mit der Arbeit seines Vorgän-

gängers nicht zufrieden sey; die Arbeit scheine ein wenig übereilt und mit zu viel flüchtiger Laune und bitterer Wahrheit hier und da geschrieben zu seyn. Hierauf macht er sich mit einer auffallenden Selbstzufriedenheit viele Complimente, und fängt mit den Beschreibungen selbst an, und sagt bey einem gewissen Frauenzimmer, „daß sie eher hier aufgestellt zu „werden verdiene, als so manches hochgräfliche Gänschen, „oder so manche hochgepriesene Fürstin, deren possierliche Karakteristik das laxirende Publikum sehr vortheilhaft statt der „Genieblätter gebrauchen könne." — Eckler Witz! ob das wohl der gesellschaftliche Ton in dieses neuen Verfassers Gegend seyn mag? — In diesem Hefte sind beschrieben und silhouetirt: Frau Doct. Zitzmann in Leipzig, Fräulein van Haar in Amsterdam, Frau von der Decken in Ratzeburg, Fräulein von Sackwitz in Berlin, Frau Kreishauptmannin von Pöllnitz in Thüringen, Mademoiselle Mautsch in Pirna, und Mademoiselle Bause, in Leipzig verstorben. Den physiognomischen Schnickschnack und das süß seyn sollende und pretiöse abgerechnet, finden wir die Beschreibung zu einer zwecklosen Lectüre noch bequem genug und erträglich. In besondere Critik dieser oder jener Beschreibung mögen wir uns nicht einlassen, sie möchte vielleicht unschuldiger Weise das Original selbst treffen, genug daß wir das Daseyn dieses zweyten Hefts angezeigt haben.

Rz.

Berlinischer Schriftsteller für das gemeine Leben. — Zum Gebrauch für deutsche Schulen, und für jeden, der in der Briefstellerey Unterricht bedarf und verlangt. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, bey Himburg. 1784. in 8. 1 Alph. 8 Bog.

Wir haben diesen Briefsteller nach seiner ersten Ausgabe B. LIV. S. 201. angezeigt, und nach Verdienst empfohlen. Er ist bereits in verschiednen Schulen eingeführt worden, und dies hat sobald eine zweyte Auflage nöthig gemacht. Aber eben deswegen hat der Verf. nichts an dem Plan des Werks ändern wollen, sondern nur Fehler weggeräumt, und zum

Theil einige Briefe mit bessern vertauscht. Die erste Ausgabe enthält blos in zweyen Abtheilungen, einen allgemeinen Unterricht über die innere und äußere Einrichtung der Briefe, und Beyspiele von allerley Art, nach Classen geordnet, nebst vorgängigen Regeln. Das vornehmste aber, wodurch sich diese Auflage von der ersten unterscheidet, ist ein Anhang von S. 411. an; nehmlich ein Unterricht über das Postwesen in den Preußischen Staaten, insofern solches insbesondere dem Briefsteller und auch andern Partikulärs zu wissen nöthig ist. Es ist solches eigentlich ein Auszug aus der schönen Preussischen Postordnung, mit einer Zugabe der Postbrieftaxe von Dresden. Auf dem Titel wird außer diesem Anhang auch eines zweyfachen andern erwähnt; 1) Versuch einer Anweisung über den Gang und den Zusammenhang der Geschäffte in den Preußischen Staaten; und 2) Auszug aus dem Stempeledict in Rücksicht auf das Bedürfniß des Briefstellers; wir haben aber nichts davon im Buche selbst gefunden.

Zf.

Französisches Lesebuch für Anfänger. Herausgegeben von Friedr. Gedike, Königl. Preuß. Oberconsistorialrath und Director des Friedrichwerd. Gymnas. zu Berlin. Berlin, bey Mylius. 1785. 15 Bog. in 8.

Der verdienstliche Fleiß des Verfassers, der unsre Schulen bereits mit einem griechischen und lateinischen Lesebuch beschenkt hatte, liefert ihnen nun auch ein ähnliches Buch für die französische Sprache. Er sagt selbst in der Vorrede, daß es mit jenen Lesebüchern Anlaß, Zweck und Einrichtung gemein habe, daß er folglich bey dessen Zusammentragung auf Interesse und Unterhaltung für die Knabenseele, auf Leichtigkeit, Kürze und Abwechselung, moralische Bildung, auf gelegentliche Beförderung des Lernens und Wiederhohlens vieler nützlichen und nothwendigen historischen Kenntnisse, und auf Erleichterung der Vorbereitung und Wiederhohlung durch ein angehängtes Register oder Wörterbuch gesehen habe. Wir können versichern, daß diese mannigfachen, obwohl zu vereinbaren Absichten durch die glücklichste Mannichfaltigkeit naturhistorischer

cher Nachrichten, historischer, mythologischer und moralischer Erzählungen, Anekdoten und Fabeln in Prosa und Versen erreicht worden sind. Der Aufsätze sind in allen 128; das französisch deutsche Wörterbuch vermehrt die Brauchbarkeit des Buchs gar sehr, so daß wir mit Ueberzeugung Anfängern in der französischen Sprache, kein bequemeres, nutzbarers und wohlfeileres Lesebuch zu empfehlen wußten.

Ps.

Grundsätze zur Feststellung und Aufrechthaltung der Eintracht zwischen der politischen und kirchlichen Macht in katholischen Staaten. Ein Handbuch für Priester und Staatsmänner. 1785. in 8. 319 Seiten.

Die concordia sacerdotii cum imperio wird zu unserer Zeit eben so in Deutschland, wie vor etwa hundert Jahren in Frankreich, eine Lieblingsmaterie der Kanonisten und Politiker. Schwerlich wird davon noch etwas neues gesagt werden können; noch weniger wird je ein Versuch so glücklich seyn, den beyden bey diesem Streite interessirten Partheyen Genüge zu thun. In der That bringt es auch die Natur der Sache selbst mit sich, daß Staat und Kirche, so lange beyde nicht nur auf den Namen, sondern auch auf die Eigenschaften und auf das Ansehen coordinirter Mächte Anspruch machen wollen, in Ewigkeit unversöhnliche Mächte sind. Bis jetzt aber giengen römischkatholische Schriftsteller, in ihren Bemühungen, beyden, dem Staat und der Kirche, ihre Grenzen und wechselseitigen Verhältnisse abzustechen, noch immer von der grundlosen Voraussetzung aus, daß auch die Kirche eine wirkliche Macht sey, eine gesetzgebende Gewalt neben dem Staate, und im Staate habe und ausübe.

So auch unser Verfasser. Mit vielem Vertrauen, den endlichen Frieden zu Stande bringen zu helfen, bietet er Priestern und Staatsmännern seine Vorschläge an. Wir finden nichts neues in denselben, ob wir gleich gern einräumen, daß der Verf. über sein Thema fleißig nachgedacht habe. Er will die Heilung der Wunde einmal von innenher versuchen, nachdem man sich lange Mühe gegeben, sie zu decken, oder aufs höchste nur von aussenher zu

kuri-

Theil einige Briefe mit bessern vertauscht. Die erste Ausgabe enthält blos in zweyen Abtheilungen, einen allgemeinen Unterricht über die innere und äußere Einrichtung der Briefe, und Beyspiele von allerley Art, nach Classen geordnet, nebst vorgängigen Regeln. Das vornehmste aber, wodurch sich diese Auflage von der ersten unterscheidet, ist ein Anhang von S. 411. an; nehmlich ein Unterricht über das Postwesen in den Preußischen Staaten, insofern solches insbesondere dem Briefsteller und auch andern Partikulärs zu wissen nöthig ist. Es ist solches eigentlich ein Auszug aus der schönen Preußischen Postordnung, mit einer Zugabe der Postbrieftaxe von Dresden. Auf dem Titel wird außer diesem Anhang auch eines zweyfachen andern erwähnt; 1) Versuch einer Anweisung über den Gang und den Zusammenhang der Geschäffte in den Preußischen Staaten; und 2) Auszug aus dem Stempeledict in Rücksicht auf das Bedürfniß des Briefstellers; wir haben aber nichts davon im Buche selbst gefunden.

Zf.

Französisches Lesebuch für Anfänger. Herausgegeben von Friedr. Gedike, Königl. Preuß. Oberconsistorialrath und Director des Friedrichswerd. Gymnas. zu Berlin. Berlin, bey Mylius. 1785. 15 Bog. in 8.

Der verdienstliche Fleiß des Verfassers, der unsre Schulen bereits mit einem griechischen und lateinischen Lesebuch beschenkt hatte, liefert ihnen nun auch ein ähnliches Buch für die französische Sprache. Er sagt selbst in der Vorrede, daß es mit jenen Lesebüchern Anlaß, Zweck und Einrichtung gemein habe, daß er folglich bey dessen Zusammentragung auf Interesse und Unterhaltung für die Knabenseele, auf Leichtigkeit, Kürze und Abwechselung, moralische Bildung, auf gelegentliche Beförderung des Lernens und Wiederhohlens vieler nützlichen und nothwendigen historischen Kenntnisse, und auf Erleichterung der Vorbereitung und Wiederhohlung durch ein angehängtes Register oder Wörterbuch gesehen habe. Wir können versichern, daß diese mannigfachen, obwohl zu vereinbarenden Absichten durch die glücklichste Mannichfaltigkeit naturhistorischer

scher Nachrichten, historischer, mythologischer und moralischer Erzählungen, Anekdoten und Fabeln in Prosa und Versen erreicht worden sind. Der Aufsätze sind in allen 128; das französisch deutsche Wörterbuch vermehrt die Brauchbarkeit des Buchs gar sehr, so daß wir mit Ueberzeugung Anfängern in der französischen Sprache, kein bequemeres, nutzbarers und wohlfeileres Lesebuch zu empfehlen wüßten.

Pf.

Grundsätze zur Feststellung und Aufrechthaltung der Eintracht zwischen der politischen und kirchlichen Macht in katholischen Staaten. Ein Handbuch für Priester und Staatsmänner. 1785. in 8. 319 Seiten.

Die concordia sacerdotii cum imperio wird zu unserer Zeit eben so in Deutschland, wie vor etwa hundert Jahren in Frankreich, eine Lieblingsmaterie der Kanonisten und Politiker. Schwerlich wird davon noch etwas neues gesagt werden können; noch weniger wird je ein Versuch so glücklich seyn, den beyden bey diesem Streite interessirten Partheyen Genüge zu thun. In der That bringt es auch die Natur der Sache selbst mit sich, daß Staat und Kirche, so lange beyde nicht nur auf den Namen, sondern auch auf die Eigenschaften und auf das Ansehen coordinirter Mächte Anspruch machen wollen, in Ewigkeit unversöhnliche Mächte sind. Bis jetzt aber giengen römischkatholische Schriftsteller, in ihren Bemühungen, beyden, dem Staat und der Kirche, ihre Grenzen und wechselseitigen Verhältnisse abzustechen, noch immer von der grundlosen Voraussetzung aus, daß auch die Kirche eine wirkliche Macht sey, eine gesetzgebende Gewalt neben dem Staate, und im Staate habe und ausübe.

So auch unser Verfasser. Mit vielem Vertrauen, den endlichen Frieden zu Stande bringen zu helfen, bietet er Priestern und Staatsmännern seine Vorschläge an. Wir finden nichts neues in denselben, ob wir gleich gern einräumen, daß der Verf. über sein Thema fleißig nachgedacht habe. Er will die Heilung der Wunde einmal von innenher versuchen, nachdem man sich lange Mühe gegeben, sie zu decken, oder aufs höchste nur von aussenher zu

kuri-

kuriren; und da die Wunde von innenher nicht geheilet werden kann, wenn nicht das Principium der Krankheit gekannt und durchaus zerstört wird, so will er den Irrungen und Kollisionen auf dem Fuße nachgehen, um die Quelle derselben aufzudecken. (Dies zugleich zur Probe des buntscheckigten Stils.) Allein wir sehen eben nicht, daß er an die Quelle gekommen, weil, wie gesagt, dieselbe tiefer und dem Auge eines Katholischen, der in der Kirche, ohne auch nur zu zweifeln, ob er recht steht, eine Macht erkennt, verborgen liegt. Denn gleich unter den Hauptgrundsätzen, die er für eingestanden hält, lautet der zweyte so: Christus hat in seiner Kirche eine Stufenfolge der geistlichen Gewalt eingesetzt, das heißt, eine Hierarchie gestiftet, der dritte: die Gewalt, die Mittel zur Erreichung des gesellschaftlichen Entzwecks der Kirche zu bestimmen, hat Christus den Aposteln, und den Nachfolgern der Apostel, die Bischöfe heißen, verliehen, u. s. w. Es folgen hierauf besondere Grundsätze über die Kirche, als eine Macht betrachtet, und dann besondere Grundsätze über den Staat, oder die weltliche Macht, die (vermeintlichen) Verhältnisse beyder Mächte gegen einander, Folgerungen daraus, Grundsätze zur friedlichen Ausübung der weltlichen und geistlichen Macht in einem Staate u. s. w. Diese sind: 1) die geistliche und weltliche Macht kommt von Gott; jede ist in ihrer Sphäre die höchste, und eine von der andern unabhängige Macht; 2) die christliche katholische Religion widerspricht ihrer Wesenheit nach der zeitlichen Glückseligkeit des Staats gar nicht, und kann mit ihr gar wohl bestehen; 3) der Landesfürst hat große Pflicht, der Kirche beyzustehen und sie zu schützen; 4) Jede Macht hat das Recht, die Mittel zur Erreichung ihres Zwecks zu bestimmen, und die Hindernisse wegzuräumen. Wie nun das können die Principien zur Friedensstiftung werden, begreifen wir nicht, auch nach allen den daraus geleiteten Folgerungen nicht. Denn am Ende ist ja der Verf. wieder eben da, wo er war, als er die Untersuchung anfieng, daß nemlich beyde Mächte ihrem Zweck nachgehen, und die Hindernisse wegzuräumen ein Recht haben sollen, welche sich ihren Absichten entgegen stellen, denn durch die Befolgung dieses Grundsatzes entstehen eben jene Collisionen und Streitigkeiten der geistlichen und weltlichen Macht, welche der Verf. beylegen helfen will, weil es

nicht

nicht fehlen kann, daß sie einander auf ihrem Wege beständig begegnen, und sich an einander reiben. Die Vorschläge zum Besten der beyderseitigen Eintracht, welche zuletzt folgen, können noch keinen Frieden schaffen, sind höchstens Vorschläge zum Waffenstillstand, oder eine Palliativkur, z. E. daß die Bischöfe nichts verordnen ohne landesherrliche Bewilligung, daß der Regent, wenn er Kirchengesetze abschaffen will, zuvor mit den Bischöfen Abrede darüber anstelle, daß die Bischöfe eines Landes keine päbstliche Verordnungen mehr annehmen, ohne zuvor unter sich und mit dem Regenten einig zu seyn rc. Kurz man siehet, wie sehr katholische Schriftsteller noch zurück sind, wenn man eine solche sonst recht wohlgemeinte Schrift lieset.

Rl.

Hessische Beyträge zur Gelehrsamkeit und Kunst. Drittes Stück. Frankfurt bey Varrentrapp. 10 Bog. gr. 8.

Wir zeichnen den Inhalt dieses Stücks aus, das übrigens den vorhergehenden an Güte gleich ist. I. Vom Titel der Landgrafen von Hessen, als Fürsten zu Hersfeld. Die Abtey Hersfeld wurde nicht durch den W. F. in ein weltliches Fürstenthum verwandelt, sondern es erhielt diese Benennung erst in dem ersten Lehnbriefe vom 10ten Jan. 1651, und in eben diesem Jahre erlaubte auch der Kaiser den Landgrafen von Hessen Cassel den Titel eines Fürsten von Hersfeld. Darmstadt aber konnte lange diese Erlaubniß nicht erhalten, und eben so wenig die Mitbelehnung darüber, bis ihm endlich bey der Belehnung von 1707 beydes zugestanden ward. Doch sollte Cassel, in Ansehung Hersfelds, immer den Vortang vor Darmstadt haben. Cassel hat sich auch der Darmstädtischen Mitbelehnung keinesweges widersetzt, sondern das Gesuch darum vielmehr möglichst unterstützt. Dies alles hat Hr. Rath Ledderhose hier mit Urkunden erwiesen. II. Fortgesetzte Beschreibung des Brodbaums, vom Geheimenrath Forster, mit zwey Kupfern. III. Nachricht von der F. H. Akademie der Malerey, Bildhauer und Baukunst zu Cassel. Enthält die Statuten und Geschichte derselben. IV. Vom plötzlichen Uebergang der Seele

aus einem Entgegengesetzten in das andere, vom Prof. Tiedemann. V. Noch etwas zur Geschichte der Aufwandsgesetze. VI. Ueber den deutschen Gerichtsstyl. Der Verf. führt eine Menge von lateinischen Wörtern an, die man in dem Gerichtsstyl gebraucht, unerachtet man eben so gute deutsche hat, und eyfert überhaupt gegen die bisherige Beschaffenheit desselben. Endlich werden ja doch auch wohl die Rechtsgelehrten einsehen, daß ihr Ansehen durch den Gebrauch eines kauderwelschen Styls nicht erhöhet wird, und mit Ernst auf die gänzliche Umformung desselben bedacht seyn. Aber es ist wirklich zu bewundern, daß dies so langsam geht. VII. Vom Bergbau am Arzberge, bey Eisenärz in Steyermark, vom Assessor Wille. VIII. Versuch einer Beantwortung der Frage: Ist der Vorwurf, daß das übermäßige Kartoffelpflanzen den Verfall des Ackerbaues und der Mühlen nach sich ziehet, gegründet? vom Pfarrer Varnhagen. Ist die zweyte Abhandlung über diese Preisfrage, welche von der Casselschen Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste einen Theil des Preises erhielt. Die erste stand im zweyten Stücke dieser Beyträge. IX. Schluß der Prüfung von Kant's Grundsätzen. X. Schreiben über die Kempelische Schachspiel- und Redemaschine. XI. Von arabischen Handschriften auf der Casselschen Bibliothek, vom Prof. Wepler. Recensionen und gelehrte Nachrichten beschließen dies Stück, wie die vorigen.

Y.

Auswahl zur nützlichen Lektüre für Frauenzimmer. Erster Theil. Von dem Verf. des Lesebuchs für Frauenzimmer. Flensburg und Leipzig in der Kortenschen Buchhandlung. 1785. 1 Alph. 13 Bogen. 8.

Eben dies Buch wird auch unter dem Titel:

Lesebuch für das Frauenzimmer; vierter Theil

verkauft. Freylich giebt es jetzt schon der Lesebücher für alle Geschlechter, Stände, Klassen und Alter der Menschen so

viele

viele, daß gewiß die allerstrengste Auswahl nöthig ist, wenn der Käufer bey manchen viel versprechenden Titeln nicht hintergangen werden soll. Gegenwärtiges Buch ist indessen immer als eine lehrreiche und angenehm unterhaltende Lektüre zu empfehlen, und es wäre sehr zu wünschen, daß dadurch die empfindelnden Romane und Schauspiele, besonders aus den Händen junger unverheyratheter Frauenzimmer verdrängt werden möchten. Rec. kennt die traurigsten Beyspiele, daß Mädchen, von sonst guten Naturgaben und den trefflichsten Anlagen zu künftigen Hausmüttern, blos durch das Lesen schwärmerischer Romane, so sehr von aller häuslichen Thätigkeit entwöhnt werden, daß ihnen nachher jede Gattin- und Mutterpflicht anekelte, Mann und Kinder also natürlich ins Verderben und die Familie oft in Schimpf und Schande gestürzt ward. — Das alles ist von diesem Buche nicht zu fürchten, vielmehr ist es jedem Frauenzimmer in Stunden der Muße, deren doch immer einige von häuslichen Geschäften übrig bleiben, zu empfehlen. Es enthält 1) prosaische Aufsätze, theils Dialogen, theils Betrachtungen über die Pflichten des häuslichen Lebens aus alten und neuern Schriftstellern. 2) Erzählungen, Fabeln und Einfälle, durchgehends sehr gut gewählt. 3) Briefe, aus deutschen und ausländischen Schriften gesammelt. 4) Kurze Biographien und einzelne Handlungen merkwürdiger Frauenzimmer; lehrreich, unterhaltend und zum Theil sehr interessant. 5) Gedichte; keine süße Näschereyen; größtentheils aus den Musenalmanachen. 6) Einzelne Gedanken und Stellen aus verschiedenen Schriftstellern; enthalten größtentheils moralische Fragmente, schön und lehrreich.

Die Kunst des Buchbindens; herausgegeben von D. J. J. H. Bücking. Stendal, bey Franzen und Grosse. 1785. 1 Alph. 8.

Wie der Verf. dazu gekommen, über eine seiner Sphäre so sehr entlegene Materie zu schreiben, das erzählt und rechtfertigt er in der Vorrede vollkommen. Von der Abhandlung selbst wird es genug gesagt seyn, wenn Rec. sie nach seiner völligen Ueberzeugung nicht nur blos für Liebhaber, sondern auch selbst für jeden Professionisten lehrreich und nützlich gefunden.

funden. Auch verdient dies Buch schon darum für manche andre aus dem technologischen Fache ein vorzügliches Lob, daß die Materien auf eine gute Art geordnet und in leichter fließender Schreibart vorgetragen werden. Noch sind zwey Kupfertafeln zur Erklärung der Instrumente und mancherley Handgriffe hinzugefügt, die auf dem Titel nicht angegeben werden.

Mb.

Handbuch fürs schöne Geschlecht, zum Nutzen und Vergnügen. Erstes Jahr. 1785. Zweytes Jahr. 1786. Altona, bey Eckhardt.

Der Verf. hat sich vorgenommen, in Verbindung mit mehr gelehrten und einsichtsvollen Männern dem schönen Geschlecht einen Almanach in die Hände zu geben, in welchem sie, Religion und gewöhnliche Handarbeiten ausgenommen, von alle dem Unterricht bekämen, was Frauenzimmer von gutem Stande und Erziehung nöthig ist. Er erkennt selbst die Schwürigkeit seines Unternehmens und urtheilt von demselben mit rühmlicher Bescheidenheit. Um unsern Lesern einen Begriff davon zu machen, wollen wir den Inhalt des ersten Jahres anzeigen. Erstlich ein Calender und Globus, dann Erdkunde, kurze Nachricht von den jetzt lebenden regierenden Häuptern in Europa, Beschreibung und Abbildung der Nonnen- und Mönchsorden, Naturgeschichte der Insekten, Gedichte, Blumenwartung, Vorsichtsregeln bey Krankheiten, moralische Aufsätze, Künste, Schönheit, Putz und Oekonomie betreffend. Rec. kann versichern, daß sowohl die Wahl der Sachen, als auch ihre Einkleidung der Absicht des Verfassers größtentheils entspricht, und der bestimmten Klasse von Leserinnen angemessen ist. Am wenigsten haben ihm die Gedichte genug gethan, unter welchen nur ein Paar sich über das Mittelmäßige erheben. Ein gewöhnlicher Fall in Sammlungen dieser Art!

Qm.

Nach-

Nachrichten.

Der Herzogl. Braunschweigische Ingenieur Obristwachtmeister Herr von Mauvillon kündigt auf Pränumeration bey P. Bourdeaux in Berlin nachfolgendes wichtiges Werk an: eine Militärgeschichte der Feldzüge von 1745, 1746 und 1747 in den Niederlanden. Des regierenden Fürsten von Waldeck Durchl. hat demselben alle die zu diesen 3 Feldzügen gehörigen Papiere und Plane Seines Durchl. Vaters dazu gegeben, welcher damals das höchste Kommando über die holländischen Truppen hatte. Es sollen 3 Bände werden, jeder von 2 Abtheilungen, mit Charten und Plans. Jedem Bande wird eine allgemeine Charte des ganzen Feldzuges, in Sectionen beygefügt werden, welche bey dem ersten Bande 12 Blätter ausmachen wird. Dieses Werk wird auch in französischer Sprache herauskommen.

* * *

Von des Herrn Geheimen-Secretär Gotter zu Gotha, hie und da zerstreuten Gedichten kündigt Hr. Ettinger eine Edition in 2 Bänden in groß 8. zur Ostermesse 1787 an.

* * *

Der berühmte Wieland kündigt eine neue Uebersetzung der Werke des Lucian an, wovon die zwey ersten Bände 1788 erscheinen sollen, und von jedem Leser von Geschmack gewiß mit Ungeduld erwartet werden.

* * *

Hr. Prof. Fischer in Halle, giebt im Verlage bey Fr. Dan. Francke eine Geschichte Friedrichs II. Königs von Preußen heraus. Dieses Werk, welches der besonders gedruckten Anzeige nach, zum Theil noch unbekannte Nachrichten und Anekdoten enthält, und als ein Lesebuch für alle Classen ohne Citaten und Beylagen eingerichtet seyn soll, erscheint Ostern 1787. Diese ganze Geschichte wird in einem Bande und sehr billigen Preise erscheinen.

Es wird ein niederelbisches historisch-politisch- und litterarisches Magazin angekündigt, von dem mit dem Jahr 1787. monatlich ein Stück zu Hamburg in der Bohnschen Buchhandlung herauskommen soll.

* * *

In Wien im Verlage des Herrn von Kurzböck soll eine vollständige und unpartheyische Geschichte der Illuminanten in Baiern herauskommen, welche zugleich ein Beytrag zur Geschichte der Philosophie und Moralität unsrer Zeit seyn soll.

Beförderungen.

1786.

Der bisherige Königl. Preuß. Kanzleydirektor zu Ellrich, wie auch Herzogl. Kurländische Legationsrath, Herr Leopold Friedrich Günther Göking, ist vor kurzem zum Königl. Preuß. Kriegs- und Domänenrath bey der Kammer zu Magdeburg ernannt worden.

Der regierende Fürst von Schwarzburg Rudolstadt hat Herrn Rudolph Zacharias Becker, den Verfasser einer von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönten Preisschrift und der mit so allgemeinem Beyfall beehrten deutschen Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, den Rathcharakter ertheilt, und zwar, wie das Dekret sagt, in Rücksicht der von ihm herausgegebenen Schriften.

An die Stelle des am 19ten Nov. in seinem 66sten Jahre verstorbenen Hrn. Joh. Wilh. Milo, ist Hr. Prof. Löffler, Inspektor der Kirchen und Schulen wie auch Pastor primarius zu Frankfurt an der Oder geworden. Letzterer hatte ohnehin schon seit 3 Jahren des Erstern Aemter versehen.

Die Erziehungsgesellschaft in Stockholm hat den berühmten Hrn. F. E. von Rochow zu Rekahn zu ihrem Mitgliede aufgenommen.

Hr.

Hr. Prof. Joh. Kern in Ulm, bisheriger Pfarrer in Jungingen, ist mit Beybehaltung seiner Professur, Pfarrer in Pfuhl, und an seine Stelle Hr. Vicarius Joh. Mich. Frik, Pfarrer in Jungingen geworden.

Todesfälle.

1786.

Den 2ten Nov. starb zu Helmstädt Hr. Joh. Karl Christoph Ferber, Prof. der Logik, Metaphysik und Moral, im 47sten Jahr.

Den 19ten November starb zu Hamburg Hr. Abraham August Abendroth, der Hamburgischen Gerichte ordentlicher Prokurator, im 62sten Jahre. Er hat kein Buch geschrieben, besaß aber nebst vorzüglichen Kenntnissen in der Rechtsgelehrsamkeit, ausgebreitete Kenntnisse in der Metallurgie, Botanik, Physik und Litteratur. Er hatte in verschiednen Fächern, Antheil an der allgemeinen deutschen Bibliothek, die wegen seiner Einsichten und wegen seines Fleißes, durch seinen Tod einen wirklichen Verlust leidet.

Am 25sten Nov. starb Hr. Nathanael Gottfried Leske in Marburg, wohin er, wie wir letzthin meldeten, von Leipzig berufen worden war, nachdem er daselbst kaum acht Tage gelebt hatte, im 36sten Jahre seines Alters.

An demselben Tage starb in Wien Hr. Markus Anton Edler von Plenciz, Doktor der Arzneygelahrheit und Senior der medicinischen Fakultät, in seinem 86sten Jahre.

Am 2ten December starb in Anspach Herr Gottlieb Paul Christ, Fürstl. Brandenburgischer Hof- und Regierungsrath, wie auch Professor und Bibliothekar an dem Gymnasium zu Anspach, Bruder des längst verstorbenen und berühmten Leipziger Gelehrten, ein Mann von ausgebreiteten historischen und humanistischen Kenntnissen, im 80sten Jahre seines Lebens.

